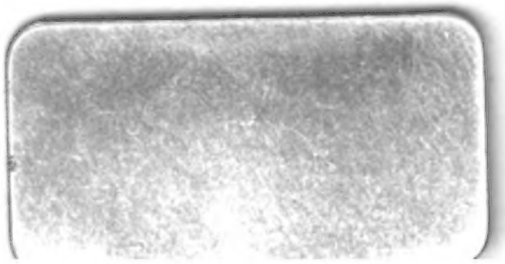
600099406Y



Digitized by Google

Lebensgeschichte

der

Kirche Jesu Christi.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit einem Vorwort

von

Dr. K. B. Hundeshagen,
Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Erster Band.

Die drei ersten Jahrhunderte.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1857.

Bl. e. 210.

Digitized by Google

Book Title Goes Here

Author Name

Publication Info

Vorwort.

Wenn ich dem Wunsche des Herrn Verfassers, seine „Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi" mit einem Vorwort zu begleiten, hiemit gern entspreche, so geschieht es nicht etwa, um dessen wissenschaftlichen Beruf zu einem solchen Unternehmen von meiner Seite zu beglaubigen, oder für das von ihm in diesem ersten Band Geleistete erst ein empfehlendes Zeugniß auszustellen. Abgesehen von der Frage, ob mir dergleichen zustände, so wäre es im vorliegenden Falle vollkommen unnöthig, ja sehr übel angebracht, indem der Herr Verfasser seinen Beruf als Forscher und Darsteller auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte bereits in trefflichen Leistungen bewährt hat und folglich die auf demselben erworbene Anerkennung sicher und ganz von selbst auch dieser seiner Erstlingsarbeit auf dem speziellen Feld der Kirchengeschichte als günstiges Vorurtheil fördernd entgegenkommen wird. Ohne meine Freude an demjenigen verschweigen zu wollen, was der Fleiß, die ausgebreitete Kenntniß und der unbefangene Forschungsgeist des Herrn Verfassers den Lesern hiemit darbietet, ist es doch vornehmlich ein anderer Grund gewesen, welcher mich bestimmt hat, seinem Buche einige Worte vorauszuschicken, nehmlich das Bedürfniß, in Gemeinschaft mit dem Herrn Verfasser das zu bezeugen, daß die christliche Kirchengeschichte nicht bloß den Theologen oder den Gelehrten überhaupt, sondern

daß ſie zugleich der Gemeinde gehört, und zwar in der von dem Herrn Verfaſſer eingeſchlagenen Richtung: der Gemeinde in allen ihren mannigfaltigen Abſtufungen.

Die Geſchichte iſt ſchon rein für ſich betrachtet etwas überaus Lehrhaftes; ſie iſt eine Lehrerin von göttlichen und menſchlichen Dingen. Denn alle Geſchichte iſt Geiſt, und zwar nicht mehr unſichtbarer, ſondern körperlich und damit ſichtbar gewordener Geiſt. Der göttliche und der menſchliche Geiſt ſind die bewegenden Mächte in aller Geſchichte und bilden ſich in den Thatſachen ab; aber nicht als verſchwindende Spiegelbilder, welchen der Augenblick das Daſeyn gibt und welche der Augenblick wieder hinwegnimmt, ſondern wie die Darſtellungen, welche ein großer Bildner in den harten Stein gräbt und welche den Zeitenwechſel überdauern. So ſchaut der Menſch in der Geſchichte die Gedanken und Thaten ſeines Geiſtes, aber auch die Gedanken und Thaten ſeines Gottes. Gleichwie die höchſten Gebirgszüge emporragen über die niedern Berge und Hügel, und dieſe, obſchon ſie ohne Ordnung, vielmehr in gänzlicher Regelloſigkeit ausgeſtreut um jene her zu liegen ſcheinen, dennoch von denſelben zu einem Gebirgſyſtem vereinigt werden, welches die kleinen von den großen in ihren Verhältniſſen durchgreifend bedingt erſcheinen läßt: ungefähr ebenſo verhalten ſich in den Bildern der Geſchichte die wenigen, aber großen und ſcharfen Umriſſe, die ſelbſt für unſer blödes Auge unverkennbar der göttliche Geiſt darin gezeichnet hat, zu der zahlloſen Menge kleiner Figurationen, welche der Menſchengeiſt darin zurückließ. Ohne daß er es weiß, ohne daß er es oft will, muß ſich der Menſchengeiſt dennoch dem großen, von einer höhern Macht regierten Ganzen einordnen. Das Willkürliche wird vom Geiſt Gottes herangeholt zum Dienſt, ja oft genug ſelbſt in ſeinem Widerſtreben zum leuchtenden Zeugniß für die ungeſchwächte Geltung ewiger Ordnungen, und das Kleine und

Digitized by Google

Einzelne gewinnt seine Bedeutung erst in dem Großen und Ganzen des Rahmens, mit welchem die göttliche Vorsehung die menschlichen Dinge umspannt.

Die Geschichte besitzt darum vermöge ihres lehrhaften Charakters ein hohes, allgemein menschliches Interesse; in der Kirchengeschichte aber verbindet sich damit noch ein besonderes, christliches.

Denn die Kirche ist das Reich Gottes auf Erden, das Reich Gottes in seiner endlichen und zeitlichen Darstellung, die Gemeinde der Heiligen in ihren Anfängen, aus welchen sie hinstrebt nach der in der himmlischen Heimath zu erlangenden Vollendung.

Schon der Begriff eines Reiches, einer Gemeinde schließt ein bloßes Fürsichseyn der einzelnen Glieder des Reiches aus. Auch die heilige Schrift kennt die Kirche nur als eine enge Verbindung aller Glieder unter einem Haupte zu einem organischen Leibe. Die Liebe Aller zu dem gemeinsamen Haupte und diejenige jedes einzelnen Gliedes zu allen übrigen, jenes innige und reine Gemeinschaftsgefühl, welches durch die von jedem Einzelnen selbsterfahrene Liebe dessen erweckt wird, in welchem Gott die Welt geliebt hat, bildet das Band der Vereinigung, welches theils in kleinern Raumverhältnissen sichtbar sich darstellt, theils als unsichtbares selbst über die weitesten Raumverhältnisse hinausgreift.

Die christliche Liebe kennt keine räumlichen Grenzen; die Nähe und die Ferne sind in ihr beschlossen, die trennenden Schranken der Volksthümlichkeit in ihr aufgehoben; die Gemeinschaft der Heiligen soll in ihrem Fortschritt den Erdkreis umfassen; selbst diejenigen, zu denen die frohe Botschaft noch nicht vorgedrungen ist, sind durch ihre Mitberufung schon voraus in unser Gemeinschaftsgefühl aufgenommen.

Aber die christliche Liebe kennt nicht nur keine räumlichen, sondern sie kennt auch keine zeitlichen Grenzen. Wie sie hoffend und glaubend schaut in die Zukunft, so blickt sie

Digitized by Google

dankend und segnend in die Vergangenheit zurück. Die Gemeinschaft erstreckt sich nicht bloß über die Mitpilger auf dem Wege zur himmlischen Heimath, sondern auch auf diejenigen, welche der streitenden Kirche hienieden und ihren Unvollkommenheiten schon entrückt sind. Auch sie bleiben die Unserigen; sie sind unsere Vorgänger, Vorarbeiter, die Streiter, die durch uns auf ihrem Posten abgelöst worden sind und deren Glaubenslosungswort auf uns übergegangen ist. Unsere kirchlichen Zustände sind die Früchte ihrer vom Herrn gesegneten Arbeit in seinem Weinberg; ihr Kampf, ihre Mühen, ihre Leiden und Opfer sind uns zu Gute gekommen, ihre Verirrungen haben uns viele hochwichtige Erfahrungswahrheiten erkauft, ihre Vergangenheit ist die Mutter unserer Gegenwart.

Sollte daher nicht auch die Gemeinde berechtigt und berufen seyn, den reichen Schatz von Belehrung, Warnung, Mahnung, Stärkung und Erbauung, welcher in der Kirchengeschichte als dem treuen Bericht von der Stiftung und Entfaltung, dem Gang und den Schicksalen des Reiches Gottes auf Erden enthalten ist, zu ihrem Frommen zu erheben?

Schon Luther kannte sehr gut den hohen lehrhaften Werth der Geschichte. „Was die Philosophie," sagt er, „weise Leute und die ganze Vernunft lehren und erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich sey, das gibt die Historie mit Geschichten und Exempeln gewaltiglich, und stellt es vor Augen, als wäre man dabei." Im Sinne dieses Ausspruches pflegte Luther selbst nicht selten geschichtliche Stoffe in seine Predigten zu verweben, und in den nächstfolgenden Zeiten wurde ihm darin nachgeahmt. So gelangte die Geschichte von der Kanzel herab allerdings auch an die Gemeinde. Aber abgesehen davon, daß auf diesem Wege derselben nicht zusammenhängende, sondern nur bruchstückweise Mittheilungen gemacht werden konnten, ist gewiß der Umstand merkwürdig, daß weit seltener und weniger zweck-

Digitized by Google

mäßig die kirchengeschichtlichen Stoffe benützt zu werden pflegten, als diejenigen aus der sogenannten Profangeschichte. Der Grund ist leicht zu entdecken. Die Geschichte der alten Welt, aus welcher man vorzüglich schöpfte, war nehmlich in Rücksicht auf das sittlich-praktische Element oder auf das, „was zum ehrlichen Leben nützlich ist", in den Schriften eines Plutarch, Valerius Maximus u. A. weit mehr durchgebildet, als es die Kirchengeschichte im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert durchschnittlich war. Hatte ja die herrschende Theologie schon vor Ausgang des Reformationsjahrhunderts in unserem Deutschland eine in vieler Hinsicht höchst beklagenswerthe Richtung genommen. Das Beklagenswerthe bestand darin, daß man in falschem Eifer für die Reinheit der Lehre sich unwillkürlich gewöhnt hatte, die Kirche nur als eine Lehranstalt, das Evangelium als eine Reihe von scharf begrenzten und in Wirklichkeit meist nur für Gelehrte verständlichen Lehrartikeln, den Glauben aber nur anzusehen als die Willigkeit, diesen Lehrartikeln sich zu unterwerfen. So kam es dahin, daß man auch in der Kirchengeschichte nicht sowohl Nachweisungen sammelte und suchte über die Führungen der christlichen Gemeinde durch ihren Herrn und Zeugnisse vom Walten des heiligen Geistes im Glauben und Leben derselben, sondern daß man fast ausschließlich und mit nicht immer gerade sehr einsichtigem Eifer in derselben nur die Berichte sammelte über Männer und Parteien, welche in alten und neuen Zeiten durch wirkliche oder vermeintliche Abweichungen von der reinen Lehre und Störungen des kirchlichen Friedensstandes sich einen Namen gemacht haben. Ward solchergestalt das Fach der Kirchengeschichte fast nur im Dienst eines einseitigen Eifergeistes und einer herzlosen Streittheologie bearbeitet, so kann es freilich nicht unsere Verwunderung erregen, wenn wir jenes Zeitalter, so bald es sich um „Geschichten und Exempel" handelte, die zum „ehrlichen Leben nützlich" sind, anstatt sie aus

der christlichen Vergangenheit zu schöpfen, zu den Reden und Thaten der Heidenwelt seine Zuflucht nehmen sehen.

Der Alleinherrschaft jener Eifer- und Streittheologie und alles dessen, was damit zusammenhing, wurde bekanntlich ein Ende gemacht durch den frommen Spener und die von ihm ausgehende pietistische Geistesbewegung in der Kirche. Mit der ihm eigenen Gelindigkeit suchte Spener zwar die Schwächen und Verirrungen der eifernden Väter zu entschuldigen. Die Unerläßlichkeit einer evangelischen Lehre aber für den Bestand und das Gedeihen der evangelichen Kirche zu läugnen, kam natürlich einem Manne von so erleuchtetem Geist und von so hervorragendem praktischem Kirchenverstand ohnehin nicht in den Sinn. Dagegen bekämpfte er allerdings das herrschende Vorurtheil, als ob die von der reinen Lehre Abweichenden zu allen Zeiten lediglich Bösewichter gewesen seyen, und lehrte sie statt dessen kennen als Irrende, die man eines Bessern belehren, als Kranke, die man auf liebreiche Weise heilen müsse. Bei Weitem am Wichtigsten aber war es, daß Spener es dem Zeitalter nachdrücklich zu Gemüth führte, daß reine Lehre nicht so viel ist als bloße Lehre, ja daß der Lehre in ihrer Reinheit nimmermehr sich bemächtigt, wer die Lehre bloß lernt und überdenkt, sondern nur derjenige, welcher sie zugleich lebt und durchlebt. Um es kurz zu sagen: Spener wurde der mächtige Herold einer fast in Vergessenheit gerathenen Wahrheit, die der Apostel (Röm. 1, 16.) da ausspricht, wo er „das Evangelium eine **Kraft** Gottes, die da selig macht Alle, die daran **glauben**", nennt, während man nach der bisherigen kirchlichen Praxis hätte versucht seyn können, anzunehmen, der Apostel habe das Evangelium etwa genannt: eine **Wissenschaft** von Gott, die da selig macht Alle, die sich zu deren künstlichen, gelehrten Lehrformeln **bekennen** und für dieselben **eifern.** Mit der lebendigen Erinnerung an jene Wahrheit war für die Kirche Großes gewonnen·

Auch machte sich dieselbe bald auf allen Seiten fühlbar, und zwar unter Anderem dadurch, daß nunmehr die heidnischen Geschichtsexempel von der Kanzel verschwanden, überhaupt auf diese Art von bruchstückartigen geschichtlichen Belehrungen im öffentlichen Gottesdienst verzichtet ward. Dafür gingen nun aber aus dem Schooße des Pietismus Schriften, wie diejenigen von Arnold, Reitz, Knapp u. A., hervor, in welchen der Gemeinde zuerst in deutscher Sprache zusammenhängende Geschichtsbelehrungen geboten und zur Ehre des Christenthums der Beweis geliefert ward, daß, wenn die heidnischen Exempel gut, die christlichen doch noch besser sind, und daß einen unerschöpflichen Reichthum von solchen Exempeln „zum ehrlichen Leben nützlich" die durch die Kraft Gottes im Evangelium nicht bloß jenseits, sondern schon hienieden selig gewordene Vorzeit der gläubigen Gemeinde in sich schließe.

In der Folgezeit ist die christliche Kirchengeschichte mit *großem Fleiß* angebaut worden; auch haben die letzten Jahrzehnde eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schriften hervorgebracht, welche sich zum Zweck setzen, die Gemeinde mit den Schicksalen der Kirche Christi bekannt zu machen. Sie sind ebensowohl Zeugnisse für das Vorhandenseyn eines Bedürfnisses dieser Art, als für das Streben, dasselbe zu befriedigen. Auch Bedürfnisse, welche man in älterer Zeit weniger stark empfand, haben neuerdings das Interesse für kirchengeschichtliche Belehrungen wecken helfen, z. B. dasjenige der Stärkung des kirchlichen Gemeinschaftsgeistes entgegen den auflösenden Wirkungen eines flachen Unglaubens, wie eines engherzigen Sektengeistes. Ferner haben die erneuerten feindseligen Tendenzen Roms und die Aufgaben in Betreff einer verbesserten innern und äußern Organisation der Kirche, denen sich der deutsche Protestantismus nicht länger entziehen kann, eine gründlichere Orientirung über die Vergangenheit als eine Nothwendigkeit nahe gelegt. Aber so gelungen, auch

nach dem Urtheil des Herrn Verfassers (vgl. S. 413), einzelne dieser Bücher sind, so lassen sie doch der Mitbewerbung um den Preis einer nach Umfang und Geist dem Bedürfniß eines größern Leserkreises angepaßten Kirchengeschichte noch einen weiten Spielraum. Am Wenigsten aber zeigt sich eine Darstellung, wie die vorliegende, welche, anstatt die Lehrentwicklung zur Hauptsache zu machen, vor Allem wieder auf den Begriff des Lebens zurückzugehen, das Leben der Kirche, die Einwirkungen des Christenthums auf alle Gebiete des Irdischen zur Erscheinung zu bringen verspricht, als überflüssig. Daher wünschen wir dem Herrn Verfasser, der so ernstlich auf den Luther-Spener'schen Gedanken zurückgelenkt hat, Kraft und Freudigkeit von Oben, um sein begonnenes Werk in diesem Sinne fort- und zum Frommen der Gemeinde baldigst zu Ende zu führen. Allen aber außerhalb wie innerhalb der Gemeinde wünschen wir, daß sie aus dem Spiegel der Geschichte das Werk Christi immer deutlicher erkennen lernen mögen als ein Rath und Werk aus Gott, welches man ebendarum nicht hat dämpfen können und niemals dämpfen können wird, Apostelgesch. 5, 38. 39.; das Evangelium als einen Sauerteig, der, wenn auch nur still und allmälig, doch zuletzt die ganze Masse durchdringt und selbst die widerstrebendsten Stoffe umwandelt, Luc. 13, 21.; das Wort Gottes, auch in dem Lebensgang jedes Einzelnen, als die Kraft, selig zu machen Alle, die daran glauben, Röm. 1, 16.; den Glauben endlich als die gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Hebr. 11, 1.

Heidelberg, 15. Mai 1857.

Hundeshagen.

Vorrede des Verfassers.

Vor ein paar Jahren schrieb ich aus einer besonderen Veranlassung: „O wie ist es so schön, und wie erhebt es das Herz und wie stärkt es alle Nerven des Geistes, den Tritten Gottes nachzugehen in dem Lebensgang der christlichen Kirche! bei den leuchtenden Fußstapfen, die oft so tief eingedrückt sind, stille zu stehen und anzubeten in demüthigem Bekenntniß und in Bewunderung: Das ist Gottes Gang! Und nur wenige Christen kommen dazu. Wollten wir die Reihen durchwandeln von Hunderttausenden und Einen um den Andern fragen: Kennst du den Gang Gottes in der christlichen Kirche? so würden neunundneunzig von Hunderten, Einer um den Andern, wenn sie die Wahrheit sagen wollten, antworten müssen: Nein, ich kenne ihn nicht."

Man liest, man verschlingt die Denkwürdigkeiten großer und kleiner Herren, die oft, mehr oder minder, sehr undenkwürdig sind. Man ist zu Hause in den Lebensgeschichten einzelner Menschen, und in den Lebensgeschichten der Völker, nur nicht in der Lebensgeschichte der christlichen Kirche.

So großartig das Leben der christlichen Kirche, so erhaben ihre Geschichte ist, für Millionen Christen ist dieses Leben und seine Geschichte etwas Niegehörtes, etwas Fremdes. Für Andere, und deren sind ebenfalls Hunderttausende, ist diese Geschichte etwas kaum oberflächlichst Gekanntes, Etwas, das sie in der Kindheit oder Jugendzeit wohl so theilweise gehört haben, das ihnen aber längst verklungen ist.

In der Weltgeschichte überhaupt offenbart sich Gott. Gottes Geist ist es, was in der Geschichte lebt. Aber ganz besonders ist Gott in der Geschichte der Kirche zu fühlen und zu spüren. Göttlicher Geist ist ihre Lebenskraft; und deut-

licher und greifbarer als irgendwo tritt im Lebensgang der chriſtlichen Kirche das Weben und Walten Gottes hervor, ſo daß man hinweiſen und ſagen kann: „Das iſt Gottes Finger! Sein erfriſchender Hauch iſt es, der hier geht und belebt! Gottes Fuß iſt es, der auf dieſem Boden wandelt! Gottes Hand, die hier geführt und geleitet hat! Hier iſt heiliges Land, hier iſt Reich Gottes!"

Die Kenntniß des Reiches Gottes auf der Erde, ſeiner Gründung und ſeiner Verbreitung über die ganze Erde hin, aus den engeren Kreiſen der Wiſſenſchaft hinaus in die weiten Kreiſe des Volkes, in alle Schichten der Geſellſchaft zu tragen, dazu ſoll die vorliegende Schrift mitwirken, durch eine klare, allgemein verſtändliche Darſtellung.

Die Wiſſenſchaft hat ein reiches Material bereitet. Es bedarf nur, den Forſchungen der Gelehrten diejenige Geſtaltung zu geben, in welcher ſie Alle anſprechen, und es iſt dann zu hoffen, daß die Kirchengeſchichte zum Gemeingut der Nation werde, wie die Weltgeſchichte dazu gemacht worden iſt.

Zu dieſer Geſtaltung gehört aber nicht blos eine volksthümliche Behandlung, ſondern namentlich auch das, daß das Leben der Kirche nur in ſeinen großen Hauptmomenten erfaßt und in großen Zügen dargeſtellt werde, als ein lebendiges Ganzes.

Zu dieſem Zwecke galt es auch hier, wie ich es ſchon anderswo ſo gehalten habe, nicht Maſſen von Thatſachen zu häufen, vielmehr zu ſcheiden, auszuſondern, auszuwählen, zu gruppiren, ganze Zeiten und Richtungen in der Charakteriſtik der den Geiſt in der Zeit vertretenden Perſönlichkeiten zur Anſchauung zu bringen, und Alles in ſeinem wahren urſächlichen Zuſammenhang darzuſtellen, zu raſchem und freiem Ueberblick. Es galt, das Kleine und Unbedeutende, das, was nicht wiſſenswerth und nicht von weltgeſchichtlichem Einfluß geweſen iſt, wegzuräumen, und dadurch das Große und Bedeutende, das, was in der Entwicklung des chriſtlichen Lebens von weſentlichem Einfluß war, recht und völlig ſichtbar zu machen.

Ich habe das gegebene wissenschaftliche Material, auch das Allerneueste, benützt, und ihm Gestaltung zu geben gesucht in der Art, wie sie vorliegt. Das Buch ist nicht für Männer vom Fache geschrieben, sondern, wie gesagt, für die weiteren Kreise der Gesellschaft; auch für Studirende, und für Solche, welche früher studirt haben: Beiden wird es in seiner Kürze und Faßlichkeit einen leichten und freien Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte der Kirche als ein lebendiges Ganzes geben, was diejenigen Schriften weniger vermögen, welche den Umfang und die Notizenanhäufung gelehrter deutscher Bücher haben.

Von Haus aus Theologe, früher neun Jahre, und gegenwärtig wieder seit dritthalb Jahren in kirchlichem Amte, habe ich mich seit lange mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt, obgleich ich jetzt zum ersten Male mit einer eigentlich kirchengeschichtlichen Schrift auftrete; und was ich in anderen meiner geschichtlichen Schriften Kirchengeschichtliches gegeben habe, hat die Anerkennung der ersten kirchengeschichtlichen Autoritäten gefunden, welche die Forschung und die Darstellung, und besonders die Unparteilichkeit, daran hervorhoben. So wenig man gegenwärtig in der älteren Kirchengeschichte den Sachkundigen Neues geben kann, so werden doch auch diese Solches finden, was mir eigenthümlich ist.

Ich habe das Ganze nach vier Hauptabschnitten abgetheilt. Sie heißen: **I. Die Gründung des Reiches Gottes auf der Erde oder die ersten drei Jahrhunderte der Kirche; II. die Kirche im Mittelalter; III. die Kirche im Reformations-Zeitalter; IV. die Kirche in der neuesten Zeit.**

Auch ich bin, wie Andere, der Ansicht, daß das Christenthum, also auch die Kirche, vor Allem Leben ist, Leben aus Gott, und dann erst Lehre. So sollte denn auch dieses Buch das Leben der Kirche, die Einwirkungen des Christenthums auf alle Gebiete des Irdischen, darstellen, nicht die Lehrentwicklung zur Hauptsache machen, und das Leben nur so nebenbei mitlaufen lassen. Der Lehre ist nur so viel Raum gegeben, als zur klaren Vorstellung dessen, was das jedesmalige Leben einer Zeit ist, nothwendig schien. Die

Hauptsache der Darstellung aber ist das Leben der Kirche. Darauf weist der Titel des Buches.

Möchte ich auf diesem Wege beitragen zur Verbreitung der Einsicht, daß das wahre Christenthum Leben und That ist, und daß die Wissenschaft der Religion nicht das Christenthum ist, sondern nur eine der dem christlichen Leben dienenden Mächte; daß das Christenthum zwar auch gewußt und gelehrt, aber vorzugsweise gelebt werden muß; daß nur derjenige Glaube selig macht, der auch das Licht des Geistes hat, und daß diejenigen Zeiten, in welchen der Glaube lichtlos und der menschliche Geist wie im Grabe gebunden war, unselig gewesen sind, und diejenigen unselig seyn werden, in welchen ein ähnlicher Geistestod wiederkehren würde; daß das wahre Christenthum ein schöner und tiefer Ernst ist, und kein Spielwerk und keine Art und kein Gegenstand des leichten Genießens; daß es nicht engherzig, sondern weitherzig seyn muß, wenn es das Leben und seinen Haushalt heben und verklären soll; und daß in den Kreisen der Geistesarmen und der Kinder ein schöner heller Glaube weit mehr zu finden ist als in den Kreisen der Hochgeistigen und Hochgelehrten.

Möchte besonders Mancher aus der Kenntniß der Lebensgeschichte der Kirche aufs Neue sich überzeugen, welche Kraft der Wahrheit in den Worten liegt: „Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ „Die Welt vergehet mit ihrer Lust.“ „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Möchte vorzüglich das Geschlecht unserer Tage aus der Geschichte der christlichen Vergangenheit lernen, daß es da, wo keine aufopfernde Liebe ist, kein Christenthum und keine Christen gibt, und keine große und schöne Zeit; und möchte es sich spiegeln in dem klaren Spiegel der christlichen Vorzeit.

Leonbronn in Württemberg den 25. März 1857.

W. Zimmermann.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Das heilige Land	1
Zweites Kapitel. Die Sehnſucht der heidniſchen Welt	12
Drittes Kapitel. Das Warten der Väter des alten Bundes	23
Viertes Kapitel. Das Judenthum kurz vor Chriſtus	27
Fünftes Kapitel. Phariſäiſche Erwartungen und Ausmalungen des Bildes vom Meſſias	30
Sechstes Kapitel. Die Fülle der Zeit	38
Siebentes Kapitel. Die Erſcheinung des Weltheilands	42
Achtes Kapitel. Der Täufer Johannes	55
Neuntes Kapitel. Der göttliche Lehrer	58
Zehntes Kapitel. Die Anfänge des neuen Reiches Gottes	65
Eilftes Kapitel. Die zwölf Säulen der Gemeinde	77
Zwölftes Kapitel. Jeſu letztes öffentliches Wirken	91
Dreizehntes Kapitel. Kreuzigung und Auferſtehung	103
Vierzehntes Kapitel. Die erſte Gemeinde Jeſu zu Jeruſalem	121
Fünfzehntes Kapitel. Paulus	138
Sechzehntes Kapitel. Die andern Apoſtel, und apoſtoliſche Männer	153
Siebenzehntes Kapitel. Johannes	163
Achtzehntes Kapitel. Untergang des jüdiſchen Staats	177
Neunzehntes Kapitel. Nächſte Folgen für das Chriſtenthum	184
Zwanzigſtes Kapitel. Falſche Meſſiaſſe und falſche Lehrer	188
Ein und zwanzigſtes Kapitel. Die Verfolgungen	192
Zwei und zwanzigſtes Kapitel. Der falſche Meſſias Barcochba	212
Drei und zwanzigſtes Kapitel. Neue Verfolgungen des Chriſtenthums	221
Vier und zwanzigſtes Kapitel. Der Märtyrer Polykarp	227
Fünf und zwanzigſtes Kapitel. Die Verfolgung in Gallien	234
Sechs und zwanzigſtes Kapitel. Neue Verfolgungen	243
Sieben und zwanzigſtes Kapitel. Die Reaktion des Decius	256

Digitized by Google

Seite

Acht und zwanzigstes Kapitel. Das Märtyrerthum . . 263
Neun und zwanzigstes Kapitel. Märtyrer unter Valerian. Nutzen der Verfolgungen für die Kirche 268
Dreißigstes Kapitel. Letzter Gewaltkampf des Heidenthums mit dem Christenthum. Anfang der diocletianischen Verfolgung 275
Ein und dreißigstes Kapitel. Die drei Kaiser-Erlasse . . 281
Zwei und dreißigstes Kapitel. Die Marter- und Todesarten 291
Drei und dreißigstes Kapitel. Das Scheitern der Verfolgung 296
Vier und dreißigstes Kapitel. Religionsfreiheit der Christen 301
Fünf und dreißigstes Kapitel. Constantin 305
Sechs und dreißigstes Kapitel. Zweites und drittes Gesetz für Religionsfreiheit der Christen 317
Sieben und dreißigstes Kapitel. Constantins Gang zur Alleinherrschaft 324
Acht und dreißigstes Kapitel. Sieg des Christenthums . 329
Neun und dreißigstes Kapitel. Zahl der Verfolgungen. Standpunkt für dieselben 333
Vierzigstes Kapitel. Der Geist des Heidenthums im Kampf mit dem Geist des Christenthums. — 1. Lucian . . . 336
Ein und vierzigstes Kapitel. 2. Celsus 350
Zwei und vierzigstes Kapitel. Verjüngungsversuche des Heidenthums. Neupythagoräismus. Porphyrius 365
Drei und vierzigstes Kapitel. Apollonius von Tyana . . 368
Vier und vierzigstes Kapitel. Der Neuplatonismus . . 377
Fünf und vierzigstes Kapitel. Waffen und Kampfart des Porphyrius und Jamblichus 388
Sechs und vierzigstes Kapitel. Mani und die Manichäer 392
Sieben und vierzigstes Kapitel. Die Ebioniten . . . 414
Acht und vierzigstes Kapitel. Die Gnostiker 417
Neun und vierzigstes Kapitel. Einzelne Gnostiker. 1. Cerinth 428
Fünfzigstes Kapitel. Einzelne Gnostiker. 2. Basileides . . 431
Ein und fünfzigstes Kapitel. Einzelne Gnostiker. 3. Valentin 447
Zwei und fünfzigstes Kapitel. Einzelne Gnostiker. 4. Die Ophiten 459
Drei und fünfzigstes Kapitel. Einzelne Gnostiker. 5. Karpokrates und Andere 471
Vier und fünfzigstes Kapitel. Marcion 477

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das heilige Land.

Das heilige Land — so heißt ein kleiner Fleck Erde, weil er geheiligt ist durch so Vieles, was darauf geschah und was von da ausging. Vor Jahrtausenden schon knüpften sich die heiligsten Erinnerungen von Millionen Menschen an diesen engen Raum, und noch heute ist derselbe für Millionen und aber Millionen Menschen, unter jedem Himmelsstrich der Welt, der heilige Boden, weil von ihm das Heil der Welt ausging, und weil der Glaube einer Welt diejenigen Stätten entweder wirklich noch weiß, oder sie da sucht und zu finden glaubt, an welchen die heiligsten Erinnerungen haften.

Was die Propheten des alten Bundes verkündet haben, was Jesus Christus geweissagt hat, ist in Erfüllung gegangen an Städten und Flecken: sie sind untergegangen, oder verwandelt worden. Kleine Anwesen haben sich da und dort über den Trümmern einst berühmter und volkreicher Städte gesetzt oder daneben; von anderen sucht der reisende Forscher die Spuren in fast unsichtbar gewordenen Resten der Vergangenheit. Ja selbst die frühere Herrlichkeit der Natur ist auf mehr als Einer Stelle dieses heiligen Bodens anders geworden, die Schönheit manches Hügels und manches Thales ist verwelkt und gealtert. Als der Prophet Jesaias im acht und zwanzigsten Kapitel sein Wehe rief über die Hauptstadt des Reiches Ephraim, da sprach er von der prächtigen Krone, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, die da stehe oben über einem fetten Thale, derer, die vom Weine taumeln. Die

Herrlichkeit des Hügels, der die Burg von Ephraim trug, ist verwelkt, obwohl er noch heute die Gestalt einer Krone hat; die alte Burg darauf ist bald nach des Propheten Wort zertrümmert worden, und von all dem, was nachher Herodes, der sogenannte Große, mit seiner Prachtliebe auf diesem Hügel gebaut hat, stehet heute nichts mehr, als eine Anzahl Marmorsäulen, ganz oder in Bruchstücken, und die Grundlagen von zwei Thürmen; und unterhalb der Oelbäume und Granatbäume liegt ein armseliges Dorf da, wo einst Samaria, die Hauptstadt des Reiches Ephraim, war.

Aber noch ragen sie, die Berggipfel, Ebal, „der Berg des Fluches", und Garizim, „der Berg des Segens"; noch wallen die Wasser in die schön bewachsene Ebene; und der letzte Rest der Samariter opfert noch heute auf dem Berge des Segens dem alten Jehovah das Passahopfer in strenger Verehrung der mosaischen Satzungen, und der Altarherd glühet noch heute da, wie in den alten Tagen, zur Osterzeit. Noch heute zeigen sie da in einem altarförmig zugehauenen Stein das Bethel, wo Abraham seinen Sohn Isaak Gott zum Opfer darbringen wollte, und gewaltige Steinquader erinnern noch an den großen Tempel, welchen Sanaballot und die nach ihm folgenden Statthalter Samarias auf dem Garizim erbauten. Hier ist der Boden, auf welchem die Propheten Elias und Elisa gewirkt haben; und in Nablus, dem alten Sichem, der einstigen und jetzigen Hauptstadt, zeigt man noch heute den Brunnen der Samariterin, an welchem Jesus Christus bei ihr saß. Ob gerade diese Cisterne es ist, oder ob sie es nicht ist — der Boden ist es jedenfalls, an welchen sich diese heilige Erinnerung knüpft; dafür zeugt der gewaltige graue Felskegel darüber, der aus der Ebene ragt, der alte Garizim, welcher unverrückt steht, wie er vor zwei Jahrtausenden stand und mit seiner Kuppe auf jenen Brunnen herniederschaute.

Das alte Anathoth heißt heute Anata, aber Name und Ort sind dieselben und bezeichnen uns noch heute die Geburtsstätte des Propheten Jeremia. Es ist nicht mehr die große herrliche Stadt, wie zu Salomos Zeiten sie war; nicht mehr die, die sie war, als die Römer sie feindlich umlagerten, die weitberühmte Stadt Jerusalem; aber der Ort ist derselbe, wo einst der Tempel Jehovahs

stand, der Sitz des Gottesdienstes, welcher der einzig wahre unter den alten Völkern war, während ringsum Alles den Göttern diente. Hier war die Wiege der christlichen Kirche; hier stand das Kreuz, das der Mittelpunkt der Weltgeschichte geworden ist, und kaum zwei Stunden davon wölbt sich die Kapelle über der Höhle, worin die Krippe die Wiege Jesu Christi war. Wo man hier hin tritt, da ist wichtiger Boden der Weltgeschichte, da ist heiliger Boden, auf welchem die Fäden der theuersten Erinnerungen der Christenheit zusammenlaufen, wie derer, welche nach dem Gesetz des Mose, und derer, welche nach dem Koran Mahomeds leben und beten.

Dieses heilige Land ist ein Theil des Berglandes Syrien, welches vom rechten Ufer des Euphrat allmählig aufsteigt und an der Küste des mittelländischen Meeres steil zum Meere hinabfällt. Der westliche Theil dieses Berglandes ist es, welcher heiliges Land heißt und ist. Kanaan, d. h. das Niederland, war sein ältester Name. Es hieß so im Gegensatz zu der östlichen Hälfte des Berglands Syrien, welches Aram, d. h. das Oberland, genannt wurde. Dieses Oberland trieb seine nackten, wilden zerrissenen Felsenkämme bis auf die Höhe von 10,000 Fuß über die Meeresfläche empor, und im Vergleich dazu war der südwestliche Theil nur Niederland. Das Land Israel hieß es später. Zuletzt wurde es von Griechen und Römern Palästina genannt. Nur ein und dreißig Meilen lang, nur zwanzig Meilen breit, ungefähr vierhundert und fünfzig Quadratmeilen groß ist dieser heiligste Boden der Erde. Im Norden gränzt dieser Boden an das Gebirg Libanon, im Osten an die syrische, im Süden an die arabische Wüste, im Westen an das mittelländische Meer; aber diese seine Westgränze hatte nur wenig Breite; denn oben an dieser Westgränze saßen die Phönizier, unten die Philister.

Dieser Küstensaum des heiligen Landes ist ein sehr schmaler Landstreifen, heiß, feucht, aber überaus fruchtbar. Bald hinter diesem schmalen Küstensaum heben sich über ihn die prachtvoll grünen Vorberge empor mit ihren weißen und gelben Kalksteinfelsen. Auf diesen Vorbergen da ist es nicht mehr heiß und feucht, da ist die Luft rein und kühl; es sind lauter lachende Terrassen, an-

gepflanzt mit Feigen und Maulbeerbäumen und Weingärten in schöner Abwechslung. Und hinter diesen Vorbergen ragen die höheren Bergzüge, ein wunderbarer Anblick! In den tiefblauen Himmel dunkelt hinein der Cedernwald, der ihren breiten Rücken schmückt, und noch vor dem höchsten Felsenkamm sind grüne Matten, auf deren Abhang schwarze Ziegen weiden, zahlreiche Heerden. Im Hintergrunde lagern die weißen Gipfel des Antilibanon, hoch über allen der große Hermon der Bibel in seiner Majestät: in diesem heißen Klima, wo der Sommer, wenn er in seiner vollen Gluth ist, mit den Feuerstrahlen der Sonne nicht selten Kinder, ja Männer tödtet, sind die Gipfel dieses Gebirges mit Schnee bedeckt.

Von diesem Gebirg herab fließen drei Quellen. Diese bilden den Jordan, dem bald eine große Zahl weiterer Quellen auf seinem Wege ihre Wasser zusenden. Seine Hauptquelle, die nördlichste von allen, entspringt in einem schönen Maulbeergarten, von Oleandern und weißen Rosen umblüht; und 8 Stunden über diese Quelle höher hinauf noch sind Wein- und Maulbeergärten und Fruchtfelder zwischen nackten, wilden Steinmassen, dann wird es steiler, felsiger, baumlos; und in der Ferne des Ostens glänzt die höchste Kuppe des Gebirgs mit ewigem Schnee im Blau.

Der Jordan eilt nach Süden zwischen steilen Felsenwänden in reißendem Lauf die Schlucht hinab, die anzusehen ist, wie eine tiefe Furche, eingerissen in das große Kalkplateau. Dann durchströmt er die Seen von Merom und Kinneroth.

Diese Seen werden gebildet durch die Bergwasser, welche von beiden Seiten herabrieseln. Das nördlichste dieser zwei See-Beken ist der Merom, und das Wort Merom bedeutet „oberes Wasser". Dieses obere Beken ist dritthalb Stunden lang und eine Stunde breit. Wohlbewachsen, wie ein Garten, ist die Landschaft, durch die es am Gebirgsabhang hingeht, unter dem Grün der Akazien und Terebinthen, der Tamarisken und Sindien. Rings um den malerischen See ist der Boden mit fettem Gras bedeckt. Zu dieser trefflichen Waide werden weit und breit her die Heerden getrieben; hier ist die Waide der Rinder von Basan, die in den heiligen Schriften so sehr gepriesen sind.

Der zweite See ist vier Stunden lang und anderthalb Stunden breit. Das ist der See Genezareth der Bibel, auch der See von Tiberias, oder das Galiläische Meer genannt. Mit einer tieferen Freude als andere Wasser begrüßt das christliche Auge den Spiegel dieses kleinen Meeres. Es ist an Umfang das unbedeutendste fast unter allen den sogenannten Binnenmeeren, aber es ist das berühmteste von allen; es hat seine besondere und ewige Weihe, weil Jesus Christus hier seinen liebsten Aufenthalt nahm, und weil Vieles aus der Geschichte des Reiches Gottes an den Ufern und auf den Wellen dieses Sees spielt.

Noch heute erinnern die Windstöße, die oft mit großer Heftigkeit aus den vom östlichen Ufer aufstarrenden Bergen Gadara's plötzlich über den See hereinbrechen, an jene Unwetter, von welchen die Evangelien erzählen, daß die Jünger ihnen ausgesetzt gewesen, wenn sie mit Jesus zu Schiffe gingen. Die Umgebungen des Sees sind reizend, zum Theil romantisch. Gewaltige Basaltmassen, wildzerrissene Felsklippen fallen manchmal steil in den See ab; und kaum ist man um die letzte Felsenkante herum, so wiegen Palmen ihre Krone, und Dörfer und Städte treten vors Auge. Noch heute findet man nicht weit vom See das alte Magdala, das jener Maria ihren Beinamen gab, deren Bild in tausend Gemälden der christlichen Kunst und in Millionen Herzen lebt; man findet es in dem arabischen Medschdel, ein Name, der eben das bedeutet, was das aramäische Wort Magdala, nämlich Burg.

Umsonst aber sucht heute das Auge am nordwestlichen Ufer des Sees die Städte Chorazin und Bethsaida, die einst in dieser Niederung lagen. Sie sind verschwunden; das Wehe ist erfüllt worden, welches der göttliche Mund über sie einst aussprach. Rings von Bergen eingerahmt zieht sich vom Seeufer landeinwärts die Ebene, in der die blühenden Städte lagen. Drei Bäche durchrauschen mit starkem Klang und bewässern reichlich die Landschaft; aber kein Chorazin und kein Bethsaida, keine Menschen, wie die jener Städte voll Weltfreude und Pracht, sind mehr da. Nur einzelne Höfe und Wassermühlen, welche die rauschenden Bäche treiben, sind weit von einander zerstreut darin, und Rinder-

heerden waiden auf den schönen Wiesen unter dem hochwachsenden Oleander. Selbst das Wasser dieser Landschaft labt nicht mehr; Salzwasser fließt in den Bächen, bitterlich ist sein Geschmack. An der nördlichsten Seespitze dauern noch Ruinen von dem alten Kapernaum (Kefer Nahum, d. h. Dorf der Anmuth). Ein kleiner Flecken haftet mit wenigen Menschen und ländlichem Leben an den Resten der alten blühenden Handelsstadt, und ein paar halbverfaulte Stapelplätze und zerlöcherte Schiffswrake waren Alles, was die neuesten Reisenden an die Schifffahrt erinnerte, welche vor zwei Jahrtausenden hier eine Stadt reich, aber auch üppig und sündenvoll machte.

So ist in dieser Landschaft Alles untergegangen, was hoch gepriesen war; nur das Wort des Herrn nicht, der unter den prächtig gekleideten Handelsleuten hier predigte, und der Geist nicht, der die armen Fischer begeisterte, dieses Wort weiter zu tragen, daß es das Leben der Welt wurde.

Dieses Bergland ist jedoch nicht überall von so dauernder Lieblichkeit der Natur, wie um den See Tiberias her. Sonst ist der Boden vielfach kahl und arm an Bäumen. Es ist die oberste unter vier Landschaften, in welche die Natur selbst das heilige Land eingetheilt hat, und in welche es auch zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, politisch und geographisch eingetheilt war. Diese oberste Landschaft hieß Galiläa. Der südwestliche Theil dieses Landes ist eine Hochebene und führte damals, wie in ältesten Zeiten, den Namen Ebene Esdraelon. Sie ist breit und grasreich, und statt der steilen Bergketten, die weiter oben schroff und malerisch ansteigen, sind es nur einzelne Berggipfel, welche diese Hochebene überragen. Jetzt ist diese Hochebene mit ihrem wellenförmig gebildeten Boden fast unbebaut; und in jener Zeit wogte hier das Getreide, und schönste Bäume standen voll schöner Früchte. Diese Hochebene reicht südlich bis zu der Gebirgsreihe von Jeneen, nördlich bis zu der von Nazareth. Kaum eine Meile von da ist es hinauf zu dem Berge Tabor, der sieben tausend Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt in höchst eigenthümlicher Gestalt, und der schönste der einzelnen Berggipfel ist, welche diese sogenannte Ebene überragen.

Dieser „Berg der Verklärung" wird weit hin gesehen, und lieblich schaut seine waldgekrönte Höhe in das Thal herein. Schaut man ihn von Süden, so steigt er, wie die Scheibe des halben Mondes, aus der Ebene; sieht man ihn von Norden, so zeigt er wieder eine eigenthümliche Bildung; er gleicht einem ungeheuern Seefisch mit gewaltigem plattgedrückten Kopfe; zugleich ist er der einzige Berg im ganzen heiligen Lande, der vom Fuße bis zur Scheitel grün bewachsen ist, und der oben Quellen trägt, süßen Wassers voll und nie versiegend. Dritthalb tausend Fuß hoch ragt sein Gipfel über Nazareth, Nain, Endor und Sunem empor, von wo einst der Glaube siegreicher Mutterliebe für ihr vom Sonnenstrahl getroffenes Kind zum Propheten eilte, die Sunamitin zu Elisa. Dieses Sunem, durch die Glaubenskraft der Mutterliebe und durch die Kraft des Gebetes in der Geschichte des Reiches Gottes gleich verherrlicht, heißt heutzutage Sulam.

Während unten in Sommertagen die Sonnenstrahlen glühend treffen, tritt man gleich am Fuße des Tabor in die Schatten des grünen Waldes ein. Eichen, Myrten, Akazien und Terebinthen breiten ihre Aeste untereinander, und ein bunter Flor von silbernen wie von blutrothen Blumen durchflicht den grünen Boden. Oben auf dem Gipfel wehet eine himmlische Kühle zu allen Zeiten. Am Südosten dieses Berggipfels stürzt die Felsenwand schroff ab, und den Spiegel des galiläischen Meeres und die weite Thalebene schaut man so nahe unter sich, als könnte man sie mit Händen greifen. „Man fühlt, sagen neueste Reisende, sich so wohl auf dieser Höhe, umrauscht von lauen Winden, und, wie durch Engelshand entfernt aus der Hitze, die über dem See ausgebreitet liegt und auf den Arbeitern in der Ernte lastet. Die Sehnsucht der Jünger, hier Hütten zu bauen und mit ihrem Herrn göttlicher Beschaulichkeit allein zu leben, empfindet sich hier unwillkührlich nach."

Nazareth am Fuße des Tabor ist ein Städtchen, worin jetzt nur 4000 Einwohner sind. Aber welche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Städtchen! Die dortigen Christen sagen und glauben die Stätte noch zu kennen, wo das Haus der Eltern Jesu gestanden. Eine Felsgrotte wird dafür ausgegeben, in deren

kühlen Rahmen das kleine hölzerne Haus der Maria gestanden habe. Sie ist jetzt in eine Kapelle umgewandelt, einfach, wie das Haus der Mutter Jesu gewesen seyn mag, die silbernen Lampen ausgenommen, die darin brennen. Wo der Glaube auch, ohne eine leitende Spur dafür zu haben, die stille Hütte im Geiste sich hindenken mag: Gewiß ist, das ist der Boden, auf welchem die Jugend Jesu blühete. Und wenn die Glaubigen heute das Marienbrünnlein zeigen, eine schön rieselnde Quelle, aus der Maria alle Morgen und alle Abende das Wasser ihres Hausbedarfs im hohen thönernen Kruge geschöpft habe, so tritt das Bild der Mutter Jesu vor unsere Seele, wie sie war, in einfacher Hoheit und Anmuth unter den kleinen beschränkten Verhältnissen.

Die Berglandschaft Galiläa verkehrte seit alten Zeiten mit dem Handelsvolke der Phönizier, an deren Städte es gränzte, und wie dieses seefahrende, auf allen Handelsstraßen bewegliche Volk einen weiten Gesichtskreis und eine freiere Lebensanschauung hatte, so ging auch auf die benachbarten Galiläer durch die vielfache Berührung mit diesem Volke etwas davon über. Die Luft und das Leben im Gebirg erhielten die Galiläer sittlich reiner, leiblich frischer, kraftvoller, gesünder. Nur die See- und Handelsstädte am galiläischen Meere wurden weich und üppig, und nahmen mit der weiteren und freieren Lebensanschauung auch die leichtfertigen Sitten und die Laster und den Unglauben der phönizischen Großstädte an. Die Sonne auch wirkte auf sie schon erschlaffender, als auf die Menschen der Hochebene und des Hochgebirgs; die Juden in den Gebirgsthälern und auf der Hochebene Galiläas waren schon in alter Zeit freier religiös, weniger streng und weniger spröde gegen fremde Sitte und Art, weniger sich abschließend, als die Juden in und um Jerusalem und am Ausfluß des Jordan. Sie waren im Gesetz des Mose und seinen Auslegungen nicht so bewandert, nicht so in jüdischer Art gebildet; aber sie waren bei ihrer einfachen, sich gleich bleibenden Lebensweise menschlich freier und standen darum sittlich höher und geistig höher, als die zäh am Alten, am Hergebrachten und Ueberlieferten haltenden Juden im Süden des heiligen Landes, die sich gegen die Einflüsse von Außen abschloßen, wie

ihre geschlossenen Thäler, die so starr und schroff waren, als die Natur ihres Bodens.

Denn gegen Süden wird die Natur des heiligen Landes immer mehr eine sehr andere. Die zweite Landschaft, welche damals und heute Samaria heißt, ist von neben einander laufenden Bergketten durchzogen; grüne Waldschatten kühlen die Thäler, und breit und fruchtbar sind diese Thäler, zum Theil sehr schön. Malerische Formen haben die Berge hier, und diese Berge sind nicht unfruchtbar, sie sind bis auf die höchsten Firsten mit Bäumen bewachsen, und von ihnen fließen frische Bäche herab, welche die Niederungen zwischen ihnen bewässern, Wiesen und Felder, Weingärten und kleine Olivenwälder; ganze Thäler sind manchmal dunkelgrün von lauter Oelbäumen.

Das Mischvolk, welches während der Zeit der Wegführung der Juden in Israel erwuchs — das war es, welches hier noch immer seine Wohnsitze hatte, und zwar in der Weise, wie es geworden war, seit Saneballot einen Tempel für dieses Volk gebaut hatte, gleich dem zu Jerusalem. Auf dem Berge Garizim, über dessen schönen mit Fruchtbäumen aller Art reichbesetzten Terrassen, war dieser Tempel erbaut worden; prachtvoll hob er sich aus dem Dunkelgrün der Oel- und Orangenbäume und ihrem Blüthenschnee in die durchduftete Luft des Himmels in der Morgen- und Abendbeleuchtung, und er war den Samaritanern heiliger, als der Tempel zu Jerusalem. Von diesem Tempel aus war jenes Mischvolk, das aus zurückgebliebenen Juden wie aus Assyrern und anderem Blut Asiens erwachsen war, zur Lehre und zum Rechte des Mose bekehrt worden; leicht, da die jüdische Grundlage unter diesem Völkergemisch Samarias nie ganz verloren gegangen, vielmehr die jüdische Färbung vorherrschend war. Wie aber einst das Reich Ephraim und das Reich Juda sich gegenüber gestanden waren, so standen der Tempel zu Garizim mit seinen Priestern und der Tempel zu Jerusalem mit seinen Priestern sich gegenüber; jeder von beiden ein Tempel des mosaischen Gesetzes und Gottesdienstes, doch so, daß die Samaritaner strenge Verehrer der mosaischen Satzungen, aber nur dieser waren, und dagegen alle und jede Ueberlieferung, jede jüdische

Erklärung des Gesetzes, jede spätere Ausbildung der alten Lehre verwarfen. Sie verachteten selbst die Propheten des alten Bundes. Die Juden Jerusalems aber sahen herab auf sie mit dem Stolz, den so gern diejenigen üben und zeigen, welche sich das unvermischte Blut, den Ruhm der Ahnen und den wahren Glauben der Ahnen, zu haben rühmen, denen gegenüber, welchen sie diese Stücke absprechen.

Die Samaritaner waren freundlicher und milder als ihre Nachbarn in dem strengen Priesterstaate Judäa; und wie einst das Reich Ephraim, dessen Gebiet aus Galiläa und Samaria zusammen größtentheils bestanden hatte, im Religiösen freier dachte und sich bewegte, so war dieses auch jetzt bei den Samaritanern der Fall. War doch auch die Natur Samarias freundlicher, als die Natur der dritten Landschaft, Judäa's oder des eigentlich jüdischen Landes.

Judäa hat zwar auch seinen schönen Strich, das untere Jordanthal. Je tiefer die Sohle dieses Thales wird, desto mehr tropisch wird Luft und Boden desselben, desto edler werden die Früchte, die darin gedeihen. Weit berühmt war die Umgebung von Jericho. Diese Stadt lag in einem großen Palmenwald. Die Winde der Hochebene berührten diese Tiefe nicht und verkälteten nie die Luft. Die Sonnenstrahlen waren hier, von den steilen Bergwänden zurückgeworfen, noch kräftiger, und zehn Monate im Jahre trug hier der Weinstock Trauben, der Feigenbaum Feigen; es war Reichthum an Datteln und Balsam in der stillen Schönheit dieses Stadtgebietes, das voll Wohlgeruch war, wie sein Name Jericho besagte; denn Jericho bedeutet Wohlgeruch. Aber nicht viel weiter unten endet der Lauf des Jordan im todten Meer, das zwanzig Stunden lang, sieben Stunden breit ist und vierzehnthalb hundert Fuß tiefer liegt, als der Spiegel des mittelländischen Meeres. Im Osten und Westen ist das todte Meer von hohen und kahlen Bergen umgeben, und schroff ab fallen die breiten gewaltigen Felsenwände, von den Sonnenstrahlen erhitzt und schimmernd in den Wasserspiegel, welcher ruhig, klar und hell ist, aber reich gesättigt mit bitteren Salzen. Hier hat einst Gott gerichtet über die Sünden Sodoms und Gomorras

durch unterirdisches Feuer und Erdbeben, durch eine Naturrevolution, durch welche das ganze Gebiet plötzlich tief unter die Fläche des Ozeans sank. Das Becken des todten Meeres gleicht ganz dem eingesunkenen Krater eines Feuerbergs.

Das Land zwischen dem todten Meer und der Küste des mittelländischen Meeres hat einen ernsten, fast wilden Charakter. Die Gegend um das todte Meer her ist ganz öde, sie hat Alles von einer Wüste, und auch die oberen östlichen Gegenden Judäa's haben einen Wüstencharakter. Nur einzelne Stellen sind geeignet zu schönerem Wachsthum und manchfaltigerem Anbau. Die westlichere Gegend, zur Küste des Mittelmeers hin, nähert sich zwar einigermaßen der Natur Samaria's, doch sind die Thäler enger, die Berge schroffer, die Gipfel der Berge ganz kahl. Ganz unfruchtbar, größtentheils in Kegelform, steigen sie in die Höhe; nach Westen zu stufen sie sich ab, wie eine Treppe; der untere Theil ist ganz terrassenartig; die Natur hat hier selbst den Boden in dieser Art zu Weingärten angelegt. Hier sahen im Mittelalter die Kreuzfahrer diese Terrassen mit Weingärten; sie ahmten künstlich die Natur nach in der Heimath, und legten in Italien, in der Schweiz und in Deutschland Weingärten terrassenartig an. Aus den kahlen, steinigen Ostgegenden Judäa's hebt sich nur Jericho als Oase. Jerusalems nächste Umgebungen sind ohne alle schöne Natur, unfruchtbar und unerfreulich. Die ganze, durchaus bergige Landschaft Judäa ist karg und eintönig; die Natur ist hier streng und herb. Nur einzelne Büsche fahler Oelbäume oder durchsichtige Gruppen weniger Palmen erheben sich aus dem Sande weiter Strecken; der Boden ist steppenartig, und frisches Grün überzieht die Thalsohlen nur während der kurzen Regenzeit. In dieser kargen Natur wurden auch die Menschen starr, bildete sich das starrste Priesterthum aus, das Priesterthum des jüdischen Tempels.

Wie lachend sticht gegen Judäa die vierte Landschaft ab, der Küstensaum am Mittelmeer! In dieser tiefliegenden heißen Ebene ist das üppigste und manchfaltigste Wachsthum. Hier trieben sie Schifffahrt und Handel, Ackerbau, Wein- und Obstbau.

Die Gesammtheit dieser vier so verschiedenen Landschaften,

mit der Verschiedenheit ihrer Lebensweise und ihrer klimatischen Verhältnisse ist der erinnerungsreichste Boden der Welt auf kleinstem Raume. Fast jedes Thal und jeder Berg ist durch eine der Christenheit heilige Erinnerung geweiht und bedeutungsvoll. Dadurch ist die Natur des Landes vergeistigt und verklärt, dadurch ist es der christlichen Menschheit heiliges Land; hier ist Christus geboren und das Christenthum. Dieser Boden trug die ersten Säulen der christlichen Kirche.

Zweites Kapitel.

Die Sehnsucht der heidnischen Welt.

Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiger göttlicher Plan. Das ist die einzig richtige christliche Ansicht. Denn es steht geschrieben: „Im Anfang war das Wort". Es ist Thorheit und Sünde, Gottes Wege in der vorchristlichen Welt nicht kennen lernen und nicht anerkennen zu wollen; oder gar zu wähnen, als wäre in der vorchristlichen Welt, außer im Volk Israel, Gott nicht gewesen. Gott hat sich nach dem Apostel Paulus, nach dem gesammten Inhalt der heiligen Schrift, nach dem Grundbegriff des Geistes Gottes, zu keiner Zeit und unter keinem Volk unbezeugt gelassen. Man versteht den Beruf weder des Menschen noch der Menschheit, weder das Werk der Schöpfung noch der Erlösung, wenn man nicht zu der Wahrheit hindurchgedrungen ist, daß Gott nicht nur der Juden Gott, sondern der Vater aller Menschenkinder ist.

Alles vorchristliche Leben der Menschheit ist Vorbereitung auf die Erlösung, und im Werden, Wachsen und Reifen aller Völker, in ihren glücklichen und unglücklichen Schicksalen hat sich Gott geoffenbart, als derjenige, welcher sie göttlich erzog, führte, leitete, zu seinen göttlichen Zwecken sie gebrauchte, ihre Tugend lohnte, ihre Laster strafte. Christus hat ausdrücklich gelehrt, daß alle Menschen Gottes Kinder seyen. Der Vater im Himmel durfte keines seiner Kinder ohne Erziehung lassen.

Je höher man in der Geschichte der Menschheit hinaufsteigt, desto mehr findet man überall den Glauben an Einen Gott. Nicht der Naturdienst, sondern die Anbetung des Einen Gottes als Geist findet sich überall als Aeltestes in der Geschichte der Völker, als fernster Stern durchschimmernd durch das Dunkel der Zeiten, durch die ältesten Sagen und Gedichte der Völker. Wie seit langer Zeit der Wilde der amerikanischen Urwälder die Friedenspfeife dem Unsichtbaren entgegen geraucht hat, und knieend anbetet, nicht die Sonne, nicht das Wasser oder die Luft, sondern, wie er selbst sagt, den großen und guten Geist, den Allvater: so ist auch in der Religion der Indier, so in der Religion aller ältesten Völker Asiens der Glaube an Einen Gott zuerst da, und erst später sank dieser Glaube zum Naturdienst und zur Vielgötterei herab, und zuletzt zum Aberglauben abenteuerlichster Art. Aber noch in diesem Zustande war die Einsicht in den Indiern, daß Gott sich offenbare, daß er sich und seinen Willen kund gebe, und zwar in der Natur, im Gewissen, in Gefühlen und in gottbegeisterten Menschen. Menschen galten als „der Mund der Gottheit", und es war Glaube, dieselben reden, was Gott in sie gelegt habe, und nicht aus sich selbst.

Die alten christlichen Kirchenväter erhoben sich mit Klarheit zu dieser Anschauung; für ihr Auge war kein Stück der Menschengeschichte, kein Volk außerhalb des ewigen, göttlichen Plans und Auges. Sie hatten jenes Wort des Apostels Paulus verstanden. Ihnen war der große Gedanke des Evangelisten Johannes aufgegangen, daß das lebendige Wort, ehe es Fleisch ward, an allen Orten und zu allen Zeiten das Licht gewesen, das den Menschen geschienen und das auch in der Finsterniß geschienen. Der Kirchenvater Hippolyt sagt ausdrücklich, die Wirksamkeit des Geistes Gottes, das innere Wort Gottes, habe zwar Mose und die Propheten begeistert, aber nicht diese ausschließlich, sondern es habe alle heiligen Menschen begeistert, die da berufen werden, Lehrer der Menschheit zu werden. Eben so sagt der Kirchenvater Origenes sehr bestimmt: „Das müßten sehr rohe Menschen seyn, die da läugnen wollten, daß der heilige Geist in

den tugendhaften und heiligen Männern der Griechen, wie zum Beispiel in Sokrates, wirksam war."

Die ganze Entwicklung der Menschheit ist Entwicklung eines göttlichen Plans, in welchem jedes Volk seine Stellung und seinen Beruf hat, wie solche die Vaterliebe und die Weisheit Gottes für gut hielt. Einer war der Herr, und neben Ihm war keiner; Sein allein war die Weltregierung. In allem und über allem Wirken widerstreitender Elemente wirkte Er, wie Er heute in demselben und über demselben wirkt und daraus ein Kunstwerk der ewigen Harmonie arbeitet.

Gottes Kraft, welche nie eine todte seyn kann, war stets eine allmächtige Kraft, wie in der Natur, so in der sittlichen Welt, wenn nur der freie Wille der Menschen mit dem göttlichen Willen wirkte. Gottes Kraft wirkte als ein lebendiges Feuer in Begeisterten unter allen Völkern, selbst da noch, als die Verfinsterung unter ihnen groß geworden war. Gottes Kraft war es, welche, wo das Göttliche sich auf Erden zeigte, dieses entzündet hat. Gottes Kraft war es, welche, wo das Ungöttliche verzehrt wurde, dieses verzehrte als ein göttliches Feuer.

Wo immer die Völker und so lange sie mit Gott geeinigt lebten (denn das heißt wörtlich „religiös" lebten); da und so lange lebten sie glücklich. Wie sie sich von Gott trennten, Gottlos (denn das heißt „irreligiös") wurden; da folgte äußerer wie innerer Verfall. So ist das alte Griechenvolk groß und herrlich gewesen, so lange es glaubte an die ewigen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit, an das göttliche Strafgericht über das Böse und an die göttliche Weltregierung. Mitten in der Nacht heidnischen Aberglaubens und Unglaubens leuchtete den besseren Weltweisen Griechenlands und Roms noch ein Strahl des himmlischen Lichtes, und sie behielten eine klare Anschauung des Göttlichen, den Glauben an die Würde und die höhere Bestimmung der Menschheit. Weil sie reines Herzens waren, schloß sich ihnen auch etwas vom Reiche des Höheren auf, und weil sie aufrichtige Liebe zur Wahrheit in sich hatten und nach höherer Erkenntniß, als die Welt geben konnte, dürsteten, wurden sie gewürdigt, daß ihnen Manches von der Wahrheit sich aufschloß. Ja, weil

sie so waren, und sich selbst unvermögend fühlten, in der höchsten Angelegenheit des Menschen je zur Klarheit, zur Beruhigung und zum Frieden zu kommen, erwuchs in ihnen die Sehnsucht nach einem göttlichen Lehrer; und in dieser Sehnsucht erhoben sie sich sogar zu der Hoffnung auf einen göttlichen Lehrer. Der weise Plato war ganz bereit gemacht zum Glauben an jene höhere Thatsache eines göttlichen Lehrers, und er hat Zeugniß von ihr gegeben, selbst durch den Schmerz der Entbehrung und die innere Sehnsucht. In einem seiner Gespräche läßt er den Schüler des Sokrates fragen: „Und wird dieser göttliche Lehrer wohl kommen, und wer wird dieser Lehrer seyn? Ich möchte ihn, wer er immer seyn mag, so gerne kennen lernen". Und Sokrates antwortet: „Es ist Derjenige, der für dich und mich sorgt; ich denke aber, Er müsse erst den Nebel, der über unsern Augen hängt, wegjagen; und dann das näher rücken, woran wir Gutes und Böses erkennen".

So ging schon frühe in diesen Weisen, in diesen religiösen Zeugen für ihr Volk, eine tiefe Sehnsucht auf nach einer göttlichen Hülfe. Aber sie waren einzelne Erleuchtete in ihrer Zeit, und die große Masse, in Aberglauben und Laster versunken, verfolgte oder tödtete sie. Denn „die, welche die Werke der Finsterniß üben, hassen das Licht". Sie haßten auch die Erleuchtung, welche diese einzelnen Männer hatten und geben wollten. Sie mochten ihre Lehre nicht hören. Denn „die nicht aus Gott sind, mögen Gottes Wort nicht hören"!

Die Sittenverderbniß wurde immer größer. Die heidnischen Völker sanken von Tiefe zu Tiefe, und erst da, als der fürchterlichste geistige und sittliche Tod über sie kam, und das Bewußtseyn, unglücklich zu seyn, immer klarer und verbreiteter wurde; da wurde auch in Vielen die Sehnsucht nach Hülfe, nach Befreiung aus diesem Tode, wach, und verbreitete sich in der Heidenwelt. Die weite äußere Welt des Heidenthums, kurz ehe Jesus Christus erschien, war ganz versunken in eine ungeheure Sittenlosigkeit. Die ganze Welt war schmerzbelastet, war krank. Weder die Weisheit der philosophischen Schulen, noch die alten Religionslehren des Heidenthums, noch die absterbende Zeitbildung, ver-

mochten Hülfe zu gewähren gegen das allgemeine Krankheitsgefühl des Jahrhunderts. Ueber den alten Volksglauben war der gebildete Theil der Heiden durch die Philosophie erhoben worden; aber diese hatte ihm nur genommen, ohne daß sie vermochte, ihm zu geben, was Herz und Geist bedurften zur Befriedigung.

Der Gott des Sokrates, der Gott als Geist, war nicht einheimisch geworden in der griechischen Welt, er hatte es nicht zur Herrschaft im Volke gebracht. Sein Gott, wie der Gott aller Philosophenschulen, so viele deren auch aus dem sich auflösenden Griechenthum hervorgingen, war mehr nur ein abgezogener Begriff der Schulen geblieben. Alle Versuche waren gescheitert, die griechische Religion zu vergeistigen und so zu verjüngen. Vollends nicht war die römische Religion einer Verjüngung fähig. Weil der römische Volksglaube sich selbst ausgelebt hatte, warf sich das religiöse Bedürfniß entweder auf den thörichtsten Aberglauben, oder auf alle Religionen und Religionsformen der Erde, ohne eine Befriedigung zu finden; und besonders bei der Frauenwelt im römischen Reiche war dieß der Fall. Andererseits war völliger Unglauben und die frechste Freigeisterei im römischen Reiche weitverbreitet, während fern im Morgenlande, was von alter Religion und Bildung noch übrig war, durch den die Menschheit entwürdigenden und verkümmernden Kastenzwang erstarrt und versteint war.

Aus der vornehmen römischen Welt war der letzte Rest strenger, altrömischer Religiosität längst ganz entwichen. In diesen Kreisen war es guter Ton, über die Volksreligion zu scherzen und zu spötteln, und man wunderte sich, wie ein Priester den andern ansehen könne, ohne zu lachen. Sehr klein war die Zahl derer, welche sittlich und geistig noch höher standen. Drei Zeitphilosophien beherrschten die vornehmere römische Gesellschaft, die epikuräische, die stoische und die neuplatonische Philosophie. Der Epikuräismus, welcher die Lust als das Höchste setzte und seine Stärke darin suchte und fand, Alles zu bezweifeln, war eine Philosophie des völligen Unglaubens. Der Stoizismus stellte zwar in Grundsätzen und Leben der Seinen ein gewisses Tugend-Ideal auf; er glaubte an Gott und Unsterblichkeit, ohne es jedoch zur Glaubensgewißheit zu bringen; er be-

währte in den dunkelsten Stunden die Stärke eines unbeugsamen sittlichen Willens, im Leben und im Sterben, und unterwarf sich in Allen einem unabänderlichen Gesetze, dem Schicksal, als einer eisernen Nothwendigkeit; mit kalter Resignation, und Ruhe suchend in dem Bewußtseyn, vernünftig und sittlich gehandelt zu haben. Aber Wenige waren es, welche zu dieser Sittenstrenge und zu diesem Tugendstolz, zu dieser Entsagung und Verachtung des Lebensgenusses inmitten allgemeiner Ueppigkeit, und zu dieser kühlen Ruhe der Seele mitten in der fieberhaften Zerrissenheit der Zeit sich zu erheben Lust und Kraft hatten. Die unendliche Mehrheit der Gesellschaft war nur getheilt zwischen epikuräischer und neuplatonischer Lebensanschauung, mit andern Worten zwischen dem Unglauben und dem Aberglauben, wovon der eine wie der andere den ausschweifendsten Sinnengenuß begünstigte.

Der Neuplatanismus war eine seltsame Mischung aus Philosophien und Religionen der alten Welt. Er hatte Allerlei in sich aufgenommen, Griechisches, Egyptisches, Persisches, Indisches, Jüdisches, um dem unbefriedigten Herzen der Zeit, und der durstigen Phantasie eines überreizten Geschlechtes, um der Leerheit und Oede einer verlebten Welt ein Genüge zu thun. Seine Ueberschwänglichkeit, sein Phantastisches, sein Vorspiegeln himmlischer Erleuchtung, seine Nahrung für Schwärmerei, seine Begünstigung der Magie, sein Verkehr mit seligen Geistern höherer Welten und seine Dämonenbeschwörungen — Das alles waren Reizmittel für die Blasirten in der vornehmen Welt, besonders für die Frauen, und andererseits ebenso für den großen Haufen. In gespenstischer Weise hatte der Aberglaube, die Sucht nach Geheimnißvollem, das sich Wenden an Zauberer, Wahrsager, Zeichendeuter, Geisterbeschwörer im ganzen römischen Reich überhand genommen. Während man auf der einen Seite mit dem Spotte des Zweifels fragte: „Was ist Wahrheit?“ — war auf der andern Seite der Wahn der Tyrann der Zeit, Zeitgeist, geworden. Der Neuplatonismus als System entwickelte und vollendete sich zwar später erst, aber die Anfänge dazu waren schon unter Kaiser Augustus gemacht; alle Ingredienzien dazu waren schon damals da und in Wirksamkeit.

War hier in der höheren römischen Welt Alles ausgebraucht, durch- und ausgelebt, durch- und ausgenossen, und war das Herz öde und leer, auch die altväterliche Religion, auch die angeeignete griechische Philosophie und Religion ausgelebt und ausgebraucht, durch Erfahrung als unbefriedigend erfunden, und suchte man auf dieser Seite, aus diesen Ursachen, nach anderweitiger Befriedigung; so waren es dort die unter dem harten Fuße des römischen Despotismus, der die Kaiserkrone trug, zusammengedrückten Völker und ausgesogenen Länder, deren Elend hülfsbedürftig war, und nach einer Hülfe sich sehnte. So wurden aus sehr verschiedenen Ursachen, aber in gleichem Drange, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe nach den Religionen des Morgenlandes hingetrieben, namentlich seit der Zeit des Uebergangs des römischen Freistaats in das unumschränkte Kaiserthum. Es war ein Suchen nach höheren Kräften, nach Etwas, was das Leben neu weihen, was den Schwachen und Elenden neue Kraft geben, was das entartete und befleckte Leben reinigen, was die Schuld der allgemeinen Verdorbenheit, deren Gefühl auf der ganzen Zeit lastete, sühnen könnte.

Es war ein Suchen, wie ein verzweifelnder Kranker, der Alles in seiner Nähe, ohne daß es anschlug, gebraucht und ausgebraucht hat, nach Heilmitteln in der Ferne, nach Mitteln ungewöhnlicher Art mit Hast sucht und greift. Weil es aber ein Hülfesuchen bei der Religion war, war es ein Suchen nach Hülfe von oben, nach Heilkräften, die vom Himmel herabfließen sollten in die große offene Wunde der Zeit, und es lag diesem Suchen wenigstens der Glaube zu Grunde, daß nur vom Himmel her, und nur geistig, geholfen werden könne.

Wie man nun in der römischen Welt nach den Religionen und Gottesdiensten des Morgenlandes vielfach sich hinwandte, nach dem Isis- und Serapisdienst aus Egypten, nach der phrygischen Zybele und ihren Mysterien, nach den Geheimnissen des phönizischen Adonisdienstes, und nach den Heiligthümern des persischen Mithras: so war unter diesen morgenländischen Geheimreligionen es auch die Religion Jehovahs, die Religion des jüdischen Volkes, wonach gegriffen wurde. In Rom selbst hatte der mosaische

Gottesdienst Tausende von Verehrern gewonnen unter den römischen Männern und Frauen. Anzog das Geheimnißvolle, womit er gefeiert wurde, nicht das Bedeutsame seiner Symbolik und das Reingeistige seiner Gottesanschauung; denn die beiden letzteren Stücke hatte zu dieser Zeit der mosaische Gottesdienst selbst zu Jerusalem nicht mehr an sich. Möglich, daß Manche unter diesen römischen Theilnehmern nur angezogen wurden durch die geheimen Künste, durch die Magie aus Chaldäa, worin besonders die Juden in Rom bewandert waren, und daß sie bei diesen jüdischen Magiern suchten, was sie bisher nirgends fanden; bei Rabbinern aus dem östlichen Asien, die in ihre religiöse Anschauung und Praxis chaldäisch-persische Zuthaten aufgenommen und damit nach Rom sich begeben hatten. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Meisten angezogen wurden durch das, wonach sie einen dunkeln Zug in sich hatten, durch das Höhere, durch Etwas, das über der Weisheit der Welt war, durch das Uebernatürliche. Hier fanden und hatten sie, wenn sie nur darauf eingehen wollten, eine übernatürliche Offenbarung.

Die Religion Jehovah's war kurz zuvor in allen Theilen der römischen Welt überhaupt zugänglicher geworden. Die heiligen Bücher des alten Bundes waren auf Veranstaltung des egyptischen Königs Ptolomäus Philadelphus 277 Jahre vor Christus durch eine Anzahl jüdischer Gelehrten, siebenzig nach der Sage, ins Griechische übersetzt worden; in diejenige Sprache, die am weitesten herum gesprochen und gelesen wurde. Zudem waren des Handels wegen Juden überall in der Welt seßhaft oder wandernd. Ein großer Theil des Volkes war aus der Verbannung nicht nach dem heiligen Lande zurückgegangen, sondern hatte in Babylon und Medien zu bleiben vorgezogen. Als Alexander der Große Alexandria in Egypten baute, hatte sich eine große Zahl jüdischer Ansiedler in dieser neuen Weltstadt gesetzt, griechische Bildung sich angeeignet, griechische Sprache und Sitte, und von da an den Vermittler abgegeben zwischen dem Geiste seiner Religion und griechisch-römischem Geiste.

So erklärt es sich, wie viele römische Seelen auch der jüdischen Religion sich zuwenden konnten, um dort zu finden, wo-

nach sie den dunkeln Drang empfanden und was ihnen die Weisheit der Welt nicht gegeben hatte, Trost und Beruhigung.

Längere Zeit war dieser dunkle Drang, diese Sehnsucht nach höherer überirdischer Rettung in der heidnischen Menschheit. Unbekannt war dieser Sehnsucht dasjenige, was helfen konnte, und was zu helfen nach Gottes Rathschluß vorbestimmt war. Nur das unbestimmte Gefühl war in der Masse, in den Besseren ein klares Bewußtseyn, daß etwas Höheres, als bis jetzt da gewesen war, kommen müsse, um die kranke Welt zu heilen, und die Schuld und das Elend der Zeit hinweg zu nehmen.

Zeiten großer Noth sind es immer gewesen, in welchen alte Weissagungen wieder hervorgesucht wurden und von Mund zu Mund gingen. Die alten Weissagungen sind wie Sterne im Dunkeln, und das Herz richtet seine Hoffnung auf an den kurzen Prophetenworten, die aus der Vorzeit herüberklingen. Es sind durch Menschenmund einst herab vom Himmel gekommene Stimmen Gottes, welche man wieder hört, wenn das Gerede der Menschenweisheit stumm geworden ist in Uebergröße der Noth, in rath- und trostlosen Tagen.

Und die Noth der Zeiten war groß, und die Trostlosigkeit war groß, so groß, daß der römische Geschichtschreiber Livius unter Kaiser Augustus auf dem ersten Blatt seines Geschichtswerkes schrieb, die Zeit sey so, daß sie weder die Menge der Laster, noch die Heilmittel dagegen zu ertragen im Stande sey. Seneca schrieb: „Mit jedem Tage wächst die Lust zur Sünde, mit jedem Tage sinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Besseren und Heiligen, stürzt sich die Lust, wohin es immer sey. Die Unschuld ist nicht mehr eine Seltenheit, sondern es gibt keine mehr. Es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte."

Tacitus, der edelste Römer seiner Zeit und der größte unter den Geschichtschreibern seines Volkes, der zwar unter den böseren Zeiten des Kaisers Domitian lebte, aber für die Zeiten vor der Berührung durch das Christenthum ein bezeichnender Zeuge ist, spricht einmal wehmüthig den Zweifel aus, im Angesichte des Lebens und der Welt: „ob es eine Gottheit gebe, und, wenn auch, ob

sie sich um die Dinge auf Erden bekümmere"; er schrieb dieß zwar nur in augenblicklich trübster Stimmung über die trübsten Zustände, aber selbst im höheren Alter stand es ihm noch nicht als ausgemachte Wahrheit fest, daß die Seelen der guten und frommen Menschen nicht zu Grunde gehen mit dem Körper, sondern zu Gott und zu einem höheren Leben. Und noch trostloser äußert sich der ältere Plinius in seiner Naturgeschichte: „Das eigentliche Wesen Gottes, wenn er anders von der Welt verschieden ist, kann kein menschlicher Verstand ergründen; aber ein thörichter, von menschlicher Schwäche ersonnener Wahn ist es, daß ein solcher unendlicher Geist, wer er auch seyn möge, unserer Armseligkeiten sich annehmen solle. Die Eitelkeit des Sterblichen, seine unersättliche Gier nach Leben hat auch noch ein Leben nach dem Tod erdichtet." Dieser Plinius starb unter Kaiser Vespasian. Auch er trug den Zweifel und die Verneinung, die trostlose Ungewißheit über das Verhältniß der menschlichen zu den göttlichen Dingen wie eine Stimmung zur Verzweiflung, wie einen Stein auf der Seele mit sich durchs Leben. Dieser große Naturphilosoph seiner Zeit war da angelangt, daß auf dem Wege der Philosophie allein die Wahrheit nicht zu finden sey, nicht das, was die Menschheit bedurfte, keine Hülfe aus dem Elend; aber weil er ein Philosoph des Zweifels und der Verneinung war, gab es für ihn keine Weissagungen, keine Ahnungen, keine Hoffnung eines kommenden Heils und einer künftigen besseren Zeit.

Und doch waren auch im römischen Volke alte Weissagungen vorhanden, an denen manches Herz seine Hoffnungen aufrichtete, oder durch die wenigstens dieser und jener zum Traum von schöneren Tagen der Menschheit und zum Glauben daran sich erhob. Die dunkle Sehnsucht und Ahnung seines Volkes sprach kurz, ehe Christus geboren ward, der größte römische Dichter Virgilius Maro aus, anknüpfend an die Weissagungen der Sibyllen. „Schon, sang er, naht sich die letzte Zeit der cumäischen Prophezeiungen; der Jahrhunderte große Ordnung beginnt bald von Neuem. Ein neues Menschengeschlecht senkt sich vom hohen Olymp." Dann spricht er von „dem jungen Knaben, mit dem der Welt eisernes Zeitalter vergehen und auf der ganzen Erde das goldene empor-

blühen werde. Ihn werde man unter den Göttern erblicken, und er werde den friedlichen Erdkreis mit Tugenden regieren; das Rind werde mit dem Löwen weiden, die Schlange werde sterben, und die giftigen Kräuter werden verdorren; an wilden Dornen werde die rothe Traube prangen. Dann werde man andere Kriege führen. Von Neuem werde man einen großen Achill nach Ilium schicken."

Des Dichters begeisterte Phantasie suchte zwar dieses Zukunftskind, den Eröffner der neuen Zeit, auf den Höhen der damaligen Welt, in ganz andern Lagen, als in welchen der ersehnte Heiland wirklich nachher geboren ward. Aber die Ahnung war in ihm und die Hoffnung, und während er dieses sang, lief eine alte Weissagung durchs ganze Morgenland, welche wieder wach geworden war; die Weissagung nämlich, es werden drei Jahrtausende vergehen, und beim Antritt des vierten Jahrtausends, in das eben damals die Völker einzutreten im Begriff waren, werde die Welt eine große Umwandlung erfahren, und die Menschheit erneuert und Alles verjüngt werden, durch Einen, der eben um diese Zeit werde geboren werden, die Erneurung der Welt zu beginnen und einzuführen. Die Sage von dieser Weissagung kam bis nach Rom, und sie findet sich bei dem Geschichtschreiber Tacitus verzeichnet, nur mit der Abwandlung, „aus dem Morgenlande, namentlich von Judäa aus, werde die Welt erobert werden". Im Munde der Römer wurde die Umgestaltung aller sittlichen Verhältnisse, die in der alten Weissagung lag, zu einer gewaltsamen Umgestaltung durch die Waffen.

So ruhte auf dem Gefühl der allgemeinen Hülfsbedürftigkeit und der Unzulänglichkeit des Bisherigen, so wie auf dieser und andern Weissagungen die Sehnsucht und die Erwartung der heidnischen Welt. In diesem Krankheitsgefühl und in dieser Sehnsucht der Zeit nach Rettung lag eben die Empfänglichkeit verborgen für die Erscheinung Dessen, der kam, die Mühseligen und die Beladenen zu erquicken, der in die Welt trat, um ihr Heiland zu seyn.

Drittes Kapitel.

Das Warten der Väter des alten Bundes.

So fühlte sich die heidnische Welt als gottverlassen, obgleich Gott auch der Heiden Gott ist und war. Man hat die Heiden Völker genannt, „die gleichsam ihrer eigenen Entwicklung überlassen, und deren Religion eine wildwachsende gewesen sey, der man die Sonderpflege des himmlischen Gärtners nicht anmerke, obgleich er sein Auge über ihr offen halte.“ So schön dieses Bild ist, so muß man sich doch hüten, mit zu starker Betonung das zu sagen und hinzunehmen, sondern nur so wie es der geistvolle Mann, der es brauchte,*) und der es selbst nicht ohne Weiteres, sondern mit seiner Beschränkung sagt. Gott ließ diese Völker, nach dem Ausspruche der Apostelgeschichte 14, 16., ihre eigene Wege wandeln; aber dieses Ueberlassen Gottes an sie selbst, war kein Verlassen derselben, und die ewige Liebe hatte auch ihrem Entwicklungsgang eine hohe Bedeutung in dem göttlichen Weltplan zuvor gegeben. Das waren diejenigen Völker, welche die Blüthen ihrer Geistesbildung dem jungen Christenthum, das erst kommen sollte, als eine Morgengabe darzubringen hatten, die sein schönes Wachsthum bedingte, gleich wie die heidnischen Weisen aus Morgenland vor dem neugebornen Christuskind knieten und ihm ihre Schätze öffneten und darbrachten. Die vorchristliche heidnische Welt hat ihre göttliche Bestimmung, und darum ihre göttliche Weihe. Seine ganze Geschichte ist eine Vorbereitung auf das Heil, das mit dem Christenthum in die Welt kommen sollte. Nachdem das Heidenthum, die Bildung der Griechen und Römer namentlich, ihre Entwicklung durchlaufen hatten, waren sie da angelangt, an sich zu erfahren und einzusehen, daß Das alles nicht hinreiche, den Geist zu stillen, und der Seele Frieden zu geben. Man hat das treffend so ausgedrückt: „Im Heidenthum

*) K. R. Hagenbach in seiner „christlichen Kirche der drei ersten Jahrhunderte.“

ſollte die Menſchheit für das Heil bereitet werden, im Judenthum ſollte das Heil für die Menſchheit bereitet werden."

War in der vorchriſtlichen Welt des Heidenthums, das in der weltlichen Bildung, in der Entfaltung aller natürlichen Kräfte und Fähigkeiten des Menſchengeiſtes, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Entwicklung der Geſellſchaft und des Gewerbfleißes es aufs Höchſte gebracht hatte, und dabei zuletzt gottleer, ſittlich ſchlaff und unmächtig geworden war, der dunkle Drang nach etwas Höherem allmählig klarer geworden; war in ihrem Suchen und Ringen nach geiſtiger Vollendung, in ihrem Gefühle der Bedürftigkeit, in ihrer Sehnſucht nach dem Ideal, in ihrer Hoffnung auf einen göttlichen Lehrer, das unverkennbar, daß auch ſie eines Höheren wartete, ahnungsvoll, in Einzelnen ſogar bewußtvoll: ſo war das weit klarer noch und verbreiteter im jüdiſchen Volke, in der Nachkommenſchaft Abrahams, welche vorzugsweiſe zur Fortpflanzung der göttlichen Offenbarung berufen, das erwählte Volk Gottes war.

In allen Religionen des Heidenthums blieben durch die Trübung durchleuchtende Ueberbleibſel des urſprünglichen Lichtes göttlicher Offenbarung, und die religiöſe Entwicklung der heidniſchen Völker hat Wahrheiten zu Tage gebracht, zu welchem die religiöſe Entwicklung des jüdiſchen Volkes erſt durch deren Vorausgang, langſam und ſpät, kam, und welche ſogar der chriſtlichen Offenbarung vorausgriffen. Aber doch in ganz anderer Fülle und Reinheit fand ſich die Wahrheit geoffenbart im Volk Israel, dieſem Volke, welches das „Volk Gottes" heißt, welches zum Volke in beſonderer Weiſe erzogen wurde, und von welchem das Heil der Welt kommen ſollte, wie eine alte Weiſſagung war; denn auf eine ſolche allgemein bekannte Weiſſagung bezieht ſich Jeſus Chriſtus offenbar, wenn er das Wort anzieht: „denn das Heil kommt von den Juden".

An dieſem Volke war Gott fortwährend in eigener Thätigkeit. Man hat treffend die Geſchichte Israels damit gezeichnet, ſie ſey eine Arbeit Gottes ſelbſt am Volke. Es war ein harter und ſpröder Stoff, dieſes kleine Volk, ein widerwärtiger Stoff, welches den Ewigen ſelbſt, der ſtets an ihm thätig war, von ſich

abstieß; ein Volk, welches alle Nachbarvölker abstieß, und darum um so mehr von ihnen abgestoßen wurde. Aber Gott hatte dieses Volk ausgewählt, das Herz der Völker zu werden, das von Gott belebte Herz, aus dem in der Fülle der Zeiten das Leben in ihren Gesammtkörper ausginge, um Glauben, Sitten und Staaten der Völker neu zu beleben, und das Heil der Welt zu werden. Dieses Volk hatte vor anderen Völkern eine höhere Sendung. Wie sich die Vorsehung dieser oder jener Nation zu göttlichen Zwecken bedient hat, so bediente sie sich ganz besonders des jüdischen Volkes zur Vorbereitung auf die Erlösung, darauf, daß Gottes Reich komme auf Erden. Es wird darum auch das priesterliche Volk genannt, in welchem die Völker der Erde sollten gesegnet werden. Mit ihm hatte Gott, wie der Ausdruck des schönen und tiefen Gedankens in der heiligen Schrift lautet, einen Bund gemacht. Auf diesen Bund hin sollte es nur in seinem Dienste leben, von ihm selbst, als von seinem Könige, regiert.

In dem ihr durch Moses gegebenen göttlichen *Gesetze* hatte Gott dieser Nation einen Spiegel vor Augen gestellt für ihr Herz und für ihre Thaten, dieser Nachkommenschaft Abrahams. Manches *Gericht* Gottes ging über sie, wie es im Gesetze Gottes angedroht war, als Strafe für ihre Uebertretungen. Ihren Ungehorsam, ihre Ausschweifungen in Aberglauben, Abgötterei und Laster büßte sie unter der Geißel tyrannischer Könige, oder in den Ketten siegreicher Feinde, zuletzt im bittersten Elend, als sie an den Wassern zu Babel saß und mit stummen Thränen der Heimath und des heiligen Berges gedachte.

Viele Völker, weltherrschende Nationen rings umher, gegen welche dieses auserwählte Volk nur eine Handvoll Leute war, gingen unter; es aber blieb als das Volk nicht bloß der Gegenwart, sondern als ein Volk der Zukunft, welches Beruf und Bedeutung für die ganze Menschheit hatte. Es war ein Grundzug im Karakter und Leben dieses Volkes, daß es seine Sünde anschaute, darüber dachte und klagte, in der Selbsterkenntniß sich selbst anklagte, seine Sünde, die es erkannte, bekannte und bereute. Dieses Volk erkannte mehr als alle andern, daß sein Wollen und sein Leben dem entgegen war, was sein Gott wollte,

was er geboten und verboten hatte. In dieser Erkenntniß hatte es das Gefühl des Bedürfnisses, entsündigt und versöhnt zu werden. Daher die Opfer, welche von dem Mittler zwischen dem Volk und seinem Gott, von dem Hohenpriester, dargebracht wurden. Die Opfer waren das Aeußerliche; der Grundgedanke dabei war die Entsündigung und die Versöhnung; und es sollte durch die Opfer und das Priesterliche dabei die Erkenntniß der Sünde und das Andenken daran lebendig erhalten, und das geistige, das innere Leben des Einzelnen und des Volkes, gehoben und gefördert werden.

Wie wollte aber dieses Volk, das jeden Augenblick dem Gesetze nicht genug that, durch Ochsen- und Bocksblut (Ebr. 10, 1.) die früheren Sünden tilgen? Dadurch konnte die Sünde des Volkes nicht weggenommen werden. Die Opfer riefen wohl die Schuld in die Erinnerung, aber sie machten nicht gerecht, nicht vollkommen im Geiste, nicht heilig in Herz und Leben. Darum sahen frühe im jüdischen Volke viele Augen hinaus nach einem Heiland. Der Geist Gottes, der in seinen Propheten zum jüdischen Volke sprach, verhieß diesen Heiland durch alle Zeiten dieses Volkes, und die Weissagungen von ihm traten immer klarer und bestimmter hervor, von einem Messias, einem kommenden Retter.

Vorzüglich waren es die Weissagungen der Propheten Jesajah, Daniel und Maleachi, an welche die Besseren im jüdischen Volke sich hielten, in den dunkelsten Tagen; die Weissagungen von einem Reiche Gottes, ins Leben eingeführt durch Ein ewiges Opfer, durch das Opfer dessen, der die Sünde tilge, und die Missethat versöhne; der kommen werde aus Davids Haus, ein hoher Sprößling, und auf dem ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn; der seyn werde ein ewiges Licht, zu erleuchten die Völker; durch den Davids Haus eine ewige Herrschaft haben werde über die Nationen; die Völker werden wallen zu diesem Licht und die Könige zu seinem Glanze.

Solche Prophetenstimmen, die aus der Vorzeit herüber

schallen, waren die Hoffnung und der Trost vieler frommen Menschen in Israel. Darauf stand ihr Warten und ihr Harren. Mit diesem Glauben gingen Tausende heim. Das Vertrauen auf die Erfüllung dieser göttlichen Verheißung leuchtete noch aus ihrem brechenden Auge. Besonders die Tage der römischen Herrschaft lasteten auf dem jüdischen Volke so, daß es aus dem Drucke der Gegenwart in den Glanz der Zukunft, in die Erfüllung jener Weissagungen hinein sich sehnte, lebendiger als je; freilich mit irdischen, nicht mit geistigen Hoffnungen.

Viertes Kapitel.

Das Judenthum kurz vor Christus.

In der Leidensschule der Verbannung hatte sich das jüdische Volk nicht nur in diese seine Weissagungen, sondern auch in seine Religion vertieft. Nach seiner Rückkehr war das ganze Leben desselben nach dem mosaischen Gesetz neu eingerichtet worden und der Geist des Volkes fing an mit dem Geiste des Gesetzes zusammen zu wachsen; aber die Fremdherrschaft, bald der egyptischen Könige, bald der syrischen Könige störte und hemmte manchfach dieses Wachsthum nach dem Tode Alexanders des Großen, durch die einströmende fremde Sitte und fremde religiöse und gesellschaftliche Ansichten, öfters auch durch blutigen Gewissenszwang. Selbst wenn solche glückliche Zeiten waren, worin den Juden vergönnt war, nach ihrer Religion und ihrer Verfassung zu leben, ohne alle Störung, waren es religiöse Parteiungen im Schooße des Volkes selbst, die das Wachsthum störten, und die Kraft spalteten. Unter der Verfolgung des vierten Antiochus glühete der Jehovahglaube neu und mächtiger auf, und der Glaubens- und Freiheitskampf der Juden aus dem Gebirg hervor, welcher im Jahr 167 vor Chr. begann, und in den Büchern der Maccabäer so schön beschrieben ist, endete nach dreißig Jahren mit der Befreiung des Volkes von den Syrern, mit der Unabhängigkeit Judäa's. Aber es hörte zugleich auf

ein Staat Jehovahs, ein Tempelstaat zu seyn; es wurde ein weltliches Fürstenthum.

Bisher hatte ein Rath von siebenzig Gelehrten, das Sanhedrin auf Hebräisch, Synedrion auf Griechisch, mit dem Hohenpriester den Staatsrath des Tempelstaates Judäa gebildet, welcher Geistliches und Weltliches entschied. Jetzt hatte sich der Sohn des jüngsten Sohnes des Mattathias, des Vaters der Maccabäer, zum Hohenpriester und weltlichen Fürsten zugleich gemacht, und sein Sohn Aristobul nahm den Königstitel an. Drei Parteien waren es, in welche die Juden sich theilten: Pharisäer, Sadducäer und Essener. Die letztern lebten still und beschaulich am todten Meere, ferne von dem öffentlichen Leben. Sie erscheinen auch unter dem Namen „Heilende" und „Heilige". Unbefriedigt von der Welt, hatten sie sich zwar von dieser zurückgezogen, aber ihr Grundsatz war doch, nicht bloß sich allein, sondern zum Wohle der Welt zu leben. Ihr Geheimorden hatte verschiedene Grade, in die man vorrückte nach der Strenge der Bußübungen und nach dem Grade der erprobten Würdigkeit. Erst nach dreijähriger Prüfungszeit wurde man in den Orden eingeweiht, und legte den Ordenseid ab. Sie lebten in abgeschlossenen Ansiedlungen ein gemeinschaftliches Leben, das zwischen Gebet, geistigen Betrachtungen und Arbeit getheilt war. Sie verwarfen das Streben nach Reichthum; der Orden hatte ein Gemeingut, Ordensgut; und davon besaß jeder ein Stück Eigenthum als Ordensleben. Sie verwarfen die blutigen Opfer und betraten darum den Tempel zu Jerusalem nicht, als blutige Opferstätte; aber sie ehrten ihn und sandten Geschenke dahin. Ihre Lehre ist geheim geblieben. Ihrem Grundcharakter nach scheinen die Essener ihren geistigen Mittelpunkt im alten Prophetenthum gehabt zu haben. Wahrscheinlich hingen sie auch zusammen mit der Lehre der alexandrinischen Juden, namentlich des Philo, der Philosophie und Offenbarung verschmolz, und mit der der Therapeuten, philosophischen Juden, welche in einzelnen Hütten meist am See Mareotis bei Alexandria lebten ohne irdischen Beruf und Sorge. Die Einfachheit ihrer Lebensart machte das leicht und ließ sie sich auf die Philosophie des Göttlichen und

auf seinen Preis und Dank legen, in Gebet und Gesängen. Mitten darin aber im öffentlichen Leben standen die Pharisäer und die Sadducäer gegeneinander. Die Sadducäer waren die Partei der Reichen und Vornehmen, die aristokratische Partei. Die Pharisäer waren die Volkspartei. Die Sadducäer gaben sich den Schein, am alten Gesetz zu halten, gegenüber den Pharisäern, welche neben dem geschriebenen Gesetz auch die Ueberlieferung und die damit verbundene Art der Schrifterklärung geltend machten, und wodurch manche zoroasterische Lehren in den jüdischen Volksglauben gekommen waren. Denn auch nach der Rückkehr standen die Juden vom Jordan in fortdauernder Verbindung nicht nur mit den Juden in Babel, sondern auch mit den Zendvölkern. So waren die Pharisäer die Rechtglaubigen des neuen Judenthums, in Wahrheit aber waren sie auch allein die Altglaubigen. Denn die Sadducäer, welche sich für die Altglaubigen geben wollten, waren die Unglaubigen, die Leute des Zeitgeistes, welche sich mit der griechischen Sprache auch Sitten und Denkweise angeeignet hatten, wie sie aus der Verschmelzung der griechischen und asiatischen Bildung hervorgegangen und bald allgemein geworden waren. Durch sie waren schon vor dem Maccabäerkriege griechische Schauspiele und Feste in Jerusalem gefeiert worden, mit all den ausschweifenden Sinnenfreuden, wie sie der Zeit eigen waren. Diese vornehme Welt der Juden, diese freigeisterischen, zweifelsüchtigen, glaubenslosen Sadducäer gruben am Grabe der alten Religion. Die Pharisäer waren es, durch die sich die religiösen Grundwahrheiten dieses Glaubens und das strenge Judenthum aufrecht hielten.

Seit Judäa von den Römern erobert war, wurde das jüdisch Nationale immer mehr zurückgedrängt. Herodes führte immer mehr römische Verwaltungsweise im Lande ein, und war grausam gegen die, welche am Glauben und an der Sitte der Väter hielten. Unter diesen Verfolgungen besonders suchten die Schriftgelehrten — denn das waren die Pharisäer vorzugsweise — die Weissagungen vom Messias neu hervor, und bildeten sie in ihrer Weise weiter aus.

Ihre irdischen Erwartungen waren also: Sie theilten die

Weltlichkeit in zwei Zeitalter, in das Zeitalter vor dem Messias und in das Zeitalter des Messias, oder in diese Welt und in jene Welt. Das vormessianische Zeitalter war ihnen die Zeit, da die Ungerechtigkeit auf Erden immer größer wurde, das Volk Gottes von den Heiden unterdrückt, die kleine Zahl der Frommen verfolgt war. Das andere Zeitalter brachte das Gegentheil davon. Nach einigen Schriftgelehrten fiel sein Erscheinen in die letzten Tage dieser Welt, nach anderen begann mit seinem Erscheinen die andere Welt. Alle aber waren darin einig, daß der von den alten Propheten verheißene Erretter kommen müsse um die Zeit, um welche wirklich Jesus Christus geboren ward.

Fünftes Kapitel.

Pharisäische Erwartungen und Ausmalungen des Bildes vom Messias.

Vorzüglich waren es die Weissagungen des Propheten Daniel, aus denen die Pharisäer das demnächstige Erscheinen des Messias begründeten. Ihren zweiten Grund dafür nahmen sie aus dem Aeußersten, auf das es mit dem Volke Gottes gekommen sey, und das den Erlöser und Erretter nicht länger entbehren könne. Den dritten Grund nahmen sie aus rabbinischen Zeitrechnungen. Diese Rechnungen liefen darauf hinaus, es seyen jetzt so viele Jahrhunderte der Leiden und Kämpfe abgeflossen, daß das Auftreten des Messias vor der Thüre seyn müsse. Sie bewiesen dies mit Zahlen, mit einer Rechnung nach Jahrtausenden von der Schöpfung an.

Das bleibt immer merkwürdig, daß die Gewißheit der Messiaserwartung damals so fest und klar war, daß nicht bloß das Herz sich nach ihm sehnte, sondern der gelehrte Verstand mit einem mathematischen Rechenexempel die Zeit seiner Ankunft herausbrachte. Das Herz und der Verstand der Zeit im jüdischen Volke sprachen zugleich für die nahe Erscheinung des Gesalbten Jehovahs. Das Herz glühte nach ihm, der Verstand bewies die

Berechtigung dieses Herzenglühens wissenschaftlich, und die Phantasie malte mit prophetischer Vorausnahme das Bild des Erwarteten bis in seine einzelnsten Züge aus. Im Kreise der Pharisäer war man einig über das Wann, das Wo und das Wie seines Erscheinens.

Auch die Juden zu und bei Alexandria, auch die Essener an der Westküste des todten Meeres erwarteten den Verheißenen. Ihr mystisches Auge aber erwartete in ihm ein himmlisches Wesen, einen Gott. Die Pharisäer, die Schriftgelehrten Judäas, malten sich in dem kommenden Messias nur den Größten der Menschen, von Jehovah ausgestattet mit außerordentlichen Eigenschaften, glücklich in Allem, aber in Nichts über das Maaß menschlicher Kraft und Herrlichkeit hinaus. Nach ihrer Anschauung und Lehre wandelte der Messias mit seinem Auftreten die Lage der Welt so um, daß Jerusalem die Welthauptstadt werde, und Israel das weltbeherrschende Volk, und daß die Römer und alle Völker der Erde dem Gesalbten Jehovahs und dem auserwählten Volke Jehovahs dienen.

Davids Stadt, Bethlehem, und Davids Stamm, der Stamm Juda, waren es, woher der Glaube nicht bloß der Pharisäer, sondern der Glaube aller Juden, so weit sie den Messias erwarteten, ihn herkommen ließ. „Du Bethlehem Ephrata, aus dir soll mir erstehen der Gesalbte, daß er die Herrschaft führe über Israel, er, dessen Name genannt wurde von Anfang“ — diese prophetische Stelle des Micha 5, 2. war es, was ihnen ihren Anhalt gab. Die Pharisäer waren der Sache so gewiß in Betreff der Nähe seines Erscheinens, daß unter ihnen ein Streit darüber entstand, ob er bereits da sey, oder ob er erst komme. Ein Theil der Schriftgelehrten behauptete, die Weissagung sey bereits in Erfüllung gegangen, der Sprößling aus der Wurzel Isai, der Verheißene aus dem Hause Davids, sey bereits geboren und mitten unter ihnen, nur noch im Verborgenen. Sein öffentliches Hervortreten werde erst erfolgen, und erfolge jetzt noch nicht, weil die Unbußfertigkeit des Volkes, und damit die Unreife desselben für die Erscheinung des Messias, ihn noch zurückhalte; inzwischen weile er unbekannt, ferne von Jerusalem, bis erfüllt sey,

was seinem Auftreten vorhergehen müsse. Stellen in unsern heiligen Schriften neuen Bundes, z. B. Joh. 7, 27. 41. 42. 2 Thess. 2, 6. 7. weisen, wie die rabbinischen Schriften, auf die Verbreitung dieser Ansicht unter den Juden hin.

Zugleich war Glaube, daß dem Auftreten des Messias eine Zeit höchster Leiden, Tage der Trostlosigkeit vorausgehen müssen und eine große Reinigung, eine Buße des ganzen Volkes, ehe in das Reich Gottes eingetreten werden könne, wo die Sünden vergeben seyn werden und der Geist ausgegossen über alles Volk. Der Prophet Jesaiah (40, 3.) und der Prophet Maleachi (3, 1. 23.) hatten geweissagt, ein Vorläufer werde dem Messias und seiner entsündigenden Thätigkeit vorausgehen. Maleachi hatte im zweiten Kapitel im fünften Verse geweissagt: „Siehe, ich will euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn."

Daraus begründeten die Pharisäer ihre Lehre, erstens, daß der Prophet Elias kurz vor dem Hervortreten des Messias werde wieder kommen, und diesem die Bahn bereiten, der alte strenge Elias, jener Prophet mit dem Feuergeist und dem unbestechlichen Ernste, der die Hohen richtete wie die Niederen. Es war dieß allgemeiner Volksglaube geworden. Zweitens zogen sie daraus den Schluß, daß der messianischen Zeit große Wehen vorausgehen, Wehen der Zeit, welche die Zukunft gebären sollte, gleich den Wehen einer Mutter, die das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, unter Schmerzen zur Welt bringt.

Daß der großen Wiedergeburt aller Dinge große allgemeine Wehen vorangehen werden, hat auch Jesus Christus seinen Jüngern vorausgesagt. Jeder Geburt gehen Wehen voran, im Haus und in der Welt, und alles Gute wird durch Schmerzen geboren, ja je weiter und je tiefer das Gute wirken soll, unter um so größeren Schmerzen, wie der Friede durch die Wehen des Kriegs. Und so hat Christus vorausgesagt, daß dem Siege des Reiches Gottes schwere Wehen vorausgehen müssen, und er hat den Anfang dieser Wehen im Einzelnen gezeichnet.

Elias werde, dahin ging die Erwartung, dem Messias die Bahn bereiten, wie Königen ihre Herolde vorausgehen, aber auch

zu einer Vorweihe des Volkes durch die Buße. Ein Theil der Schriftgelehrten glaubte nach alten Ueberlieferungen, mit Elias zugleich werden noch andere Propheten wieder auftreten, als Vorläufer des Messias, nämlich Mose, Jesaia und Jeremia. Auf der von ihnen bereiteten Bahn werde dann der Messias selbst erscheinen.

Als die Gegend seines ersten Auftretens bezeichneten die Pharisäer Galiläa. Diese Landschaft sollte zuerst getröstet werden, wie Gottes Strafgericht in früherer Zeit zuerst über diese Landschaft gekommen sey. Die Phantasie dieser Schriftgelehrten zeichnete das Hervortreten des Messias als ein waffengewaltiges, zu einer Weltschlacht zwischen den Guten und den Bösen, zwischen dem Heerlager der Heiligen und dem der Unheiligen. Siehend über dem Blutbade werde der siegreiche Messias auch die letzten Feinde, den Erdkreis sich unterwerfen, die zehn Stämme, die nicht ins heilige Land zurückgekehrt waren, dahin zurückführen, und alle Heiden zum Dienste Jehovahs bekehren.

Mit der Ueberschwänglichkeit und Art morgenländischer Einbildungskraft malten die Schriftgelehrten das messianische Reich und dessen Glück aus. Erhöht zum Herrscherland über die besiegten Länder und Nationen, bringe das heilige Land dann Alles von selbst hervor, was man bisher anderswoher bezog, oder was bisher der Hände Fleiß fertigen mußte. Die Bäume und der Weinstock tragen dann täglich neue Früchte von nie gesehener Größe, und wie das Wasser aus den Bergquellen, quelle das Mehl aus der Erde hervor, Alles habe Kleider von der feinsten Wolle und täglich den Tisch voll köstlicher Leckerbissen. Zur heiligen Stadt Jerusalem wallen die Völker, da in ihr der Messias seinen Thron habe, und ihre Mauern dehnen sich aus bis zum Meere einerseits und andererseits bis nach Damaskus. Die Thore der heiligen Stadt, die Paläste, die Häuser werden auf das Kostbarste gebaut seyn und leuchten in Gold, Silber und Edelsteinen. Alle Einwohner stehen unter dem besonderen Schutze Jehovahs und sitzen täglich mit dem Messias zu Tische. Krankheiten und andere Uebel werden dann nicht mehr seyn. Es werde dann seyn, wie Jesaia im fünf und dreißigsten Kapitel geweissagt habe: „Die Augen der Blinden werden aufgethan, die Ohren der

Tauben geöffnet werden und der Lahme ſpringen wie ein Hirſch."

Ueber die Dauer des meſſianiſchen Reiches waren die Schriftgelehrten ſehr verſchiedener Anſicht. Die Einen ließen es nur vierzig Jahre dauern, die Andern ſiebenzig oder neunzig oder drei hundert fünf und ſechzig oder tauſend oder gar bis ſieben tauſend Jahre. Myſtiſche Rechnungen waren von jeher Liebhaberei jüdiſcher Schriftgelehrten. Daß es tauſend Jahre dauern werde, war die am meiſten verbreitete Anſicht, und von einem tauſendjährigen Reiche, in anderem Sinne, ſpricht auch die Offenbarung des Johannes. Diejenigen Schriftgelehrten, welche in dem Meſſias nur einen Menſchen erwarteten, erſtreckten zwar die Tage des Meſſias weit über die Gränzen der gewöhnlichen menſchlichen Lebenszeit, aber ſie ließen ihn ſterben und glaubten an Nachfolger auf dem Throne des meſſianiſchen Reiches.

Alle ſtimmten darin überein, daß nach dem Ablaufe der Tage des Meſſias ein neuer Himmel und eine neue Erde ſeyn werde, aber zuvor werden dieſe Erde und dieſer Himmel und dieſe Sterne vergehen, und Alles ſterben, was Odem habe.

In zwei Büchern vorzüglich, welche von jüdiſchen Schriftgelehrten verfaßt ſind, iſt dieſe Anſicht niedergelegt. Das eine iſt das Buch Henoch, welches etwa ein Menſchenalter, eh Chriſtus geboren ward, geſchrieben wurde, und in welches rabbiniſche Gelehrſamkeit ihre Weiſſagungen auf die nächſte Zukunft einſchrieb, indem ſie anknüpfte an die Prophezeiungen des Daniel, und dieſe weiter ausführte. Das Buch Henoch ſagt im 92. Kapitel im 16. Vers: „Am ſiebenten Tag der zehnten Weltwoche tritt ein geräumiger ewiger Himmel hervor aus der Mitte der Engel." Die andere Schrift iſt das unter dem Namen des Esra eingeſchobene ſogenannte vierte Buch des Esra. Dieſe Schrift entſtand aus rabbiniſcher Feder im erſten chriſtlichen Jahrhunderte gegen das Ende deſſelben. Darin heißt es im ſiebenten Kapitel: „Mein Sohn, der Meſſias, ſoll mit denen, die um ihn ſind, herrſchen 400 Jahre. Nach dieſer Zeit wird es geſchehen, daß mein Sohn, der Meſſias, ſterben wird, ſammt allen Menſchen, welche Odem haben. Dann wird die Welt verwandelt in das

uranfängliche Stillschweigen, so daß Niemand übrig ist; und dann nach jenen sieben Tagen erhebt sich eine neue Welt, die bis jetzt noch schläft, und die alte verderbte geht unter."

Nur ein kleiner Theil der Schriftgelehrten dachte sich den Messias göttlicher Art, und verstand den dreizehnten Vers des siebenten Kapitels im Propheten Daniel: „Ich schauete im Gesichte der Nacht, und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschensohn, bis zu dem Alten der Tage, und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Menschen und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig und vergeht nicht, sein Königreich hat kein Ende." Auch das Buch Henoch schaut den Messias in höherer Gestalt an. Des Messias Namen heißen darin: „Menschensohn", „Sohn des Weibes", „Auserwählter".

Diese kleine Zahl, welche in dem Erwarteten einen Messias kommen sah mit göttlichen Kräften und Eigenschaften, glaubte, den sechs und zwanzigsten Vers des neunten Kapitels im Propheten Daniel im Auge, Jerusalem und das Heiligthum werden vor dem Erscheinen des Messias von den Feinden Gottes verwüstet werden; und zur Zeit der Römerherrschaft sah diese kleine Zahl den Feind Gottes im römischen Kaiser und Volke.

Darin aber waren Alle, sowohl die, welche einen göttlichen, als die, welche einen menschlichen Messias erwarteten, durchaus einig, daß er vorzugsweise ein Befreier seyn werde, der das Volk Gottes befreie vom Joche der Fremdherrschaft, und es erhebe über alle Völker, als weltlich herrschendes Volk.

Ganz zurückgetreten war kurz, ehe Christus geboren ward, die Prophezeiung des Jesaia von dem leidenden Messias, von dem Lamme Gottes, das für die Sünde des Volkes leiden müsse, und dessen ganzes Elend auf sich nehme.

In jenen Tagen der tiefen Verirrungen und der Erniedrigungen des Volkes Gottes, welche der Wegführung nach Babel vorangiengen, hatte Jesaia im prophetischen Geiste den Messias, den Knecht Gottes, geschaut und verkündet, als das Opferlamm für sein Volk. „Fürwahr, sprach der die ferne Zukunft mehr als sieben Jahrhunderte prophetisch voraus als eine eben vergangene

Gegenwart anſchauende Seher, er trug unſere Krankheit, und lud auf ſich unſere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geſchlagen und gemartert wäre (d. h. was er aus Liebe that, das ſahen wir als Fluch Gottes über ihn, als Gericht und Elend an). Aber er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet, und um unſerer Sünde willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf ihm, damit wir Friede hätten, und durch ſeine Wunden ſind wir geheilt. Wir gingen Alle in der Irre, wie Schafe; ein Jeder ſah auf ſeinen Weg. Aber der Herr warf auf ihn unſer Aller Sünde. Da er geſtraft und gemartert war, that er ſeinen Mund nicht auf; wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführet wird, und wie ein Lamm, das verſtummt vor ſeinem Beſcheerer und ſeinen Mund nicht aufthut. Er iſt aus dem Lande der Lebendigen weggeriſſen, da er um die Miſſethat meines Volkes geplaget ward; und er iſt begraben wie die Gottloſen; wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in ſeinem Munde geweſen iſt. Weil er ſein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, wird er Samen haben auf Erden und ewig leben; und des Herrn Vornehmen wird durch ſeine Hand fortgehen. Darum, daß ſeine Seele gearbeitet hat, wird er ſeine Luſt haben und die Fülle haben. Und durch ſeine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen. Denn er nimmt ihre Sünde weg. Viel Volk will ich ihm zum Eigenthum geben, und die Starken werden ſein Siegespreis werden; darum, daß er ſein Leben in den Tod gab, und den Uebelthätern ſich gleich rechnen ließ, und er Vieler Sünden weggenommen hat, und für die Uebelthäter gebetet." (Jeſ. 53, 4—12.)

Dieſe Anſchauung, wie ſie dem Jeſaia, nach Andern einem Späteren am Ende der Verbannung, im prophetiſchen Geſicht aufgegangen war, blieb haften im jüdiſchen Volke, beſonders bei demjenigen Theile der Juden, der ſich auch an den Waſſern zu Babel und am Fluſſe Chebar, unter Aſſyrern und Chaldäern, des Nationalgefühls nicht entäußert hatte, und in denen, die nach Egypten ausgewandert waren und an den Mündungen des Nils als Flüchtlinge ſaßen, wo ſie im Sand Egyptens ihr Waſſer trinken mußten für Geld, ihr Holz bekamen für Zahlung, wo

Jünglinge Mühlsteine trugen und die Knaben strauchelten unter den Holzlasten, wo Knechte herrschten über sie und ihren Muthwillen trieben mit den Frauen und Jungfrauen (Klagelieder 5, 1—14.). Da richteten sie sich auf an der Vorstellung eines leidenden Messias, einer Entsühnung durch sein Leiden, an einem erlösenden und sie mit Gott versöhnenden Opfertod desselben.

Auch in der Anschauung mancher späteren Pharisäer blieb noch der leidende Messias, und das unverschuldete Sterben eines Gerechten überhaupt galt ihnen als ein Sühnungsblut für das ganze Volk, der gewaltsame Tod heiliger Männer als ein Blutopfer, wodurch Israel vom Fluche der Sünde befreit werde. Aber zur Zeit, da die Juden unter dem grausamen Herodes und zuvor schon unter seinem tyrannischen Vater Antipater seufzten, und unter dem Joche der Römer, trat der durch Leiden entsühnende Messias vor dem befreienden politischen Messias in der allgemeinen Vorstellung zurück. Kein Prophet war seit Jahrhunderten mehr im Volke aufgetreten, und die Pharisäer waren es allein, von denen es jetzt abhing, der messianischen Erwartung ihre Farbe und ihre Richtung zu geben im Volke.

Diese pharisäischen Vorstellungen blieben von denen ferne, welche auf Garizim anbeteten. Die Samariter hatten darum auch von dem Messias ein reineres Bild. Ihre Erwartungen fußten auf dem altprophetischen Grunde des Mose, der zu seinem Volke gesagt hatte, das von ihm verkündete Gesetz solle nur so lange gelten, bis erfüllt sey das Wort des Herrn: „Ich will ihnen einen Propheten, wie du bist, erwecken aus ihren Brüdern, und meine Worte in seinen Mund geben; der soll zu ihnen reden Alles, was ich ihm gebieten werde. Dem sollt ihr gehorchen. Und wer meine Worte nicht hören will, die er in meinem Namen reden wird, von dem will ichs fordern“ (5 Mos. 18, 15. 18. 19.). Wie die Samariter überhaupt an der Hand des alten Gesetzes eine mehr sittlich geistige Richtung genommen hatten, und ihnen besonders alle pharisäische Verbildung des Religiösen fremd geblieben war, so vor Allem ihre Verbildung der Messias-Erwartungen.

Sechstes Kapitel.

Die Fülle der Zeit.

So war die ganze vorchriſtliche Welt, die heidniſche wie die jüdiſche, eine Vorbereitung der Völker für den Aufgang des Lichtes in der Welt, für den Erlöſer und das Ideal der Menſchheit, und für eine neue Religion, die Religion des Geiſtes, welche nicht Religion eines Volkes, ſondern Religion aller Menſchen war. Das innere Bedürfniß dafür war allenthalben da. „Gott hatte, nach dem Worte des Apoſtels Paulus (Röm. 11, 32.), Alles, ſowohl bei Heiden als bei Juden unter den Unglauben beſchloſſen, damit er ſich Aller erbarme.“ Auch die Erfahrung, daß alle Richtungen des Geiſtes, was an Weisheit und Bildung und Glauben unter Heiden und Juden vorhanden war, das Bedürfniß nicht mehr befriedigten, reizte und nährte das Bedürfniß nach höherer Wahrheit. Im Heidenthum zeigten ſich alle Verſuche, das Veraltete zu verjüngen, dem Todten neuen Geiſt und neues Leben einzukünſteln, unmächtig und erfolglos. Keiner der tiefen Schäden in Haus und Gemeinweſen, keine der großen Wunden der Zeit wurde dadurch geheilt. In keinem von allen den Verſuchen war eine Kraft, durch welche die geſunkene Menſchheit wieder gehoben, der entwürdigten Menſchennatur etwas von ihrer urſprünglichen Würde zurückgegeben worden wäre. Ausgehöhlt war und blieb das Gemüth. Alle Reize der Sinnenluſt waren durchwühlt, um ſich zu ſagen, daß im Genuſſe keine Befriedigung, in der Luſt der Zeit nichts Ewiges ſey. Das Böſe trat allenthalben heraus in zuvor nie da geweſenen Geſtalten, in grauenhafter Größe und Art der Erſcheinung. Schändliches war als Gottesdienſt, als Geheimreligion, geboten und vielfach angenommen worden. Die verwilderte Heidenſeele reizte ihre Abgeſtumpftheit auf an abſcheulichen Gladiatorenſpielen, der Menſchenmord war zum Schauſpiel, ja zum Luſtſpiel geworden; denn Vornehm und Gering ſuchte und fand eine Augenweide im Theater, wo ſich Tauſende von Sclaven, die zwangsweiſe zu Fechtern eingeübt worden waren, abſchlachten laſſen mußten, theils im Kampfe

unter sich selbst, theils im Kampfe mit wilden Thieren der Wüste, die ausgehungert und dann auf die Unglücklichen losgelassen wurden. Niedergetreten vom Fuße der römischen Despotie war die Freiheit aller Völker, und jede bürgerliche Tugend; überall war das Gemeinwesen zersetzt und in Verwesung übergegangen. Eine ungeheure Zahl von Sclaven seufzte neben den unterjochten Völkern im römischen Reiche. Aber in Rom selbst lag und vermoderte die Kraft der Sieger, der Römer, derer, welche die Welt despotisirt hatten, selbst jetzt unter dem Despotismus eines Einzigen und seiner Söldnerheere. Das weibliche Geschlecht war in Rom in freierer Stellung, aber ganz entsittlicht; in der weiten Welt umher aber, nur nicht in den Wäldern der Germanen, entwürdigt und erniedrigt, hinabgedrückt bis zu einer an Sclaverei gränzenden Stufe.

So war es in der heidnischen Welt.

In den engen Kreisen des Volkes Gottes erhielt sich zwar ein Häuflein zerstreut, das den Glauben der alten Väter bewahrte, und den alten Gott hatte. In der großen Masse aber war die Gottesfurcht entweder übergegangen in Gottesvergessenheit und Unglauben, oder in Werk- und Scheinheiligkeit, in kleinlichen starren Gesetzdienst und Ceremoniendienst, in einen Fanatismus für das bloß Aeußerliche, für den Buchstaben und für abgestorbene Formen, mit einem Wort in den Pharisäismus.

Hervorgehen konnte das Heil, die neue Religion, weder aus dem abgestorbenen Heidenthum, noch aus den Entartungen und Verbildungen des Judenthums, weder aus den Naturreligionen und der griechischen Philosophie, noch aus der Theologie der Essener und Alexandriner. Alle diese Elemente waren abgelebt. Aber das Heidenthum wie das Judenthum hatte Manches in sich, was die Weltreligion fördern konnte, indem es ihr den Boden bereitete, ihr Bahn brach, ihr Gefässe für ihren neuen Geist, ja diesem sogar sehr brauchbare Ideen abgab, und ihr zur vermittelnden Brücke wurde von Volk zu Volk, von Land zu Land.

Die Bildung der Griechen und Römer, welche noch heute die altklassische Bildung heißt, ist ebenso durch ihre Form als ihren Inhalt von großer Bedeutung für das Durchdringen der

Weltreligion in den Abendländern geworden. In der Form des Morgenlandes ursprünglich geboten, erhielt sie erst nach ihrem Durchgang durch die Formen und den Geist der griechischen Bildung diejenige Gestalt, in welcher sie den Abendländern sich empfahl und sie gewann. Der Lebenswein vom Himmel, gegossen in das schöngeschliffene, durchsichtige Gefäß, das der griechische Geist bereitet hatte, war es erst, was von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen ging. Die beiden großen weltgeschichtlichen Gegensätze des Alterthums, das Morgenland und das Abendland, waren durch den Griechen Alexander den Großen einander näher gebracht, und mit der Ausbreitung der griechischen Sprache die griechische Bildung zur herrschenden in der Welt gemacht worden. Dadurch waren die verschiedenen Volksgeister der alten Welt in dem Einen griechischen Geiste, in der griechischen Bildung, so geeinigt worden, daß sie ihr Besonderes mehr oder weniger an diese allgemeine Bildung verloren. Die römische Weltherrschaft hatte die Nationalitäten vollends zu verwischen angefangen, und allen Ländern und Völkern die äußere Form der Einheit, die politische Einheit, gegeben. Es war nur Ein Haupt Eines Reiches, des römischen, in der Welt. Das war der römische Kaiser, dem alle Völker, die sich sonst bekämpft hatten oder sich schroff von einander abschloßen, jetzt unterthan waren. So einte Eine Obergewalt, Eine Sprache und eine ziemlich gleichförmige Bildung die ganze damalige civilisirte Welt, vom Rhein und der Donau im Norden bis zu den Wüsten Arabiens und Afrikas im Süden, vom Euphrat im Osten bis zur atlantischen Küste Spaniens im Westen. Heerstraßen durchzogen nach allen Seiten hin dieses römische Weltreich und erleichterten den Verkehr von einem Ende zum andern. Im ganzen Innern des Reiches herrschte Friede. Durch die äußere Vereinigung so vieler Völker zu einem Weltreiche wurden die Menschen gewöhnt, sich auch innerlich nähern zu müssen, und sich über die nationalen Unterschiede hinweg zum Gefühl und Gedanken zu erheben, daß es nicht sowohl nur Völker, sondern daß es Menschen auf Erden gebe; eine Menschheit, nicht bloß Gemeinwesen und Nationalitäten. Der neue Geist, der ausgegossen wurde, fand nach allen Seiten hin die

äußeren Wege bereitet für die, welche seine Gedanken und seine Heilkraft durch die Lande zu tragen hatten. Das Alles war kurz zuvor noch nicht so gewesen.

So weit war die Weltlage und die klassische Bildung fördernd wie anbahnend für das kommende Heil. Noch aber kann nicht genug anerkannt werden, daß die Blüthezeit der griechischen Bildung, neben den Formen, auch Ideen und Anschauungen hervorgetrieben hatte, welche aus dem ewigen Geiste geboren waren, welche selbst in der trostlosen Zeit des römischen Kaiserthums in den Edleren noch wirksam waren, und eben damit Seelen offen hielten für den neuen Geist, der da kommen sollte, den Geist, der nicht nur entsühnen und beseligen sollte in religiöser Weise, sondern der auch kam, die in den Staub getretene Menschenwürde wieder aufzurichten, dem Menschen, als einem nach Gottes Bild Geschaffenen, sein Recht und seine Stellung zurückzugeben, die Nationalitäten zu heiligen und den Despotismus zu vernichten. Manche christliche Idee ist nur wie die reife Frucht vorchristlicher Geistesentwicklung. Noch im Verwelken hatten die griechische Bildung und Religion Keime zurückgelassen, welche die neue religiöse Schöpfung in ihre Entwicklung aufnehmen und mit sich einigen konnte.

Von Seiten des Judenthums ist dieses ebenfalls hervorzuheben; namentlich auch, wie das griechisch gebildete Judenthum zu Alexandria zur Vermittlung des Heiles, das von den Juden kommen sollte, bereit lag; und neben ihm die vielen weit umher im römischen Reich angesessenen Juden. Sie selbst und Andere, die von ihren Lehren und Weissagungen gehört hatten, waren Anknüpfungspunkte für die Boten und Träger des neuen Geistes. Man hat diese in die Heiden hineingeschobenen jüdischen Ansiedlungen im römischen Reiche Vorposten des Christenthums genannt, als es anfing die Welt zu erobern; ja man hat sie mit elektrischen Leitern verglichen, die sich durch alle Lande gezogen haben, das Feuer vom Himmel aus Judäa hinaus in die Welt zu leiten und sie neu zu beleben.

So war die ganze Zeit, das Aeußere wie das Innere derselben, bereitet für den Messias und das von ihm ausgehende

Heil. Und als die Zeit erfüllet war, erschien er. Aber er kam ganz anders, als er erwartet wurde. Er eroberte die Welt, aber nicht durch Waffen, sondern durch Geist. Er kam als Heiland, aber nicht als Heiland eines einzelnen Volkes, sondern als Heiland der Menschheit. Er kam und lebte nicht in irdischer Herrlichkeit, sondern in Knechtsgestalt.

Hatten erleuchtete Heiden, wie Sokrates und Plato, geseufzt, daß der Himmel einen Genius senden möge, über die menschliche Natur und Bestimmung Aufklärung zu geben; hatte gottbegeisterter Prophetenmund gefleht im jüdischen Lande: „Oeffnet euch ihr Himmel und thauet herab den Erlöser!“ — so ward jetzt dieses Seufzen befriedigt, dieses Flehen gewährt. Gott sandte seinen Sohn nach langer Vorbereitung in der Fülle der Zeit. Die Weissagungen erfüllten sich in Jesus Christus.

Siebentes Kapitel.

Die Erscheinung des Weltheilands.

Jesus Christus ist das Licht und Leben der Welt geworden, und noch heute hat es die Wissenschaft nicht dazu gebracht, und eben darum auch die Christenheit nicht, über das Geburts- und Todesjahr desselben gewiß und einig zu seyn. Das Leben Jesu kennen wir nur aus der einfach erhabenen Erzählung der Evangelisten. Seine Jünger schrieben es nieder und Andere führten es weiter zu einer Zeit, da er als der im Himmel des Geistes aufgehabene Gott herrschte und lebte in der Andacht der Gemeinde, in den Herzen der Seinen; und da war es nur natürlich, daß vor solchen Thatsachen, wie diese war, und wie sein Leben seit seinem Auftreten als Messias, sein Tod und seine Auferstehung war, die Stunde seiner menschlichen Geburt, die Geburtsregisters-Notiz, in der Anschauung derer ganz zurücktrat, die sein Leben beschrieben und all das Erhabene, wovon dieses Leben voll war, und die mitten drin standen in der Strömung des siegenden Geistes, welcher von ihm ausging. Sie schaueten

nur auf den göttlichen Strom, nicht auf die Minute, in welcher, was sie jetzt als ein Wunder des Geistes umrauschte, in seinem Anfang zu Tage getreten war. Heiliges Dunkel ruht überhaupt über einem großen Theile des Lebens Jesu, und es gleicht darin den Weltströmen, deren eigentliche Quelle man nicht kennt, ob sie gleich Völker und Lande befruchten und segnen. Niemand bis heute kennt die Geburtsstätte des Rheins. Die Hauptsache ist, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat in der Fülle der Zeiten, nicht die Stunde und der Tag und das Jahr, worin das geschah.

So viel ist gewiß, daß die gewöhnliche Zeitrechnung nicht die richtigste ist, und daß Jesus, da er als Lehrer auftrat, etlich und dreißig Jahre alt war, und daß sein Geburtsjahr fällt in das vorletzte Jahr vor dem Tode des Herodes, als gerade der Druck und das Wüthen dieses Tyrannen ihren Gipfel erreicht hatten.

Man hat die heilige Geschichte, in welcher das Leben Jesu beschrieben ist, und an welcher mehrere Federn geschrieben haben, von Seite der Wissenschaft aus mit sehr vielerlei Augen angesehen, nur meistens nicht mit unbefangenem Auge. Man ist aus vorgefaßten Meinungen sogar darauf gerathen, anzunehmen und zu behaupten, die Evangelisten seyen gelehrte Kunstschriftsteller gewesen, welche mit Bewußtheit theologische Tendenzen verfolgt haben, und ihre Berichte aus religiösem Parteiinteresse gerade so abgefaßt, und diesen oder jenen Punkt an diesen Ort und in dieses Licht gestellt haben. Das aber ist gerade auch das Eigene dieser heiligen Berichte, daß sie gar keine Kunst zeigen, im Gegentheil den Geist der Kindlichkeit in jedem Zuge an sich haben, der auch ein Merkmal des Göttlichen ist. Die, welche hier schrieben, sprachen sich aus mit der Unbefangenheit einer Kinderseele, und die tiefsten und reichsten Gedanken verkünden sie mit so schöner Einfalt, als wären sie selbst unbewußt der Tiefe und Fülle dessen, was sie sagen. So erschließt uns ein unverdorbenes Kind, was es im Herzen hat, und alle Sachen, die es weiß, so ganz ohne Weiteres, schlicht und unmittelbar, ohne Absicht und ohne Berechnung; es überspringt Manches und erzählt hie und da,

ohne die Ordnung einzuhalten in den Thatſachen, die es erzählt. Die Hauptſache iſt, daß es nichts dazu thut, und daß es ſo erzählt, wie ihm die Sachen vorkommen. Wenn vier kindliche, in ſchöner Einfalt und Unbefangenheit ſich bewegende Naturen eine Geſchichte erzählen, die ſie theils geſehen und mit erlebt, theils gehört haben, ſo ſind kleine Abweichungen um ſo natürlicher, als ſelbſt kritiſche Geſchichtſchreiber, welche im ſelben Jahr Erlebtes beſchreiben, Dinge beſchreiben, wobei ſie Augenzeugen, gar Mithandelnde waren, nicht in Kleinigkeiten, ſondern in Hauptpunkten abweichen, und geradezu ſich widerſprechen. Ein ſchlagender Beweis iſt dafür die Geſchichte unſerer Tage. Niemand von Verſtand aber wird dieſer Widerſprüche wegen behaupten wollen, die Thatſachen an ſich ſeyen zu bezweifeln, dieſes oder jenes ſey überhaupt nicht geſchehen, die Thatſachen ſeyen erdichtet. Es iſt eben ſo kleinlich und unklug, das Letztere zu behaupten, als aufzuſtellen, alle Widerſprüche in den Evangelien löſen ſich vollkommen, es finden keine Abweichungen des Einzelnen vom Andern ſtatt. „Die Evangeliſten, ſagt Luther, halten in den Mirakeln und Thaten Chriſti keine Ordnung, liegt auch nicht viel daran. Wenn ein Streit in der heiligen Schrift entſtehet und man kann ihn nicht vergleichen, ſo laſſe man es fahren.“

Dem Manne war es auch ein Ernſt um die Wahrheit, gewiß ſo ſehr, als irgend einem Theologen unſerer Zeit. Er hat Lücken und Mängel der evangeliſchen Berichte ſo gut eingeſehen, als einer der letzteren; aber er hat mehr geſehen, als dieſe ſehen, nämlich den Stempel der Wahrheit des Berichtes im Ganzen, die Einfalt in jedem Zuge, das Siegel der Wahrheit; und darum hat er ſein Leben dafür eingeſetzt.

In einfacher, zwar bildlicher aber kunſtloſer Weiſe haben Matthäus und Johannes, Marcus und Lucas die heilige Geſchichte geſchrieben, und man fühlt es jeder Zeile an, daß ſie ſchrieben in treueſtem Glauben an die Sache. Sie geben Großes im ſchlichten Wort, Viel in wenig Buchſtaben. Nirgends gehen ſie auf Effekt aus. Nur wenig Aufwand von Kunſt hätte ſo Vieles anders ſtellen und anders faſſen müſſen, wenn es auf Effekt angelegt geweſen wäre, oder gar auf Erreichung einer

Parteiabsicht, wenn etwas Tendenziöses dahinter gelegen wäre. So aber geben sie bloß, was und wie sie es wissen; und ihre Wirkung ruht auf der Sache selbst, und auf der Treuherzigkeit, mit der sie dieselbe geben.

Der Boden des heiligen Landes, jenes Bethlehem unweit Jerusalem war es, wo Christus geboren wurde, wahrscheinlich im Jahre 750 seit Erbauung der Stadt Rom. Unsere gewöhnliche Zeitrechnung nimmt das Jahr 754 (oder das Jahr 3943 nach der Weltschöpfung) an. Die Unwissenheit zu Anfang des Mittelalters in Europa war an dieser falschen Zeitrechnung schuld, und die vielhundertjährige Gewohnheit macht, daß sie bis jetzt beibehalten ist. Wie über das Jahr, war man auch über den Tag der Geburt Jesu seit den ersten Jahrhunderten nicht einig; doch weist die Feier des Weihnachtsfestes am 25. Dezember, auf welche sich bald die alte Kirche vereinigt hat, auf alte Ueberlieferungen hin, welche für diesen Tag gesprochen haben mögen.

Seitdem verkündeten in der zwölften Stunde der Nacht, zwischen dem 24. und 25. Dezember, Posaunen oder Glocken vom Thurme in aller Welt, wo Christen wohnten, den Anbruch der Weihnacht, der heiligen Nacht, und jedes Christenherz sagte sich: „Christ ist uns heute geboren, und Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden."

Als der, dem ein Name über alle Namen gegeben werden sollte, in die Welt kam, da war nicht Raum in der Herberge, wo ihn seine Mutter gebären konnte, nicht Raum für ihn unter einem menschlichen Dach. Der neugeborne Heiland der Welt hatte einen Eintritt auf Erden, verachteter und verlassener, als irgend ein Mensch. Im Dunkel eines Stalles kam er zur Welt, und der eines Königes Wiege verdient hätte, lag auf hartem Holz einer Krippe, nur von der Mutterliebe erwärmt, und von Thieren, die ihn mit ihrem warmen Odem anhauchten. Die Menschen gaben ihm und seiner Mutter nicht Raum bei sich, und keine weichen Betten, keine schützenden Decken. Gleich das ist ein unbeschreiblich tiefer Zug in der heiligen Geschichte, diese einfache Erzählung von der Art, und den Umständen, wie Christus geboren ward.

Bethlehem war nur ein Flecken, aber nicht weit davon war Jerusalem, die große Stadt mit tausend leeren Sälen und Gemächern, darin nichts war, als Prunkgeräthe. Für das Göttliche, das nahe dabei Mensch wurde, fand sich kein offenes Gemach bei der Geburt, und wo die Mutter des Christuskindes anpochte, öffnete sich keine Thüre der vornehmen und der reichen Welt.

Beiseit ins Dunkel pflegt Gott die Wiegen derer zu stellen, welche er zu Rettern oder zu Erleuchtern ihres Volkes bestimmt hat. Aus der Hütte gehen sie hervor, ihr Leben ist ein Ringen mit der Noth, und der Tod erst meistens verklärt und erhöht sie in den Himmel.

So bettete Gott seinen eingebornen Sohn auf Erden bei seiner Geburt in die Krippe eines Stalles zu Bethlehem. Nur so, und nicht anders, konnte die Weltreligion anfangen, welche eine Religion für Alle seyn, eine Welt von Vorurtheilen brechen, eine Welt verwandeln und die Menschheit erlösen sollte.

Gleich die Geburt des Weltheilandes stellte vor Augen, daß das Göttliche unmittelbar vom Himmel kommt; daß Menschenmacht und Menschenreichthum weder es geben noch hervorbringen können; daß es nichts zu thun hat mit der Vornehmheit und mit der Pracht der Welt, und daß Jeder des himmlischen Vaters Kind und Er sein Vater ist, ob er in der Hütte geboren wäre oder im Stall, und die härteste Wiege hätte, Jeder in jedem Stand, in der äußersten Dürftigkeit und Niedrigkeit.

So hatte es Gott, als er seinen Sohn in die Welt sandte, gewollt, daß dieser Sohn uns gleich würde in Allem, außer der Sünde; gleich auch in der Armuth, weil er der Heiland aller Menschen werden sollte, auch der ärmsten und niedrigst gestellten, ja dieser zuerst.

Gleich durch seine Geburt hat Jesus Christus die Armuth geweiht und die Niedrigkeit geadelt, Alles, was Mensch ist, geadelt, ohne Unterschied. Von nun an sollte der einzig wahre Adelstitel in der Welt heißen: „Mensch und Gotteskind".

Maria und Joseph, die Eltern Jesu, wohnten zu Nazareth am Fuße des Tabor. Eine Reichsschatzung, die der römische

Kaiser Augustus ausgeschrieben hatte, gab Herodes Veranlassung, auch das heilige Land zu schätzen, welches um diese Zeit als Bundesgenossenland zum römischen Reiche stand. Gerade in seinen letzten Jahren, wie man aus dem weltlichen Geschichtschreiber Josephus weiß, ließ Herodes das ganze Volk der Juden einen Huldigungseid auf seinen und des Kaisers Augustus Namen ablegen; und damit mag er die Schatzung verbunden haben, von welcher Lucas erzählt, daß sie gewesen sey vor der unter dem Landpfleger Quirinus.

So haben die neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen die Sache festgestellt; sie sind, nach langem Streite, zu Gunsten des Berichts des Evangelisten ausgefallen.

Diese Schatzung führte Maria und Joseph von Nazareth nach Bethlehem, wohin ihre Familien gehörten, und Maria gebar in dem Stall, der eine Höhle war, wie oft im Morgenlande, nach Angabe der Kirchenväter, jene Höhle, die jetzt eine Kapelle ist. Zu Bethlehem sollte ja der Messias, als Davids Sohn, geboren werden, nach der Weissagung.

Hatte so schon die Geburt des Christuskindes in Niedrigkeit die Wiederanerkennung des Bildes Gottes auch im Geringsten der Menschen vorgebildet, den großen Ruck vorgebildet, welchen durch die Christusreligion die Welt vorwärts machen sollte: so waren es auch die Geringsten aus dem Volke, Hirten auf dem Felde, welchen die frohe Botschaft zuerst verkündet wurde, daß der längst erwartete und ersehnte Retter der Menschheit geboren sey. Und diese armen Leute waren es auch zuerst, welche eilten, ihn aufzusuchen. Die Armen und Geringen waren gleich von Anfang an eiliger als die Reichen und die Vornehmen, den Heiland zu suchen.

Das ist der zweite tiefsinnige Zug in der Wahrheit der evangelischen Geschichte.

Engelsmund war es, was den Hirten auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündete. Sie hörten nach der evangelischen Erzählung in der heiligen Nacht, in der Stunde, da Christus geboren wurde, einen himmlischen Friedensgesang. Friede auf Erden! klang der Gesang durch die Stille der Nacht. Se-

lige Geister waren es, die sich freuten über das Heil, das auf Erden kam. Engelsharmonie feierte die Geburt dessen, welcher geboren war, die Mißtöne der Welt aufzulösen, die Menschenkinder frei, das Daseyn holder, den Mühseligen und Beladenen leichter, den Weg zum Himmel eben und den Himmel aufzumachen. Ja Engel, Kräfte aus der Geisterwelt, Himmelskräfte, gingen auf und ab zwischen Himmel und Erde und schritten voran dem großen Geschicke, das die Geburt des Weltheilands heißt. Der Stifter der himmlischsten und menschlichsten zugleich unter allen Religionen hatte einen Himmlischen zum Verkünder seiner Geburt, und Wunderbares ging der Geburt dessen voraus, welcher Gottes Reich auf Erden bringen sollte. Angehaucht von Gottes Geist, überschattet von der Kraft des Allmächtigen war sie, welche den Heiligsten und Reinsten, der in Menschengestalt auf Erden ging, empfangen und gebären sollte.

So erzählt die heilige Geschichte.

Daß sie gleich die Geburt, wie nachher sein Leben, mit dem Glanze des Wunderbaren umgeben hat, das hat viel Anstoß und Streit in der Welt gegeben. Daran hat man sich gestoßen, daß er, welcher heute noch Wunder wirkt, in dem evangelischen Bericht eine Geburt hat, welche mit dem Lichte des Wunderbaren verklärt ist.

Von Dem, welcher in der Krippe lag in der heiligen Nacht, und dessen Geburt vor und nachher von einem überirdischen Lichtglanz umleuchtet ist, ist ein Licht ausgegangen, welches das Licht und Leben der Welt wurde, welches die Welt neu schuf und noch heute fortfährt, sie neu zu schaffen: welches von beiden Wundern ist mehr Wunder, jenes oder dieses? In der Lebensgeschichte bedeutender Menschen, die oft wegen nichts als ihrer blutigen Siege große Männer genannt werden, findet und glaubt man Vorzeichen und Wunderbares, das ihrer Geburt voranging und ihr Auftreten begleitete. Was ist Außerordentliches, das über den Glauben gehen sollte, an dem, was vor, während und nach dem Erscheinen desjenigen geschah, dessen Geburtsstunde zugleich die Geburtsstunde einer neuen Welt geworden ist, durch dessen Geist noch heute, in jedem Herzen, das ihn aufnimmt, ein neues Leben

beginnt? von dem ein Gedanke, ein einziger Gedanke, den Anfang einer Weltumwandlung machte? durch den das Alte vergangen und Alles neu geworden ist? durch den ein neuer Geist auf alle Zungen sich gesetzt hat?

Die Wunder in der Erzählung des Matthäus und des Lucas stehen als große leuchtende Blumen einer höheren Welt um die Wiege Jesu, und der Verklärungsschein, der sich vor und über Jesu Geburt legt, steht in schönem Einklang mit seinem ganzen Leben, welches selbst durchaus ein Wunder ist. Keine Religion der Welt, so viel man auch Farben, Kunst und Glanz der Poesie auf ihre Verherrlichung verwendet hat, ist so schön eingeleitet und hat einen so verklärten Geschichtsanfang als das Christenthum, wie solchen die treuherzigen Jünger in die heiligen Blätter der Evangelien eingetragen haben. Gleich auf der Schwelle des Evangeliums blühet neben der tiefsten Wahrheit das Schöne, einfach und wunderbar; und man kann, ohne davon ergriffen zu werden, daran nur in einer Zeit vorübergehen, welcher der Glaube für das Wunderbare fehlt, weil ihr das innere Gefühl für das Tiefe und Hohe, und das Auge für die höhere Schönheit fehlt.

So aus Gottes Geist geboren, wie durch Kraft Gottes empfangen, lag das Kind da, als Magier, heidnische Weise, aus dem Morgenland kamen, um dem neugebornen Messias ihre Verehrung darzubringen. Als der Engelsgesang klang, als die Hirten anbeteten, schlief Jerusalem fort und nahm keine Kunde davon, so nahe es war. Nur ein kleinster engster Kreis ächter Israeliten, wo man des Trostes Israels wartete, in der Hauptstadt, den Greis Simeon an der Spitze, nahm von dem Kinde Kunde, als seine Mutter es in den Tempel brachte. Dem Simeon offenbarte es der Geist, daß er in dem Kinde den Heiland seines Volks erkannte; und was er in der Begeisterung über es weissagte, ist in Erfüllung gegangen: Vielen ist er zum Fall geworden, Vielen zu einem Anstoß, aber die Menschheit hat sich an ihm aufgerichtet. Widerspruch hat er gefunden und Verfolgung war sein Geschick, und die Stunde kam, in der ein Schwert durch seiner Mutter Seele drang. Die Weltleute der Hauptstadt hörten nichts von Simeons Weissagung und von dem Kinde; aber

im fernen heidnischen Morgenlande lasen weise Männer, weil sie als solche auf die Winke Gottes aufmerksam waren, am Himmel, daß der Messias geboren war. Sie lasen die Sternenschrift am Himmel und verstanden sie, wie die Schrift in einem Buche, durch innere Erleuchtung. Sie auch waren von Denen, welche das Erscheinen des Messias erwarteten, und in einem Stern, den sie am Himmel neu entdeckten, sahen sie das Zeichen Dessen, von dem Jesaia geweissagt hat: „Ich mache dich zum Licht der Nationen". Die überall verbreitete Weissagung wies sie auf das jüdische Land hin, als das, wo der Held und König eines neuen Weltabschnittes geboren werden sollte. Sie kamen, fanden das Christuskind, öffneten ihre Schätze und reichten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

So wurde gleich bei der Geburt Jesu thatsächlich das alte Vorurtheil der Juden gebrochen, als frage Gott allein nach diesem Volke, und als sey der Messias allein ihm geboren. Ahnungsvoll hingetrieben kam das Heidenthum zu dem neugeborenen Heiland und stillte in ihm seine religiöse Sehnsucht, geleitet von einem himmlischen Lichte, das den neuen Tag verkündete als strahlender Morgenstern, als Stern über dem Hause zu Bethlehem; verkündete den Tag des heiligen Geistes in der Menschheit, hinter dessen Aufgang die alte Welt, die Welt der Natur, versank, und in dessen Leuchten die Menschheit anfing, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten.

Das ist abermals ein tiefer Zug in der heiligen Geschichte. Und eben so einfach erzählt sie weiter, wie der Tyrann Herodes, für den der Argwohn, das Kind möchte zu Parteizwecken gegen ihn benützt werden, nahe lag, das Kind suchte, sobald er davon hörte, um es zu tödten. Er mordete, um sicher zu gehen, alle Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem, aber das Christuskind war durch die Flucht nach Egypten gerettet.

Herodes starb, das ist unzweifelhaft und unbestreitbar im Jahre 750 seit Erbauung Roms; und da nach der Flucht aus Bethlehem nach Egypten bis zum Tode des Herodes doch auch einige Zeit verfloß; und da der Stern, den die Magier sahen, zwei Jahre zuvor schon gesehen worden war und seinem Aufgang

die Geburt, die er verkünden sollte, doch bald folgen mußte; so dürfte man annehmen, daß die ältesten Christen Jesus sich etwa zwei Jahre vor dem Tode des Herodes geboren dachten.

Nach dem Tode des Herodes kam Jesus wieder mit Joseph und Maria zurück ins heilige Land, und sie nahmen ihren Wohnsitz jetzt wieder in Nazareth. Aus dem Kindheits- und Jugendleben Jesu erzählen die Evangelien nur einige Zeilen. Diese Lücke hat die dichtende Phantasie der ersten und der folgenden Jahrhunderte auszufüllen versucht. Es wurden Evangelien über die Kindheit Jesu gedichtet, welche schon im dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung verbreitet waren, neben einzelnem Zartem und Sinnigem abenteuerliche Mährchen, manchmal gar plumpe und geschmacklose Wundergeschichten, welche nicht an dem Kinde, sondern durch das Kind und durch den Knaben Jesus geschehen seyn sollten. Wenn man diese Erdichtungen neben den Evangelien liest, lernt man erst recht die treuherzige Wahrhaftigkeit der letzteren schätzen und lieben; da sieht man, was thatsächlich und was gemachtes Mährchen ist.

Nur ein Zug aus dem zwölften Jahre Jesu ist von Lucas mitgetheilt, des Knaben Besuch im Tempel, kurz, einfach, doch so, daß dieser einzige Zug ein Licht wirft auf seine frühe Entwicklung.

Da er zwölf Jahre alt war, nahmen ihn seine Eltern mit hinauf in den Tempel nach Jerusalem. Das war dasjenige Alter, wo im Morgenlande der Knabe in den Jüngling überzugehen anfängt, weil unter jenem Himmelsstrich die leibliche Natur schneller reift. In der großen Stadt Jerusalem sucht er nicht seine Schaulust zu befriedigen, so viel Neues sie böte; in ihm ist Alles nur auf Eines gerichtet; es ist nur Ein Ort, der ihn festhält, das Haus Jehovahs, in dessen Hallen die Lehrer seines Volkes sitzen und zu ihren Füßen die Schüler. Er hört den Lehrern nicht bloß zu, er stellt Fragen an sie, und die Lehrer verwundern sich wie die Zuhörer über seine Fragen und Antworten. Das weist darauf hin, daß ein besonderer Verstand darin gewesen seyn muß, etwas von eigenthümlichen Blicken in die Schrift; und daß er über seine Jahre hinaus am Geiste gereift

war, beweist das bedeutſame Wort an ſeine ihn ſuchenden Eltern: „Wiſſet ihr nicht, daß ich ſeyn muß in dem, was meines Vaters iſt?“

Aus dieſem einzigen Worte ſchon ſpricht klar die Ahnung ſeiner Beſtimmung. Der zwölfjährige Jeſus ſchon wußte ſich in tiefer Einheit mit Gott, und in dieſem Worte, wie in einer Gottesſtimme aus ſeinem Innerſten hervor, kündigte ſich durch den Mund des Knaben voraus an, was in ſeinem Geiſte noch nur in der Knoſpe eingeſchloſſen lag, und was in dem Mann erſt als volle Wahrheit und Wirklichkeit zur Entfaltung kam. Es war von Kindeslippen ein Prophetenwort, eine Zukunft-Ahnung und Weiſſagung, welche aber die, die ſie hörten, nicht verſtanden.

Von da an liegt ein Schleier über ſeiner ganzen Jugendzeit. Aber aus dieſem Tempelbeſuche und aus den Worten des Lucas: „Er wuchs und ward ſtark im Geiſte, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm“ können wir ſchließen auf ſeine Entwicklung in den Bergen Galiläas.

Was groß war und groß ſeyn wird, geiſtesgroß und geiſtestief im Leben der Menſchheit, das läßt die Vorſehung wachſen wie das Samenkorn in der Erde, behütet und entzogen dem Aug und der Betaſtung der Welt. Stille iſt das Kommen Gottes und ſtille iſt das Kommen des Göttlichen in der Welt. Es tritt hervor, es iſt da, wie die grüne Saat über der Erde auf einmal, wie die Quelle aus der Nacht des Gebirgs hervor, die über Felſen ſpringt und Ebenen und Länder bewäſſert. So in der Stille, ſo allmählig, ſo nach den inneren Geſetzen der Natur, ſo ungeſtört von äußeren Einflüſſen, wuchs und blühete die Kindheit und Jugend Jeſu, im Verborgenen, zwiſchen den Bergen Galiläas, wo die Natur einfach, geſund und kräftig war, wie die Menſchen, die darin wohnten, und von wo er, wenn er auf den Tabor ſtieg, weit hinaus ſah über das Land und hinein in den reinen Himmel.

Nirgends zeigt ſich eine Spur von beſonderen Bildungsmitteln, von Einfluß der Gelehrten und Weiſen ſeiner Zeit auf die Erziehung Jeſu. Von ihnen, unter deren falſchen Mitteln die Zeit krank geworden war, konnte Derjenige ſeine Mittel nicht

holen, welcher der große Arzt der Menschheit werden sollte, ihr Erlöser und Retter. Der Heiland der Welt mußte seine Heilmittel bei seinem Vater im Himmel selber holen, der zu ihm sprach in seiner eigenen Brust, in der Natur, aus dem Herzen seiner frommen Mutter mit der schönen starken Seele, aus der Menschengeschichte und aus der heiligen Schrift.

Stilles glückliches Haus zu Nazareth, wo Maria und Joseph wohnten, und der heranwachsende Jesus mit seinen Geschwistern! Brüder und Schwestern Jesu werden in den Evangelien genannt. Das könnten nach dem Sprachgebrauche des Morgenlandes sogar Geschwisterkinder von Jesu seyn, von Seiten der Maria, oder Kinder Josephs aus früherer Ehe. Jesus heißt zwar auch einmal der Erstgeborene. Aber bei den Juden führte ein Sohn diese Bezeichnung, auch wenn nur Ein Sohn da war. Wenn Maria, sagte man, wenigstens beim Tode Jesu sonst noch eigene Kinder gehabt hätte, so hätte die sorgende Liebe desselben nicht noch vom Kreuze herab sie dem Johannes als Mutter und ihr den Johannes als Sohn zugewiesen. Doch das Letztere kann mehrere Gründe anderer Art gehabt haben. Es waren die Geschwister Jesu ohne Zweifel leibliche und zwar jüngere Geschwister.

Es war eine fromme Familie, die, so arm sie war, den weiten Weg von Galiläa nach Jerusalem zum Feste regelmäßig machte, und wo Maria in den Evangelien erscheint, zeigt sie eine fromme, gottergebene schöne Seele. In dieser Familie wuchs Jesus auf in der Unschuld des Geistes wie in der Unschuld des Herzens; er wuchs hinauf an dem ewigen Buche der Offenbarung, welche nach ihren drei Theilen heißt: heilige Schrift, Natur und Menschengeschichte. Was für einen Schatz tiefer Stellen aus Gesetz und Propheten mußte er in seinem zwölften Jahre schon sich gesammelt haben, um so mit den Gelehrten seines Volkes sich unterreden zu können!

Weil in seine Seele nichts von falscher Bildung hineingetragen war, geschweige, daß sie damit überladen gewesen wäre, so nahm sie um so reiner das an, was Gottes Geist in sie schrieb. Der Geist in ihm, Gott in ihm, war sein Lehrmeister. Aus der Sprache in seinen Reden sehen wir, daß er nicht in

einer gelehrten Schule geschult war, diese Sprache ist anders, als Alles, was man von den Gelehrten aus jener Zeit hat, und die Einfalt und das Bildliche seiner Ausdrucksweise trägt die Farbe des Ortes und der Menschen, unter denen er aufwuchs, des einfachen Kreises, in welchem er sich bewegte. Er hatte sie sich gebildet, wie an den Schriften des alten Bundes, so vorzugsweise auch an der ihn umgebenden Natur. Mit welchen Augen mag der Knabe in die Natur hineingesehen haben, auf die Lilien des Feldes und auf den Acker, auf die Vögel des Himmels, auf den Feigenbaum und auf die Ameise! Mit welchem Ohre mag er gehorcht haben auf das Säuseln und Brausen des Windes, auf den Zug der Wolken, auf das Rauschen der Wipfel und auf die Bewegungen der Wasser im See Genezareth! Das ist der Bilderkreis seiner Reden.

Früh auch mag und muß ihm sein Herz bewegt worden seyn — von dem Elende seines Volkes.

Es heißt ausdrücklich im Evangelium, daß er ganz nach dem menschlichen Gesetze der Entwicklung, ganz naturgemäß, zugenommen habe, wie an Alter, so an Weisheit und Verstand, an Gnade bei Gott und den Menschen. Dabei sey er seinen Eltern unterthan gewesen.

Nach der Ueberlieferung und eben so nach einer deutlichen Stelle im Evangelium, wo er nicht nur des Zimmermanns Sohn, sondern selbst der Zimmermann genannt wird, theilte er in seinen Jugendjahren den Lebenslauf Josephs, der ein Zimmermann war; mit dem Bewußtseyn, woher er kam und wer er war, arbeitete er; er handwerkte. Seine Jugend war eine Jugend voll stiller treuer Arbeit, und die Arbeit, die er that, war in den Augen Vieler sogar niedriger Art. Der Sohn Gottes sollte und wollte in Allem, also auch in der Arbeit, den Menschen, seinen Brüdern, gleich seyn. Er zeigte in seinem Vorbilde, wie man handwerken und zugleich auf das Himmlische achten, und die Wege Gottes gehen könne, am Reiche Gottes auf Erden und an Häusern aus Holz bauen, im Himmel und auf Erden zugleich ein guter Bürger seyn könne; wie es nicht auf die Art der Arbeit und des Berufes ankomme, sondern daß die Arbeit an sich, die

Arbeitsamkeit und die Treue im Beruf, edel sey, adle und als edel anerkannt werden müsse.

Auch das ist ein tiefer Zug in der heiligen Geschichte.

Achtes Kapitel.

Der Täufer Johannes.

So in der Stille und in der Verborgenheit reifte Jesus für sein Werk heran, er eilte nicht seiner Stunde voraus, sondern er wartete auf den Ruf des Vaters.

Jesus mit der Weltseele, in welcher Himmel und Erde Raum hatte, und welcher die Seele der Welt werden sollte, lebte in dem kleinen Städtchen Nazareth, und schon war sein dreißigstes Jahr dahingeflossen; unbemerkt und unbekannt lebte er; er suchte weder in Gebärde, noch Benehmen, weder in Kleidung, noch Auftreten auffallend zu werden, er war ein Bild der Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit; er baute viele Jahre lang aus Holz, er, der Gott ein Haus erbauet hat, dessen Säulen ewig stehen, und worin die Millionen Christen sich sammeln als eine große Familie Gottes. Und doch war in ihm das Herz so voll, und doch arbeitete in ihm der Geist so mächtig, und doch glühete in ihm das Gefühl und das Bewußtseyn der hohen Bestimmung, die er von seinem Vater im Himmel hatte; und doch lebte in ihm die göttliche Kraft, und der damit verbundene Drang, in der Welt zu wirken und zu schaffen am Bau des Reiches Gottes!

Mit Geistesfrüchten ist es, wie mit der goldenen Frucht unter dunklem Laub. Lange braucht sie, um still zu reifen, wenn sie den Menschen ein Labsal seyn soll, und eine Erfrischung in der Hitze und Mühe des Tages. Ohne daß die Evangelien etwas davon weiter sagen, tritt der vor der Welt verborgene Jesus vor unser Auge, wie er bei Tag und bei Nacht im Umgang und stillem Gespräche mit Gott ist. Auf einsamer Bergeshöhe sehen wir ihn später gerne beten. Keine Fußstapfe ist geblieben im

Lande von Nazareth und auf dem Tabor, und tausend Stellen hat wohl sein Fuß eingedrückt, auf denen er einsam und nachsinnend stand, oder knieete im Gebet zu seinem Vater im Himmel, während die Menschen davon nichts sahen oder ahnten. Hervorzutreten aber unter sein Volk, wartete er noch, und blieb zurück im Verborgenen, als schon Derjenige, der ihm die Bahn bereiten sollte, das Volk am Jordan um sich sammelte, um die Ankunft des Messias, die Nähe des Gottesreiches zu verkünden.

Das war Johannes, der Täufer.

Zart und innig gewoben ist von der Vorsehung das Band, welches die Seele der Maria und der Elisabeth, der Mütter Jesu und des Täufers Johannes, in trauter Freundschaft umschlang, und so das Leben dieser ihrer Söhne schon unterm Mutterherzen in besondere Beziehung zu einander brachte. Wunderbar zart webt die Hand des Ewigen die Menschen- und Weltgeschichte. Auch Johannes war in der Einsamkeit erstarkt. Er fühlte den Ruf Gottes im Innern, trat hervor aus seiner Einsamkeit, predigte in der ganzen Umgegend des Jordans die Nähe des Messias und seines Reiches, forderte zur Buße auf, zur sittlichen Sinnesänderung, und vollzog an Tausenden die Wassertaufe im Jordan. Mit den Weissagungen der alten Propheten, namentlich mit der Weissagung Jesaia 40, 3. 5. auf dem Munde, trat er vor das Volk. „Alles Fleisch, rief er, soll den Heiland Gottes sehen. Aber sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße!"

Unter dem Bilde des Untertauchens unter die Stromfluth, unter dem Bilde der äußeren Reinigung, weihete er ein zu der inneren Reinigung des Herzens und des Sinnes, und zum Glauben an das nahe Gottesreich. Ein Zeichen, ein sichtbares und fühlbares Zeichen der Lebensreinigung, sollte das Untertauchen, ein Zeichen der Erhebung zu einem neuen Leben, sollte das Wiederauftauchen aus dem Wasser des Jordans seyn.

Er hatte die alte Weissagung tiefer verstanden als seine Zeit, und in dem wiederkommenden Elias nicht den leiblichen Elias erkannt, sondern den Elias im Geiste, einen, der ein zweiter Elias wäre. Sein Vater hatte bei seiner Geburt seinen Prophetenberuf geweissagt, dem Heiland den Weg zu bahnen.

Diesen Beruf hatte Gott in das Wesen des Johannes gelegt, und der Gedanke daran war mit ihm groß gewachsen. Wie Elias zurückgezogen aus der Ueppigkeit seines Zeitalters in die Einöde, kleidete er sich wie Elias in ein rauhes Gewand von Kameelhaaren, zusammen gehalten von einem Gürtel aus Thierfell, und nährte sich von dem, was die Wüste von selbst bot, von Heuschrecken und wildem Honig. Wie er selbst mit der bisherigen Welt und ihrem Leben gebrochen hatte, so forderte er, daß seine ganze Zeit damit brechen solle. Sein ganzes Auftreten war eine ausgeprägte Prophetengestalt, in Karakter, Wort und Leben. Mitten hinein getreten in den Leichtsinn des entarteten Geschlechts, stand der Täufer da in dem ganzen Ernst und der Strenge des alten Elia, mit der Großheit des Einfachen, unberührt von den Modethorheiten, von den Sünden der Zeit, vor Nichts sich beugend, den Lockungen von oben und unten unnahbar, mit dem Feuereifer und mit dem Feuerwort, die zum Bösen nicht schwiegen und das Gute scharf predigten; ganz bedürfnißlos in einer bedürfnißvollen Zeit, und darum ganz unabhängig. Wie das Eisen der Pflugschaar das Erdreich durchschneidet und es umbricht und es urbar macht, so durchschnitt das Wort des Täufers den Leuten das harte Herz im Leib und brach es um. Er machte einen solchen Eindruck, daß Manche ihn für den Messias zu halten anfingen, und selbst der hohe Rath zu Jerusalem ihn fragen ließ, ob er der erwartete Messias sey. Er aber bekannte sich nur für den Vorläufer desselben. „Ich bin es nicht, sprach er, aber mitten unter euch ist schon Einer, den ihr nicht kennet; dieser ist's, der nach mir kommt, welcher vor mir gewesen ist, und dessen Schuhriemen aufzulösen, ich nicht würdig bin. Ich taufe mit Wasser; der aber nach mir kommt, ist stärker, als ich; der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen."

So war in der Erscheinung des Täufers Johannes die alte Weissagung erfüllt, wie Christus selbst erklärt hat (Matth. 11, 17. 17, 12.). Der Täufer schloß die Reihe der Propheten des alten Bundes ab. Sein ganzes Wesen gehört der alten Zeit an, ist alttestamentlich; aber er ist zugleich der Vorläufer Dessen, welcher den neuen Bund stiftet. Auf der Scheide des alten und neuen

Bundes stehend, ist er der Herold, welcher der neuen Welt des Geistes voraufgeht, und für Christus die Bahn bereitet.

Neuntes Kapitel.

Der göttliche Lehrer.

Der Ort, wo Johannes taufte, war nahe bei Jerusalem. Er taufte in voller Gewißheit, daß das Auftreten des Messias vor der Thüre sey.

Unter Denen, welche zu seiner Taufe nahten, war Einer, bei dessen Anblick während der Taufe dem Täufer das prophetische Gesicht sich aufthut. Er hatte ein Zeichen von Gott erwartet, woran er den Messias erkennen solle. Dieses Zeichen wird ihm jetzt, während der von ihm Getaufte betet, vom Gott im Geiste gegeben. Sein prophetisches Auge schaut den Himmel über dem Getauften offen, und den Geist Gottes auf den Getauften herabschweben; sein prophetisches Ohr hört eine Himmelsstimme für ihn zeugen, als den Messias, als den Verheißenen, dessen Bahn zu bereiten, er selbst berufen sey. Von da an zeugete der Täufer öffentlich vor dem Volke, Dieser sey der Messias, sogar mit der prophetischen Anspielung auf Jesaia 53, 7., Dieser sey Gottes Lamm, welches die Sünde der Welt auf sich und hinwegnehme.

Dieser Getaufte war Jesus. Er war jetzt etlich und dreißig Jahre alt. So muß die Angabe des Lucas genommen werden, wegen der oben angegebenen Zeitbestimmungen. Die einfachen evangelischen Berichterstatter, welche über Jesu irdisches Daseyn und Leben vor seinem messianischen Auftreten überhaupt wenig oder gar nichts sagen, und vor dem Lichte des letztern, das für die Welt Unwesentliche verschwinden lassen, nehmen es nicht genau mit Zeitbestimmungen; thun das ja die Alten überhaupt nicht, nicht einmal der größte Geschichtschreiber der Griechen Thucydides; und die innere Glaubwürdigkeit des Erzählten wird man davon bei jenen so wenig abhängig machen, als bei diesen.

Als der Geist des Herrn in ihm ihn dazu trieb, hatte Jesus Nazareth verlassen, um sein Werk zu beginnen. Er hatte das Zeugniß seines Vaters in der Tiefe seines Herzens vernommen, wie es das prophetische Ohr des Täufers vernommen hatte, als eine Stimme vom Himmel. Die Taufe des Johannes war für ihn keine Bußtaufe, sondern ein Weihezeichen für sein Werk, eine Taufe zum Tode, zum Opfertod; denn er hatte aufzutreten unter einem Volke, das gewohnt war seine Propheten zu tödten. Und selbst im Angesichte der Weissagungen vom leidenden Messias mußte beim Anfange seines Werkes dessen Ende ihm vor die Seele treten. Jetzt trat er hinaus in die Welt, um, was er in der Verborgenheit und Stille in sich bereitet hatte, der Welt mitzutheilen zu ihrem Heil. Dann ging er hin, als das stille willige Lamm Gottes, sich aufzuopfern zum Heile der Welt. Diesen zur Aufopferung für Andere in ihm willigen Geist, der nur that, was sein Vater im Himmel wollte, und Alles auf sich nahm, was er auf ihn legte, brachte er mit zur Taufe im Jordan; und diese Taufe wurde der Anlaß, Jesus in dieser seiner Messias-Würde und Hoheit feierlich vor dem Volke zu beglaubigen.

Der Täufer hatte damit seinen Beruf vollendet. Ich muß abnehmen, und er zunehmen, sagte er, willig und freudig.

Wie einst dem Mose vergönnt war in das gelobte Land hineinzuschauen, von ferner Bergeshöhe, ohne es in seiner wahren Gestalt zu erkennen und selbst zu sehen: so war dem Täufer vergönnt, den Anfang des messianischen Reiches zu schauen, ohne daß ihm die Erkenntniß dieses Reiches in seinem wahren Lichte, in der Art, wie es durch Jesus Christus wirklich sich vollzog, vor seinem Tode aufging. Ganz und gar alttestamentlich, wußte sich der Täufer nicht recht zu finden in die Weise, wie Jesus das neue Reich Gottes auf Erden eröffnete. Johannes, der Mann des alten Prophetenthums in Schnitt und Tritt, wurde irre an ihm, weil er den Messias und sein Vorgehen in anderer Art erwartet hatte; als einen zweiten Mose in höherer Kraft. Er erwartete ein äußerliches Kommen des messianischen Reiches, zwar zugleich in einer strengen Form des Sittlichen, aber doch so, daß

der Bruch mit der verderbten Welt gewaltsam vollzogen werde; und Jesus erklärte vorn herein, das neue Gottesreich komme nicht mit äußeren und gewaltsamen Umwandlungen, sondern es erbaue sich durch den Glauben im Inwendigen der Menschen.

Am Meisten scheint den Täufer das Abgehen von dem Strengjüdischen überrascht zu haben: Jesus trat gleich auf mit der Freiheit des Gottessohnes, und seine Lehre war eine neue Lehre.

Jesus begann, für die Erwartungen des Täufers zu klein, zu friedlich, zu sehr auf die Zukunft, und nicht auf die Gegenwart berechnend. Jetzt, unter dem Siege des Kreuzes, muß es uns immer wunderbar berühren, wenn wir sehen, wie Anfang und Wachsthum des Christenthums sich zu einander verhalten. Das Christenthum wird immer mehr Weltreligion. Seine Fähigkeit, Religion für alle Völker und Zeiten zu seyn, wird immer mehr zur äußeren That und Wirklichkeit; es dehnt seine Kreise über immer mehr Herzen und Geister, über immer mehr Länder und Völker aus. Es ist diejenige Religion, die sich ewig aus sich selbst verjüngt, und immer wieder in neuem Glanze aufleuchtet. Wie der Geist fortschreitet, der vom Lichte des Christenthums lebt, so schreitet dieses selbst fort, und wie es unten seine Kreise ausdehnt und erweitert, dehnt es oben seinen Horizont aus. Dieser wird immer weiter und heller. Der Himmelsraum des Christenthums wächst mit dem Wachsen seines Erdenraums. Inmitten dieser großen geistigen Weltbewegung steht als der unverrückbare Mittelpunkt, einfach und groß, das Kreuz, und der daran hing. Der arm als Lehrer durch sein Volk ging, dessen Wiege die Krippe war, ist das Licht und das Leben der Welt geworden, die jetzt um das Kreuz in tausendfacher Schwingung sich bewegt.

Die Weltherrschaft des Christenthums ist ein weit größeres Wunder, als die Weltherrschaft des alten Roms. Von unendlich kleineren Anfängen ging das Christenthum aus, wenn man nicht den Geist messen will, sondern den Raum und die äußeren Mittel.

Nachdem der Täufer Jesus für den Verheißenen erklärt hatte, gingen mehrere Schüler des Täufers zu Jesus, um seine

Schüler zu werden. Jesus empfängt sie mit der einfachen aber prüfenden Frage: „Wen oder was suchet ihr?“ und dann mit dem einfachen Wort: „Kommet und sehet!“ führt er sie mit sich. Er wollte nicht durch Worte, sondern durch die That zu ihnen sprechen. That und Leben sollte sie zwingen, entweder zur Anerkennung oder zum Widerstand. So hat Jesus gleich seine ersten Jünger auf die gelebte Wahrheit als die rechte Wahrheit in seinem Reiche hingewiesen. Er hat auch nachher kein Buch des Lebens geschrieben, er ist ein Buch des Lebens gewesen, und ist es und bleibt es in alle Zeiten. Er hat die Wahrheit, die er lehrte, gelebt; er war und ist das lebendige Evangelium. So hat er gleich bei der Annahme seiner ersten Jünger das als die Hauptsache vor die Seele geführt, was die Hauptsache des von ihm zu gründenden Gottesreiches seyn sollte: die Wahrheit in That und Leben vor Augen gestellt, Menschheit als Abglanz der Gottheit, Leben der Menschheit als Abdruck und Ausdruck des göttlichen Lebens.

So ist es von da an gewesen. Wahres Christenthum war da, wo Christi Geist und Leben wiederleuchtete in wirklich gewordenen Thaten, im Leben des Einzelnen und eines Volkes, im Leben eines Jahrhunderts. Die That spricht am Bescheidensten, und die Ausbreitung des Christenthums in lauter Gott wohlgefälligen Thaten war die liebevollste und die herzgewinnendste Ausbreitung. So gewann Jesus seine ersten Jünger.

Sie kamen und sahen so viel, daß sie den Abend ganz bei ihm blieben, und daß, als sie von ihm gingen, ihr Herz bei ihm blieb, und nie mehr sich von ihm trennte; ja daß sie hinaus gingen, den Fund, den sie gemacht, Anderen mitzutheilen, andere Gleichgesinnte für ihn zu suchen und für ihn zu finden.

Diese beiden Erstlinge der Jünger Jesu, die aus dem Kreise des Täufers zu ihm hinüber gingen, waren Andreas, der Bruder des Petrus, und jener Jüngling mit der schönen Feuerseele und Geistestiefe, der nachher so holdselig und so innig von der Liebe schrieb, und dem sich nicht bloß der Himmel auf Erden geöffnet, sondern selbst die fernste Zukunft der christlichen Kirche

im prophetiſchen Geſicht entſchleiert hat, Johannes, der das Evangelium ſchrieb und die Briefe und die Offenbarung.

Auch das iſt etwas beſonders Schönes in der heiligen Geſchichte, daß gerade der tiefſinnigſte der Evangeliſten und der Jünger Jeſu, mit Andreas der Erſte war, der ſich an ihn anſchloß, angezogen von der geheimnißvollen Kraft, welcher dem Göttlichen eigen iſt, und welche geiſtig Verwandtes zu geiſtig Verwandtem noch heute zieht. Zu ewigen Zwecken für die Menſchheit wob und webt noch heute Gotteshand die Fäden, wodurch Geiſt an Geiſt und Herz an Herz ſich knüpften und knüpfen. Es war ein Suchen und Sichfinden, da die Jünger des Täufers Jeſus ſuchten und fanden, angezogen von der Kraft, die von ihm ausging, und da dann der eine Jünger die andern ſuchte und fand. Andreas fand ſeinen Bruder Petrus. Jeſus fand den Philippus. Philippus fand den Nathanael.

Jeſus ſammelte beſondere Schüler, Jünger um ſich; *nicht* wie man ſchon gemeint hat, weil Elias und andere Propheten, weil der Täufer und die Rabbinen ſeiner Zeit Jünger um ſich ſammelten; nein, darum ſammelte er Jünger um ſich, weil ſein Evangelium ein lebendiges Evangelium ſeyn ſollte. Nicht bloß lehren durch mündliches Wort oder Schrift, ſondern Leben wirken in den Seinigen wollte er. Seine Religion, welche die ewige für die Welt werden ſollte, mußte Geſtalt gewinnen in Denen, welche die erſten Träger und Verkünder derſelben werden ſollten. Er mußte Seelen um ſich haben, die immer um ihn waren, in denen ſich ſeine lebendige Perſönlichkeit abdrückte, ſo feſt, tief und wahr, daß ſie, nach der kurzen Zeit ſeines öffentlichen Lebens und nach ſeinem Hingang zum Vater, fortwirken konnte und mußte, als eine ewig gegenwärtige.

Die Weiſen Griechenlands, wie die Propheten und Schriftgelehrten des jüdiſchen Volkes, hatten Schüler um ſich, vorzugsweiſe um ſie zu lehren, um ihnen gewiſſe Lehrſätze, Gedanken und Begriffe ſyſtematiſch beizubringen, und ſie zu Trägern und Verbreitern derſelben zu machen. Jeſus ſammelte Jünger um ſich, vorzugsweiſe, um ſie mit einem göttlichen Leben zu erfüllen, und ſie für ein göttliches Leben zu erziehen, theils durch

Lehre, am Meisten aber durch den Umgang mit ihm, durch sein Vorbild, durch die tägliche Anschauung seiner Persönlichkeit. Diese Anschauung der einfachen Hoheit seiner schönen, liebevollen, reinen, immer in Gott thätigen Persönlichkeit, wurde die wahre Schule seiner Jünger. — Die andern Lehrer vor ihm wählten ihre Schüler aus dem Kreise der gebildeten Stände, sie mußten schon Vorkenntnisse hinzubringen. Jesus wählte seine Jünger alle aus der unteren Schichte des Volkes, meist aus dem unverdorbenen und energischen Bergvolke Galiläas, von derjenigen Stufe der Gesellschaft, wohin die Schriftgelehrsamkeit noch nicht gedrungen war; Seelen, die rein und unbeschrieben waren von der falschen Bildung der Zeit, rein von der Wissenschaft, wie von der Sitte des Jahrhunderts; Herzen, stark und einfältiglich, durch die noch keine Linien gezogen waren, weder krumme noch gerade, auf denen noch keine Erziehungskunst herum experimentirt hatte, und die darum wie gute Tafeln waren, Göttliches darauf einzuschreiben und göttliches Leben darauf abzudrücken.

Diese Jünger im engeren Sinne waren solche, die er selbst in seinen näheren Umgang gerufen hatte. Sonst hießen seine Jünger auch alle die, welche an ihn als den Messias glaubten und seiner Lehre Gehör gaben. Noch sind aber unter den Jüngern des engern Kreises nicht die Zwölfe zu verstehen; diese wurden viel später ausgewählt.

Mit dem Auge, das auf den Grund der Seele sah, berief er die Jünger des engeren Kreises, und mit der Weisheit, die überall gleich das Rechte trifft, wußte er ihnen gleich bei der ersten Berufung Worte zu sagen, welche ihnen diesen Augenblick unvergeßlich machten. Vom Fischernachen, von niedern Gewerben, von der Zollstätte, nahm er sie weg zu seinen Jüngern. Du bist ein Fels, sprach er zu Simon, dem Bruder des Andreas. Ein ächter Israelite, in dem kein Falsch ist, sprach er, als Nathanael nahte. Folget mir nach! sprach er zu Jakobus dem Fischer, zu Matthäus, der am Zoll saß. Und sie standen auf und folgten ihm nach.

In solchen einfachen Worten der evangelischen Erzählung

malt sich die stille Gewalt, die geheime Kraft, der unwiderstehliche Zug, welcher von der Erscheinung Jesu ausging.

Sie kamen und sahen, ein vollkommenes Leben in Gott, das so rein und so unschuldig war, daß Niemand ihn einer Sünde zeihen konnte. Sie sahen seine Todfeinde verstummen, und die Augen niederschlagen, als er sie mit strafendem Blicke fragte: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Sie schauten es an, sein Leben voll Gnade und Wahrheit, voll Güte und Liebe, Erbarmen und Wohlthun. Sie schauten es an, wie er die Hungrigen speiste, die Kranken heilte, den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Todten das Leben gab. Sie hörten ihn, wie er zu ihnen sprach: Ich bin der Weg zu Gott, ich bin die Wahrheit und das Leben. Sie fühlten im Innersten, daß es wirklich so war, wenn er sprach: „Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und sind Leben; und ich bin vom Himmel gekommrn, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen Dessen, der mich gesandt hat“ (Joh. 8, 31. 6, 38. 63.). Sie hörten, wie er den Armen das Reich Gottes predigte, es predigte in gewaltiger Kraft des Geistes, und so tief und einfach zugleich, wie es die Art der Wahrheit und alles Göttlichen ist, wo es sich unter Menschen zeigt. Sie fühlten, das war die Wahrheit selbst, die hier sprach; und Simon Petrus brach in die Worte aus: „Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubet und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Joh. 6, 68. 69.). „Meine Lehre ist nicht mein, sprach er, sondern Dessen, der mich gesandt hat. So Jemand will den Willen Dessen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede. — Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit lehre. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ (Joh. 7, 16. 17. 18, 37.).

Aber die Erleuchtung und die Glaubensgewißheit des Petrus und der anderen Jünger war nicht eine plötzliche, sondern eine allmählig wachsende. Selbst von dem ersten Rufe bis zum völligen, immer dauernden Sichanschließen der Jünger an Jesus,

verfloß Zeit, wie noch heute Zeit verfließt von dem Ruf an ein Menschenherz bis zu dessen völligem Anschluß an Christus. Es ging damals allmählig, wie es heute noch allmählig geht. Diejenigen, bei welchen es ein einziger Augenblick entscheidet und abschließt, sind Ausnahmen. Vorerst blieben die berufenen Jünger nicht ununterbrochen bei ihm, sondern nur abwechselnd. Sie entfernten sich wieder eine Zeitlang von ihm, um ihrem früheren Leben und Treiben, ihren irdischen Geschäften nachzugehen. Und kehrten von Zeit zu Zeit wieder zu ihm zurück, um bei ihm zu seyn, zu sehen und zu hören. In diesen ersten Jüngern schon spiegelt der Gang sich ab, den das Menschenherz im Verhältniß zu Christus überhaupt nimmt. Auch mit der Jünger Vorurtheilen hatte Jesus viel zu kämpfen, mit ihren Vorstellungen und Erwartungen vom Messias und seinem Reich, mit ihrer Befangenheit und ihrem irdischen Sinn; noch mehr aber mit den Vorurtheilen, der Befangenheit und der Verdorbenheit seiner ganzen Zeit. Alles in der Zeit stand derjenigen Richtung entgegen, die sein Geist, sein Gott und sein Gottesreich zu nehmen hatten. Das erste Jahr seiner Messiasarbeit war das schwerste. Nur einer, welcher Gott im Menschen war, vermochte es, unter solchen Verhältnissen die Grundlagen zu legen zu dem Bau, der jetzt als christliche Kirche die Gläubigen umfaßt, und diese nicht nach Ländern, sondern nach Welttheilen berechnet.

Zehntes Kapitel.

Die Anfänge des neuen Reiches Gottes.

Mit tiefem Sinne ist es in der heiligen Geschichte erzählt, wie selbst die reine naturgemäße Menschlichkeit Jesu auf der Schwelle des zu gründenden Messiasreichs von der Versuchung berührt wurde, davor zurück zu treten. Kurz vor seinem Hervortreten unter sein Volk und hinein in das öffentliche Leben, kehrte er noch einmal in sich selbst ein, und versenkte sich in sein In-

neres: sein Werk, an das er jetzt gehen sollte, lag in seiner ganzen Größe und Schwere da vor ihm. Er mußte Allem entsagen, was sonst den Menschen das Erdenleben bietet, und er mußte sich auf Alles gefaßt machen, was ein Kampf gegen die ganze damalige Welt befürchten ließ, und zwar gegen die staatliche wie gegen die religiöse Ordnung zugleich. Denn wenn auch vorn herein das Werk Jesu weit ablag von allen den politischen Erwartungen, welche sein Volk an das Erscheinen des Messias knüpfte, so war doch in der Entwicklung seines geistigen Gottesreiches ein Zusammenstoß mit den weltlichen Mächten der Erde etwas, das als unausbleiblich vorausgesehen werden mußte. Sie trat vor seine Seele, die Versuchung. Der böse Geist, der dem Siege des Göttlichen auf Erden überall entgegentritt, trat auch an die Menschlichkeit des Sohnes Gottes heran. Er sollte in allen Dingen versucht werden, auf daß er Allen, welche versucht werden, helfe. Wo der erste Adam, der erste Mensch der vorchristlichen Welt, nicht bestand, das sollte der zweite Adam, der Erste im neuen Gottesreich, bestehen; und der Mensch ist in Jesus Christus als ein siegreicher Held hervorgegangen aus der Versuchung in der Wüste. Er ließ sich durch nichts aus seiner Stellung heraus, und von seiner Laufbahn ablocken, die er als eine von seinem Vater im Himmel ihm angewiesene in sich trug, und wozu er so eben durch den Täufer, und mehr noch durch das, was die Taufe begleitete, die Weihe empfangen hatte. Er blieb seinem Leidensberufe getreu. Die Ehre der Welt mit ihrer lockenden Aussicht verführte ihn nicht, und der Glanz weltlicher Herrschaft verlor an ihm seinen Zauber. Der Kampf mit der letzteren Art der Versuchung mußte um so größer seyn, da Alle in seinem Volke, auch die Jünger, die er um sich zu sammeln im Begriff war, auch Johannes der Täufer, das Messiasreich wenigstens zugleich als ein politisches, als ein weltliches Reich erwarteten. Die Befreiung von der Fremdherrschaft und die Herrschaft des Volkes Israel — das waren ja gerade die zwei leuchtenden Punkte in der ganzen Messiaserwartung seines Volkes. Wies er es von sich, der Messias in diesem irdischen Sinne, als Waffen- und Siegesheld auf dem Throne, zu werden, so verstieß

er gegen die gesammte Zeitvorstellung, und so stieß er eben damit Alle die ab, die ihm folgten, auch für sein geistiges Reich folgten, wenn er nur zugleich den weltlichen Erwartungen entsprach. Dennoch siegte Jesus auch über die Versuchung, welche darin lag. Er wies alles Irdische, so weit es politisch war, von sich ab. Der Kampf in seiner Seele war zur Klarheit durchgekämpft, und in des Geistes Kraft kam er nach Galiläa, und fing an zu lehren in den Schulen, so daß das Gerücht von ihm erscholl durch alle umliegende Orte.

Seine Familie wohnte damals in Kana; Joseph war todt. Bald darauf siedelte sie sogar nach Kefer-Nahum (Kapernaum) über. Hier am Westufer des Sees ist der Schauplatz der ersten messianischen Thätigkeit Jesu. Eines Tages kam er auch nach Nazareth, wo er erzogen war, und ging da nach seiner Gewohnheit in die Schule (Synagoge) am Sabbattag. Er stand auf unter den Versammelten, und verlangte, daß man ihm eine der Pergamentrollen, deren viele zusammen die heilige Schrift enthielten, reiche, um daraus zu lesen und sie zu deuten. Da ward ihm die Buchrolle des Jesaiah dargereicht, und als er dieselbe aufrollte, fand er gerade die Stelle, da geschrieben steht: „Der Geist des Herrn ist über mir. Darum hat er mich gesalbt, daß ich den Armen das Evangelium predige; gesandt hat er mich, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu verkünden den Gefangenen, daß sie Loslassung, den Blinden, daß sie das Gesicht, den Geplagten, daß sie die Freiheit erhalten sollen; zu predigen das huldreiche Jahr des Herrn.“ Und als er das Buch wieder zugerollt und es dem Diener gegeben hatte, da setzte er sich nieder. Aller Augen, die in der Schule waren, richteten sich auf ihn. Da fing er an zu sprechen: „Heute gehet diese Schriftstelle in Erfüllung vor euren Ohren.“ Und sie wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen, und sprachen: „Ist das nicht Josephs Sohn? Woher kommt diesem solche Weisheit? ist er nicht des Zimmermanns Sohn, und heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakob und Joseph und Simon und Juda? und seine Schwestern, sind sie nicht bei uns? woher kommt diesem Das alles?“ Als aber die Holdseligkeit seiner Worte in

die Schärfe der Wahrheit überging, womit er denen, unter welchen er aufgewachsen war, ins Innerste hineinschnitt, da wurde die Versammlung voll Zorns. Sie wollten ihn von einem Felsen ihrer Stadt herabstürzen. Er aber ging mitten durch sie weg, und lehrete in andern Städten, und sie verwunderten sich seiner Lehre; denn seine Rede war gewaltig (Lucas 4, 14—21. Matth. 13, 55.).

In diesen wenigen evangelischen Zügen malt sich die einfache Größe ab, in welcher er als Lehrer auftrat. Alle seine Macht und Wirkung ruhte ganz allein in ihm selber, in seiner Persönlichkeit. Keine Macht und keine Empfehlung, als die, welche in ihm selbst lagen, mit sich führend, durchzog er das galiläische Land, und benützte die alte Sitte des Volkes, am Sabbath in den Synagogen Lehrvorträge zu halten.

Nur muß man entfernt nicht bei dem göttlichen Lehrer Jesus an ein theologisches Lehrsystem, an einen schulgerecht geordneten Vortrag zusammenhängender wissenschaftlicher Lehrsätze und deren Entwicklung denken. Nein, es heißt ausdrücklich und mit starker Betonung, daß er nicht wie die Schriftgelehrten gesprochen habe.

Wie der Messias selbst in den Weissagungen der Schriften des alten Bundes wurzelte, so waren diese Schriften auch der Boden, aus welchem er seine Religion, die Religion des Geistes, hervorwachsen ließ. Aus dem Gesetze selbst heraus entwickelte er dessen ewigen Inhalt zu jener Wahrheit des Reiches Gottes, in welcher das Beschränkende der nationalen Form fiel, und der Geist des Gesetzes sich verklärte und erweiterte zum allgemein Menschlichen, zur Wahrheit für die Welt.

Auf dem Boden des Alten stehend, verkündete er das Neue, verkündete er die Botschaft des erschienenen Heiles, und fing an, die Geheimnisse des Reiches Gottes, die bisher den Menschen verborgen gewesen, zu offenbaren, mit großer Weisheit und Lehrvorsicht, die nach und nach weiter führte.

Er sprach stets, wie er es im Hinblick auf die, welche ihn gerade hörten, seinem hohen Zwecke am angemessensten achtete; und wie er stets im Zusammenhang mit seinen Reden, mit seiner

geistigen Arbeit, leiblich heilend wirkte, so nahm er auch von den Handlungen, welche zu verrichten die Gelegenheit sich ihm darbot, gerne Anlaß, zu reden, gerade das, was für seine Sache und für das Bedürfniß derer vor ihm zugleich das Beste war.

Wie weit die Macht und die Empfehlung, die in ihm selbst lagen, auch auf das Aeußere seiner Persönlichkeit sich ausgedehnt haben, darüber enthalten die Evangelien nichts. Nur ahnen und Schlüsse machen lassen sie, auf die Anziehungskraft, die von ihm ausging, und auf den Zauber seines Wesens, der allerdings ein rein geistiger gewesen seyn könnte. Aus Mißverstand einer Stelle bei Jesaiah im zwei und fünfzigsten Kapitel, wo es heißt: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne", wurde selbst von älteren Kirchenlehrern und wird öfters noch heute angenommen, der Messias sey äußerlich unschön gewesen, oder sogar häßlich, und weil Jesus der Messias sey, müsse er leiblich unschön gewesen seyn.

Nicht, als ob nicht das Göttliche, gerade um zu veranschaulichen, wie das Göttliche und Geistige an sich das Mächtige und Siegende sey, oft genug in der Weltgeschichte eine leiblich unscheinbare oder häßliche Menschengestalt zu seinem Gefäß und Träger gehabt hätte! Wunderlich aber ist es, wie gerade diejenigen Männer, welche in Jesus die Vereinigung der Gottheit und der Menschheit so stark hervorheben und hervorheben, und ihn den Gottmenschen nannten und nennen, bei ihm eine äußere Persönlichkeit voraussetzen mochten, zu welcher keine Stelle der heiligen Schriften nöthigt, und welche unserem Gefühl, wie der Idee des Gottmenschen, widerspricht.

Sehr frühe in der christlichen Kirche finden sich Christusbilder. Eine Fabel erzählt von einem Briefe, welchen Jesus an den Fürsten Abgarus von Edessa geschrieben habe; diesem Briefe habe er sein Bildniß beigelegt. Diese im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verbreitete Sage ist eben eine Sage, ohne allen geschichtlichen Grund, ja mit allen Merkmalen der Erdichtung. Eine andere Sage ist die vom Jesusbild der h. Veronika. Diese Sage geht dahin: Als Jesus auf dem Wege zur Kreuzigung unter der Last des Kreuzes zusammengesunken sey, habe ihm eine der Frauen, die ihm hinausfolgten,

mit ihrem Schleier den Schweiß von der Stirne getrocknet, und in diesem Schleier habe sich das Angesicht Jesu bleibend abgedrückt. Diese Sage weist auf ein frühes Erzeugniß der schöpferischen Phantasie eines christlichen Malers, auf das Urbild der zahlreichen Veronikabilder. Der Maler aber auch, der das Urbild davon malte, kann nicht die allgemeine Zeitvorstellung von dem Angesicht Jesu verletzt, sondern er muß dieser gemäß sein Bild gehalten haben.

Aus ganz später Zeit erst ist der sogenannte „Brief des Lentulus" über die Persönlichkeit Jesu.

Lentulus, ein Freund des Pilatus, soll zur Zeit Jesu sich unter den römischen Beamten zu Jerusalem befunden und an den römischen Senat berichtet haben: „Es ist zu unserer Zeit aufgestanden und ist noch unter uns ein Mann von großer Tugend, genannt Christus Jesus, der von den Heiden ein Prophet der Wahrheit genannt wird, und den die Seinen Gottes-Sohn nennen, da er Todte erweckt und Kranke heilt. Dieser Mann ist von schlanker Gestalt, ansehnlich, und seine Miene ist ehrfurchtgebietend, in der Art, daß, wer ihn ansieht, ihn ebensowohl lieben als Ehrfurcht vor ihm haben muß. Ein glänzendes Lockenhaar wallt über seine Schultern, auf dem Haupte gescheitelt, nach der Weise der Nazarener. Er hat eine offene, heitere Stirne, ein Angesicht ohne Runzel und Flecken; ein Anflug von Röthe verschönert es. Nase und Mund sind im schönsten Verhältniß, der Bart von reichem Wuchse, blond wie das Haupthaar, nicht lang, aber getheilt; klar sind die Augen, von unaussprechlicher Farbe. Schrecklich ist er, wenn er mit Worten straft; wenn er lehrt, ist er sanft und liebreich, heiter, aber in der Heiterkeit selbst ist noch Ernst. Niemals hat man ihn lachen, öfters weinen sehen. Er ist eine hochgewachsene Gestalt, mit schönem Ebenmaaß der Glieder. Sein Sprechen ist ernst, sparsam, gemessen. Schön ist er unter den Menschensöhnen."

Dieser „Brief des Lentulus" ist nachweisbar ein sehr spätes Machwerk, nämlich aus dem zwölften Jahrhundert nach Christus. Es ist dieser so spät gemachte Brief an den römischen Senat eine Zusammentragung von einzelnen Zügen, welche zerstreut sich schon bei früheren christlichen Schriftstellern finden. Sie sind zu einem

Bilde gesammelt und vermehrt. Unmöglich ist es nicht, daß eine alte Ueberlieferung zu Grunde liegt. Wir machen uns so gerne ein Bild von dem, was wir lieben und was wir verehren: warum sollte Niemand unter den ältesten Christen dasselbe Gefühl, wie wir, gehabt und das Aeußere der Persönlichkeit des Heilands, das er entweder selbst im Leben gesehen oder das er sich schildern lassen, mit Schriftzügen oder im Portrait festgehalten haben?

Der Hebräerbrief bezieht im ersten Kapitel ausdrücklich den 45. Psalm auf Christus. Da heißt es, im 5. Verse des Psalms: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern". Und nach dieser Stelle machten sich die Kirchenlehrer des vierten und fünften Jahrhunderts ihr Bild von Jesus.

Am Meisten aber, sein Aeußeres mag gewesen seyn, welches es will, mußte die Schönheit seiner Seele, das Göttliche, das ihm aus den Augen leuchtete und im Tone seiner Stimme hörbar war, zu den Herzen sprechen, jene stete Harmonie seines Geistes und Willens mit seinem Vater im Himmel, aus der er durch nichts sich bringen ließ, und wodurch er stets voll Kraft Gottes war, jenes Grundwesen Jesu, wovon Alles, was er redete und that, so natürlich und nothwendig ausging, wie vom Lichte die Strahlen.

Sein ganzes Leben war eine fortwährende Offenbarung der Vereinigung von Gottheit und Menschheit in ihm, und darum auch war sein ganzes Leben durchdrungen von Wunderkraft. Damit that er Thaten, worin das Volk Wunder erkannte. Aber man sah ihn diese seine Wunderkraft weder in Wunderthaten verschwenden, noch sie zur Schau tragen und stellen; er that solche Werke nur dann, wenn es zum Segen und zur Verherrlichung Gottes war. Manches aber, was Einzelnen wunderbar schien und scheint, gehört in das natürlich Erklärbare und Begreifliche, und wie er vor Wundersucht warnt, müssen wir uns vor der Sucht, im Offenbaren lieber ein Geheimes, im Natürlichen lieber ein Wunderbares aufzusuchen, hüten. „Sein Lauf war Wohlthun und Heilen", sagt Petrus in der Apostelgeschichte. Er heilte durch Kraft Gottes, die in ihm war.

In dieser höheren Kraft Gottes that er Wunder, besonders an Menschen, indem er sie von körperlichen Leiden heilte, und auch von solchen Leiden, welche gemüthliche oder geistige und zugleich körperliche Leiden waren. Diese Gotteskraft in ihm war mächtig über die Natur, über das Leibesleben wie über das des Geistes und des Gemüthes; und diese Kraft Gottes war in ihm, weil sein Geist und sein Willen eins waren mit Gott.

Es waren diese Wunder Thaten, die zwar nicht außer allem Zusammenhang mit der Natur sind, und, daß sie das nicht seyen, darauf wies er durch das, was er äußerlich dabei that, selbst hin; aber sie konnten nur geschehen in der höheren Kraft Gottes, und er erfüllte darin nur den Willen Gottes. Er offenbarte darin die ihm inwohnende Kraft. Wunder geschahen, weil der Messias da war und das Reich Gottes angebrochen, wo neue, höhere Kräfte thätig werden mußten; denn die außerordentliche Kraft ging auch auf seine Jünger über und auf Andere. Wenn Christus das Leben war, so mußte er selbst Todte zum Leben erwecken; denn „vor dem Leben flieht der Tod in jeder Gestalt".

Daß Jesus Thaten außerordentlicher Art gethan, das haben die Feinde unter seinen Zeitgenossen nicht geläugnet; sie läugneten nur, daß er sie in der Kraft Gottes thue; und unter dem Kreuze noch gingen Schriftgelehrte, Hohepriester und Aelteste vorüber und spotteten sein: „Andern hat er geholfen, und kann sich selber nicht helfen". Seine helfende Kraft gestanden sie zu.

Diese wunderbar wirkende Kraft in ihm war ein nothwendiger Ausfluß seines Grundwesens. Es ist etwas Geheimnißvolles und Dunkles dabei. Daß aber die Person wie die Lehre Jesu hinter dem offenbaren auch noch einen geheimen Karakter, eine für das Auge des Sterblichen vorerst dunkle Tiefe haben, kann und darf Niemand beirren. Was bloß von Menschen kommt, kann durchaus durchsichtig seyn; Gottes Werk aber und das Göttliche muß für uns hienieden nothwendig auch seine dunkle, geheime Seite haben. Die größten Naturforscher fanden überall schon den äußern Rand der Natur mit Wundern besetzt; sollte der Kreis des Höheren durch Gewöhnlicheres und nicht vielmehr durch noch Wunderbareres besetzt und bewacht

ſeyn? Der Glaube an Chriſtus hat Wunder gewirkt, hat Thaten und Begebenheiten, die aus nichts Bekanntem zu erklären ſind, in den Glaubenskämpfen mehr als eines chriſtlichen Jahrhunderts hervorgerufen: und Chriſtus ſelbſt ſollte Wunder nicht gethan haben?

Er that ſeine Wunder als Werke der Liebe, und Mittel wurden ſie von ſelber, der Wahrheit Eingang zu verſchaffen bei denjenigen, welche zu ſchwach waren, um die Wahrheit ſelbſt, als ſolche, auf ihre Seele wirken zu laſſen. Die Wunder Jeſu waren die natürlichen Begleiter ſeiner Lehre, und von ſelbſt ſich ergebende Aeußerungen ſeines Lebens. Die Wunder Jeſu ſind nicht die Hauptſache, nicht der Kern, nicht das Weſen des Chriſtenthums; aber ſie gehören dazu wie die grünen Blätter, die um die geſchloſſene Roſenknoſpe liegen, zu dieſer und noch zur entfalteten Roſe gehören, um dieſes Dichterbild zu gebrauchen.

Wenn Jeſus die Wunderſucht und das Volk ſah, das, ſtatt in Geiſt und Gemüth von der Wahrheit ſelbſt ergriffen zu werden, eine äußere Beglaubigung durch Zeichen und Wunder verlangte, ſo ſeufzte er und ſtrafte es. Er tadelte es ſcharf, daß man ihm gerade nur immer ſo weit glaube, als das Anſchauen von ſeinen Thaten die Leute gleichſam dazu nöthige (Joh. 4, 48.). Er verlangte, ſie ſollen auf ihn ſehen, auf ſein Leben, ob dadurch der Vater verherrlicht werde auf Erden; und ſie ſollen nach ſeiner Lehre leben, ſo werden ſie die Wahrheit und Göttlichkeit derſelben an ſich ſelbſt erfahren. Wunder hatten auch altteſtamentliche Propheten gethan, Moſe, Elia und Eliſa. Für ſich allein konnten darum die Wunderthaten Jeſu für Niemand einen Beweis abgeben, daß er der Meſſias ſey. Durch dieſe Thaten ſtand er nicht über dieſen Propheten; aber durch das ſtand er über ihnen, was er lehrte, und durch die Art, wie er die Wahrheit ſeiner Lehre als Leben in ſeinem Vorbilde vor Augen ſtellte. Nur unter Anderem gehörten auch, wie früher gezeigt wurde, Wunderthaten zu dem, was die geläufen Volkserwartungen vom Meſſias durchaus mit der Perſönlichkeit deſſelben zuſammendachten.

Das Schwerſte war, aus dem Alten, was im Beſitze des

Volkes Gottes war, das Ewige und rein Göttliche in sein Neues herüber zu nehmen, indem er das Alte in das Neue umwandelte, ohne daß an dem Ewigen des Alten etwas verloren ging; und eben so schwer war es, Schriftgelehrte und Volk zur Erkenntniß und Annahme seiner neuen Wahrheit zu leiten, da Schriftgelehrte und Volk die heiligen Schriften des alten Bundes ungeistig verstanden, und täglich in den Schulen vom Messias und seinem Reiche eine Anschauung gegeben wurde, welche von dem abgewandt, ja dem theilweise gerade entgegengesetzt war, was er als Messias zu bringen hatte und bringen wollte. Allenthalben mußte er auf entgegenstehende Mißverständnisse, falsche Auffassungen und Anwendungen, auf ungeistige Erwartungen und endlich auf ein Priesterthum stoßen, das ihm todtfeind werden, mit ihm den Kampf auf Tod und Leben aufnehmen mußte. Denn wo seine Lehre Leben wurde, wo sein ganz geistiges Reich Gottes in die Wirklichkeit trat, da hatte das zur nothwendigen Folge, daß zuerst die zeitlichen Interessen dieser Priesterschaft litten, und gleich darauf ihre Herrschaft für immer zusammenbrach.

Darum ist Jesu Gang überall weise und bedacht. Er sey nicht gekommen, sagte er, das alte Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, Alles, was Gesetz und Propheten eigentlich wollen, ganz auszuführen. Die neue Zeit aber bedurfte ein neues Lebensprinzip; seine Religion war das; er aber mußte mit seinem neuen Lebensprinzip, das freilich nur die Vollendung der wahren Religion überhaupt war, die Wiedergeburt der Menschheit, zunächst seines Volkes, und von da aus und damit die Neuschöpfung der Welt beginnen, ohne Das alles vornherein aussprechen zu dürfen, wenn er nicht alle Sympathien gegen sich und seine Sache haben wollte. Er hatte das Geistigste, was je in die Welt gekommen, einzuführen in eine Zeit und in ein Volk, die ganz ungeistig geworden waren.

Noch heute ist der Geist des Christenthums das Geistigste in unserer Zeit, wie er es in den abgelaufenen Jahrhunderten war, seit dieser Geist in das Leben eingetreten ist. Alles Licht der neuen Bildung ist von ihm ausgegangen, und geht von ihm aus, und alle Wärme, welche die neue Menschheit beseelt, und große

und höchste Gedanken, welche jetzt die Welt bewegen, haben ihren Anfang und Ursprung genommen aus der Tiefe dieses oder jenes einfachen Wortes, welches Jesus gesprochen hat. Lichtstrahlen seines Geistes waren es, welche der Brennpunkt aller Bildung geworden sind, und diese Lichtstrahlen mußte er hineinfallen lassen in eine Zeit, welche ganz von Nacht umhüllt war. Christus-Geist ist es, welcher die Menschen von einer Wahrheit jetzt zur anderen leitet. Was seit bald zwei Jahrtausenden das Herz und Empfinden der Menschheit verklärt und verschönt hat, ist Geist des Evangeliums. Christus-Geist ist es, was das Ewige ist in den Werken der bildenden Kunst und Poesie und der Weltweisheit, und selbst in den Staatengebäuden unserer Zeit. Was diese Zeit Hohes und Tiefes, Wahres und Schönes in sich hat, ist eine Schöpfung, aus ihm hervorgegangen. Was Jesus sprach, waren Worte des ewigen Lebens, nicht bloß in demjenigen Sinne, daß sie dem, der sie annahm, ewiges Leben gaben, Himmelsbrod für Geist und Herz, sondern auch in demjenigen Sinne, daß diese Worte ewig leben mußten, und, einmal gesagt, zu diesen oder jenen gesagt, für alle Völker und Zeiten gesagt blieben. Noch heute, nach mehr als achtzehn Jahrhunderten, ist die Fülle der Worte Jesu sich gleich und unversiegbar, ihre Tiefe unerschöpflich, so viel auch von den größten Geistern daraus genommen und verarbeitet worden ist. Ja, daß jetzt erst so Vieles anfängt, in das Leben der Gesellschaft und in die Staatenordnung einzugehen, was schon in den Evangelien enthalten ist und in den Briefen des Johannes und des Paulus; daß jetzt erst die Menschheit zu mancher dieser Ideen heraufgewachsen ist und heranreift, und daß noch viele kommende Jahrhunderte anderen dieser Ideen entgegen zu wachsen und entgegen zu reifen haben werden, ist der augenfälligste Beweis für die Fülle und Tiefe der Gedanken, für die ganze Größe der Anschauungen, mit welchen Jesus Christus hineintrat unter sein damaliges Volk.

Die ganze Lage seines Volkes und seiner Zeit, und die Stellung, die er zu beiden hatte, machten, daß er seine Bahn nicht anders gehen konnte, als er sie ging. Lehren und leben, Leidenden in leiblichen Nöthen helfen, durch das Leibliche aber

sie zum Geistigen hinleiten, und als Erlöser vom geistigen Elend sich ihnen kund thun, einen engeren Kreis durch Einleitung in die höheren Wahrheiten für das Verständniß seines wahren Messiasthums und seines Gottesreiches zunächst erziehen und sich ihnen beglaubigen — das war sein Gang im ersten Jahre. Er nannte sich den Menschensohn zunächst, er trat in menschlicher Weise zunächst den Menschen entgegen. Anschauen sollten sie ihn und sein Leben, hören und begreifen lernen sollten sie die Wahrheit, die er sprach, zu Herz und Geist ihnen gehen sollte die Kraft Gottes in ihm und das, was er durch sie wirkte, und dadurch sollten sie hinangeführt und erhoben werden zu dem Glauben, daß er, der Menschensohn, auch der Gottessohn, daß er der Verheißene und der Erwartete, der Weltheiland sey. Wie die Frucht keimt, blüht, wächst und reift am Baume, so sollte in Geist und Herz des engeren und des weiteren Kreises der Seinen allmählig der Glaube bis zur Klarheit, zur Gewißheit und Festigkeit der Ueberzeugung reifen.

Er stellte das Reich Gottes, das Messiasreich, das mit ihm in die Welt treten sollte, seinem nächsten Kreise dar als ein Reich, das unscheinbar im Kleinen beginnen müsse, wachsen müsse, wie ein Senfkorn heranwachse zum Baume, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Es müsse dieses Reich Gottes kämpfen mit dem Reiche dieser Welt; als ein Reich des Lichtes habe es gegen sich das Reich der Finsterniß, und die von ihm geoffenbarte Wahrheit müsse langsam, wie ein Sauerteig die Masse durchgähren. Nicht äußere Werke, nicht Ceremoniendienst, nicht Fasten und nicht das, was die Pharisäer thun, machen fähig für dieses Gottesreich, sondern ein einfacher, kindlicher, glaubiger, bußfertiger, demüthiger Sinn, thätige Liebe gegen den Nächsten und ein offenes Ohr für die Wahrheit.

Die alte Weissagung des Jesaiah: „Von Zion gehet aus die Lehre und das Wort des Herrn von Jerusalem" war so zusammengewachsen mit dem Bewußtseyn des Volkes Israel, und die Hauptstadt Jerusalem übte einen solchen Einfluß auf alle Theile des heiligen Landes, daß es von selbst sich ergab, daß Jesus nach der ersten Wirksamkeit am galiläischen See nach Je-

rusalem, in den Mittelpunkt des jüdischen Volkslebens, sich begab, um von hier aus seine geistigen Kreise über sein Volk zu ziehen. Hier mußte der Messias auftreten, hier suchte und hier erwartete der allgemeine Glaube die messianische Thätigkeit.

Eine Zahl seiner Jünger begleitete ihn auf die Reise zum großen Nationalfeste, zum Osterfeste, nach Jerusalem, und hier stieß Jesus zum erstenmal zusammen mit den feindseligen Elementen, welche gegen sein neues Gottesreich und darum gegen ihn sich stellten.

Eilftes Kapitel.

Die zwölf Säulen der Gemeinde.

Eine entscheidende That, mit der Jesus zu Jerusalem als Messias auftrat, brachte ihn in Zusammenstoß mit den geistlichen Herrschern seines Volkes. Am Tempel Jehovahs selbst hatte der Wucher und der Geschäftsgeist, an der Stätte des Heiligen der gemeine Trödel sich eingerichtet. Mit Allen, die ihm aus Galiläa zum Feste gefolgt waren, ging er in den Tempel, und vertrieb und peitschte die Opferthierverkäufer und ihre Thiere hinaus aus dem Vorhofe des Heiligthums, stieß die Tische der Wechsler um, und reinigte die entweihten Räume so unter dem Beifalle des Volkes, daß selbst die Priester und die Hüter des Tempels nichts weiter wagten, als die Frage an ihn, welche besondere Beglaubigung von Gott, welche Befugniß er aufzuweisen habe zu solchem Thun. Er aber, in seinem Messiasgefühl, traf sie, wie er seine Gegner zu treffen liebte, mit einem geistigen Blitz, mit einer Wahrheit, welche leuchtete aus einer dunkeln Tiefe hervor: „Brechet diesen Tempel ab, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten!“ Ob er damit sagte, er wolle über dem Tempel aus Stein, dessen Untergang er im Geiste schaute, einen herrlicheren geistigen Tempel, die Kirche des Herrn, aufrichten; oder ob er seinen Tod vorausschauend, sagte, sie können ihn tödten,

seinen Leib, diesen Tempel des göttlichen Geistes, brechen, aber in drei Tagen werde er ihn wieder aufrichten; — das geheimnißvolle Wort wirkte, und schlug die Gegner nieder, die sich von dem bisherigen Geschäftsbetrieb mit Wechsel und Verkauf in den Tempelvorhöfen bereichert hatten. Als Messias hatte er sich schon in dem Wort angekündigt: „Machet das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhaus". Nannte er den, welchem der Tempel gehörte, seinen Vater, so erklärte er sich eben damit für den Sohn Gottes. Manche erkannten ihn als den Messias, selbst unter den Vornehmen, wie Nicodemus; in Anderen keimte es, es könnte der Messias seyn. Er aber vertraute sich keinem der Vornehmen und Gelehrten an: rein von der Schulweisheit sollte sein Evangelium in die Welt treten, und zu Trägern desselben konnte und wollte er keine Verweichlichten der Hauptstadt brauchen, sondern unverdorbene, kernhafte Naturen.

Bei der Rückreise weilte Jesus längere Zeit im nördlichen Judäa am Jordan, und die von Johannes zu ihm übergetretenen Jünger tauften, wie sie unter Johannes getauft hatten auf den zu erwartenden Messias, so jetzt auf den in Jesus erschienenen Messias. Die Priester und Schriftgelehrten der Hauptstadt sahen mit Argwohn auf seine Fortschritte unter dem Volke. Vor der Zeit durfte sein Werk, zu dem er in die Welt gekommen war, nicht unterbrochen werden; er wich darum ihren Nachstellungen aus, und ging zurück nach Galiläa. Nicht weil er den nothwendigen Ausgang fürchtete, der von Anfang vor seiner Seele stand, sondern weil er noch zu wirken und seine Sache weiter zu führen hatte, wich er von nun an immer wieder den Gefahren aus, die sein Leben bedrohten, und eben so wich er allem Demjenigen aus, was seinem Werke schaden konnte. In Galiläa wuchs jetzt der Glaube an ihn, theils durch die Thaten, welche der Ruf von Jerusalem her ihm zuschrieb, theils durch das, was er im Lande selbst that; die Menschen strömten herbei, Kranke von ihm heilen zu lassen, ihn zu hören und zu sehen. Als gegen sechs Tausend jenseits des galiläischen Sees ihm gefolgt waren, und, obgleich viele keine Speise mitgenommen hatten, doch ihre Nahrung fanden, wollten sie ihn, als den nun in ihm

erkannten Messias, zum König ausrufen. Er sey, sagte ein Theil der Gespeisten, der von Mose verheißene Prophet. Wie Mose die Kinder Israel in der Wüste wunderbar gespeist habe, so habe Jesus jetzt an ihnen gethan. Wie er aber merkte, daß sie ihn als den verheißenen König ausrufen wollten, entwich er in das jenseitige Gebirg. Nicht Alle aber, die bei der Speisung zugegen gewesen waren, sahen darin etwas Wunderbares, sondern nur etwas Natürliches, und als sie ihn am folgenden Tage fanden, sprachen sie zu ihm, er solle seine Worte mit einem Wunder bekräftigen, wenn sie glauben sollen, daß er der verheißene Prophet sey. Er solle ein Zeichen thun wie Mose, der ihren Vätern das Manna in der Wüste gegeben habe, wie geschrieben stehe: „Du hast ihnen Brod vom Himmel gegeben".

Jesus wies diese Forderung eines Zeichens vom Himmel ab, erklärte sich für den im Gesetz verheißenen Propheten, und sprach: „Mein Vater gibt euch das wahre Brod vom Himmel, und der Welt das Leben. Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten; ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen ist".

So hatte er seine Persönlichkeit und seine Lehre, das von ihm ausgehende Licht und Leben als das Aechte, was vom Himmel komme, hingestellt, und ausgesprochen, daß er geistig verstanden, daß der Messias durchaus geistig aufgefaßt werden wolle und müsse.

Dadurch, daß er irdischer König für sie zu werden abwies, und so gar nicht auf den Gedanken der politischen Wiedergeburt des jüdischen Volkes, auf die Wiederherstellung des weltlichen Gottesstaates, einging, verlor er Viele, die bisher ihm anhingen, oder sich zu ihm neigten. Zu fest und zäh und allgemein war im jüdischen Volke die Vorstellung und die Erwartung von einem nationalen Helden, von einem weltlichen Befreier und Herrscher in der Person des Messias, so daß die Masse an ihm irre werden mußte, sobald er diese ihre jüdisch-fleischliche, nationale Erwartung abstieß durch Hinweisung auf einen rein geistigen Messias, dessen Reich ein geistiges sey, ein Reich der Zukunft und

der Menschheit, und nicht ein weltliches Reich der Gegenwart, nicht eine goldene Herrschaftszeit des jüdischen Volkes. So sehr war jene frühere Weissagung von einem geistigen und leidenden Messias in diesen Tagen ganz in Schatten zurückgetreten, daß nicht nur der große Haufe sich von ihm abwandte, sondern viele selbst aus dem engeren Kreise seiner Schüler. „Von dem an, heißt es Joh. 6, 66., gingen viele seiner Jünger hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm". Ja, seine eigenen Brüder glaubten nicht mehr an sein Messiasthum, nachdem er so bestimmt den liebsten Nationalerwartungen vom Messias widersprochen hatte; und Jesus sprach zu den Zwölfen: „Wollet auch ihr mich verlassen?" und Simon Petrus antwortete: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben erkannt und glauben, daß du der Messias bist, der Sohn des lebendigen Gottes".

Nicht, als ob die vertrautesten Jünger von nun an ihre irdischen Erwartungen vom Messias aufgegeben hätten, sondern sie vertrauten ihm, daß er, der göttliche Prophet und Lehrer, zu seiner Zeit auch ihren nationalen Erwartungen genügen werde. So mächtig hatte der Geist Jesu auf sie bereits gewirkt, und sie an sich gefesselt. Auch sie glaubten bis zuletzt, Jesus werde das Reich Davids wieder herstellen.

Die Zwölfe hatte Jesus noch nicht lange ausgewählt. Das Auge auf seinen Tod gerichtet, hatte er sie erwählt, daß, wenn er nicht mehr irdisch sichtbar wäre, Andere die Träger seines Werkes seyen, in welchen sein Geist fortlebe, und durch welche dieser sein Geist das von ihm auf Erden begonnene Reich Gottes fortführe, ein Werk, das so viele feindselige Kräfte der Welt schon im Beginn desselben tödtlich bedrohten.

Zwölf waren es, auf welche er die Zukunft seines Werkes legte: zwölf war die Zahl der Stämme Israels; die Zwölfzahl war in Israel überhaupt eine altheilige Zahl für alle Verhältnisse und Geschäfte des nationalen und des Gemeindelebens. Die alte Gemeinde Gottes in der alten Zeit hatte zwölf Stämme, und die zwölf erwählten Jünger Jesu sollten die zwölf Stämme Israels vertreten, und in diesen Zwölfen und durch sie sollte die

alte Gemeinde in der neuen Zeit als neue Gemeinde Gottes zu verjüngtem und schönerem Leben auferstehen, zu einem unsterblichen Gottesreich. Neben den Zwölfen berief Jesus, als wie zu dem engeren Kreis einen weiteren Kreis, siebenzig andere Jünger.

Siebenzig war die Zahl der Aeltesten des Mose; siebenzig die Zahl des hohen Rathes der Juden, des Sanhedrin; siebenzig aber auch war nach jüdischer Vorstellung die Zahl der Völker der Erde. Waren die Zwölf die Vertreter der Stämme Israel, so waren die Siebenzig die Vertreter derjenigen, welche Glieder des Gottesreichs werden sollten, des neuen Bundes, ohne Glieder des alten Bundes gewesen zu seyn.

So einfach und so bedeutsam zugleich war Jesu Wahl seiner Jünger.

Dieser Jüngerkreis war der Kern, an welchen sich in fortschreitendem Wachsen die Christenheit ansetzte. Nicht auf Aeußeres sah Jesus bei der Wahl. Er wählte, wie sie ihm würdig, bildsam und tüchtig für sein Gottesreich sich ihm offenbarten, aus dem Kreise der Glaubigen aus, ohne Rücksicht, ob einer verehlicht oder unverehlicht war, ohne Rücksicht auf Stand und Besitz, ganz nur so, wie ein Baumeister die rechten Bausteine wählt zu den Grundmauern und zu den Säulen seines Baues. Es waren von Haus aus Wohlhabendere darunter (Marc. 1, 16—20. Matth. 4, 18—22.), wie Jakobus und Johannes, wie Matthäus der Zollbeamte; aber kein Vornehmer; und die meisten waren ohne viel irdisches Vermögen. Millionen Menschen, welche geglänzt haben in ihrer Zeit, sind vergessen: die Namen der Zwölfe leben fort und gehen immer weiter wie von Geschlecht zu Geschlecht, so von Land zu Land, von Volk zu Volk. Die zwei Brüderpaare Simon, genannt Petrus, der Fels, und Andreas, mit ihnen Jakobus und Johannes stehen oben an; Philippus, Nathanael-Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Juda, der Sohn Simons, nach seinem Geburtsort der Mann von Karioth (denn das heißt Ischkarioth); Jakobus, der Sohn des Alphäus; Simon, genannt Kananäus, auch der Eiferer; endlich Lebbäus-Thaddäus. Der Letzte dieser Zwölfe muß frühe gestorben seyn; denn schon im Evangelium des Lucas erscheint statt seiner Juda, Jakobs Sohn.

Das war die Grundlage, auf der die große Gemeinschaft anhob, welche christliche Kirche heißt. Erziehen wollte Jesus sich diejenigen, in welchen sein Bild nachgebildet werden, und als ein ewig gegenwärtiges fortwirken sollte; Jeder von ihnen sollte selbst ein lebendiges Evangelium werden; sie sollten werden und seyn wie er; er wollte sein Leben in sie ergießen; vor ihnen sollte das Göttliche in ihm zur täglichen Anschauung kommen. Darum sollten sie von nun an immer um ihn seyn. Zu Kapernaum war der Aufenthalt des engern Kreises, da war Jesu Hauswesen, da war das Haus des Petrus. Von hier aus reisten Jesus und die Zwölf in seinem Gefolge da und dorthin; von hier aus sandte er einen oder ein paar Jünger voran, um ihm am bestimmten Orte Wohnung zu bestellen. Seine Mutter war um diese Zeit nicht bei ihm, auch seine Brüder nicht (Marc. 3, 21 — 32.). Die wohlhabenden der Jünger und die Verehrer Jesu mit ihren freiwilligen Gaben, wie sie auch sonst im Morgenlande stets den wandernden Lehrern zufloßen, bestritten den einfachen Lebensunterhalt dieses auserwählten Kreises; Juda, der Mann von Karioth, hatte den Auftrag, die Gelder einzunehmen und auszugeben. In schöner sittlicher Freiheit sieht man auch schöne weibliche Seelen, weit über die Vorurtheile und die engen, die Frauen herabwürdigenden Schranken der Zeit und des Morgenlandes überhaupt hinaus, um Jesus und seinen Kreis sich bewegen, in Liebe zugethan dem Reiche Gottes und dem Messias, vorsorgend für die Bedürfnisse, und ihm sogar folgend auf seinen Wanderungen.

Die Zwölfe hatten alles Weltliche verlassen, und sich ganz dem Messias und dem Reiche Gottes hingegeben. Alles, was die Erde hat an Gut, Ehre und Genuß, war in diesem Kreis untergeordnet dem höheren Zwecke, dem Reiche Gottes. Seine nächsten Blutsverwandten sahen in diesem seinem Thun um diese Zeit eine für ihn gefährliche Schwärmerei. „Da die Seinigen, heißt es, das hörten, gingen sie hin ihn zu ergreifen, denn sie sagten: er ist von Sinnen“.*)

*) Die Beweisstellen für diese Verhältnisse des engeren Kreises sind

Diese Zwölfe nun waren es, welchen Jesus besondere Mittheilungen über das Gottesreich machte, und über den höheren Sinn und Zweck seiner Erscheinung. Sie hörten aber von ihm nicht bloß die Wahrheit, sie sahen in ihm die Wahrheit lebendig und wirklich geworden. Für ihre Augen war sein Leben und seine Lehre nur Eins, ein ungetrenntes Ganzes. Sie sahen das Licht, das Jesus war, in allen seinen Farben. Ein Karakter, gerade um so weniger, je schöner und tiefer er ist, offenbart sich nicht auf einmal, und legt sich nicht auseinander vor dem flüchtigen Blick der Masse in einer Stunde, sondern vor dem feineren Auge der Auserwählten und vor der längeren Beobachtung und Anschauung. So waren es die Zwölfe, vor welchen die tieferen Seiten im Karakter Jesu, die feineren Züge seines Bildes und dessen höhere Schönheit sich enthüllten. Das blieb dem großen Haufen verhüllt, weil es diesem nicht nur am Auge dafür fehlte, sondern auch an den Gelegenheiten, bei welchen gerade die schönsten und feinsten Karakterzüge Jesu hervortraten und bei welchen nur die Zwölfe um ihn waren oder der Freund und die Freundinnen im stillen Hause zu Bethanien und andere Vertraute.

Als der lebendige Christus wollte er durch die Menschheit hindurchgehen bis ans Ende der Welt. Darum mußten seine ersten Auserwählten durch tägliche Anschauung das ganze Bild seiner göttlichen Persönlichkeit in sich aufnehmen. Er wollte, daß sein Geist fortlebe in der Menschheit durch den Geist derer, welche im Umgange mit ihm und unter dessen Nachwirkungen in sein eigenes Bild verklärt worden. Jesu Seyn und Wesen sollte sich fortsetzen im Seyn und Wesen seiner Jünger. Sein in ihnen fortgesetzter Geist, sein sie verklärendes Wesen und Wirken sollten durch sie sich fortsetzen in Anderen, und übergehen von Geschlecht zu Geschlecht, immer breiter und tiefer.

Das Reich Gottes sollte für sie in Allem das Erste und Letzte seyn, und sie sollten sich darum über die Verhältnisse der

---

Marc. 14, 13. Luc. 9, 52. Joh. 12, 6. 13, 28. Luc. 8, 2. Matth. 20, 20. Marc. 10, 28. Matth. 19, 27. Luc. 18, 28.

Welt und über das Zeitliche erheben. Sie hatten das Letztere gethan, und sie waren von nun an ganz und immer des Herrn. Nur Einer von den Zwölfen, der alle Anlage zu einem Apostels-Karakter hatte, in dem Alles war, um groß zu werden im Dienste Jesu, erhob sich nicht ganz über das Zeitliche und blieb nicht bis ans Ende' treu.

Während er aber den Zwölfen sich widmete, hörte er nicht auf, für das ganze Volk zu leben und zu wirken, ja dieses Leben und diese Wirksamkeit gehörte vorzüglich auch mit zur Schule der Jünger; er lehrte das Volk, er heilte, er war thätig des Tags, des Abends, zur Nacht: das Evangelium des Marcus im ersten Kapitel hat uns einen Tag Jesu aufbehalten mit einer Fülle göttlicher Thätigkeit, einen Tag, der ganz aufging in Arbeit der Liebe und des Geistes.

Wir sehen jetzt dieses Leben Jesu nur in den kunstlosen Darstellungen einiger seiner Jünger, und zwar nur theilweise wieder gespiegelt. Und doch sehen wir mehr als die Jünger sahen. Wir stehen auf einer Höhe, von welcher aus wir viel weiter sehen, und viel heller, und Alles größer geworden, die Person und die Sache Jesu. Die Jünger sahen die Einleitungen und die Anfänge des Christenthums; wir sehen die Entwicklung. Sie sahen mit Augen, über denen die Vorurtheile ihres Volkes lagen, sie standen unter der Wolke ihrer Zeit; wir stehen über dieser Wolke und über den jüdischen Vorurtheilen, und unser Auge ist erleuchtet vom Lichte des fortgeschrittenen Christenthums, der freien Weltanschauung unserer Zeit. Wir sehen in Christus den Mittelpunkt der Weltgeschichte, und in dem Ewigen und Göttlichen, was in der jetzigen Welt ist, schauen wir das fortgesetzte und entfaltete Leben des Geistes Jesu auf Erden; wir sehen, wie sein Fortleben sich stets erweitert und sich immer mehr vertieft.

In jedem der vier Evangelien ist das Bild Jesu so gegeben, wie es nach der Eigenthümlichkeit des Verfassers in diesem selbst sich gestaltete. Aus der Ausführung besonderer Einzelheiten, aus Umrissen und Andeutungen, wie sie Alle zusammen sie haben, tritt uns noch heute in Jesu das Ideal und der Erlöser der Menschheit, oder wie Valentin Andreä gesagt hat: „der

Menschheit schönste Blume" das menschgewordene Göttliche, Gott im Menschen, entgegen.

Lauter Liebe, wie er war, bewies er besondere Liebe den Schwachen, den Unglücklichen, den Trauernden, den Beladenen und den Armen, denen, die wund waren am Leib oder an der Seele; die zärtlichste Liebe aber bewies er den kleinen Kindern. Sein Frohseyn war, zu helfen; seine Lebenslust war, zu segnen und zu beglücken. Kein Schmerz, den er litt, so groß er war, war schmerzlich genug, daß nicht die Liebe zu den Seinen, und selbst die Liebe gegen die Feinde größer gewesen wäre als der Schmerz. So oft er verkannt, so oft das Herrlichste, was er sprach oder that, ins Arge ausgelegt wurde, die Schönheit seiner Seele blieb sich gleich, und sein Thun wie sein Reden. Seine Weisheit war gleich groß im Lehren wie im Benehmen. So wußte Keiner den einfachsten Leuten die ewigen Wahrheiten zuzuführen, in einer Art, wie sie gerade für ihre Fassungskraft die beste war. Das Höchste und Schwerste gab er in ganz klaren ausgeprägten Sätzen, kurz und allgemein verständlich. Die verfänglichen und boshaften Fragen seiner Widersacher, die Tücke und Arglist der Pharisäer wußte er durch Worte abzuweisen, deren Kürze so groß ist als ihre ungemeine Klugheit, die bald wunderbar einfach, bald wunderbar tief, räthselhaft geheimnißvoll sind.

Die geistige Erziehung seiner Jünger, zumal der Zwölfe, war es, worauf er seine Gemeinde, seine Herrschaft im Herzen der Menschheit, sein Gottesreich auf Erden gründen wollte, und nicht auf Schriften, nicht auf eine von ihm geschriebene, fertig und abgeschlossen der Nachwelt zu hinterlassende Lehre, nicht durch ein abgegränztes Glaubens- und Moralsystem. Konnten doch seine Jünger damals das volle Licht noch nicht ertragen, und er verwies sie über Manches, was er ihnen noch zu sagen gehabt hätte, was sie aber jetzt noch nicht tragen können, auf den Geist, den er ihnen senden und der sie in die volle Wahrheit leiten werde. Was die Jünger nicht einmal verstanden, das mußte der Masse seiner Zeit ganz unfaßbar seyn, da es so hoch, wie der Himmel über der Erde, über den Vorurtheilen seiner Zeit stand,

und da in dessen Licht erst das bildungsfähige Auge der Nachwelt sich hineingewöhnen und hineinleben, da zu dessen Tiefe erst ein Jahrtausend um das andere hinabsteigen konnte und sollte. Geschrieben von ihm wäre seine Lehre, weil sie seine Zeit nicht ganz fassen und verstehen konnte, mißbraucht worden; sie hätte die Menschen gebannt, die Bewegung des Geistes eingeengt und gehemmt. Darum hinterließ er keine Schriften, sondern nur seinen Geist, der fortwirken sollte in den Seinen, in lebendigster Kraft der Freiheit, und der im Einen manchfaltig wäre.

Wie Jesus nichts geschrieben hat, so hat er auch keine manchfaltigen Formen des Gottesdiensts angeordnet, keinen Kirchenkultus; und unterwarf er sich auch den religiösen Formen und Ordnungen seines Volkes, so verhielt er sich doch so frei zu denselben, namentlich in Betreff des Sabbaths, der Waschungen und des Essens und Trinkens, daß die Pharisäer daran ein Aergerniß nahmen und ihn darüber angriffen. Die Pharisäer und die Juden überhaupt gefielen sich eben so wohl im Hersagen als im Herlesen langer Gebetsformeln; er gab seinen Jüngern, als sie ihn darum baten, als Muster, wie man beten solle, ein kurzes schönes Gebet. Nicht er hat es als eine Gebetsformel hingestellt, die fortan stehend in seiner Gemeinde werden sollte, sondern die unvergleichliche Schönheit desselben hatte die Folge, daß es im Mund aller Christen ist. Eben so wenig hat er eine Kirchenverfassung aufgestellt. Nie hat er in demjenigen Sinne, in welchem das Wort später genommen wurde, von einer Kirche gesprochen. Nur zweimal sprach er das Wort, das man später „Kirche" übersetzte, das aber zu allen Zeiten nichts als „Gemeinde" hieß, in den uns erhaltenen Berichten aus, nämlich Matth, 18, 17. und Matth. 16, 18.: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde gründen". Das, wovon er redet und immer wieder redet, das ist das „Reich Gottes", das „himmlische Reich". Dieses Reiches Mitglieder sind nach seiner Lehre alle die, welche im Bewußtseyn dessen, was ihnen geistig fehlt, sich innerlich arm und leer fühlen, und die leiblich Armen, die äußerlich Gedrückten, welche in der Armuth doch nicht arm sind, weil sie die Armuth freudig tragen,

und über der Welt Besitzthümern und Eitelkeiten, über die Begriffe von Reich und Arm sich erhoben haben. Solchen schreibt Jesus das Himmelreich schon jetzt als etwas ihnen Eigenes zu. Denn wer so sich erhebt, der hat im Nichtshaben Alles, der ist in der Armuth reich, der trägt den Himmel schon hier in sich. Darum stellte Jesus in der Bergpredigt, jener Rede, welche die Evangelien als die wichtigste unter den Reden Jesu hervorheben, und in der er die Grundwahrheiten der neuen Gottesgemeinde darlegte, die Armen, die im Geist und die leiblich Armen, als diejenigen voran, die er vor Andern selig spricht, weil sie zwar arm sind, aber dabei den Geist, den höheren Geist, haben. Selig spricht er die Traurigen, die Sanftmüthigen, die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, die im Herzen Reinen, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten. Die neue Gottesgemeinde fand und gewann auch ihre ersten Mitglieder in den Tausenden von Armen und Gedrückten; in denen, welche den Druck des Endlichen und die Widersprüche und das Leid des Menschenlebens aufs Tiefste fühlten, und nach Erlösung davon sich sehnten; in denen, in deren Seele alle Saiten religiös gestimmt waren.

In idealer Erhabenheit über die Gegensätze des Habens und Nichthabens wandelte auch Jesus selbst, des Menschen Sohn, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege (Matth. 8, 20.). In diesem Geiste wies er seine Jünger hin auf den himmlischen Vater, der die Lilien kleide und die Vögel des Himmels nähre, und mahnte sie ab von dem Geizen und Jagen nach Erdenschätzen, und sandte sie aus unter das Volk, das Reich Gottes zu verkünden, und heilend und rettend es zu fördern, arm, ohne Gold und Silber, ohne Alles, womit man sonst in der Welt durchkommt und etwas gilt.

Die Bergrede enthält alle Grundtöne der Christusreligion, so weit diese nämlich Religion des Lebens ist. Die, welche danach lebten, mußten das Salz der Erde werden, das nie mehr kraftlos werdende Salz, die Kraft, welche die Welt von nun an zusammenhielt und sie bewahrte, daß sie nicht mehr von jener Verderbniß

durchdrungen werden konnte, welche die alte Welt durchdrang und an welcher sie zu Grunde ging.

Das hat sich bewahrheitet in der Völkergeschichte. So viele alte Völker sind untergegangen, aber noch nicht ein einziges christliches Volk. Wegen dieser Kraft, die es in sich hat, kann es nicht untergehen, es verjüngt sich immer wieder aus sich selbst.

In dieser Idealität der Anschauung, der Stimmung und des Lebens sollten seine Jünger und alle Glieder des Gottesreiches leuchten vor aller Welt durch gute Werke, daß die Welt sie sehe und den Vater im Himmel preise. Nicht bloß in der äußeren That, sondern in der inneren Gesinnung sollte fortan die Sittlichkeit bestehen, fein und lauter, ohne allen falschen heuchlerischen Schein. Nicht mehr auf das Aeußere, nicht mehr auf die äußere That, nicht mehr auf den Buchstaben des Gesetzes solle es ankommen, sondern auf das Innere, auf die Gesinnung, auf den Geist. Das ist das neue sittliche Lebensprinzip, das durch Christus in die Welt kam, und das wesentlich ein neues war. Von nun an war dem Thun des Menschen ein anderer Werth gegeben, der wahre sittliche Werth, grundverschieden von dem, was nach dem mosaischen Gesetze bisher Anschauung und Uebung war.

Ueberall machte Jesus das, was an sich vernünftig, was ewig wahr ist, geltend, den Geist des alten Gesetzes da, wo man den Buchstaben gegen ihn wenden wollte. Er that das zwar schonend, den gewaltsamen Bruch vermeidend, aber ohne der ewigen Wahrheit etwas an ihrem unveräußerlichen und unwidersprechlichen Rechte zu vergeben.

So ließ er, göttlich schön, an die Stelle der Verdammung die Gnade treten, und hob die Sünderin, welche die heuchlerischen Pharisäer nach dem Buchstaben des Gesetzes steinigen wollten, milde hinweg über das Blutgericht und den Tod in ein neues, sittlich schönes Leben. So antwortete er den Pharisäern, welche in seinen Handlungen schönster Liebe gegen die Menschen, in seiner Thätigkeit für die Menschen am Sabbath, Sabbathsverletzungen, in dem Manne der thätigen Menschenliebe einen Sabbathschänder sahen, mit demjenigen Nachdruck, womit der Mann des

Geiſtes den Knecht des Buchſtabens ſchlägt. Und wie er ſprach, daß jede Pflanze, die ſein himmliſcher Vater nicht gepflanzt habe, mit der Wurzel ausgeriſſen werden müſſe (Matth. 15, 13.), ſo ſprach er darin nur das aus, was er wollte und wollen mußte. Das Wort, er ſey nicht gekommen Geſetz und Propheten aufzulöſen, ſondern zu erfüllen, ſprach er mit der Gewißheit, daß die Entfaltung des Geiſtes, der von ihm ausging, im Leben der Menſchen, die alten und überlebten Formen ſelbſt als eine nothwendige Folge brechen müſſe, und wenn er den neuen Wein in die alten Schläuche faßte, ſo wußte er, daß der neue Inhalt die alte Form zerbrechend, ſeine neue Form aus ſich ſelbſt ſchaffen würde. Alles, ſprach er, was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen: das iſt das Geſetz und die Propheten (Matth. 7, 12.). Damit hob er nicht bloß das jüdiſche Volk über den ihm inwohnenden Egoismus hinaus, ſondern damit war für die Welt mitten in ſie hinein die Wahrheit geſtellt, daß Jeder in Jedem denjenigen ſehen und achten und lieben müſſe, der mit ihm ſelbſt gleichberechtigt ſey; daß Alles, was Ichheit heiße, der Egoismus eines Einzelnen und der Egoismus eines Volkes, ſich aufheben müſſe im Allgemeinen, in der Menſchheit. Dahin ſollen die Seinen trachten, vollkommen zu ſeyn, wie Gott ihr himmliſcher Vater vollkommen ſey. Darin, daß ſie durch ihn eins werden mit Gott und in der Reinheit der Geſinnung über alles Aeußere, Endliche und Zufällige ſich erheben, ſich ihres eigenen Willens ganz entäußern, und wie ein Kind, das nichts für ſich ſelbſt ſeyn wolle, ſich unbedingt dem Willen Gottes hingeben, und ſo der Wille Gottes auf Erden, wie im Himmel vollbracht werde, gemeinſam von Allen durch ſeinen Geiſt innig unter ſich Verbundenen — darin ſetzte er das Weſen des Reiches Gottes auf Erden, das mit ihm in die Welt getreten ſey, und deſſen lebendiger Mittelpunkt er bleiben werde bis ans Ende der Tage.

Er ſagte es voraus, die an Alle ergehende Einladung zu dieſem Gottesreiche werde zunächſt von den Hohen, Mächtigen und Weiſen der Welt verſchmäht werden, und die jetzt die Erſten in der Welt ſeyen, werden die Letzten werden, und die Letzten der

Menschengesellschaft, die Untersten und Verachteten, werden die Ersten seyn in diesem neuen Gottesreiche, das gleich sey der einen kostbaren Perle, für welche man alles Andere hingeben müsse, und nach welchem man um so reiner und inniger verlangen werde, je mehr man erkenne, daß man in sich selbst das nicht habe, was man solle, und was nur das Reich Gottes geben könne. Die damalige Welt war voll von Mühseligen und Beladenen, welche seufzten unter dem Joche alter Satzungen und Ceremonien, oder unter dem Joche der eigenen Sünde. Die rief er vor Allen zu sich, und verkündete ihnen Erquickung, Freiheit, Vergebung und Ruhe für ihre Seelen.

So stand er vor seinen Jüngern da, voll Gnade und Wahrheit, und sprach: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. So stand er da vor seiner Zeit. So steht er noch heute vor der Welt. Hinauszugehen und zu predigen, daß das Gottesreich nahe herbei gekommen sey, sandte er die Zwölfe zu den verlorenen Schafen aus dem Haus Israel, nachdem er ihnen die höhere Belehrung über das Reich Gottes und seine Gemeinde auf Erden gegeben hatte. Die Ernte ist groß, sprach er, und der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Sie hatten ihn lange auf seinen Reisen im Land umher begleitet, sie hatten ihn das Reich Gottes verkünden hören, ihn helfen und heilen sehen; jetzt sollten sie lernen, nach seinem Vorbilde das Reich Gottes auszubreiten, indem sie die Rechte und Pflichten desselben verkünden, und helfen und heilen wie er.

Paarweise sandte er sie aus. Gewöhnen sollten sie sich zu leben und zu wirken, als ob er selbst unter ihnen wäre, schon jetzt, ferne von ihm. Apostel, d. h. seine Boten an das Volk, zunächst an das in Judäa und Galiläa, nannte er sie, und zeichnete die Zwölfe durch diesen Namen vor dem weiteren Kreise der Jünger aus. Er that das, auf daß sie eingeübt wären, wenn er nicht mehr sichtbar unter ihnen wäre. So fing auch durch sie die ewige Gemeinde an, die Gemeinde Gottes. Sie waren die ersten Boten des Reiches Gottes, die zwölf Säulen der Gemeinde. Aber auch die Siebenzig ließ er sich versuchen in Förderung des Reiches Gottes.

Zwölftes Kapitel.

Jesu letztes öffentliches Wirken.

Die Zwölfe, und auch die Siebenzig, kamen wieder von ihrer Aussendung und berichteten ihrem Meister über Alles, was sie gesehen, gelehrt und gethan hatten. Sie kamen wieder mit Freuden über ihre Erfolge. „Herr, sprachen sie, es sind uns auch die bösen Geister unterthan in deinem Namen". Sie hatten angefangen sie in seiner Weise und in seinem Namen bannen zu lernen. Er aber sprach zu ihnen: „Nicht darüber freuet euch, daß euch die Geister unterthan sind, sondern darüber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Ich sahe wohl den Satanas fallen, als einen Blitz vom Himmel" (Luc. 10, 18.).

Damit wies er sie auf das Innere und Himmlische. Sie hatten im Aeußeren und Weltlichen ihr Wirken und ihre Freude gesucht. Er schaute im Geiste schon längst die Macht des bösen Geistes in der Welt gebrochen und gerichtet, eben durch das mit ihm in die Welt gekommene Reich Gottes. Er erkannte in der Jünger Seele und in ihrer Freude den menschlichen Hochmuth und ihre Erwartungen, die sie noch immer von einem irdischen Weltreich des Messias hatten, da nach dem jüdischen Volksglauben der Sturz des Teufels und des Bösen in der Welt den Eintritt des messianischen Weltreichs bezeichnen mußte.

Aufs Neue nahm er sie in seine vertrautere geistige Erziehung und wanderte mit ihnen umher, die Gottesgemeinde zu gründen. Er bildete an ihnen um so eifriger, je näher er das Ende seines Tagewerks auf Erden wußte. Alle herrschenden Mächte in der Zeit standen feindselig gegen ihn, weil sein Wirken, so ruhig und still es war, ihren Bestand bedrohte. Der Geist, der von ihm ausging, war der entgegengesetzte von dem, der in der Welt herrschte. „Die Welt hasset mich, sprach er, weil ich über sie zeuge, daß ihre Werke böse sind". Die Masse des jüdischen Volkes erhob sich nicht zum Glauben an ihn, weil er so gar nicht als der sich zeigte, den die allgemeine Erwartung

in ihrem Messias haben wollte, und weil er statt ein politisches nur ein sittliches Reich zu gründen anfing. Für seine Vergeistigung aller alttestamentlichen Begriffe war jenes Volk stumpf. Er könnte der verheißene Elia, er könnte der wiedererstandene Jeremia, einer der Vorläufer des Messias seyn, glaubten Viele. Jedenfalls für einen Propheten hielten ihn Andere, wegen seiner Wunderkräfte und seines Geistes. Herodes Antipas, welcher den Täufer Johannes zuerst gefangen setzen, dann tödten ließ, glaubte in der Furcht seines bösen Gewissens, in Jesus sey der von ihm ermordete Täufer wieder auferstanden. Dieser Vierfürst wolle ihn tödten, hinterbrachten ihm einige Pharisäer, damit er aus Galiläa weiche. Glühenden Haß nährten diese Schriftgelehrten immer mehr gegen ihn, weil, wo Jesu Geist siegte, ihr Ungeist und ihr Reich untergehen mußte. Von Jerusalem aus wurden die Anhänger Jesu in den kleinen Bann gethan, d. h. es wurde ihnen auf eine Zeit lang die Theilnahme an dem Gottesdienst in den Schulen verboten, unter dem Vorwande, Jesus halte den Sabbath nicht heilig, und übertrete das Gesetz durch das, was er am Sabbathe that. Zugleich ließen sie ihn und seine Jünger überall beobachten, und ihm, wo er auftrat und sprach, auflauern, um etwas zu erhaschen, auf das hin er angeklagt und getödtet werden könnte.

Noch bedurfte der Glaube der Seinen der Befestigung und der Verklärung, und vor der Zeit durfte er sich ihnen nicht entziehen. Darum, um sich ihnen zu erhalten, den künftigen Trägern der Gottesgemeinde, wich er der wachsenden Verfolgung der ihm feindseligen Schriftgelehrten und Priester aus, und durchzog mit ihnen, ohne irgendwo länger zu bleiben, das Land bis in seine entfernten Gränzen. Sich selbst für sein Werk hinzugeben, nicht nur, wie Andere vor ihm, für seine Ueberzeugung zu sterben, sondern die alte Schuld der Welt zu sühnen, sich, für sie sterbend, ihr zu eigen zu schenken, sein heiliges Leben ihr freiwillig zum Opfer zu bringen, und sich die Menschheit mit seinem Blut zu erkaufen, zu sterben, damit sein Geist und in ihm das Reich Gottes lebe — das stand in ihm fest und klar, wenn es der

Wille seines himmlischen Vaters nicht anders lenke und diesen Kelch zu trinken ihn überhöbe.

Er zog mit seinen Jüngern bis in die Gränzen der alten, phönizischen Stadt Tyrus. Schon hier zeigte er ihnen, daß er die Heiden von der Theilnahme an seinen Gaben nicht abweise, oder gar sie von seinem Reiche ausschließe. Von da ging er noch weiter nördlich bis in das alte Gebiet von Sidon, dann wandte er sich südöstlich zurück, und bewegte sich nördlich vom galiläischen See und östlich von diesem. Auch hier war die heidnische Bevölkerung vorherrschend. Und mitten in dieser heidnischen Bevölkerung heilte und half er mit der ihm inwohnenden göttlichen Kraft. So zog er Furchen auch in diesen Boden.

Von da, vom östlichen Ufer des Sees, setzte er in das südwestliche Galiläa über. Aber die Pharisäer verfolgten ihn hier gleich wieder. Um ihn in Versuchung zu führen, an dessen göttliche Sendung sie nicht glaubten, forderten sie ein Zeichen von ihm, eine Wunderthat. Wo sich aber unter dem Aushängeschild des Glaubens der Unglaube mit seinen Forderungen an ihn heranmachte, ging er niemals darauf ein. In diesem Sinne sagte er, nur Ein großes Zeichen werde diesem Geschlechte noch gegeben werden, das Zeichen des Propheten Jona. Wie dieser aus dem Meeresgrunde wiederkehrte, und zeugete, stärker, als zuvor, durch sich selbst und sein Schicksal für die Wahrheit dessen, was er als Prophet des Höchsten verkündete, so werde auch er aus der Tiefe der Erde wiederkehren und seine Wiederkehr werde ein mächtigerer Zeuge der Wahrheit seyn, als jetzt die Worte, die er spreche.

Mit diesen Worten deutete er hier seinen Tod und sein Neuaufleben aus dem Tode, seinen kurztägigen Untergang und seine Auferstehung in der Kraft des göttlichen Geistes an. Dann entwich er wieder auf das östliche Ufer über den See. Noch hatte er an seinen Vertrautesten die Erfahrung zu machen, daß sie ihn oft mißverstanden, und daß sie noch immer in niederer Anschauung befangen waren. Er heilte einen leiblich Blinden von seiner Blindheit vor ihren Augen; und noch wurden ihre Augen nicht aufgethan für Alles, obgleich von ihm Kraft genug ausge-

gangen war, um in stetigem Fortwirken die geistige Blindheit zu heilen, daß sie mit neuen Augen zum Himmel und in den Himmel hineinsehen lernen, und vom Himmel herab zur Erde, und hinein in das Leben auf Erden.

Bis nach dem äußersten Nord-Osten des heiligen Landes, bis dahin, wo von den Bergspitzen des Hochgebirgs die Quellen des Jordans niedersprangen, war er mit den Zwölfen gewichen, und beschäftigt, sie fort und fort zu erziehen, so daß sein Geist in ihnen wäre, wenn er nun bald nicht mehr sichtbar wirken könnte, und sie seine und ihre Sendung verständen. Es war die äußerste Spitze des heiligen Landes, bis wohin ihn die feindseligen Mächte der Zeit zurückgedrängt hatten. Jetzt aber hatte er seine Jünger wenigstens so weit, daß sie fest waren im Glauben, daß er der Messias sey. Da er aber längst auf seinen Tod als auf eine höhere Nothwendigkeit und als auf seine persönliche Lebensbestimmung bereit war, und ihn mit Wissen und Willen herannahen sah, so sprach er jetzt deutlich davon.

Es gibt in der Geschichte der Menschheit Helden, Thaten und Begebenheiten, deren volles und tiefstes Wesen und Bedeuten die Poesie besser, als der prosaische Begriff, auszudrücken die Gabe und die Kraft hat. So ist es mit dem Tode Jesu.

Es gibt ein christliches Gedicht, das verlorene Paradies von Milton. In diesem Gedichte fragt nach der ersten Sünde der Ewige den bestürzten Himmel, ob irgend eine Macht sich für das Heil der Menschen opfern wolle. Die himmlischen Gewalten bleiben stumm, kein Erzengel und kein Engel fühlt sich stark genug, zum Opfer sich anzubieten. Die erhabenste unter den erschaffenen Gewalten hat nicht Kraft genug, das zu vollbringen. Kein Engel unterzieht sich, weil er es nicht vermag, den Kelch zu trinken, welcher auf das Haupt dessen, der sich zum Opfer für die Menschheit anzubieten hätte, alle die leiblichen Schmerzen, alle die Seelenleiden, alle die Gewissensbisse ausgoß, welche den Sünden, die vom Anfange der Menschenzeiten begangen waren, entsprachen, und welche die Sünder für ihre Sünden zu erdulden gehabt hätten. Diesen bittern Kelch, den kein Engel trinken

konnte, trank, damit das Opfer nicht unvollendet bleibe, der Menschen- und der Gottessohn.

Wie durch seine Lehre und sein Leben, worin er in Wort und That das Göttliche in sich darstellte, so durch sein Leiden und seinen Tod, wollte erlösen und erlöste Jesus Christus die Menschheit, eben so wohl im Auftrage seines himmlischen Vaters, im Plane Gottes, als mit seinem eigenen freien Willen.

Er hatte sich freiwillig erniedrigt, ein irdisches Leben zu führen, wie der geringste Knecht. Er stellte in der Selbstverläugnung das Göttliche dar, in jener Größe, welche das niedere Leben aufopferte, um das höhere zu ergreifen; er war ganz die Liebe, welche diente, und nicht sich dienen ließ, die reine, selbstvergessenste Liebe zu der Menschheit. Diesem Vorbilde der Liebe gab er seine Vollendung durch sein Leiden und Sterben. Wie der Prophet von ihm verkündet hatte, so nahm er es auf sich, leidend und sterbend, das Opfer für die Welt zu werden, und die göttliche Gerechtigkeit zugleich zu offenbaren und zu versöhnen. So lesen wir in den Evangelien, wie er sein Leiden und Sterben von Anfang an als mit zu seinem Werke gehörend betrachtete, und wie er von Zeit zu Zeit Verkündigungen seines Leidens und Todes seinen Jüngern einfließen ließ; wir lesen bei Johannes, wie er gleich nach seinem öffentlichen Auftreten davon redet, zuerst nur in Bildern und Verhüllungen, da dieses Geheimniß den Jüngern eine harte Rede war, und sie auf den tiefern Sinn dieser seiner Mittheilungen noch immer nicht eingängig waren. Erst als ihnen der Verlauf die Augen geöffnet hatte, und sie die Erfüllung der Weissagungen den Sinn verstehen ließ, verstanden sie auch den tiefern Sinn der Worte Jesu.

Er bereitete die Seinen auf das, was geschehen sollte, langsam vor und leise, und wie erreicht war, was er mit seinem Lehren und Leben erreichen wollte, schickte er sich an, den Schluß der göttlichen Ordnung seines Lebens zu vollziehen, und in den Tod zu gehen. Er hatte gelebt, ein Leben auf Erden gelebt, so schön, göttlich und fruchtbar, daß von diesem Leben und dieser Persönlichkeit in die Seelen der Seinen ein Bild sich eingeprägt hatte, das ewig bleiben mußte. Nun übernahm er freiwillig, in

den Tod zu gehen, den er so oft vorausgesagt hatte. Seine Jünger hatten so lange sinnliche Erwartungen von seinem Messiasreiche gehegt. So lange er persönlich gegenwärtig bei ihnen war, so lange nährten sie diese Erwartungen fort. Sein Tod nur und sein Hingang konnten diesen ihren Irrthum durchbrechen, und ihnen die Augen aufthun, daß sie sahen, er war gekommen, nicht ein Reich zu gründen, wie es die weltlichen Könige haben, sondern ein Reich des Geistes und des Herzens. Nur sein Tod und sein ewiges Leben waren vermögend, diese Jünger, die gerade für das Höchste so uneingänglich sich erwiesen, selbst zu vergeistigen, höher zu beseelen, und sie zu Trägern seines geistigen Reiches, des Reiches Gottes auf Erden, zu machen.

Sogar hören wir in den Evangelien davon, daß der Menschensohn leiden und sterben müsse, ihn so sprechen, als wäre das schon etwas Vollzogenes und Vollendetes. Im Geiste ist es ihm etwas Vollzogenes. Es ist innerlich in ihm vollendet, weil er das Opfer übernommen hat; aber äußerlich ist es etwas, das erst noch vollendet werden soll. Er ist immer der hoheprieſterliche Mittler zwischen Gott und der Menschheit, und er ist zugleich dabei das Opfer, das sich hinzugeben bereit ist. Die äußerliche Opferung aber muß erst geschehen.

Durch das Opfer, das der Hoheprieſter darbrachte, sollte im alten Bunde das Volk das Bewußtseyn erlangen von einer Nothwendigkeit einer Entsündigung und einer Versöhnung für die Uebertretungen des Gesetzes. Aber kein jüdischer Prieſter und Hoheprieſter hatte die Kraft, das Volk zu entsündigen und zu versöhnen, und dieser Prieſter Opfer konnten nicht gerecht, nicht vollkommen und nicht heilig machen. So trat Jesus dazwischen als der wahre und einzige Hoheprieſter der Menschheit, und als das einzige Opfer, als die Liebe, welche sich selbst hingab. Damit wollte er das Ziel und das Ende des jüdischen Gesetzes werden (Röm. 10, 4.). Wie durch Mose dieses Gesetz gegeben worden war, so sollte durch ihn, Jesus Christus, von nun an das Reich der Gnade und der Wahrheit beginnen, und nicht mehr blutige Opfer, sondern Herzen sollten Gott dargebracht werden, die alte

Schuld sollte getilgt werden durch das freiwillige Opfer des Menschensohnes, welcher, selbst ohne Sünde, das ganze Gesetz an sich erfüllte, und darum in sich die Schuld der Menschheit wegnehmen, sie vor Gott entsühnen, oder der göttlichen Gerechtigkeit Genüge thun und sie mit Gott versöhnen konnte.

So sich selbst zum Opfer zu geben, und dann einzugehen in die Menschheit, und Fleisch und Blut in ihr zu werden, Gestalt und Leben in ihr zu gewinnen, sie von der Sünde zu reinigen und frei zu machen, das hatte er als den Schluß seines Werkes auf Erden, als die Vollendung seiner menschlichen Erdenlaufbahn erkannt. Während seines Lehrens und Lebens hatte er stets den Gedanken seines Leidens und Sterbens als einer nach der göttlichen Ordnung nothwendigen That in sich getragen, einer That, die dazu gehörte, um die Befreiung des menschlichen Geschlechtes vorzubereiten.

Dazu kam noch ein Weiteres. Der Menschensohn, das Ideal der Menschheit, wie er es im Leben mit seiner ganzen Persönlichkeit war, mußte dieses höchste Vorbild auch im Leiden und Sterben seyn. Gleich wie die Menschheit an ihm sehen sollte, *wie man* leben müsse; so sollte sie auch an ihm sehen, wie man leiden und sterben solle, und wie das Göttliche im Menschen siegreich sey im Leiden und Sterben. Schon darum mußte Christus leiden und sterben. Sonst war sein Erdenleben kein Ganzes. Sonst war sein Daseyn als Urbild und Vorbild der Menschheit ein Bruchstück; es fehlten die Hauptstücke, sein Vorleuchten im Leiden, und sein Vorleuchten im Todeskampfe. In einer Welt voll Schmerzen und Leiden bedurfte und bedarf das Menschenherz vorzugsweise auch des Aufblicks zu einem in Leiden und Schmerzen ihm vorleuchtenden Vorbilde. Schon darum, obgleich nicht allein darum, war es eine Nothwendigkeit, daß Jesus Christus leiden und sterben mußte.

Vorzugsweise aber für seine Jünger, und durch sie für die Menschheit, im reichlichsten Maaße fruchtbringend sah er seinen Tod an. „Wahrlich, ich sage Euch, sprach er (Joh. 12, 24.), wenn das Waizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein. Wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht."

Ein ander Mal nannte er die Nähe seines Todes die Nähe seiner Verherrlichung; und er meinte damit nicht nur das Sterben als einen Durchgang zu einem schöneren Leben, sondern seine Verherrlichung in der Menschheit, seine Verklärung in ihr, dadurch, daß er nach seinem Hingang geistig in ihr leben, und sein Geist in den Jüngern und in der Welt aufgehen und tausendfältig Frucht bringen würde. Wieder ein ander Mal (Matth. 16, 21.) kündete er sein Leiden und seinen Tod seinen Jüngern an, als etwas, das so seyn müsse, das zum Vollzuge des göttlichen Rathschlusses gehöre; er nannte Jerusalem, wohin er zu gehen habe; er nannte die Priester und die Schriftgelehrten, durch die er daselbst leiden und sterben müsse. Petrus meinte leise, er solle weder von so etwas reden, noch so etwas sich aussetzen. So wenig verstanden sie ihn noch immer. Er aber erklärte nur um so bestimmter, was für Pflichten das Gottesreich ihm und den Seinen auflege, sowohl jetzt als immer, wo es den Sieg der Sache Gottes gelte. Wer nicht, setzte er hinzu, wie er, sich selbst aufopfere, und aus Liebe sich selbst hingebe an die Menschheit, der könne sein wahrer Jünger nicht seyn. Sein Tod sollte auch darin fruchtbar werden, daß es ihm viele Menschen nachthun in der Liebe, die sich für Andere aufopfere, und für die Sache Gottes und der Menschheit das Leben lasse.

Die Jünger hörten noch immer nur schweigend zu, wenn Jesus so redete; sie verstanden es nicht. Sie wünschten nichts Anderes und glaubten nichts Anderes, als den Sieg des Messias, welchen sie in ihm erkannten und verehrten, und zwar des Messias, wie sie sich ihn noch immer dachten; und darum klang ihnen so ein Wort Jesu als etwas Fremdartiges, und schon im nächsten Augenblicke war es in ihren Ohren verklungen, vor Anderm, das ihren Erwartungen günstig schien.

Sie überkam weder die Ahnung jener einen, höheren Seite der Nothwendigkeit des Leidens und Sterbens des Messias; noch eine klare Anschauung von der Macht alles Dessen, was Jesus in seiner Zeit gegen sich hatte, und des unversöhnlichen Gegensatzes und Krieges, in welchem sich Jesu Lehre und Person mit allen Mächten seiner Zeit befand, mit den gesetzlichen Vorstellun-

gen und Erwärtungen des Volkes, wie mit dem Leben und den Lehren der Schriftgelehrten; mit den Gesetzen der Priester, mit den Einrichtungen und Sitten der Welt; mit dem Heidenthum, wie mit dem Judenthum; mit dem Staate, wie mit der Kirche seiner Zeit; mit Allem, was bisher als das Bestehende galt und gelten wollte. Das alles mußte gegen ihn sich stellen, weil er gegen Dasselbe stand, ihm den Krieg erklärt hatte, und gegen es kämpfte. Die ganze bisherige Weltordnung mußte entweder ihn als Heiland der Welt annehmen, und damit das Verdammungs- und Todesurtheil ihrer selbst und der bisherigen Weltordnung unterzeichnen, weil alle Wiedergeburt zum neuen Leben nur durch den Tod des alten Lebens hindurchgeht; oder sie mußte sich gegen ihn erheben, anklagend und verdammend; sie mußte seinen und seines Werkes Tod wollen; aus dem Naturtrieb der Vergeltung sowohl, als der Nothwehr für ihren Bestand.

Während die Seinen dem Aufgange seines irdischen Reichs im weltlich-nationalen Sinn entgegensahen, ging er seinem nahen irdischen Ende entgegen.

Nachdem er sich in Galiläa fast ein ganzes Jahr hin und her bewegt hatte, ging er wieder nach Judäa und Jerusalem, zum Herbstfest, und blieb dort ein ganzes Vierteljahr, in der Stille handelnd und wandelnd. Die Machthaber in Jerusalem zeigten ihm, daß sie ihn und sein Werk nicht annehmen. Der Beifall des Volkes war bald für ihn, bald wider ihn. Das, was aus ihm sprach und wirkte, hätte fast vermocht, daß die Masse, die auf dem Feste beisammen war, in ihm den erwarteten Messias anerkannte. Nur daß er so bekannten und geringen Herkommens sey, machte sie noch irre. Der „Menschensohn" wurde nach dem in jenen Zeiten sehr im Volke verbreiteten Buche Henoch, dessen Verfasser noch nicht hundert Jahre zuvor geschrieben hatte, zu sehr als vom Himmel kommend gedacht, und diese Masse stand zu tief, um in dem Irdisch-Menschlichen, aus welchem sie das Göttliche leuchten sah, das Himmlische und Göttliche zu erkennen. Und sprach er, daß er von Gott komme, und der Sohn des himmlischen Vaters sey, so fanden die Machthaber zu Jerusalem eine Gotteslästerung darin, und sie hätten ihn jetzt

gefangen genommen, hätte nicht die Mehrheit des Volkes zu ihm sich hingeneigt, durch die Gewalt seiner Reden und durch seine Wunderthaten für ihn eingenommen. Die Häscher, welche die Häupter zu Jerusalem gegen ihn aussandten, kehrten unverrichteter Sache zu diesen zurück. Als er aber dem Verlangen Vieler, die an seine Messiassendung glaubten, dem Verlangen nämlich, sie von dem fremden Joche zu erlösen, und sie zur Freiheit zu führen, damit begegnete, daß er ihnen von den höheren Pflichten und Folgen des wahren Glaubens sprach, und wie sie vor Allem die Wahrheit erkennen und in der Wahrheit bleiben müssen, und wie die Wahrheit allein sie frei machen werde: da wandte ihre Zuneigung sich ab, und die Feinde gewannen die Oberhand; sie hätten ihn gesteinigt, wäre er ihr Wuth nicht entwichen. Am selben Tage noch that er einem Blindgeborenen die Augen auf. Viel Volkes wandte sich ihm auf diese Wunderthat wieder zu.

In den letzten Tagen dieses seines Herbstaufenthalts in Jerusalem, am Feste der Tempelweihe (25. November), umringten ihn viele Juden in der Halle Salomos, einem bedeckten Säulengang am Tempel. Ungestümm drangen sie auf ihn ein, wenn er der Messias sey, so solle er sich offen als solchen erklären, er solle sie nicht länger harren und in Ungewißheit lassen, sondern sich als der Messias (das hieß in ihrem Sinn, als irdischer König) an ihre Spitze stellen, und sie zum neuen freien Leben, zum verheißenen Heile führen. Als er ihnen entgegnete, wenn sie ihn verständen, so würden sie bei ihm das wahre Heil und das wahre Leben finden; nur wer der Sünde fröhne, sey ein Knecht; nur wer die Sünde überwinde, sey ein Freier; da war die Mehrheit wieder unzufrieden über ihn, diese vergeistigten Begriffe von Erlösung und Freiheit klangen nicht bei ihr an. Und als er sprach, er sey der Sohn Gottes, und er und der Vater seyen Eins, sein Werk und sein Wort von Gott unzertrennlich; da hoben sie abermals Steine gegen ihn auf, für die Lästerung, wie sie sagten, daß er, der doch ein Mensch sey, sich selbst zu Gott mache. Sie suchten ihn zu greifen. Er aber entwich ihnen, geschützt von denen, die an ihn glaubten.

So hatte sich die große Masse zu Jerusalem unfähig er-

wiesen auf sein wahres Messiasthum einzugehen. Ein vierteljähriger Aufenthalt Jesu in der Hauptstadt hatte dargethan, daß die Häupter wie die Menge in ihren Vorurtheilen verblendet und verstockt blieben, und die Letztere in der Hand ihrer pharisäischen Führer ein blindes Werkzeug wider ihn war. Er zog sich zurück bis in die Gegend des nördlichen Jordans, wochenlang, und wirkte diesseits und jenseits, namentlich in Bethanien, in demjenigen Bethanien, das hier oben am Jordan lag, wo einst der Täufer getauft, ihm den Weg in die Herzen bereitet und ihn zum Messias geweiht hatte. Da kam ihm Nachricht von dem andern Bethanien, nahe bei Jerusalem, daß daselbst im Freundeshause, wo er oft gewesen, einer krank liege, den er lieb hatte, der Herr des Hauses, Lazarus. Es waren des Lazarus Schwestern, Maria und Martha, die Freundinnen Jesu, die ihm die Botschaft schickten. Die Zwölfe bemühten sich, ihn zurück zu halten, in die Nähe Jerusalems sich wieder zu begeben, wo ihm schon mehrere Male der Tod gedrohet habe. Die Krankheit, sagte Jesus, werde nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes und des Messias führen. Am zweiten Tag aber erst brach er auf nach jenem Bethanien, wieder nach Judäa. Der Schrecken vor dem zur Zeit des letzten Aufenthalts zu Jerusalem Erlebten war in den Jüngern noch so nachhaltig, daß sie ihn mit Gewalt an dieser Reise zu hindern suchten. Nur Thomas, der sprüchwörtlich der Ungläubige unter den Zwölfen Geheißene, sprach: Lasset uns mit ihm gehen, daß wir mit ihm sterben. Die Leichtgläubigen und Schnellgläubigen gehören in der Regel zu den schwächsten Menschenseelen; die, welche für ihren Glauben nach Beweisen suchen, sind auch die, welche stark sind sich aufzuopfern, und in Leiden und Tod zu gehen für ihren Glauben. Alle gingen mit ihm hin. Er fand den Freund schon im Felsengrab beigesetzt. Er aber weckte den Beigesetzten auf, wie wir jetzt Lebende wecken, welche schlafen. Er zeigte den Anwesenden, daß, der dem Blindgebornen die Augen aufgethan, auch machen konnte, daß der Freund wieder lebte. Er that das, daß die Freundinnen und Alle umher die in ihm wirkende Kraft Gottes sehen. Er hatte den ins Grab Gelegten dem Leben zurückgegeben; jetzt ging er

hin, sein eigenes Leben zu lassen, um die todte Menschheit zum Leben zu erwecken, durch Mittheilung seines Lebens an sie; er ging seinem eigenen Tod entgegen, zu welchem ihn Gottes Rathschluß und der Feinde Eile jetzt mit schnellen Schritten brachte.

Er hatte seinen Tod in Aussicht genommen, als er die Reise nach Judäa antrat. Auf die Frage, ob Häupter und Masse seiner Nation seine Person und seine Lehre annehmen oder verwerfen, ob sie bei ihrer alten Verblendung und Erwartung bleiben oder zu ihm, dem geistigen Messias, sich erheben würden — auf diese Frage hatte er die Antwort sich selbst längst gegeben. Darüber war er sich selbst klar mit voller Gewißheit. Aber das Ende seines irdischen Tagewerks verfrühen durfte und wollte er nicht, da er nicht seinen Willen, sondern den seines himmlischen Vaters zu vollführen hatte. Ganz zur Entscheidung reif sollte seine Sache durch sich selbst werden. Darum untersagte er nach den Evangelien des Lucas und des Matthäus vor dieser seiner letzten Reise nach Judäa seinen Jüngern, zu verkünden, daß er der Messias sey (Luc. 9, 21. Matth. 16, 20. 17, 9.). Er berief sich nur im Allgemeinen auf seine himmlische Sendung, seine Einheit mit dem Vater, nannte sich den guten Hirten, das Licht der Welt, sprach nur in geistiger Weise von seiner Würde. Wenn die Masse in ihm denjenigen Messias, welchen sie erwartete, anerkannte, so war ein Aufstand gegen die römischen Machthaber zu fürchten, was in Jesu Plan nicht lag, sondern gegen seine geistige Richtung gewesen wäre.

Durch das, was er zu Bethanien an Lazarus gethan, war unter die jüdische Volksmenge eine große Aufregung für ihn gekommen, so sehr, daß auf die Kunde davon die Häupter der Priesterherrschaft und die Pharisäer des hohen Rathes sich versammelten und berathschlagten, was jetzt gegen Jesus zu thun sey. Das Volk, sagten sie, falle ihm zu. Es stehe zu befürchten, daß die immer mehr zuströmende Volksmenge ihn, als den Messias, zum König erhebe, daß es zu einem Zusammenstoß mit Rom komme, und bei der Ungleichheit der Macht der jüdische Staat mit ihnen, den Herrschenden, und mit dem Volke zu Grunde gehe. Besser, sprach der regierende Hohepriester Kaipha, dieser

Eine sterbe, als daß der Staat durch ihn zu Grunde gehe. Der hohe Rath beschloß, ihn als denjenigen, der zum Könige sich aufwerfen wolle, gefangen dem römischen Gerichte zu überliefern. Er beschloß, Jeder, der seinen Aufenthalt wisse, solle diesen anzeigen. Im hohen Rath aber saß Nicodemus und andere Freunde Jesu. Gewarnt, begab Jesus sich mit den Zwölfen in die wüste Gegend an der nordöstlichen Gränze Judäas, nicht weit vom Jordan, nach der Stadt Ephraim. Schon war das Osterfest nicht mehr sehr ferne.

In der Gewißheit, daß seine Feinde, ihn und sein Werk auf Erden zu vernichten, fest entschlossen waren, trat er auf die Osterfestzeit die Reise nach Jerusalem an. Ueber Jericho und Bethanien näherte er sich der Hauptstadt. Er sprach freier als zuvor von dem Tode, der ihm zu Jerusalem drohe durch die Priester und Schriftgelehrten, aber auch von dem Siege des Gottesreiches. Umfluthet von großer, zum Osterfest ziehender Volksmenge, näherte er sich Jerusalem.

Dreizehntes Kapitel.

Kreuzigung und Auferstehung.

Am sechsten Tage vor dem Passah, dem Osterfeste, kam Jesus nach Bethanien, welches nur durch den Oelberg von Jerusalem getrennt lag. In heitern prachtvollen Aufzügen pflegten nach alter Sitte die ferne her zum Feste kommenden Volkshaufen in die Hauptstadt einzuziehen. Der König der Zukunft, der er war, zog auch er dießmal feierlich ein, auf einem Eselfüllen, das er wählte, einem messianischen Ausspruche des alten Testamentes gemäß (Zach. 9, 9.). Nicht als ein Eroberer, nicht als ein Held, der die weltlichen Waffen gegen die Römer trug, wollte er vor dem Volk einziehen, sondern sanftmüthig und friedenbringend. Aus dem von Fremden wogenden Jerusalem war viel Volks hinausgeströmt nach Bethanien, Lazarus zu sehen, der aus dem

Felsengrab erweckt worden war, und den zu sehen, der ihn erweckt hatte; und als er nun selbst zum Feste nach der Stadt hinzog, strömte es noch mehr ihm entgegen. Tausende schwärmten für ihn, als für den Messias; sie standen in langen Reihen, wie er hindurchzog, und warfen, wie es bei Königseinzügen alte Sitte war, ihre Oberkleider zu Bodenteppichen auf seinen Weg, glücklich ebensowohl, ihn damit zu ehren, als Kleider zu haben, über die er hingeritten. Andere hieben grüne Palmenzweige von den Bäumen, gleichfalls nach alter Sitte den Festzug dadurch zu verherrlichen. Als König von Israel begrüßeten sie ihn mit Gesang in einem auf den Messias gedichteten Liede.

Die so für ihn schwärmten, und die Zwölfe, meinten, dieser prächtig bereitete Weg, auf dem er wie ein König in Jerusalem einzog, sey der Weg zum weltlichen Königsstuhl, den der Messias jetzt auf Zion aufstellen werde. Ihm nur war es, als sey dieser prächtig zubereitete Weg der Weg zu seinem Tode. Als die Schwestern des aus dem Grab geretteten Lazarus am Abend zuvor ihm ein Mahl bereitet hatten, und an dessen Schlusse Maria aus einem durchsichtigen Gefäß von Alabaster ein köstliches Nardenöl auf das Haupt und die Füße Jesu goß, und die letztern mit ihren Haaren trocknete, und einer der Jünger, der Mann von Karioth, heuchlerisch über diese Verschwendung klagte, da hatte Jesus gesprochen: „Mich habt ihr nicht allezeit bei euch. Daß sie dieß Wasser hat auf meinen Leib gegossen, damit ist sie zuvor gekommen, meinen Leib zu salben zu meinem Begräbniß".

In anderem Sinne, als es Volk und Jünger erwarteten, zog er in Jerusalem ein, um jetzt sein Reich einzunehmen, nach der Art seines Königthums. Die Geister und Herzen der Menschen einzunehmen, eine neue Ordnung und ein neues Gesetz in der Welt aufzurichten, zog er jetzt ein. Es stand ihm bevor, irdisch zu sterben wie ein Uebelthäter, um ewig als König zu leben; es stand ihm bevor die höchste Königsehre, aber eine solche, die aus der tiefsten Schmach hervorblühete.

Die Theilnahme und der Jubel für ihn pflanzten sich auf viele Fremde in der Stadt fort; die Kinder auf den Gassen sangen das Einzugslied nach. Aber die Priester und die Pharisäer

vereinigten sich noch fester und feindseliger gegen ihn. Sie verwarfen ihn. Der nahe Untergang des Volkes Israel wurde von ihm erkannt und vorausgesagt. Sie wollten nicht den geistigen Messias, sondern den fleischlichen Messias; und diese Richtung mußte die Nation zum Aufstand gegen die Römer, Jerusalem und den Tempel zum Untergang führen.

Als die Volksmasse nichts von der weltlichen Messiasherrlichkeit sich erfüllen sah, auf die sie am Einzugstage gehofft hatte, da wuchs ihre Theilnahme für ihn nicht nur nicht, sondern Viele wandten sich von ihm ab; ohne das äußere und innere Auge für das reine Göttliche, das, so weit es menschlich kommen kann in diesem Jesus von Nazareth vor ihnen stand; ohne Auge für das Licht und Leben, für das Heil, das von ihm ausging.

Um so tiefer suchte er in diesen letzten Tagen auf seine Jünger einzuwirken. Davon, daß diese ihn geistig sich aneigneten, und daß diese treu blieben, hing sein Werk ab. Noch immer konnten sie die volle Wahrheit nicht ertragen; noch immer haftete der Wahn der jüdischen Hoffnungen auf einen weltlichen Messias in ihnen. Und doch galt es jetzt ernster als bisher, dieser ihrer Messiasvorstellung alles Jüdisch-Fleischliche abzustreifen, und ihrer Anschauung eine rein geistige Richtung und Erleuchtung zu geben. Um ihre Enttäuschung wenigstens vorzubereiten, sprach er zu ihnen: „Ich hätte euch noch Vieles zu sagen, aber ihr seyd nicht stark genug dazu". Wenn er nun, sprach er, in einer kleinen Weile die Welt verlasse und zum Vater gehe, von welchem er ausgegangen sey, so werde ein Anderer an seiner Stelle kommen und bei ihnen stehen. Dieser Beistand sey der Geist der Wahrheit, der sie mehr und mehr erleuchten werde. Kommen könne derselbe aber nur, wenn er hingehe zum Vater. Sie werden dann von ihm zeugen, weil sie von Anfang an bei ihm gewesen seyen. Es werde die Stunde kommen, wo sie verfolgt und gebannt werden, und wo Jeder, der sie tödte, meinen werde, Gott dadurch einen Dienst zu thun.

Durch seinen Tod mußte es zum vollendeten Bruch kommen zwischen ihm und der nationalen Beschränktheit seines Volkes, zwischen seiner Messiasidee und den jüdischen Messiaserwartungen

auf ein irdisches Reich. In wem nach diesem Tode, und vollends nach einem solchen Tode, der Glaube an ihn nicht erlosch, sondern treu blieb, in dem mußte von selbst der zeitliche und irdische Messias in den geistigen, ewigen und himmlischen Messias sich umwandeln.

Stets thätig in dieser geistigen Erziehung der Zwölfe, am Tage vor dem Passah, an einem Donnerstag, am dreizehnten des Ostermonats und am fünften Tage nach dem Einzuge in Jerusalem, setzte er sich gegen Abend mit den Zwölfen allein zum Mahle, im Bewußtseyn der Nähe seines irdischen Endes. Da erhob er sich plötzlich, legte seine Oberkleider ab, und umgürtete sich mit einer Schürze, und wusch den erstaunten und sich sträubenden Jüngern die Füße aus einem Wasserbecken. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, sagte er dann. Er hatte ihnen Sclavendienste an diesem Abend gethan, um ihnen recht anschaulich zu machen, in welcher Bedeutung und in welchem Umfang er das große Gesetz seines neuen Gottesreiches verstanden wissen wolle. Denn an diesem Abend setzte er an die Stelle des alten Gesetzes mit den vielen Geboten und Verboten ein neues Gesetz für die Seinen ein, mit einem einzigen Hauptartikel: „Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebet habe". Liebe, der nichts zu schwer und nichts zu niedrig ist, sofern nur Andern Liebreiches damit erzeigt werden kann, und die aushält bis in den Tod und über den Tod hinaus, sollte von nun an das große Reichsgesetz für die Seinen werden, unter allen Völkern und Zeiten.

Nach diesem wies er sie hin auf den größten Beweis aufopfernder Liebe, auf sein Leiden und auf seinen Tod, denen er jetzt entgegengehe zum Heile der Menschen. Er sprach zu ihnen von dem Traurigen, durch das er hindurchgehen müsse, und von dem Freudigen, das aus der Trauer hervorgehen werde. Dann nahm er das Brod, sprach ein Dankgebet, brach es und reichte es den Zwölfen, mit Worten, als wollte er sagen: wie er dieß Brod, die Speise aller Menschen, breche, so werde sein Leib gebrochen werden für sie und für die Menschheit. Und so oft sie das Brod brechen, sollen sie an ihn denken, und daran, daß sein Leben für sie gebrochen werde. Und eben so hob er den Kelch

mit Wein, erfüllt von dem Gedanken, daß sein Blut fließen werde, fließen durch seine Feinde nach dem Willen seines Vaters im Himmel, um alte Schuld der Menschheit zu sühnen, alte Gräuel zu tilgen, und auf daß sein Geist lebendig werde in den Seinen. Er hob den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute! (wie es bei Paulus heißt) oder: Dieses ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes! (wie es bei Matthäus heißt). Wie Gott mit Mose und dem Volke Israel den alten Bund gestiftet, der durch Opferblut geweiht worden; so sagte er ihnen, damit werde jetzt ein neuer Bund zwischen Gott und der Menschheit geschlossen, der geweihet werde durch sein Blut, das für Viele vergossen werde zur Vergebung der Sünden. Mit diesem neuen Bund beginne eine neue Zeit, eine neue Verfassung des Reiches Gottes auf Erden, ein ganz neuer Zustand der Dinge, die Zeit der Gnade und des Heils; und es werden alle Sünden vergeben werden denen, welche nach dem Einen großen Gesetz, das er für das Gottesreich des neuen Bundes aufgestellt habe, ihr Leben halten werden. So oft sie die Feier des Mahles wiederholen, sollen sie daran gedenken, an ihn, sein Leiden und seinen Tod.

Seine Stimmung war eine göttlich verklärte. Was ihn so hob, war die Aussicht in die kommenden Jahrtausende hinein, welche, von seinem Geiste belebt und beseelt, die Menschheit ihm zeigten als Kinder Gottes, anbetend im Geist und in der Wahrheit; er ihr König und sie ihm unterthan, er ihr Hirte und sie seine Heerde. Er sah sie als eine von Sünde und Irrthum durch den Sieg seines Werks erlöste; er sah die Herzen und die Gewissen errettet und von der Erde gegen den Himmel hinaufgehoben; er sah die Welt befreit von dem geistigen Tode, der so lange darüber lag. Er sah hinein in die Zukunft, in welcher sein Reich und sein Königthum lag, von dem er wußte und sagte, daß es nicht in der nächsten Gegenwart liege, und nicht in dem Weltalter, das ihm jetzt Leiden, Schmach und Tod bereitete.

Die Zwölfe verstummten, als sie hörten, was Jesus sagte, um sie vorzubereiten für das, was jetzt auf ihn hereinbrach. Er sah und sagte voraus, daß er von ihrer Seite bei diesem Her-

einbrechen des göttlichen Rathschlusses über ihn zu erwarten habe, sie werden in der Betäubung an ihm irre werden, schwanken, wanken, ihn verlassen oder verläugnen. Aber er sah und sagte auch zugleich voraus, daß aus der Betäubung ihre Treue und ihr Glaube siegreich sich erheben werden.

Es war schon Nacht, als Jesus von dem Mahle wegging. Er ging mit den Zwölfen dem Oelberg zu; nur Juda, der Mann von Karioth, war anderswohin gegangen. Jesus ging in den Garten Gethsemane am westlichen Abhang des Oelberges. Die Andern ließ er hier vorn im Garten zurück. Nur mit den drei Vertrautesten der Zwölfe ging er weiter hinauf. Dann that er sich auch von diesen etwas weiter ab, und bat sie bloß, in dieser Nacht mit ihm wach zu bleiben. Er selbst ging hin, mit lautem Gebet sich zu stärken für das, was er jetzt kommen sah. Aber der Schlaf überkam sie. Im ganzen Vorgefühl des Todes stand er vereinsamt, von Menschen, auch von seinen Vertrautesten, verlassen. Die Bangigkeit vor diesen Stunden hatte ihn auch früher schon ergriffen (Luc. 12, 50.). Denn er sprach: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; und was wollte ich lieber, als es brennete schon? Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!“ Jetzt, in diesen Stunden selbst mitten drin, zeigte sich seine, so eben noch durch den Ausblick auf den Sieg seines Werkes gehobene Seele — erfüllt mit allen Schauern des Todes, die er nur durch Gebet zu überwinden vermochte. Da stand er nicht mehr da, als der Hohepriester und Mittler zwischen seinem himmlischen Vater und der Menschheit; da stand er da, als das Opfer, das geschlachtet werden sollte, das zwar erwählt hatte, sich selbst hinzugeben, das aber jetzt erzitterte unter der Vorempfindung der nahenden Martern. Im Gebet kam ihm Stärkung vom Himmel. Die Ruhe kehrte zurück in seine Seele, eine hohe göttliche Fassung und ein Heldenmuth, der, jetzt ganz ergeben in Gottes Willen, der ganzen Sündenmacht seiner Zeit entgegentrat, die sich gegen ihn blutdürstig zusammenstellte.

Von seinen Feinden war Alles vorbereitet, ihn in dieser Nacht gefangen zu nehmen. Am Tage fürchteten sie sich vor dem

großen Anhang Jesu im Volke. Juda, der Mann von Karioth, hatte ihnen den Ort verrathen, wo Jesus diese Nacht zubringe. Die Priester entsandten eine bewaffnete Schaar, theils von der römischen Besatzung, theils von der hohepriesterlichen Tempelwache. Der Mann von Karioth machte den Wegweiser. Mit Lichtern und Fackeln und im Schritte der Bewaffneten ging es durch die Nacht hin dem Garten zu. Er ging ihnen mit solcher Hoheit entgegen, daß sie davor zurückschraken. Kein Gedanke an Flucht, so leicht diese gewesen wäre, da die Lichter und Fackeln und das Geräusch lange zuvor und von weither den Anzug der Bewaffneten verkünden mußten. Er ließ sich ruhig gefangen nehmen. Als aber die Seinen sahen, daß er gebunden wurde, da ergriff sie Entsetzen und Furcht; das hatten sie nicht erwartet, den, der ihnen der Messias war, so in der Gewalt seiner Feinde zu sehen. Sie stoben auseinander nach allen Seiten hin. Jesus hatte die Kriegsknechte aufgefordert, seine Begleiter frei gehen zu lassen, und ihn allein zu greifen. Durch ihn sollte auch nicht Einer Schaden nehmen unter den Seinen; er allein wollte es seyn, welcher litte. Und so war es auch. Nur Zwei folgten ihm von ferne, als er zum Verhöre weggeführt wurde. Das war Petrus und Johannes. Es wurde zum Schein ein Gerichtsverfahren von den Priestern angestellt. Unter sich und zur Täuschung des Volkes thaten sie, als verurtheilen sie ihn als Gotteslästerer, als einen, der alle bisher heiligen Gesetze der Juden mit Füßen getreten und Gott selbst sich gleich mache; den Römern aber gegenüber klagten sie ihn an als den, welcher sich zum Könige der Juden habe aufwerfen und das Volk wider die Herrschaft des römischen Kaisers aufwiegeln wollen. Mit hoher Würde stand Jesus auch hier diesen Priestern und ihren falschen Zeugen gegenüber. Als er auf die beschwörende Frage des Hohenpriesters, ob er sich wirklich für den Messias, den Sohn Gottes, halte? einfach mit Ja antwortete, wurde das Todesurtheil über ihn gesprochen, als über einen, der sich mit diesem Worte selbst verurtheilt habe. Er wurde vor den Juden verurtheilt als falscher Prophet, von den jüdischen Gerichtsdienern als solcher verspottet, er, der Gebundene, beschimpft und ruchlos mißhandelt. So wurde

er von der Voruntersuchung vor dem Hohenpriester Anna, die noch in der Nacht vorgenommen worden war, in der frühesten Morgenfrühe vor den hohen Rath geführt. Jesus widerrief nicht. Die Verhandlung war kurz, und endete damit, er sey des Todes schuldig.

Das alles fand lange vor Sonnenaufgang statt. In den heißen Ländern fingen von jeher, wegen des längeren Stillstandes der Geschäfte am Mittage, die letztern sehr früh an. Die feindlichen Priester aber hatten noch ganz besondere Gründe, die Verurtheilung ihres Gegners zu beeilen, eh es tagte; und eh es tagte, führten sie ihn in das Prätorium, um von dem römischen Statthalter die Bestätigung des Todesurtheils zu erhalten, das von der höchsten jüdischen Behörde unter dem heuchlerischen Schein der Gesetzlichkeit gefällt war. Der römische Statthalter hatte die oberstrichterliche Gewalt; er hatte seinen Sitz für gewöhnlich zu Cäsarea; nur bei Festen der Juden, wenn große Volkshaufen in Jerusalem sich sammelten, begab er sich dahin, und wohnte dann im Prätorium, einem Palast auf der Burg Antonia. Da sprach er Recht als oberster Richter im Lande, von hohem Richterstuhl herab auf einem Vorsprung am Hause, der mit schönen Marmorsteinen verziert war. Das Verhör war in einem innern Hofe.

Die Priester verlangten, daß der Statthalter Jesus als einen Empörer wider den Kaiser nach römischem Gesetz strafe, d. h. kreuzige. Die altjüdische Hinrichtung eines falschen Propheten hätte durch die Steinigung geschehen müssen, unter Vorantritt der Zeugen. Zeugen aber, deren Zeugniß zugereicht hätte, hatten sie nicht gefunden. So wollten sie ihn als Hochverräther und Empörer wider den Kaiser zum Tode bringen, und zwar zur schimpflichsten und schmerzlichsten aller Todesarten, zum Kreuzestode.

Die Kreuzigung wurde von den Römern nur über Sclaven wegen Missethaten verhängt und über die schwersten Hochverräther in den Provinzen. Dem Gesetze des Mose und den Sitten der Juden war die Kreuzigung ganz fremd.

Die Qual dieser Todesart kann man ermessen, wenn man das Einzelne dabei näher kennt. Jeder der zum Kreuze Verurtheilten mußte sein Kreuz selbst tragen vom Gerichtshause hinaus

bis zum Richtplatze. Da angekommen wurde er am Boden liegend an das Kreuz angenagelt; angenagelt wurden die Hände; meistens, aber nicht immer, auch die Füße; die Füße waren öfters bloß angebunden. Dann wurde das Kreuz aufgerichtet, und im Boden befestigt. Manchmal stand das Kreuz schon in dem Boden, und der zum Tode Verurtheilte wurde an das feststehende auf einer Leiter angeschlagen. Hoch war es nicht, aber es hatte in der Mitte einen kleinen Vorsprung, auf welchem der Gekreuzigte auffaß. Der Querbalken oben war nicht in den Kreuzesstamm eingefügt, sondern lag vorn darüber. Das machte, daß der Gekreuzigte mit dem Gewichte seines ganzen Leibes nicht zu tief sank, aber auch, daß die Qual durch diese kleine, dem Leibe gegönnte, Ruhe viel länger dauerte, und eine viel größere Qual wurde. Diese ausgesonnene Todesstrafe schon allein ist mit ein Beweis, wie entmenscht und wie hölliſch das einzelne wie das allgemeine Gefühl der Zeit geworden war. Und diese Strafe forderten jetzt die jüdischen Priester für einen in ihrem Volke Geborenen, für den Reinen, der ohne Sünde und Schuld war, der aber ihre Heuchelei, ihren Eigennutz und ihre nationale Schädlichkeit offen angegriffen hatte.

Der römische Statthalter Pilatus durchschaute das Heuchlerische der Anklage. Als Hüter der Hoheitsrechte seines Kaisers und als Staatsmann wußte er zuvor, daß Jesus keine politische Rolle spielte. Er wollte ihn frei lassen, als er ihn gefragt hatte, ob er denn wirklich der König der Juden sey, was seyn zu wollen seine Feinde ihn anklagen, und als von Jesus ihm die Antwort geworden war, er sey ein König, aber sein Königthum sey anderer Art als die Königreiche der Erde, sein Reich sey ein Reich des Geistes, das Reich der Wahrheit. Pilatus erklärte dem Anhang der Priester, daß er keine Schuld an ihm finde. Er sandte den Angeklagten, als einen Galiläer, zu dem nahe wohnenden Vierfürsten von Galiläa, Herodes Antipas, der auch zum Feste gekommen war. Dieser schickte ihn gleich wieder zurück, mit Spott, nachdem er ihm eine Art Königsmantel hatte umlegen lassen, und gab dem Pilatus zu verstehen, er sehe in dem Angeklagten Nichts als einen gutmüthigen Schwärmer, einen

übersinnlichen Narren. Pilatus ließ ihn hierauf geißeln, ihm eine Dornenkrone aufs Haupt setzen, und einen Purpurmantel um die Schultern legen. Mit dieser Züchtigung und Verspottung seines Königthums sollten, wie er hoffte, seine Ankläger befriedigt seyn; dann wollte er ihn freilassen. Aber das Geschrei der Priester und ihrer Anhänger nach der Kreuzigung Jesu wurde nur um so heftiger. Denn nur diese waren zugegen, der größte Theil des Volkes schlief noch in dieser Frühe, und wußte nichts von dem, was seit Mitternacht geschehen war und geschah. Gerade um allen Volksbewegungen zu Jesu Gunsten zuvorzukommen, hatten seine Feinde die Nacht und die Frühe gewählt, und Verhör und Verurtheilung so beeilt; und all das Letztere war theils auf der Burg Antonia, theils in der Nähe derselben vorgegangen. Erst als die Priester dem Pilatus zuriefen, wenn er einen Aufrührer gegen die Hoheit des Kaisers frei lasse, so sey er des Kaisers Freund nicht, und Pilatus, der sich schwerer Erpressungen schuldig wußte, sah, daß er bei längerem Weigern, ihnen ihren Willen zu thun, vor einer Anklage seiner eigenen Person in Rom durch diese Priester zu zittern habe, gab er muthlos nach, und lieferte Jesus seinen Feinden zur Kreuzigung aus. Das war um die sechste Stunde Morgens, um die Zeit des Sonnenaufgangs, nach Johannes 19, 14. Das Zeugniß des Johannes ist hierüber entscheidend.

Nicht weit von der Stadt, aber doch außerhalb ihrer Mauern war ein Ort, der hieß Golgatha, zu deutsch Schädelstätte, Hauptstätte, d. h. Richtplatz. Der Ort lag wahrscheinlich nordwestlich von Jerusalem, ein kahler Hügel, um welchen Gärten lagen. Der Gang vom Gerichtshause dahin war weit. Jesus, erschöpft durch die vorangegangenen Seelenleiden und leiblichen Martern, brach unter dem Kreuze zusammen, und ein Anderer mußte es für ihn weiter tragen. Es war bald nach acht Uhr Morgens, als Jesus Christus gekreuzigt ward. So viel Zeit hatten die kriegerischen Vorbereitungen, die Verurtheilung zweier Anderer, die als Mörder und Räuber mit ihm gekreuzigt wurden, und der Hinausgang weggenommen.

Wie Jesus im Leben den Sieg des Göttlichen über das

Irdische lebendig dargestellt hatte, so that er es, und so mußte er es thun, auch im Leiden und Sterben. Sein Leben war fortgehend eine Aufopferung für die Menschheit aus unendlicher Liebe; so mußte auch sein Sterben seyn, der Schlußact seines Erdenlebens. Göttlich war sein Leben, und göttlich war sein Sterben. Ja Jesu Liebe im Leben, so unendlich groß sie war, wird noch überstrahlt von der Liebe Jesu am Kreuze. Er hatte gelehrt: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen". Gelehrt wurde Manches von manchem Weisen der Welt, das sehr schön klingt; aber gelebt hatten diese Weisen ihre Lehren nicht. Jesus lebte und übte die Feindesliebe am Kreuze, in einem Grade, welcher der höchste Grad ist, in welchem Liebe lebendig zu Tag treten kann. Dieser Grad der Liebe ist derjenige, welcher nicht bloß den Feind überhaupt liebt, sondern ihn selbst liebt unter der Qual, welche der Feind dem Liebenden anthut oder verursacht, und unter dem Hohn, welchen er zur Qual hinzufügt. Priester und Richter, die Väter des Volks und das gemeine Volk gingen vorüber am Kreuz, und verspotteten ihn mit frechem Hohn: „Er traute Gott! Gott rette seinen Sohn vom Kreuz, auf daß wir glauben!" Jesus aber betete am Kreuz: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun". Unter unnennbaren eigenen Schmerzen erquickte er einen der neben ihm sterbenden Missethäter mit seinem Worte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn!" wie mit Rosenduft des ewigen Lebens. Noch bis heute leuchtet das Licht der Gottheit auf dem Angesicht des gekreuzigten Christus nach, als er für seine Peiniger betete, und dem Reuigen ihm zur Seite einen Strahl des Paradieses in die Nacht seines Leidens fallen ließ. Und wie an diesem Gnadenworte das Herz des Sterbenden sich neben ihm aufrichtete, so sollten sich von nun an Millionen Menschenherzen daran aufrichten. Nicht eine Uebel-*That*, sondern das Uebel-*Seyn* und *Bleiben* war durch den Göttlichen auch zuletzt noch als das Unerlösbare erklärt.

Wie die Liebe Jesu im Leben niemals an sich, nur an Andere dachte, so dachte er jetzt nicht *seiner* Schmerzen, sondern

der Schmerzen der Mutter. Das Schwert, das jetzt durch ihre Seele ging, es ging auch durch seine Seele. Sie stand mit andern Frauen nahe beim Kreuz, zusammenbrechend unter dem Einsturz ihres Glaubens und ihrer Hoffnungen. Bei ihr stand Jesu Lieblingsjünger Johannes. Da sprach er vom Kreuze herab zu Johannes: „Siehe, das ist jetzt deine Mutter!“ und zur Mutter: „Siehe, das ist jetzt dein Sohn!“ Wie er die Seinen geliebet hatte, so lange er in der Welt war, so liebte er sie bis ans Ende. Aber klein war die Zahl der Treuen, die ihm in Liebe treu blieben und ausharrten auch unter dem Kreuze.

Der Menschheit ganze Qual mußte der Menschensohn durchmachen, damit jeder Mensch erkenne: Man kann Alles durchmachen; Er hat es schrecklicher noch durchgemacht. Er hat sterbend der Welt in seinem Beispiele für ewige Zeiten die Wahrheit vermacht, daß, wo Treue ist im Thun des Willens Gottes, Treue bis zum Tode, auch hinter dem Tode die Auferstehung ist und die Herrlichkeit; daß hinter dem augenblicklichen Spott der Welt und der tiefsten Erniedrigung die Palme des Sieges winkt und die höchste Verklärung; zur Stärkung allen Denen, die für die Sache Gottes und der Menschheit sich opfern, und zu den Uebelthätern gerechnet werden würden.

Drei Stunden hing er schon am Kreuze in der Qual. Da legte sich um Mittag Finsterniß über das Land. Diese Finsterniß, wie sie oft Erdbeben voranzugehen pflegt, dauerte drei ganze Stunden; die Natur trauerte, als Jesus litt. In diesem grauenvollen Dunkel von Außen, und in dem grauenvolleren Dunkel, das sich über sein Inneres legte, stieß Jesus die Worte jenes tiefsten Klagepsalms aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Weil es im menschlichen Leben Stunden gibt, wo der Mensch das Gefühl hat, von Gott verlassen zu seyn, ein Gefühl, gegen welches die Vernichtung nichts wäre, und welches man das Gefühl der Hölle genannt hat; weil es Stunden gibt, in welchen der Mensch aufschreien möchte in der Qual des Augenblicks, und Gott anklagen; weil es fürchterlich finster werden kann um ein Menschenherz: darum auch mußte der Menschensohn diesen höchsten Grad des Leidens durchmachen, der Sohn

des Höchsten, der Heilige, sich in der Qual von Gott verlassen glauben, ohne daß er aufhörte zu lieben, gehorsam und ergeben zu seyn. Er mußte das durchmachen, auch darin zum Vorbild; auch damit in dieser Richtung wundervolle Kraft von ihm ausfluße auf alle zu seinem Kreuz in den kommenden Jahrhunderten Aufschauenden. Im heißen Verschmachten der Kreuzespein rief er: „Mich dürstet!“ Sie hielten ihm einen Schwamm mit Essig an den Mund, und als er den Essig genommen hatte, sprach er: „Es ist vollbracht“. Bald darauf rief er abermals mit lauter Stimme; dann neigte er sein Haupt, und übergab Gott seinen Geist. In diesem Augenblicke wurde die Erde erschüttert. — Ein Riß, ein Erdbeben zuckte durch die trauernde Natur über dem Mord am Göttlichen, daß Felsen sich spalteten und Gräber ihre Todten auswarfen, und der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel von oben bis unten zerriß, wie zum Zeichen, daß der Dienst des Mose und der alten Stiftshütte, die bisher bestandene Volksreligion, nun ein Ende habe; daß der freie Zutritt ins Heiligthum, zum Vaterherzen Gottes geöffnet, und jede Scheidewand zwischen den Menschenkindern, zwischen Priestern und Volk, zwischen Juden und Heiden, niedergerissen sey. Selbst der heidnische Hauptmann, der neben dem Kreuze die Wache hatte, brach, durchschauert von dem, was er sah und hörte, von dem letzten gewaltigen Rufe Jesu und von dem Erdbeben, in das Bekenntniß aus, er müsse der Sohn eines Gottes seyn, der hier gelitten habe.

Mit diesem Augenblick begann der Sieg der Sache Jesu; begannen Verhältnisse der Welt, welche felsenfest schienen, gesprengt zu werden, und Deckmäntel zu reißen, stärkeren Stoffes, als der Vorhang im Tempel zu Jerusalem. Eine einfache Zeile im Evangelium des Matthäus sagt, Todte seyen aufgeweckt worden in jenem Augenblicke. Jener Augenblick war das Beginnen des Gerichtes über die Zeit; er war die große Gränzscheide zwischen der alten und der neuen Welt; von da durchzuckte eine tiefe Erschütterung alle Verhältnisse der Weltgeschichte; die Menschheit, die todt war, fing an sich zu erheben aus ihrem Grabe, und es fing das Leben an, welches das Leben der Christenheit heißt.

Am Kreuze lebten, die daran hingen, meist in den zweiten, oft in den dritten, ja in den vierten Tag hinein. Jesus war durch Alles, was er in den letzten Tagen und Nächten durchgemacht, schon zuvor aufs Aeußerste erschöpft gewesen. Die Priester, um ja ihr altes Gesetz einzuhalten, baten den Statthalter, die Leichen möchten noch vor dem Abend abgenommen werden; denn mit Sonnenuntergang dieses Tages begann das Osterfest, und zwar nicht bloß ein gewöhnlicher Ostertag, sondern in diesem Jahre gerade der große Ostertag, an welchem nach dem alten Gesetze tiefe Ruhe und Stillstand aller Geschäfte sich über das ganze Land ausdehnen mußte.

Die Freunde Jesu im hohen Rathe, jene angesehenen und reichen Juden, Nicodemus und Joseph von Arimathia, waren frühe bedacht, den Leib Jesu nach der Abnahme vom Kreuz in ihre Hände zu bekommen und ihn nach dem neuen Felsengrabmale zu bringen, das diesem Joseph gehörte, und das nahe in einem Garten lag, den er besaß. Joseph erbat sich persönlich von Pilatus Jesu Kreuzabnahme, um ihn in seine Grabhöhle zu legen. Pilatus, der stolze Römer, den es kränken mußte, zum Werkzeug der blutigen Rachgier jüdischer Priester gemacht worden zu seyn, gewährte seine Bitte. Die römischen Soldaten kamen, der strengen römischen Gesetzvorschrift gemäß, die Gebeine der Gekreuzigten mit eisernen Keulen zu zerschlagen. Das Gesetz zielte damit nicht sowohl darauf, die Qual abzukürzen, als vielmehr den Tod der Verurtheilten sich zu sichern. Den beiden Räubern, zwischen denen Jesus gekreuzigt worden war, zerschlugen die römischen Soldaten die Beine, nicht aber Jesu, als einem schon Todten. Johannes erzählt, nur in die Seite habe einer der Soldaten mit seinem Speer ihm gestoßen, und es sey Blut und Wasser herausgeflossen. Joseph selbst nahm den Leib Jesu herab: Pilatus hatte ausdrücklich befohlen, daß er von dem Hauptmann an Joseph übergeben werde.

Es war das um dieselbe Zeit, zu welcher das Passahopfer geschlachtet wurde an diesem Freitage. Johannes sah darin, daß Jesu die Beine nicht gebrochen wurden, eine Bedeutung. Denn dem Passahopfer durften die Knochen nicht zerbrochen werden.

So wurde von da an, seit Johannes lehrte und schrieb, in Jesus das wahre Passahopfer angeschaut, das Versöhnungsopfer für die Menschheit.

Joseph von Arimathia brachte den Leib Jesu, mit Tüchern von feiner Leinwand umwickelt, in das Grabmal in seinem Garten. Nicodemus war dabei. Sonst Niemand. Weder die Mutter Jesu noch die anderen Frauen, noch irgend einer der Jünger werden als dabei anwesend genannt, da diese vornehmen Freunde Jesu ihn zum Garten und zu der Grabhöhle brachten. Nicodemus aber hatte bei sich eine Mischung von Myrrhen und Aloe, gegen hundert Pfund, sagt Johannes; also eine Fülle von Spezereien.

Die Frauen, die nicht weit vom Kreuze sich gehalten hatten, und den Ort sich merkten, wo Jesu Leib beigesetzt wurde, nicht um ihn zu begraben, sondern, wie ausdrücklich der evangelische Bericht sagt, um ihn hinzulegen, vorläufig, des Rüsttags der Juden wegen, kamen auch mit Weihrauch und Anderem, um Jesu den letzten Liebesdienst zu thun; aber zu spät; der Sabbath war schon eingetreten.

Was vor, bei und nach der Kreuzigung vorging, ist in den Evangelien beschrieben, ein ewiges Vermächtniß an die Menschheit. Jesu Leben, Leiden und Sterben ist von jedem der vier Evangelisten zwar in seiner eigenen Art der Auffassung und Darstellung uns gegeben. Dieses reinste und höchste göttlich-menschliche Leben war zu reich, zu schön und zu groß, als daß es von Jedem ganz, und den Andern gleichmäßig, hätte aufgefaßt werden können, und am wenigsten vermochten das selbst die Augenzeugen seines Leidens in der letzten Nacht und seiner Kreuzigung, da sie, vom tiefsten Schmerze zerrissen, von den Schrecknissen des Erlebten erschöpft, betäubt und zusammengebrochen, sahen und hörten. Je genauer aber man in neuster Zeit die evangelischen Berichte geprüft hat, desto fester hat sich ihre Wahrhaftigkeit herausgestellt. Bleibt auch bei ihrer Vergleichung unter einander noch dieser und jener Punkt ungelöst oder schwierig, so bleibt doch für das Ganze es jedem Unbefangenen und Eingänglichen unzweifelhaft klar, daß dieses Leben Jesu wirklich da gewesen ist, und daß es in seinen

Hauptumrissen treu aus den Evangelien sich widerspiegelt. Die Wahrheit desselben hat sich aus jeder Anzweiflung nur vergewisserter, in geistigerer Auffassung um so wahrer hervorgehoben; und je näher und schärfer das Einzelne in Betrachtung gezogen wurde, in ein um so helleres Licht ist das Ganze getreten. Man muß nur ein Auge, für das Licht gemacht, hinzubringen, um die Wahrheit zu sehen; hinzubringen die Liebe zur Wahrheit. Im Sonnenlicht selbst, das eine Landschaft beleuchtet, bleiben einige Falten und Tiefen der Gegend unerhellt, im Halbdunkel, oder ganz im Schatten.

Auch setzt sich die geschichtliche Wahrheit am treuesten aus schlichten Berichten der Augenzeugen zusammen, in ihren wirklichen Bestandtheilen, und zu dem ihr eigenthümlichen, richtigen Lichte. Solche schlichte Berichte von Augenzeugen haben neuerdings eine Fülle von Thatsachen für das Reformationszeitalter und für die englische Geschichte zu Tage gefördert, und gezeigt und bewiesen, daß das reichste Leben mit den interessantesten Thaten und Persönlichkeiten wirklich da seyn kann, ohne daß die vornehmen diplomatischen Geschichtschreiber in ihren kalten Geschichtbüchern davon Kunde nehmen, oder davon wissen. Und darum, daß jene Berichte aus der Reformationszeit und aus den bewegtesten Tagen der englischen Geschichte in Einzelnem abweichen, gar sich widersprechen, oder daß der Eine hat, was der Andere nicht hat, wird Niemand, der von Geschichte und Geschichtschreibung etwas versteht, einen Zweifel daran haben, daß die Hauptumrisse, wie Einzelheiten, in jenen schlichten Berichten ihre Wahrheit haben, und daß jene Berichterstatter einerseits sich ergänzen und berichtigen, andererseits die Wahrheit sagen wollten und konnten.

Das Wort Jesu: „Sie werden den Hirten schlagen und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen" (Matth. 26, 31.), hatte seine traurige Erfüllung gefunden. Von den Jüngern vor, während und nach der Kreuzigung schweigen die Evangelien. Am dritten Tage, als der Sabbath vorüber war, über welchen, ganz stille, sie zu Hause sich gehalten hatten, gingen jene Frauen hinaus, nach dem Grabgewölbe, um die theure Leiche nach Sitte mit Spezereien zu ehren und zu pflegen. Sie fanden ihn nicht

in dem Gewölbe; es wurde ihnen da nur das Wort: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hie, er ist auferstanden."

Er war auferstanden, er lebte; und bald erschien er lebend den Freundinnen und auch den Jüngern. Noch vierzig Tage lang weilte er auf Erden. Er zeigte sich, aber nur selten und nur flüchtig, den Jüngern, und so, daß weder die Freundin Maria, noch die vertrautesten Jünger sein theures Angesicht bei den ersten Erscheinungen gleich wieder erkannten, obwohl er ihnen nicht als ein überirdisch Verklärter, sondern in menschlich-endlicher Leiblichkeit sich zeigte. Das kam von den Qualen der Kreuzigung, den tiefsten aller Schmerzen, welche, gerade je jugendlicher und lebenskräftiger die Gestalt des Leidenden ist, diese, wie im Feuer der Qual, umschmelzen, zumal die Gesichtszüge vergeistigen, und selbst an den Formen des Gesichtes ändern.

Wie oft Jesus sich noch seinen Jüngern gezeigt habe, kann man abnehmen aus den Aufzählungen des Apostels Paulus 1 Corinth. 15, 3. Johannes hat in seinem Evangelium nur einige der Erscheinungen Jesu beschrieben. Auch die Berichte der andern Evangelien lassen ihn nur selten erscheinen. Wo er erschien, da richtete er ihre Seele auf, da öffnete er ihnen das Verständniß über die alten Weissagungen vom Messias und setzte damit seine letzten Schicksale in Einklang; er erinnerte sie an manche Rede, die er ihnen zuvor gesagt, er befestigte in ihnen den wiedererweckten Glauben, daß er der Messias sey, der Sohn Gottes; er verhieß ihnen die Gabe seines heiligen Geistes aufs Neue, gebot ihnen in Jerusalem zu bleiben, bis sie mit dieser Kraft aus der Höhe angethan würden; dann weihete er sie zu Verkündigern des Evangeliums unter allen Völkern. Als solche sollten sie hingehen, alle Völker lehren, und sie taufen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und sie unterweisen, daß sie alles Das halten, was er seine Jünger gelehrt, und ihnen geboten habe. Von sich selbst sagte er ihnen, daß er geistig bei ihnen seyn werde alle Tage, bis an der Welt Ende, indem sein Geist in ihnen seyn werde, und seine Gemeinde in seinem Geiste leben.

Nach vierzig Tagen versammelte er die Apostel zum letzten Male, hob seine Hände über ihnen auf und segnete sie. Und es geschah, indem er sie segnete, schied er von ihnen; eine Wolke nahm ihn weg aus ihren Augen auf dem Oelberg. Seine Leiblichkeit verklärte sich ins Himmlische; er ging ein in die unsichtbare Welt durch eine Verklärung und Verwandlung ins Himmlische, durch eine geheimnißvolle Erhebung und Verhüllung in einer Wolke; durch eine Thatsache, über welcher für uns eine Wolke liegt; durch etwas Wunderbares, dessen Aufklärung für uns jenseits liegt. Diese Erhebung Jesu in die unsichtbare Welt, nach der Verheißung der Schrift: „Der Heilige soll die Verwesung nicht sehen", war der Beschluß der Wunder seiner leiblichen Erscheinung, und es begannen nun die Wunder seines Geistes in der Welt.

Für die Jünger aber waren die Auferstehung und die Himmelfahrt Jesu Thatsachen von der festesten Gewißheit. An diesen Thatsachen wuchs ihr Glaube plötzlich zu solcher Höhe und Stärke hinauf, daß sie von nun an für die Sache Jesu in den Tod gingen, nicht mehr für den Messias im Fleische, sondern für den geistigen Christus, welchem für die Erniedrigung auf Erden Verklärung und Herrlichkeit wurde, zu herrschen im Reiche des Geistes für ewige Zeiten. Weil sie davon überzeugt waren, daß das Erdenleben Jesu in die Glorie des Himmels ausgelaufen, daß er auferstanden, und lebte, in den Himmel des Geistes erhoben; daß er jenseits und diesseits lebte; verkündeten sie ihn auch so der Welt, als den Sohn und das Wort Gottes, als das durch Reden, Thun und Seyn verklärteste Bild des ewigen Vaters in menschlicher Erscheinung, als den wahren und einzigen Messias. Bald scholl es durch die Völker hin, wie ein Triumphgesang: „Christus ist von den Todten auferstanden, auf daß auch wir vom Grabe auferstehen. Wir wollen der Sünde absterben, damit er auch in uns auferstehe, und in uns lebe. Wer Liebe, Glaube, Hoffnung hat, in dem ist Christus auferstanden".

Die Stätte kennt man nicht mehr, wo vor achtzehnhundert Jahren im Sand ein Kreuz stand; und dieses Kreuz, daran Jesus hing in Schmach und Qual, ist nicht mehr. „Ist er Christus,

so steige er herab vom Kreuz" hatten seine Feinde, am Kreuz vorüber gehend, gespottet. Er ist herabgestiegen, und hat die kranke Menschheit geheilt, und hat die am Boden liegende aufgerichtet. Sein Kreuz aber hat er stehen lassen als Zeichen der Gnade und des Heils inmitten der Welt; es hat sich verwandelt in ein unsichtbares Kreuz, das hochragt in den Himmel hinein, über die Häupter der Völker hoch empor. Von allen Theilen der Welt her schauen Millionen Augen voll Dank und Liebe auf dieses Kreuz, das der Mittelpunkt der Weltgeschichte geworden ist, weil der Tod dessen, der am Kreuz auf Golgatha hing, das Leben der Welt geworden ist, und eine Erlösung gestiftet hat, welche nicht eine einmal da gewesene, sondern eine fortwährende und eine ewige ist. Von dem Kreuz Jesu Christi geht die Erlösung der Welt aus.

Vierzehntes Kapitel.

Die erste Gemeinde Jesu zu Jerusalem.

In der festesten Ueberzeugung, daß der, welchen sie lebend wieder gesehen hatten, siegreich zu seiner Herrlichkeit eingegangen sey, und seine Gemeinschaft mit ihnen fortdaure, blieben die Jünger zu Jerusalem, mitten unter den Feinden Jesu und seiner Sache. Das beweist die Größe der Glaubensstärke, die in ihnen war, in ihnen, die nach der Kreuzigung Jesu wie eine Heerde ohne Hirten gewesen waren, an Muth und Hoffnung ganz zerschlagen. In der Hauptstadt nahmen sie ihren bleibenden Vereinigungspunkt, voll Zuversicht zu der Sache und den Verheißungen Jesu. Als sie ihn lebend wieder gesehen hatten, kurz, ehe er ihnen für immer entrückt wurde, hatten sie ihn noch gefragt: „Herr, richtest du jetzt das Königreich für Israel wieder auf?" Er aber hatte ihnen geantwortet, es sey nicht ihre Sache, Zeiten und Stunden zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt habe, wie er schon früher Zeit und Stunde seines

Wiederkommens in Kraft und Herrlichkeit ganz seinem himmlischen Vater anheimgestellt hatte. Dabei hatte er ihnen die Verheißung wiederholt, daß der heilige Geist über sie kommen werde, der Geist der Wahrheit. Der sollte nicht nur ihre Vorstellungen reinigen und vergeistigen, und die göttlichen Gedanken und Wege für das, was kommen sollte, sie begreifen lehren; sondern es sollte ihnen aus dieser Erleuchtung auch Begeisterung und ein freudiger Muth dafür erwachsen sollte.

Damit die bedeutsame Zwölfzahl, in welche durch den Verrath und Tod des Mannes von Karioth eine Lücke gekommen war, wieder ergänzt wurde, wurde Matthias durchs Loos an dessen Stelle erwählt. Noch waren es, außer den Zwölfen, mehr als fünfhundert in Jerusalem Anwesende, welche in Jesus den Messias verehrten.

Am zehnten Tage nach dem Hingang Jesu von ihnen „zu seinem Vater und zu ihrem Vater, zu seinem Gott und zu ihrem Gott" (Joh. 20, 17.) waren hundert und zwanzig von diesen, Eines Herzens, Eines Geistes, in Hoffnung und in Liebe zu Jerusalem beisammen, zur Frühfeier eines jüdischen Festes. Es war das Fest der Erstlinge der Waizenernte und nach uralter Ueberlieferung zugleich der Tag der Gesetzgebung vom Sinai. Da ereignete sich etwas Geheimnißvolles und Wunderbares. Das ganze Haus, worin sie waren, durchzuckte es, und der göttliche Geist, der in den Propheten und in Jesu gewesen war, fing an, in den Versammelten sich lebendig zu äußern. Angethan mit der neuen Kraft von oben, fühlten sie, daß der Geist, dessen sie jetzt voll waren, der von Jesu verheißene heilige Geist sey. Sie fühlten den Geist, der sie innen erfüllte, als einen von außen und von oben sich auf sie herablassenden Geist, in der Kraft dieses Geistes. Es zeigte sich ein Hervortreten erhöhter Geisteskräfte in allen von diesem neuen Geiste Berührten nicht bloß ein Reden in begeisterter, überschwänglicher Art der Gedanken und des Ausdrucks einerseits, und ein Verständniß davon andererseits, sondern auch ein Reden in nicht erlernten Sprachen, und ein Verständniß derselben. Das Verständniß hatten aber nur die von dem Geiste Berührten; den Andern ging es ab. Aehnliche Erscheinungen des

Ueberschwenglich-Redens und des Sprachen-Verständnisses traten selbst noch in späten Zeiten des Christenthums hervor, in den großen religiösen Kämpfen der Protestanten; nicht nur, und unbestreitbar, im Cevennenkriege, sondern auch mit wunderbar über Nacht geschehender Entfaltung ganz außerordentlicher Geistesgaben unter den Independenten und Heiligen Englands.

Von diesem Augenblick an waren Apostel und Jünger Jesu andere Menschen; eine neue göttliche Lebenskraft hatte sie ergriffen. Und der, von welchem diese innerste Lebenskraft und der von ihr ausströmende Lebensgehalt an sie mitgetheilt wurde, das war er, Jesus Christus, dessen Persönlichkeit und dessen Sache jetzt anfingen sich in den Seinen zu verklären.

In dieser Kraft trat Petrus, der Fischer aus Bethsaida, als Redner im Namen Aller mit so göttlicher Begeisterung, mit so überwältigender Wahrheit auf und verkündete den Gekreuzigten und Aufgestandenen, welchen Gott zu einem Herrn und Christ (d. h. zum Messias, zum Heiland) gemacht habe, so muthig und so siegreich, daß an diesem selben Tage noch bei dreitausend Seelen glaubend das Wort annahmen und sich taufen ließen. Darum hat man diesen Tag den „Geburtstag der Kirche" genannt, und der erst so kleine Kern der Gemeinde Jesu erweiterte sich schnell. Die Zahl derer, welche den Gekreuzigten als den Messias anerkannten, und als Glieder in die Gemeinde eintraten, mehrte sich von Tag zu Tag durch den begeisterten Muth und Eifer, womit die Apostel ihrem Amte oblagen, und durch die wunderbaren Kräfte, die sich ihnen mitgetheilt hatten. Nach der zweiten Rede des Petrus zählte die Gemeinde Jesu zu Jerusalem schon über achttausend Glieder.

Ueber die Verhältnisse dieser ersten Gemeinde erfährt man nur aus der Apostelgeschichte (2, 41.) das Wenige in den Worten: „Sie blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft, und im Brodbrechen, und im Gebet, und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen, und hatten die Gunst des ganzen Volkes für sich; ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten davon aus unter Alle, je nachdem Einem noth war". Nach dem Wortlaute der Apostelgeschichte bestand unläugbar unter

ihnen die Gütergemeinschaft, nicht bloß, wie man es hat deuten wollen, eine freiwillige Ausgleichung des Vermögens. Aber dieses Verhältniß, daß sie alle Dinge unter sich gemein hatten, dauerte nur die allerkürzeste Zeit; selbst in dieser ersten Gemeinde zu Jerusalem nur so lange, als ihre Zahl klein war. Auch war dieses Gemeinhaben und Theilen nicht ein Gesetz der Gemeinde, Niemand konnte es beanspruchen, an Niemand konnte es gefordert werden in der Gemeinde. Auch bestand dieses Verhältniß nicht unter allen Gliedern der Gemeinde, nicht einmal in der ersten Zeit, sondern nur unter einem kleinen Theile, der in gleicher Gesinnung und dem Drange brüderlicher und schwesterlicher Liebe freiwillig dazu sich entschlossen hatte, Alles gemeinsam zu haben, was für die Bedürfnisse des Lebens und der Gesellschaft nöthig wäre. Nicht weil Ananias etwas von dem erlösten Gelde für sich behalten wollte, wurde er hart gestraft, sondern weil er vor den Brüdern die Lüge sich erlaubte, und bei eigennütziger und niedriger Gesinnung die uneigennützigste, brüderliche Liebe heucheln wollte.

Daß diese Gütergemeinschaft für das Ganze der Gemeinde nicht bestand, erhellt daraus, daß es in der Gemeinde zu Jerusalem so viele Arme gab, daß zur Sorge für diese Armen sieben Almosenpfleger (Diakone) gewählt wurden, um die freiwilligen Gaben derjenigen Gemeindeglieder, welche zu geben vermochten, zu verwalten und zu vertheilen. Das hatten zuerst die Zwölfe besorgt. Sie gaben es an Andere ab, weil dieses Geschäft ihrem Apostelberuf Abbruch that.

Diese erste Gemeinde zu Jerusalem bestand nur aus Juden. Sie trennte sich vorerst nicht vom Judenthum, sondern diese Gemeinde der „Nazarener" oder „Galiläer", wie sie die Alt-Gläubigen spottweise nannten, war eine innerhalb des Judenthums bestehende religiöse Gesellschaft, die am mosaischen Gesetz, und selbst an dessen äußerlichen Gebräuchen, festhielt. Die Juden, welche in sie eintraten, dachten nicht daran, mit diesem Eintritt die Religion ihrer Väter zu verlassen, und eine neue Religion anzunehmen. Sie waren noch und blieben Juden; sie blieben in der Religionsgemeinschaft ihrer Volksgenossen; sie sagten sich nicht

los von ihrem Gottesdienste. Sie unterschieden sich von den andern Juden nur dadurch hauptsächlich, daß sie den Messias, welchen jene erst noch erwarteten, in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus gefunden hatten, und glaubten und hofften auf seine in nächster Nähe bevorstehende Wiederkunft in göttlicher Macht und Herrlichkeit. Die andern Juden erwarteten nur eine einzige Erscheinung des Messias, und diese gleich bei seinem Auftritt in voller, siegreicher Königsherrlichkeit. Die Gemeinde der Judenchristen, die Apostel miteingeschlossen, glaubten ein zweifaches Auftreten des Messias auf Erden, eines, das schon erfolgt sey, in Niedrigkeit, und eines, das nahe bevorstehe, in Herrlichkeit, mit der ganzen messianischen Allmacht. Dieser Glaube an die ganz nahe Wiederkunft Christi und den Eintritt des herrlichen Messias-Reiches war es auch, was zum Aufgeben des Eigenthums und zum Mittheilen besonders geneigt machen mußte. Der Glaube an die nahe Wiederkunft Christi beruhte auf Aussprüchen Jesu selbst, in welchen er bildlich sprach von seinem geistigen Fortleben, und von der Zukunft des Menschensohnes als Weltrichters; auch Aussprüchen, in welchen er weissagende Blicke that in die Zukunft seines Werkes hinein. Besonders waren es die letzten Reden Jesu, wie sie Matthäus im 24. und 25. Kapitel gibt, in welchen Jesus im Geiste das Evangelium über den Erdkreis sich ausbreiten und die Kämpfe und Prüfungen sah, welche die Seinen und das Gottesreich auf Erden zu bestehen haben würden, und in welchen er die ganze weltgeschichtliche Zukunft unter dem Gesichtspunkt eines Weltgerichts anschaute, worin der Menschensohn selbst als König auf dem Stuhl sitzen und Gericht halten werde über die Glieder des Reiches, wie weit sie das seyen, was sie seyn sollten, oder nicht. Er sah im Geiste hinein in die neue Zeit, in das unter der Herrschaft des Christenthums beginnende und verlaufende Weltalter, und die Zukunft der Weltgeschichte wurde ihm in seinem Geiste ganz nahe gerückt, zur Gegenwart. In diesem Sinne auch hatte er die geheimnißvoll tiefsinnigen Worte beim letzten Mahle gesprochen: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstockes trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde in meines Vaters Reich“.

In diesem Sinne hatte er zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr werdet die Stätte Israels nicht ausrichten, bis des Menschen Sohn kommt am Ende dieses Weltalters; es sitzen etliche hier, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß des Menschen Sohn kommen wird in seinem Reiche".

Solche prophetisch und bildlich gesprochenen Worte von seinem geistigen Fortleben, von dem Siege seiner Sache, von dem durch den christlichen Geist in der Weltgeschichte sich vollziehenden Gerichte wurden von den Jüngern, und von Allen, die zur Zeit der Apostel und unmittelbar darnach lebten, so verstanden, als ob die Zukunft des Menschensohnes zur geistig-sittlichen Vollendung seines Reiches ein Wiederauftreten des Messias auf Erden, eine sinnlich-sichtbare Wiederkunft desselben, wäre.

Die Verfasser der drei ersten Evangelien theilten diesen Glauben an diese ganz nahe Wiederkunft des Herrn in dieser sinnlichen Gestalt, und dieser Glaube drückte ihrer Wiedergabe der Worte Jesu unwillkührlich vielleicht eine stärkere bildliche Färbung auf, da nicht nur alttestamentliche Züge und Farben ihrem Gedächtniß innewohnten und nahe lagen, sondern gerade der allgemeine jüdische Glaube von der majestätischen Erscheinung des Messias auf Erden diese gerade in letzter Zeit sehr sinnlich ausgemalt hatte. Petrus, Jakobus, Juda Thaddäus, Paulus theilten alle diesen festen Glauben. Sie alle erwarteten diese Wiederkunft des Herrn noch zu erleben und die Aufrichtung des messianischen Reiches auf Erden, des tausendjährigen Reiches in dem himmlischen Jerusalem. Wenn Paulus davon sprach, daß er dem Herrn durch die Wolken entgegenfahren werde, so war das dieselbe bildliche Redeweise, dieselbe morgenländisch-prophetische Ausdrucksart, wie wenn Jesus sagte, daß seine Jünger sehen werden den Himmel offen und die Engel auf- und absteigen, oder, daß des Menschen Sohn kommen werde in den Wolken des Himmels in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engelschaaren. Die besondern Züge, wie der Glaube der ersten juden-christlichen Gemeinde und derer, die sich an sie anschloßen, das Bild des messianischen Reiches und die Wiederkunft Christi sich ausmalte, sind am treuesten ausgedrückt in dem Buche der Offenbarung, der

ältesten unter den heiligen Schriften des neuen Bundes, welche auf uns gekommen sind; es wurde um das Jahr 69 nach Christi Geburt geschrieben.

Dieser Glauben erwartete nicht die langsame weltgeschichtliche Entwicklung und Umwandlung durch den Geist Christi, sondern geradezu einen Umsturz aller bisher bestehenden Verhältnisse und ein Gericht darüber in allernächster Zeit. Bis ins dritte Jahrhundert erwarteten die juden-christlichen, nicht aber die heiden-christlichen, Gemeinden dieses Ereigniß, und jedes Jahr harreten sie aufs Neue, daß Christus wiederkomme auf Erden. Noch in seinen Briefen theilte selbst der Evangelist Johannes diesen Glauben; erst in seinem später geschriebenen Evangelium vergeistigte sich derselbe, und die Aussprüche Jesu selbst im Johannes-Evangelium, welche auf die Entwicklung seines Reiches, des Reiches der Wahrheit, Bezug haben, sind durchaus geistig gehalten und gegeben.

Aber gerade dieser glühende Glaube an den nahen Eintritt dieses Reiches der Heiligen und Auserwählten wirkte stärkend auf das Verhalten der ersten Christen, gegenüber von den Verfolgungen, von der Todtfeindschaft, welche sie von der jüdischen und heidnischen Welt zu erfahren hatten. Dieser Glaube hob sie zu überschwänglicher Begeisterung; denn, wer und was sie für alle Kämpfe und Leiden über alle Maaßen entschädigen konnte, war nahe und konnte jeden Augenblick sichtbar vor Augen treten.

Obgleich die Glaubigen sich von dem Gottesdienst der Juden nicht trennten und sich nur innerhalb des Judenthums als die Geheiligten und als die Kinder des Heils in Israel ansahen, als diejenigen, welche „die Zeit des Heils begriffen und das Heil ergriffen haben"; so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie frühe zur eigenen Kirche wurden.

Nicht bloß der besondere religiöse Geist und der besondere sittliche Geist in ihnen, nicht bloß die Eigenthümlichkeit ihres Hoffens mußten dazu führen, sondern vorzüglich auch der Bann, der gegen sie ausgesprochen war, die Ausschließung aus den Synagogen, und die bald eintretenden härteren Verfolgungen.

Seit dem Pfingstwunder waren die Zwölfe und die anderen

Glaubigen aus ihrem stillen unter sich abgeschlossenen Leben herausgetreten. Der Geist, der über sie und in sie gekommen war, hatte in ihnen eine neue Kraft geweckt, die Kraft zur That nach Außen, zum Wirken für ihren Glauben. Man sah, durch den Geist, der vom Sohn und vom Vater ausging, waren die Seinen nicht nur neugeboren, umgebildet und geläutert, sondern aus den Schwachen waren Starke, aus den Furchtsamen Helden, aus Kleinglaubigen Männer voll starken Glaubens, voll Siegesgewißheit geworden, voll Selbstverläugnung und Thatkraft. Christus war ihnen göttliche Kraft und göttliche Weisheit (1 Corinth. 1, 24.). Leuchten und anziehen mußte in ihnen mitten in einer ganz selbstsüchtigen Zeit ihre aufopfernde begeisternde Bruderliebe, mitten in einer lasterhaften Zeit ihr reines Leben. Die Religion der ersten christlichen Gemeinde war überhaupt Leben und That. Selbst ihre Betrachtung und ihre Andacht war wesentlich nur Leben, mit der ganzen Frische der ersten Begeisterung lebendiges Wort, aus dem Herzen auf die Lippen, von den Lippen zum Herzen; an der Liebe, die sie untereinander hatten, an der Uebertragung der Lehre ins Thun und Leben ließen sie nach dem Willen Jesu die Welt erkennen, daß sie die Seinen seyen, und daß seine Lehre aus Gott sey. Wie Christus Alles dem lebendigen Worte vertraut hatte und dem heiligen Geiste, den er den Seinen mittheilte, so ging auch in der apostolischen Gemeinde das Christenthum nur von Mund zu Mund, von Herzen zu Herzen; es war nur lebendiges Wort und Geist und That.

Im Worte der Apostel war eine unwiderstehliche Kraft, welche zündete, wo sie auf Entzündbares traf; eine Kraft, unlehrbar und unlernbar, Gluth von oben, Feuergeist vom Himmel; und dabei Alles so einfach, so klar, ohne alle schwärmerische Ueberschwänglichkeit. Ihr Wort aber war unterstützt von einem stillen Geweihtseyn ihres Wesens und Thuns durch den Geist, der in ihnen war. Das leuchtete in jener Nacht der Zeit; das zog noch viel stärker, reiner und allgemeiner, als Wunderbares, das von Aposteln oder an ihnen geschah. Wunderkräfte und Wunderthaten konnten nur die überzeugen, welche gerade Augenzeugen davon waren. Dagegen war die geistige Frische, die sittliche

Reinheit, die Brüderlichkeit, die Liebe und die Begeisterung im Leben der ersten Christen etwas so Neues und so Schönes, daß es wie ein Wunder in die so ganz andere Zeit hineingetreten war; ein Wunder, das überall sich zeigte, wo Gläubige in der ersten Zeit der Kirche zusammenlebten, und dem darum überall, wo das unbefangene Auge es sah, die Anerkennung zufallen mußte: Priester und Pharisäer fingen an, in die Gemeinde einzutreten (Apostelgesch. 6, 7. 15, 5.).

Wenn das Evangelium nicht sowohl vorzugsweise gelebt, sondern vielmehr nur vorzugsweise gelehrt worden wäre in den ersten Gemeinden, so wäre es ein bald aus der Welt in die Schriften und in die Bibliotheken Verschwindendes gewesen, und es hätte das Schicksal haben müssen, welches alle Philosophien und Theologien und deren Mischungen, die Religionsphilosophien, gehabt haben: es wäre vorüber gegangen nach kurzem Streite der Schulen, und wäre einregistrirt worden als ein einmal Dagewesenes in die Religionsgeschichte der Völker, nur von Gelehrten gekannt und gelesen. Nie hätte es die Welt umgebildet und umgewandelt, wenn es bloß als Lehre mitgetheilt, und nicht vielmehr als Leben, als Lebenskraft und Lebensgehalt, schöpferisch und fortzeugend, in die Völker eingedrungen wäre; wenn es sich nicht eingelebt hätte in die Menschheit.

Es ist ein Irrthum, wenn man als das Wesentliche der Christenheit das Dogma setzt. Christus als Geist und Leben war das Wesentliche der ersten Gemeinden, nicht das Dogma. Das älteste Christenthum war weder Philosophie noch Theologie, noch Religionsphilosophie, sondern christliches Leben. Das christliche Leben ist und bleibt auch die Hauptsache, das Wesentliche, durch alle christlichen Zeiten hindurch; und gerade in unserer Gegenwart zeigt es sich sehr deutlich, daß nicht die Dogmatik, weder die philosophische noch die rein theologische, sondern der christliche Geist und das christliche Leben in ihm es ist, was das Wesentliche der Christenheit ausmacht.

Die ältesten Gemeinden hatten noch gar kein Gemeindebewußtseyn über bestimmte Glaubensartikel. Es kam Niemand in den Sinn, alle Fülle der Glaubenswahrheiten in den bloßen

Buchstaben einfassen zu wollen. Zum Eintritt in die Gemeinde gehörte nichts, als das Versprechen der Sinnesänderung (Buße) und der Glaube an Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen als den Messias. Auf das wurde in der Taufe dem Aufgenommenen Vergebung der Sünden verheißen und durch Handauflegung sinnbildlich angedeutet die Mittheilung des heiligen Geistes, welcher von Christus ausgehend Geist der Gemeinde war. Der Geist von oben, der in der Gemeinde war, weckte und begeisterte die Einzelnen zu gleicher Begeisterung und zu gleichem Leben.

So einfach das Gemeindeleben war, so kam doch frühe nach dem Hingang Jesu das Bedürfniß einer bestimmten Ordnung desselben, einiger Gesellschaftseinrichtungen, welche die Grundzüge einer christlichen Gemeindeverfassung sind. Neben den Armenpflegen finden sich bald Aelteste (Presbyter). Diese wurden aus den ältesten Gemeindegliedern gewählt. In denjenigen Gemeinden, die aus Heiden sich bildeten, hießen dieselben, welche in den juden-christlichen Gemeinden Aelteste genannt wurden, nach griechischer Sitte und Benennung, Episkopen (Bischöfe). Diese waren in den ersten Zeiten von den Aeltesten durch nichts verschieden, sondern Namen desselben Berufs.

Diese Gemeindeämter aber waren keineswegs, wie man schon behaupten wollte, Entfaltungen aus dem Apostelamt, und Einsetzungen durch die Apostel. Sie waren das eben so wenig, als das Amt der Episkopen, der Aeltesten, ein Episkopat im Sinne der römischen Kirche und eine Fortsetzung der apostolischen Würde war.

Man sah bei der Wahl der Aeltesten nicht vornherein, aber bald, auch darauf, daß solche die Fähigkeit hatten, das Evangelium zu verkünden. Aber wenn auch auf lehrfähige Leute bei der Wahl Gewicht gelegt wurde, so war das Amt der Aeltesten doch zunächst kein Lehramt, sondern ein gesellschaftliches Ordnungs-Amt, ein reines Gemeinde-Amt zu Führung der Angelegenheiten der Gemeinde.

Man hat neuerdings von einer gewissen Seite von dem „Apostolat", von dem „Diakonat", von dem „Presbyterat", von der „apostolischen Delegatur", und nach dem Tode der Apostel

von dem „Episkopat" als von urchristlichen Einrichtungen gesprochen, und zwar als von solchen Einrichtungen, welche schon in der frühesten Zeit das Daseyn einer Hierarchie beweisen, das Daseyn weltlicher Gewalten (Autoritäten), die herrschend gewesen seyen über die Andern. Man hat sich dafür auf den Umstand, daß dort den Schwerpunkt der Kirchengewalt der Papst, hier das weltliche Fürstenthum an sich nahm, berufen, und man hat, dieses Ansichnehmen als etwas Urchristliches und von Christus Gewolltes aus jener Fiktion herzuleiten, den unglücklichen Versuch gemacht.

Das Alles ist ganz grundlos und ganz verkehrt, das Grundwesen des Urchristenthums schloß jede Hierarchie aus, und wo Hierarchie sich bildete, da kam sie nicht aus dem Willen Jesu Christi und seiner Apostel, sondern sie kam aus dem Unreinen und Falschen, was sich ansetzte, von den Irr- und Abwegen her. Aus dem Menschlichen, nicht aus dem Göttlichen, entsprang die Hierarchie in der Christenheit. Die Christusreligion hatte ja unter ihren ersten Sätzen die Anerkennung eines allgemeinen Priesterthums der Glaubigen (1 Petr. 2, 9. 5, 3. Röm. 12, 1.). Das Christenthum fing bei den Armen und Unwissenden an. Christus berief die Kleinen zu sich, und die Kleinen waren es, die seinem Rufe zuerst folgten. Der Glaube stieg von unten, nach und nach, zu den höheren Ständen hinauf; von der Tiefe ging es aus, um seinen Platz endlich auf den Gipfeln der Gesellschaft und auf dem Kaiserthron zu nehmen. Es waren nirgends in den Anfängen des Christenthums Gewalten gesetzt, nirgends Bevorrechtete und Bevorzugte, nirgends Herrschende; sondern es war, wie Christus an jenem letzten Mahle anbefohlen hatte mit den Worten: Der Größeste solle seyn wie der Kleinste und der Vornehmste wie ein Diener; und wenn dieser Gedanke und dieses Gebot Christi allgemein, durchgängig und stündlich befolgt worden wäre; wenn der Geist jener heiligen Abendstunden allgemeiner Geist der Welt geworden wäre; so wäre eben damit allgemein der Himmel auf Erden gewesen, und Gott wohnete bei den Menschen.

Aus den obigen Gründen ging Alles von der Gemeinde aus. Wollte das Christenthum volksthümlich werden, so mußte

es sympathisiren mit dem Volke; und wollte es mit diesem sympathisiren, so mußte Alles von der Gemeinde ausgehen, und die Verfassung der christlichen Gesellschaft von unten auf sich konstituiren. Wo Aemter besetzt wurden, da war es die Gemeinde, welche die Wahl hatte und ausübte. So wurden auch Schiedsrichter erwählt, bürgerliche Streitigkeiten zu schlichten. Die Gemeinde gewährte die Aufnahme, die Gemeinde beschloß die Ausschließung, wenn ein Glied sich ganz unwürdig gemacht hatte.

Und als aus der Muttergemeinde zu Jerusalem bald viele neue Gemeinden sich herausgebildet, oder an sie angeschlossen hatten, lebte dennoch jede dieser Gemeinden als eine ganz selbstständige Gemeinde, die selbst ihre Aemter wählte und selbst ihre Gesellschaft einrichtete. Alle Gemeinden zusammen waren nur dadurch verbunden zu Einem werdenden Reiche Gottes auf Erden, daß sie Einen Herrn über sich erkannten, den Christusgeist, und Ein höchstes Reichsgesetz, das: „Liebet euch untereinander!“ Nicht Unterordnung und Abhängigkeit band sie an die Gemeinde zu Jerusalem, den Mittelpunkt der ersten Christenheit, sondern nur der gleiche Geist, genährt und gepflegt von den Aposteln und andern Lehrern, die von Jerusalem aus zu den andern Gemeinden kamen, oder auch an sie schrieben, von Zeit zu Zeit.

Von einer Stiftung der Kirche, in dem Sinn, in welchem damit Festsetzung bestimmter Verfassungsgrundsätze und Verfassungsformen, bestimmter Aemter und ihrer Stufen und Wirkungskreise durch Jesus Christus gemeint ist, läßt sich eben so wenig reden, als von einer Kirche, in welcher eine über den Willen ihrer Glieder erhabene Stiftung Gottes zu sehen seyn solle, sofern nämlich darunter die hierarchische Kirchenform verstanden wird. Diejenigen, welche das Letzte sagen, sind entweder Verblendete oder Betrüger. Entweder wissen sie, daß gerade das Gegentheil davon wahr ist, verschweigen aber die Wahrheit und behaupten das Gegentheil der Wahrheit, aus Herrschsucht oder aus Eigennutz, welcher der Herrschsucht schmeichelt. Oder sie verkennen das innerste Wesen des Christenthums und sehen von seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung ab. Christus hat gar nichts zum Voraus festgesetzt, was sich auf den Organismus der Kirche bezieht.

Er hat Alles dem Raum und der Zeit überlassen und dem Wirken des heiligen Geistes darin. Der in der Gemeinde wirkende Geist schuf sich durch die Gemeinde, durch das Mit- und Zusammenwirken aller Glieder derselben, in Raum und Zeit, nach und nach, seine Gesellschaftsformen. Das älteste Christenthum verneinte gerade seinem innersten Wesen nach die Stufen und Scheidewände, wodurch Menschen von Menschen bisher geschieden waren. Es ging auf Vernichtung des bisherigen Kastenwesens, auf Vernichtung des Despotismus und Absolutismus, und auf der Grundlage der freien christlichen Gemeinde erhob sich das neue Weltgebäude und Menschenthum. Die Zwölfe waren Apostel, d. h. Boten des Herrn, Verkünder des Evangeliums, aber nichts darüber; sie waren Säulen in der Gemeinde, aber nicht herrschende Häupter. So steht es in den heiligen Schriften, und nicht anders.

Die christliche Religion, die von Haus aus so entschieden, wie man es ausgedrückt hat, „den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nahm und darauf Werth legte", diese Religion war vornherein mit innerer Nothwendigkeit gegen äußere Hochstellung, gegen jedes Vorrecht und jede Ausschließlichkeit. In diesem Sinne hat sie der tiefsinnige und tiefchristliche Novalis-Hardenberg die Religion genannt, „welche die große Mehrheit der Beschränkten auf Erden beseele, vom gemeinen Mann ausgehe und der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität sey". Daß die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen und ihrer Menschenwürde und Gotteskindschaft bewußt zu werden anfange, und daß alle Welt lerne, in jedem Menschen Gottes Bild zu sehen und zu ehren, das war der Wille Jesu Christi, der jeden Rangstreit unter seinen Jüngern so scharf rügte.

Hatte die ganze Gemeinde irgend eine Wahl getroffen, so beteten alle Glieder der Gemeinde, und die Handauflegung geschah von allen anwesenden Gliedern der Gemeinde (Apostelg. 13, 3. 6, 6. 3.). Das war die Art der Weihung. Seltene Fälle waren es, in welchen die Handauflegung nur durch angesehene Lehrer in der Gemeinde geschah.

Gerade weil das Glaubensbekenntniß das einfachste von der Welt war, nämlich daß Jesus der Messias sey, und in ihm das Heil der Welt erschienen; um so freierer Raum war jeder Art volksthümlicher Vorstellung über die Natur des Messias gelassen.

Selbst in der Muttergemeinde zu Jerusalem waren, wie sich unzweifelhaft ergiebt, zwei Bestandtheile, welche in der Ansicht über das Verhältniß der christlichen Gemeinde zum Judenthum sehr von einander abwichen, und dennoch in Liebe und gleicher Hoffnung beisammen waren, bis ein Anlaß von Außen die Gemeinde sprengte.

Unter jenen zuerst gewählten sieben Armenpflegern war ein junger feuriger Mann, Stephanus. Stephanus war ein Hellenist, einer aus jener freieren Richtung des Judenthums, die sich von Alexandrien aus, und von griechischer Bildung genährt, verbreitet hatte. Dieser junge Mann voll heiligen Geistes war besonders einer von denen, welche neben den Aposteln thätig waren, die Offenbarung der Wahrheit aus dem Innern der gläubigen Gemeinde hinauszutragen in die Welt.

Still, geräuschlos hatten längere Zeit die Messiasgläubigen im Geiste Jesu Christi zu Jerusalem gelebt und gewirkt. Die Feindschaft zwischen den Pharisäern und Sadducäern, und die Sicherheit beider, daß mit Jesus seine Sache getödtet sey, ließen die Gemeinde zu Jerusalem außer Verfolgung, mehrere Jahre, bis die freie Verkündigung des Evangeliums von einem Auferstandenen die Partei der Sadducäer gegen sie erregte, da diese die Auferstehung überhaupt läugneten. Petrus und Johannes wurden wegen der Predigt vom Auferstandenen, von Jesus als dem Messias, gefangen gelegt, und nur mit der Drohung entlassen, nicht mehr von diesem Namen zu reden (Apostelgesch. 3, 4.). Die Apostel aber waren freudig, Schmach zu leiden um des Herrn willen, und entschlossen, als ihren Grundsatz festzuhalten, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen; sie weigerten sich, auf Menschengeheiß von Jesus als dem Messias zu schweigen. Die Partei der Sadducäer äußerte bereits blutige Gedanken gegen die Gemeinde. Aber Gamaliel, ein Mitglied des hohen Raths aus der Pharisäerpartei, drängte die Gewaltmaaß-

regeln mit dem Worte zurück: „Ist das Werk aus Menschen, so wirds untergehen; ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten".

Der Eifer des Stephanus und seine Geistesmacht regte endlich die Wuth der Sadducäer und hellenistischer Juden furchtbar auf. Stephanus stellte in seinen öffentlichen Reden die geistigere Gottesverehrung dar im Gegensatze zu der Aeußerlichkeit des bestehenden Tempeldiensts, und verkündete Jesus als den Messias mit einer Weisheit und einem Geiste, denen die Gegner nicht zu widerstehen vermochten. Stephanus wurde vor dem hohen Rath angeklagt, er habe Lästerworte geredet wider Mose und wider Gott, wider den Tempel und wider das Gesetz. Man habe ihn hören sagen, Jesus von Nazareth werde den Tempel zerstören und die Sitten ändern, die Mose gegeben habe.

Diese gegen Stephanus erhobene Anklage, die ziemlich klingt, wie das, wessen Jesus selbst angeklagt wurde, gründete sich offenbar darauf, daß Stephanus die aufgehende Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, den Sieg des Christenthums als ein hereinbrohendes Gottesgericht über die jüdische halsstarrige Verblendung vortrug, über die jüdische Bosheit, welche von jeher dem heiligen Geiste sich widersetzt, die Propheten Gottes verachtet und gemordet, und so auch den Gerechten, der dem Stammvater Abraham verheißen und von Mose verkündigt war, Jesus von Nazareth, freventlich umgebracht habe. Als das schon zuvor gegen ihn zur Wuth entflammte Volk und der hohe Rath hörten, wie er sagte, der Allerhöchste wohne nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht seyen, und Jesus sey der Heilige Gottes, an dem sie zu Verräthern und Mördern geworden seyen, knirschten sie mit den Zähnen, und als er mit einem Angesicht, wie eines Engels Angesicht, gen Himmel sah, und rief: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen!" da schrieen sie Alle laut auf, hielten die Ohren zu, stürmten auf ihn ein, stießen ihn hinaus ins Freie in wildem fanatischem Volksgetümmel. Da steinigten sie ihn. Unter den Steinwürfen seines Volkes umleuchtete den unerschrockenen Be-

kenner eine Glorie. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf," sprach er, und in die Kniee sinkend, schrie er noch laut auf: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!" Als er das gesagt, entschlief er.

Diese Art, mit der er für die Wahrheit seines Glaubens starb, sprach mehr dafür, als Worte dafür sprechen konnten. So wurde Stephanus der erste Bote des Herrn, der um die Wahrheit des Christenthums und ihre Verkündigung getödtet wurde; der erste Blutzeuge (Märtyrer) des Christenthums; es ist ungewiß, ob im zweiten oder im dritten Jahre nach der Kreuzigung Jesu, ob im Jahr 35 oder 36 unserer jetzigen Zeitrechnung.

Der Tod des Stephanus, sein vom Fanatismus vergossenes Blut reizte und wurde die Losung zu einer Verfolgung gegen die ganze Gemeinschaft, welcher Stephanus angehörte, nämlich gegen diejenige Gemeinschaft der Christen, welche der freieren, der hellenistischen Richtung angehörte, in schroffen Gegensatz gegen das Judenthum sich setzte, und entschieden in Allem mit der freien Kraft des christlichen Geistes über das Judenthum hinausging.

Daß die Verfolgung sich nur gegen diese Richtung in der Gemeinde wandte, dafür spricht das Bleiben aller Apostel in Jerusalem, und ohne Zweifel das Bleiben der meisten derjenigen Christen, welche an dem jüdischen Gesetze noch festhielten. Alle Hellenisten aber flohen und zerstreuten sich in andere Städte und Landschaften, nach Samarien, Phönizien, Cypern, Damascus, Antiochien. Stets diente die Verfolgung der Wahrheit zu ihrer Fortpflanzung, die Zerstreuung ihrer Bekenner zu ihrer Ausbreitung, und es ist ein uralter Satz, daß durch das Blut der Märtyrer die Kirche wachse.

In Samaria war es vorzüglich der aus Jerusalem vertriebene Diakon und Evangelist Philippus, welcher Viele für das Christenthum gewann, darauf auch in den Seestädten Palästinas wirkte, und dann in Cäsarea seinen Wohnort nahm, und da eine Gemeinde gründete. Noch waren es aber immer nur Juden, die in die Gemeinden aufgenommen wurden. Die umherwandernden Verkünder des Evangeliums, welche neben den Aposteln, den Vertrauten Jesu, in der Kraft des Geistes predigten und Ge-

meinden gründeten, hießen Evangelisten. Sie waren also auch Apostel, aber im weiteren Sinne des Wortes. Wenn in den heiligen Schriften des neuen Bundes von der Prophetie und von Propheten im apostolischen Zeitalter die Rede ist, so ist damit nur die Gabe der höheren Rede, die Kraft einer überschwänglichen Begeisterung, mit der Vielen die Hörer hinzureißen gegeben war, gemeint; nicht die eigentliche Gabe der Weissagung; wiewohl auch diese hie und da hervortrat, z. B. bei Agabus, der eine große Theurung weissagte, die auch eintrat (Apostelgesch. 11, 28. 21, 10.).

Später kamen auch Petrus und Johannes nach Samarien, und kräftigten und erweiterten, was Philippus dort angefangen. Petrus besuchte auch darauf die Seestädte. In Cäsarea ertheilte er, zuerst unter den Aposteln, dem heidnischen Hauptmann Cornelius, und mit ihm vielen Heiden, die Taufe, ohne daß sie zuvor das jüdische Ceremonialgesetz angenommen hätten. Cornelius war nur ein „Proselyte des Thomas", d. h. er war nie zum vollen Judenthum übergetreten (solche hießen „Proselyten der Gerechtigkeit"), sondern er war nur vom Götterdienst zu dem Einen Gott und den Hoffnungen des jüdischen Volkes übergegangen, ohne die Last des Ceremonialgesetzes auf sich zu nehmen. Petrus that dieß in Folge einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm zu Joppe wurde. Auf die Rede des Petrus fiel auf alle die Heiden, welche im Hause des Cornelius sich versammelt hatten, der heilige Geist, und die Judenchristen, welche mit Petrus gekommen waren, standen überrascht durch diese Erscheinung. Denn sie hatten bisher die Gabe des heiligen Geistes als etwas angesehen, das nur auf Judenchristen falle, und nur auf diese fallen könne. Als Petrus die geistige Erleuchtung der heidnischen Zuhörer sah, in der sie Gott hoch priesen, sprach er: „Mag auch Jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getaufet werden, die den heiligen Geist empfangen haben, gleich wie wir?" So hatte er befohlen, sie zu taufen in dem Namen des Herrn.

Bei seiner Rückkehr nach Jerusalem zankten die dasigen Judenchristen mit Petrus darum. Er war genöthigt sich darüber zu rechtfertigen mit der göttlichen Erleuchtung, die ihn dazu trieb.

Die strengeren Judenchristen aber verlangten, daß die getauften Nichtjuden, wenn auch nicht das ganze mosaische Gesetz, doch wenigstens die Beschneidung, nachträglich annehmen müssen.

Daraus ist klar, daß die Vorstellung, das Christenthum sey kein von dem Judenthum unabhängiger Glaube, sondern nur eine eigenthümliche Form des Judenthums, nicht eine bloß heidnische Vorstellung war, und daß die Römer, welche in den Christen nur einen Zweig des Judenthums, eine jüdische Sekte, sahen, diese ihre Vorstellung daher hatten, daß die ersten christlichen Gemeinden von dem Schooße der jüdischen Religion und Nationalität sich noch nicht losgemacht hatten; eine Befreiung, welche erst kam durch die Zerstörung des Mittelpunktes der jüdischen Nationalität, nämlich Jerusalems mit seinem Tempel, und durch den Aufschwung des Christenthums unter den Heiden.

Noch hielten die Judenchristen nicht bloß zu Jerusalem, sondern auch an andern Orten, namentlich in Antiochien, fest am mosaischen Gesetz, weil nach den Propheten des alten Bundes die allgemeine und genaue Beobachtung dieses Gesetzes als ein Hauptmerkmal des messianischen Zeitalters galt.

Fünfzehntes Kapitel.

Paulus.

Wenn das Christenthum die Hauptgrundlage der neuen Zeit bilden, Weltreligion werden, und nicht nur das römische Reich, sondern die Menschheit beherrschen sollte, so mußte der göttliche Kern, welcher dazu in der jüdischen Schale verborgen lag, sobald er reif war, diese Schale durchbrechen. Da Jesus Christus Alles von selbst reifen lassen wollte, und dem Geiste seiner Religion vertraute, so hatte er keinen bestimmten Ausspruch, weder in Betreff des mosaischen Gesetzes, noch der andern jüdischen Satzungen, gethan. Er hatte zwar bei jeder Gelegenheit den jüdischen Satzungen und ihrer Aeußerlichkeit den Geist der Liebe und die

Innerlichkeit als die wahre Gottesverehrung entgegengestellt, und seine Vertrauten hatten aus seinem ganzen Leben es täglich anschauen können, daß er jene Satzungen nicht für etwas zum Heile Führendes achte; daß er selbst das Gesetz des Mose für aufgehoben ansah in dem Reichsgesetz der Liebe, das er ausdrücklich als das neue Gesetz den Seinen verkündete; und daß er nur das Wesentliche vom alten Gesetz, und auch dieses nur vergeistigt und verklärt, festgehalten wissen wollte. Christus, wie ihn das Evangelium des Johannes widergiebt in Leben und Lehre, ist so erhaben über das mosaische Gesetz, daß dasselbe nicht bloß als etwas hinter ihm Liegendes, sondern als etwas ihm Fremdes erscheint. So hatte ihn Johannes angeschaut. Nicht nur der ganze Geist seiner Lehre, sondern manche offene Erklärungen Jesu konnten dafür angeführt werden, daß Jesus die alten Bande lösen, über das mosaische Gesetz hinweg und hinauf den Menschen durch Liebe und hingebenden Glauben dem Reiche Gottes zuführen wolle: sein Reden und Thun den Sabbathsgeboten, dem Aussätzigen, der Blutflüssigen, den Speisegesetzen gegenüber war ein ganz anderes, als das Gesetz des Mose gebot.

Da aber ein ausdrücklicher Ausspruch Jesu über die nunmehrige Unverbindlichkeit des alten Gesetzes für die Seinen nicht vorlag, da überdieß einzelne Aeußerungen Jesu, wenn sie nicht nach Ort und Zeit, und nicht in ihrem tieferen Geiste aufgefaßt wurden, das Gegentheil zu sagen schienen; da überdieß das altväterliche Gesetz ganz anders mit dem in Palästina geborenen Juden-Christen verwachsen war, als mit denen, die draußen unter den Heiden und unter der freiern Bildung und Anschauung aufgewachsen waren; so kam es, daß die Gemeinde zu Jerusalem sich dafür entschied, daß jeder Getaufte zwar nicht an alle Ceremonien des alten Gesetzes, aber doch an einen Theil derselben gebunden sey. Es lag Alles in der persönlichen Erscheinung, im Leben und in der Lehre Jesu, wodurch es zum vollen Bruche mit dem Judenthum in der Seele und in dem Geiste derer, die an Jesus glaubten, mit Nothwendigkeit kommen mußte. Wenn Jesus gesprochen hatte: „Ihr sollt nicht glauben, daß ich gekommen bin, das Gesetz, oder die Propheten aufzulösen. Ich bin

nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen"; so hatte er andererseits auch gesagt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig seyn. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig u. s. w." Alle daran sich reihenden Aussprüche Jesu waren, gegenüber der alten Lehre und dem alten Gesetz, berichtigend, reinigend, veredelnd, vergeistigend, verinnerlichend.

Er hatte darin gezeigt, daß es ihm galt, nur die heiligen Funken, welche von viel Asche und Staub umhüllt und verborgen im Judenthum ruhten, wieder zu wecken, zu reinigen, und sie mit seiner neuen, höheren Wahrheit zu einer hellen, schönen Flamme des Glaubens zu vereinen, die fortan leuchte und wärme auf Erden; daß es ihm aber nicht galt, auch die Asche mit herüber zu nehmen, das entgeistete Menschenwerk, die Ceremonien, die Opfer, die Speisegesetze, das bloß Oertliche und Zeitliche. Jesus hatte gelehrt, Gott sey der Vater aller Menschen, und alle Menschen seyen gleichmäßig Kinder Gottes, also auch Brüder und gleich, und Gott sey gegen Alle gleich gnädig. Diese Lehre Jesu, wie alle anderen, war in ihrer weltumfassenden, freien und allgemein menschlichen Kraft in der Erinnerung aller Apostel; sie wußten Alle, daß das über die Gränzen des Judenthums weit hinausgriff; aber zur vollen Wahrheit des entschiedenen Gegensatzes zwischen Christen- und Judenthum, und zum Bruche mit dem letztern kamen sie für sich selbst nicht. Das geschah durch einen Andern.

Aber es geschah nicht magisch und schlechthin übernatürlich, sondern ächt menschlich und auf geschichtlichem Wege, geistig und sittlich, durch einen menschlichen Zeugen.

Stephanus war es gewesen, welcher in der Gemeinde zu Jerusalem besonders feurig die freiere Richtung, den geistigen Gegensatz gegen das Judenthum und seine Aeußerlichkeit, vertrat. In die noch frischen Fußstapfen dieses hingeopferten Zeugen trat gleich darauf ein Anderer, ein Stärkerer, ein höheres Rüstzeug, das der Herr sich ausersehen.

Bei der Steinigung des Stephanus war ein Jüngling

Namens Saulus, der ein besonderes Wohlgefallen an dem Morde des Stephanus hatte. Saulus war der Sohn eines Juden zu Tarsus, der Hauptstadt Ciliciens, aus dem Stamme Benjamin, der das römische Bürgerrecht erworben hatte. Sein Vater wollte ihn zum Rabbinen bilden lassen, und hatte ihn blutjung nach Jerusalem geschickt. In der Schule Gamaliels wurde er da zum gelehrten Pharisäer erzogen, seines Gewerbes war er ein Zeltweber; nach jüdischer Sitte, Wissenschaft und Gewerb zu verbinden. Die weise Duldsamkeit und die Mäßigung Gamaliels gingen nicht auf den Schüler über. Eine Feuerseele, durch andere pharisäische Lehrer zum tödtlichen Hasse gegen das Christenthum, und zur Schwärmerei für das altväterliche Gesetz fanatisirt, das er von Jenem mit Umsturz bedroht sah, hatte er nicht nur bei der Hinrichtung des Stephanus mitgewirkt, sondern mit Vollmacht vom hohen Rath in Jerusalem viele Christen aufgespürt, und sie in den Kerker und zum Tode bringen helfen. Schnaubend mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, im Eifer für das väterliche Gesetz, hatte er sich mit Gleichgesinnten aufgemacht, die Christen und das Christenthum auch außerhalb des heiligen Landes, zunächst zu Damascus, wo sich eben eine Gemeinde zu bilden anfing, zu verfolgen und zu vernichten.

Auf dem Wege dahin, schnaubend nach Christenblut, stürzt er plötzlich, am hellen Mittage, durch Feuer und Licht vom Himmel geblendet, das ihn und seine Genossen niederwarf, zu Boden. Da hörte er die Donnerworte: „Saul! Saul! warum verfolgest du mich?“ Er erkannte die Stimme Jesu Christi; Jesus selbst sprach in Sauls erschüttertem Gewissen: „Ich bin es, Jesus von Nazareth, den du verfolgest“. Seine Begleiter sahen zwar das Licht, die Stimme aber und die Wortlaute hörten sie nicht, wie der Apostel selbst sagt (Apostelgesch. 22, 8. 9.). Die Sehkraft seiner Augen war ihm mehrere Tage entzogen, er mußte von seinen Begleitern an der Hand geführt werden, nach Damascus hinein. Was zuvor schon innerlich in ihm, was in diesen Tagen, da er des Augenlichts beraubt war, weiter in seinem Gemüth und in seinem Geiste auch vorgegangen seyn mag, gewiß ist, daß das äußerlich Vorgegangene, mit dem, was innerlich vorging,

zusammen, eine völlige Umwandlung des hochbegabten Jünglings vollbrachte; und ebenso ist gewiß, daß er noch nach Jahren mit der stärksten Zuversicht glaubte und oft sagte, er habe eine Erscheinung des Herrn gehabt, er habe Jesus gesehen, Jesus selbst habe ihn zum Apostel berufen. In Damascus ließ er sich taufen. Verfolgt vom Hasse derer, welche ihn als Werkzeug gegen das Christenthum hatten brauchen wollen, floh er nach Arabien.

Ob ein äußeres, oder ein inneres Wunder, oder eines, in welchem beides ineinander spielte — jedenfalls ein Wunder, oder wenn man lieber will, eine Wirkung der göttlichen Kraft ist diese Bekehrung. Sie fällt der Zeit nach bald nach dem Tode des Stephanus, um das Jahr 36.

Von da an war Saulus als Paulus ein ganz neuer Mensch. Wie viele Juden, hatte er zuvor schon neben seinem jüdischen Namen, den römischen Namen Paulus geführt. Von jetzt an nannte er sich nur noch Paulus, und wurde der erste Vorkämpfer, der glühendste Bekenner des Christenthums. Er hat, was er zuvor aus Irrthum an den Gläubigen sündigte, dadurch gesühnt, daß er, mehr als alle Andern, für die Sache Jesu Christi gearbeitet hat. Durch eine Feuertaufe von oben an Seele und Geist gereinigt, hat er die Aufgabe des Reiches Gottes viel höher, weiter und tiefer gefaßt, als die andern Apostel, welche unmittelbare Schüler Jesu waren, zunächst selbst den Johannes nicht ausgenommen, aber nur den Johannes in der ersten Zeit seines Wirkens. Auch die andern Apostel tragen das Evangelium umher, aber nur in engern Kreisen; Paulus ist der Adler, der von der Erde zum Himmel aufsteigt, und die Botschaft von Jesus Christus über Meere und Länder trägt.

Oft war er im Gefängniß, oft in Todesgefahr; er litt Streiche und Ruthenschläge, und sank für todt unter den Steinwürfen hin, womit die Juden ihn steinigten; Tag und Nacht trieb er auf dem Meer herum, dreimal litt er Schiffbruch. Seine Reisen brachten ihn in Gefahr unter Räubern, in Gefahr in Wüsten, in Gefahr unter Juden und Heiden, in Gefahr unter falschen Brüdern; Mühsal und Elend, schlaflose Nächte, Hunger

und Durst, Kälte und Blöße trug er für die Ausbreitung des Christenthums.

Er selbst sagt von sich, es habe Gott gefallen, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, damit er denselben verkünde unter den Heiden (Gal. 1, 16.). Der Messias hatte sich in seinem Geiste als Weltheiland geoffenbart, als Heiland aller Völker, und als diesen Weltheiland hatte er Jesus von Nazareth erkannt.

Nachdem er drei Jahre größtentheils in Arabien, dann auch zu Damascus zugebracht hatte zur Vorbereitung darauf, der Heiden-Apostel zu werden, kehrte er zurück. Dann ging er nach Jerusalem, zuerst aber noch im Verborgenen: Christen und Juden hatten den früheren Saulus dort noch nicht vergessen. Er sah damals von den Aposteln keinen, als Petrus, und von den angeseheneren Gläubigen Jakobus, den Bruder Jesu. Barnabas aus Cypern, eigentlich Joses genannt, der sehr frühe zur christlichen Gemeinde zu Jerusalem gehörte, und den Paulus wohl von früher kannte, führte ihn bei diesen beiden ein. Barnabas, d. h. Sohn des Trostes, war ein Beiname, hergenommen von seiner herzlichen Beredtsamkeit. Barnabas galt viel in der Gemeinde, er hatte sein Gut verkauft und den Erlös der Gemeinde gegeben. Nach einer spätern Nachricht soll er einer der siebenzig Jünger Jesu gewesen seyn. Von da ging Paulus in seine Vaterstadt, und blieb, bis ihn Barnabas von Tarsus nach Antiochien rief. In Antiochien hatten einige Hellenisten aus Cypern und Cyrene bereits angefangen, das Evangelium auch Heiden zu verkünden, und Antiochien war die erste Gemeinde geworden, in welcher zahlreiche Heidenchristen neben Judenchristen waren. Barnabas war von den Aposteln nach Antiochien gesandt worden, und er und Paulus wirkten nun daselbst ein Jahr lang.

In Antiochien kam der Name Christen zuerst auf: So nannten die nichtgläubigen Heiden zu Antiochien die Gemeindeglieder, welche sich bisher selbst überall nur die Jünger, die Heiligen, die Gläubigen oder die Brüder genannt hatten. Bei einer großen Hungersnoth wurden Paulus und Barnabas von Antiochien nach Jerusalem abgeordnet, den nothleidenden Brüdern daselbst Geld und Vorräthe zu überbringen, im Jahre 44.

Nach seiner Rückkehr trat Paulus seine erste größere, apostolische Reise an. In einem Zustande der Entzückung, wie Paulus selbst erzählt, empfing er die Offenbarung aus dem Himmel, den unmittelbaren, göttlichen Beruf zu dieser Reise. Von der Gemeinde wurden sie mit Gebet und Handauflegung dazu geweiht.

Sie reisten nach Cypern und durch einen großen Theil Kleinasiens. Sie fingen überall damit an, in den Schulen der Juden aufzutreten; aber von diesen meist verschmäht, oder gar mißhandelt, gründeten sie Gemeinden, welche größtentheils aus Griechen, und zwar aus Heiden, bestanden. Den Paulus unterstützte dabei die griechische Bildung, welche er in seiner frühesten Jugend genoß; denn in Tarsus war griechische Bildung zu Hause. Er gründete diese Gemeinden ganz im Geiste des reinen, freien Christenthums, und knüpfte das Bürgerrecht im neuen Reiche Gottes nur an den christlichen Geist, und an keine äußeren Gebräuche, nur an die Taufe und das Abendmahl. Nach glücklichsten Erfolgen kehrten Paulus und Barnabas nach Antiochien zurück, das jetzt der Mittelpunkt aller heiden-christlichen Gemeinden war.

So waren acht Jahre hingegangen, und die Gemeinden in Judäa, Samaria und Galiläa hatten sich in ungestörtem Frieden bewegen und entwickeln können. Da, kurz ehe Paulus seine Reise nach Cypern angetreten hatte, zu Ende des Jahres 44 war im heiligen Lande eine neue Verfolgung gegen die judenchristlichen Gemeinden. Der König Herodes Agrippa glaubte sich durch eine Christenverfolgung bei den Juden beliebt zu machen. Er ließ Christen einkerkern, und Christenblut fließen. Unter den Getödteten war auch ein Apostel, der ältere Jakobus; er wurde enthauptet. Petrus, schon im Kerker, wurde nur durch ein Wunder vor gleichem Schicksal gerettet.

„Bald darauf", sagt die Apostelgeschichte, „schlug Herodes der Engel des Herrn". Mitten unter Festspielen zu Cäsarea, bei denen er sich als einen Gott hatte verehren lassen, brach an ihm die eckelhafteste aller Krankheiten aus; es fraßen ihn Würmer und Läuse. Auf das wurde das ganze heilige Land römische Provinz,

und die christlichen Gemeinden hatten wieder Frieden und Raum zu wachsen. Doch war von da an Jerusalem nicht mehr der bleibende Sitz der Apostel, und Jakobus, der Bruder des Herrn, der seinen festen Sitz als Bischof der dasigen Gemeinde bis an seinen Tod zu Jerusalem hatte, und auch der Gerechte hieß, war kein Apostel (Joh. 7.), war nicht ein und dieselbe Person mit dem jüngern Apostel Jakobus, dem Sohne des Alphäus. Ueberdieß durfte und konnte keiner der zwölf Apostel das stehende Amt eines Bischofs der Gemeinde zu Jerusalem annehmen und haben, ohne dem Befehle Jesu (Matth. 28, 19.), der sie zu lehren und zu taufen unter die Völker sandte, ungehorsam zu seyn.

Bald nach der Rückkehr des Paulus und Barnabas kamen Judenchristen von Jerusalem nach Antiochien, die behaupteten, die Beschneidung sey nothwendig zur Seligkeit, also auch für die Heiden in der christlichen Gemeinde verbindlich. Daraus erwuchs Streit und Beunruhigung der Gewissen. Darum wurden Paulus und Barnabas nach Jerusalem gesandt, wo die Apostel und die Aeltesten der Gemeinde eine Brüder-Besprechung hielten in dieser Frage, nicht ein Concil, wie man es grundlos genannt hat. Die drei Apostel Petrus, Johannes und Jakobus der Jüngere, welche für Säulen des Christenthums angesehen wurden, reichten Paulus und Barnabas die Bruderhand, nachdem der erstere fest und mit klaren Gründen die Freiheit vertheidigt hatte, in welcher die heidenchristlichen Gemeinden ohne alle Rücksichtnahme auf das altjüdische Gesetz gegründet waren und lebten. Sie anerkannten, was durch Paulus und Barnabas bereits unter den Heiden gewirkt worden, und sie wurden eins, daß Paulus und Barnabas unabhängig von den Ansichten der Gemeinde zu Jerusalem das Evangelium unter den Heiden ausbreiten solle.

Petrus wurde zwar bald darauf in Antiochien rückfällig. Er hatte daselbst zuerst mit den Heiden-Christen zusammengegessen. Später kamen Juden-Christen von Jakobus, dem Gerechten aus Jerusalem, der das jüdische Ceremonialgesetz streng beobachtete. Aus Rücksicht auf diese mied nun Petrus die bisherige Tischgemeinschaft mit den Heiden-Christen. Diese Verläugnung der Gleichheit zwischen Juden- und Heiden-Christen und seiner eigenen,

früheren Anerkennung dieſer Gleichheit von Seiten des Petrus that dem Paulus ſo wehe, daß er den Petrus vor verſammelter Gemeinde mit großem Nachdruck darüber zu Rede ſtellte. Paulus bewies ihm, daß Petrus mit ſeinem Mangel an Folgerichtigkeit „Chriſtus geradezu zu einem Diener der Sünde mache". Genügete die Rechtfertigung durch Chriſtus nicht völlig; würde auch der, welcher ſie ſuche, noch in dem Sinne als Sünder erfunden, in welchem der Heide zur Unterſcheidung von dem Juden ein heidniſcher Sünder genannt werde; ſo wäre Chriſtus ſelbſt, oder der Glaube an die Gnade Gottes in Chriſtus, an die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch eine lebendige Hingabe an den Sohn, und durch ſein für die Sünde gebrachtes Opfer, gerade Veranlaſſung zu einer Unterlaſſungsſünde, zu der Sünde, nicht bei Moſe, ſondern bei Chriſtus allein Heil und Seligkeit zu ſuchen.

Von da an gingen Paulus und Petrus jeder ſeinen eigenen Weg, und dieſer perſönliche Zuſammenſtoß der beiden Apoſtel wirkte lange nach auf die Stellung der chriſtlich gewordenen Heiden zu den chriſtlich gewordenen Juden.

Paulus ſetzte ſcharf auseinander, daß das Chriſtenthum etwas vom Judenthume ganz Verſchiedenes, etwas Neues ſey. Von Chriſtus komme das vollkommene Heil, alſo ſey das Geſetz des Moſe unnöthig zum Heile. Alle die nationalen Gebote und Bräuche, alſo namentlich auch die Beſchneidung, fallen nicht bloß für die chriſtlich gewordenen Heiden, ſondern ſelbſt für die Familien der Juden-Chriſten weg, weil zugeſtanden werden müſſe, daß das Chriſtenthum etwas Anderes ſey, als das Judenthum, und daß das Heil und die Beſeligung nicht in der Beobachtung des jüdiſchen Ceremonialgeſetzes, ſondern allein in der Hingabe des Herzens an Chriſtus, im lebendigen Glauben, gefunden werden könne. In Chriſtus ſey das alte Geſetz vollendet und aufgehoben, die alte Offenbarung in der neuen Offenbarung, der alte Bund mit dem Volke Israel in dem neuen Bunde Gottes mit der Menſchheit aufgegangen. Darum müſſe auch alles abſonderliche Jüdiſche in dem allgemeinen Menſchlichen des Chriſtenthums aufgehen.

Je schärfer, tiefer und fester Paulus den grundsätzlichen Gegensatz aussprach, in welchem nach seiner Ueberzeugung das Christenthum zum Judenthum stand, desto tiefer ging es vielen Juden-Christen, welche zäh am altgewohnten Gesetz und ihrer nationalen Besonderheit, zugleich an alten, damit verknüpften, Vorurtheilen hingen. Diese fuhren noch lange fort, wider Paulus Partei zu machen.

Er aber erkannte, daß nöthig sey, vor Allem die christliche Freiheit durch den christlichen Geist recht weit in den Heidenländern umher zu verbreiten, und daß von daher eine Rückwirkung auf seine Volksgenossen, und eine Erhebung Aller zu einem freien und allgemein menschlichen Christenthum zu hoffen sey.

Wie er in der Kraft des Herrn den Geist der alten Zeit, den jüdischen und den heidnischen Geist zugleich, in sich überwunden hatte, durch den freien, lebendigen Geist des Christenthums; so war er jetzt nur noch eifriger, diesen Geist als eine neue Lebenskraft unter absterbende Völker zu tragen. Je ungläubiger die Mehrheit der Juden im heiligen Lande und draußen umher blieb, desto mehr erschien ihm das Christenthum vorzugsweise für die Heiden bestimmt zu seyn, als eine Gabe Gottes für alle Menschen. Und indem er das Evangelium unter die Griechen trug, gewann er dem Evangelium selbst denjenigen Boden, auf welchem es allein die Gestalt gewinnen konnte, die es haben mußte, um Religion für Alle, Weltreligion, zu werden.

An der Geschichte der werdenden Kirche sind die leisen Tritte Gottes sichtbar, und seine still und unsichtbar an dem wunderbaren Gewebe, das vor Augen liegt, webende Hand. Griechenland war es, auf dessen Boden Paulus das Kreuz aufpflanzte, unter dem er die Religion des Geistes verkündete, die in alle Wahrheit leiten und die Welt frei machen sollte. Griechenland war die Heimath der Wissenschaft und Kunst. Da hatte am schönsten geblühet, was menschliche Bildung heißt; auf diesem Boden, unter dieser Bildung nahm das Evangelium eine neue Gestalt an. Der göttliche Inhalt fand hier diejenige menschliche Form, in welcher das Christenthum aller Welt zugänglich und zusagend wurde.

Wie einst auf griechischen Boden gepflanzt, 1000 Jahre vor Christus, die geistige Bildung der Menschheit, die vom Morgenland herkam, in ihrer wahren, vollen Schönheit und Manigfaltigkeit blühte, sich entfaltete und zur Frucht reifte: so war es jetzt nach Christus wiederum der griechische Boden, auf welchen verpflanzt das Evangelium, die neue Offenbarung Gottes an die Menschheit, zu solchen Blüthen und Früchten kam, wie sie auf dem Boden Asiens nicht möglich waren. Für die Welt des Abendlandes gab der göttliche „Weinstock" den rechten Lebenswein erst, als er vom Morgenland herüber auf den griechischen Boden versetzt war. Da entfaltete sich das Christenthum freier, schöner und höher, als drüben in Asien, und es kam viel darauf an, daß es gerade der gebildete Boden Griechenlands war, auf welchem der reingeistige Gehalt des jungen Christenthums eine feste äußere Gestalt annahm.

So unternahm Paulus seine zweite große apostolische Reise von Antiochien aus durch Syrien, Cilicien, Lykaonien, Phrygien und Galatien. Dann ging er nach Europa hinüber und wirkte in Macedonien, namentlich zu Philippi, Thessalonich und Beröa; in Attika, namentlich zu Athen; und in Achaja, namentlich zu Corinth. In letzterer Stadt allein weilte er anderthalb Jahre. Auf diesen Reisen begleiteten ihn als Gehülfen Silas, Timotheus, Titus, Lukas und Markus.

Im Jahre 53 oder 54 kehrte er über Ephesus, Cäsarea und Jerusalem nach Antiochien zurück. Von da an begann sein Wirken durch die Briefe, welche er an die entfernteren christlichen Gemeinden schrieb, die größtentheils von ihm gegründet waren; wiewohl es auch Gemeinden gab, welche weder von Paulus, noch von einem andern Apostel gegründet, sondern von selbst entstanden waren durch den Verkehr mit christlichen Gemeinden, Ideen und Anschauungen, namentlich mit Jerusalem, wo das ganze Jahr über aus der Fremde Juden ab- und zuströmten. Das Christenthum hatte in sich selber die Kraft, sich fortzupflanzen und auszubreiten.

Bald darauf unternahm er seine dritte große apostolische Reise, im Jahr 54 oder 55. Er besuchte seine Ge-

meinden in Phrygien und Galatien, und nahm dann faſt dritthalb Jahre lang zum Mittelpunkt ſeines Wirkens Epheſus. Hier gründete er nicht nur eine zahlreiche Gemeinde, ſondern von hier aus wirkte er für die Verbreitung durch ganz Kleinaſien. Von hier aus bekämpfte er durch Sendſchreiben die Irrlehrer, welche in den galatiſchen Gemeinden und in Korinth gegen ihn in ſeiner Abweſenheit aufgetreten waren und aufs Neue durch die Behauptung, das Werk der Seligkeit ſey ohne die Beobachtung des jüdiſchen Geſetzes auf einen ganz falſchen Grund gebaut, Verwirrung ſtifteten. Die Galater waren nahe daran, von der Lehre des Paulus abzufallen, und, ſtatt ſeines Evangeliums Freiheit vom alten Geſetze, die fortdauernde Giltigkeit des alten Geſetzes und deſſen ganze Laſt ſich aufladen zu laſſen. So ſchrieb er in Epheſus den Brief an die Galater, und bald darauf den erſten an die Korinthier.

In Korinth hatten ſich Parteien gebildet, und eine war darunter, welche unter dem Namen des, nie in Korinth geweſenen, Apoſtels Petrus auftrat, und die, welche an der freieren Richtung des Paulus hielten, wankend zu machen ſuchte, indem ſie Paulus den älteren Apoſteln nachſetzte, da er nicht auf dem gleichen Wege, wie dieſe, Apoſtel geworden ſey, und es ſich frage, ob er überhaupt als ein ächter Apoſtel gelten könne. Paulus berief ſich auf ſeine großen Erfolge für das Evangelium als den thatſächlichſten Beweis, daß derſelbe Gott, der in den andern Apoſteln, auch in ihm mächtig ſey; auf ſeine Leiden für das Evangelium, in denen er ſich als einen Diener Jeſu Chriſti erprobt habe; und auf ſeine himmliſche Berufung, auf die Geſichte und Offenbarungen des Herrn, die ihm geworden.

Drangen jene juden-chriſtlichen Gegner durch, ſo machte das Chriſtenthum, das in der Auffaſſung des Paulus weit über den jüdiſchen Standpunkt hinausgegangen war, und das als chriſtliche Freiheit ſich begründet hatte, eine rückgängige Bewegung in die Engen des bereits von ihm überwundenen Judenthums. Allein die freie Richtung des Paulus war einerſeits durch den wahrhaften Geiſt Chriſti, den ſie in ſich und für ſich hatte, andererſeits durch den weiten Umfang, auf welchem ſie ſich bereits unter den Heiden feſtgeſetzt hatte, zu mächtig, um noch überwun-

den werden zu können. Paulus ſuchte auch fortwährend ſeine jüdiſch-chriſtlichen Gegner durch Rede und Schrift über den Geiſt des Evangeliums zu überzeugen und zu verſöhnen. So namentlich durch den Brief an die chriſtliche Gemeinde in Rom.

Auch dieſe Gemeinde hatte ſich von ſelbſt gebildet. Sie war eine Gemeinde, aus Heiden und Juden gemiſcht, aber, wie man ſchließen muß, ſo, daß die Zahl der aus dem Judenthum gewonnenen Chriſten darin überwog. Sie neigte ſich offenbar von Anfang an der freiern Richtung zu. Sie war ſehr zahlreich, und von ganz beſonderer Wichtigkeit für das damalige Chriſtenthum, weil ſie ſich im Mittelpunkte der Welt, in der Hauptſtadt des römiſchen Reichs, befand. Mit dieſer einflußreichen Gemeinde ſetzte ſich Paulus in Verhältniß, und ſeiner geiſtigen Einwirkung entſprach wenigſtens die bleibende Richtung dieſer römiſchen Gemeinde.

Aus ſeinem dritthalbjährigen Wirken in Epheſus vertrieb ihn ein Auflauf von Heiden aus dem niederen Volke, ein Auflauf der Arbeiter. Epheſus, der Hauptſitz des Dienſtes, mit welchem die heidniſche Welt die Artemis-Diana verehrte, hatte einen der prächtigſten Tempel der alten Welt. Alle Städte Joniens hatten beigetragen, den durch Heroſtrat 355 Jahre vor Chriſtus niedergebrannten Tempel noch ſchöner aufzubauen. Zu dem heiligen Bilde wallfahreten und ſtrömten Heiden überall her; und dieß Bild der Diana verehrte der heidniſche Glaube als ein vom Himmel gefallenes, als das aus uralter Zeit einzig wahre Bild der Göttin, das ewig ſey, und durch alle Stürme und Gefahren unverändert geblieben. Nicht nur der Zufluß der fremden Wallfahrer, ſondern auch der Handel mit goldenen und ſilbernen Dianenbildchen, die im Hauſe aufgeſtellt, oder auch in kleinſter Form auf Reiſen als Amulette getragen wurden, bereicherte die Stadt. Das Umſichgreifen des Chriſtenthums, das mit dem Sinken des Glaubens an die Wunderkraft des Bildes der Göttin ſchon in der Zeit zuſammentraf, bedrohte den Verdienſt der Arbeiter in Gold und Silber, und ſie erregten einen Auflauf, der nur durch die Klugheit des Kanzlers zu Epheſus geſtillt wurde. Der Apoſtel beſuchte nun die Gemeinden in Macedonien. Hier

schrieb er den zweiten Brief an die Korinthier, und ging dann selbst nach Korinth, wo die Parteiungen noch dauerten. Zu den Petrus- und Paulus-Parteien waren noch zwei andere gekommen, eine Apollos-Partei und eine Christus-Partei. Apollos, ein alexandrinischer Jude, beredt und gelehrt, früher ein Johannes-Jünger, dann Christ geworden, dem Paulus befreundet, trug das Christenthum in der philosophisch-rhetorischen Lehrweise der alexandrinischen Schule vor, und gefiel damit Manchen besser, als Paulus. So hatte auch er seine Partei in Corinth. Die Christus-Partei scheint eine solche gewesen zu seyn, welche über Lehre und Ueberlieferung der Apostel, über alle menschlich-geschichtliche Vermittlung sich hinwegsetzte, und Nichts für wahres Christenthum gelten lassen wollte, als die innerliche Offenbarung und die geistige Gemeinschaft mit Christus.

Der dreimonatliche Aufenthalt des Paulus in Corinth scheint versöhnend gewirkt zu haben. Trotz der Parteiungen im Schooße der corinthischen Gemeinde hatte die äußerliche Einheit der Gemeinde niemals aufgehört. Ueberhaupt war, den Punkt über die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes ausgenommen, die damalige Christenheit noch ferne von feindseligem Kampfe der Einen gegen die Andern über Fragen des Glaubens; die abweichendsten Ansichten in wichtigsten Punkten gingen neben einander her und lebten mit einander zusammen in einer und derselben Gemeinde. Das Christenthum erhielt sich noch immer vorzugsweise als Leben und That oben, und war noch nicht auf die Stufe vorherrschender Theorie herabgesunken, war noch nicht Theologie geworden. Wo gestritten wurde, da handelte es sich um Gegenstände und Fragen des praktischen Lebens.

Um das Jahr 58 ging Paulus über Macedonien, Troas und Milet nach Jerusalem. Schwerer Ahnungen voll, nahm er wehmüthigen Abschied von der Gemeinde zu Troas, und zu Milet, wohin er die Aeltesten von Ephesus berufen hatte. Es war ihm, als ziehe er hin, für den Namen seines Herrn in den Tod zu gehen. Zu Cäsarea wollten ihn seine Begleiter, wollte ihn Agabus, der ihm in Jerusalem Bande und Ueberantwortung

in der Heiden Hände weissagte, von der Reise dahin zurückhalten. Er ging dennoch hin.

Zum Zeichen brüderlicher Einheit und Liebe brachte er aus den heiden-christlichen Gemeinden eine große, ersammelte Beisteuer für die Armen in der Gemeinde Jerusalems mit. Unter dem günstigen Eindruck dieser herzlichen Gabe hoffte er um so eher die Kluft zwischen Heiden- und Juden-Christen auszufüllen, und zwischen seiner Richtung und der Richtung der andern Apostel, zwischen den heidnischen und jüdischen Christen-Gemeinden eine herzliche Gemeinschaft herzustellen.

Paulus wurde von den Vorstehern der Gemeinde zu Jerusalem liebevoll aufgenommen. Aber ein großer Theil der judenchristlichen Gemeinde sah in ihm nicht den berufenen Träger des Evangeliums an die Heiden, sondern einen Feind des mosaischen Gesetzes. Es waren das Tausende von neubekehrten Juden, welche aber beim Glauben an Jesus, als den Messias, noch immer Eiferer für das Gesetz geblieben waren. Sie haßten in Paulus den, der da lehre, von Mose abzufallen; der selbst die Juden, die unter den Heiden wohnen, dazu verführe, nichts mehr von dem alten Gesetze einzuhalten. Bruder, du siehst, wie viele solcher Eiferer es sind, sagten Jakobus und die andern Vorsteher zu Paulus. Sie riethen ihm, diese Eiferer dadurch zu beruhigen, daß er in einer augenfälligen Weise die jüdische Sitte hier halte, und so in den Tempel gehe.

Er ging mit einigen Juden-Christen so in den Tempel. Da entstand Geschrei und Tumult, er habe Heiden in den Tempel eingeführt, er habe diesen entweiht. Nur das Einschreiten eines Hauptmanns mit der römischen Wache, der den Apostel gefangen nehmen ließ, entriß ihn der Wuth der erbitterten Menge. Er hatte den Haß aller Eiferer für das alte Gesetz gegen sich unter den Juden-Christen wie unter den Juden. Beide sahen in ihm ja einen Ketzer, einen Abtrünnigen, einen offenbaren Widersacher dessen, was ihr Wahn als den Kern ihrer Religion und Nationalität ansah. Durch sein römisches Bürgerrecht wurde er alsbald wieder frei. Eine Anzahl Juden aber schwur weder zu essen noch zu trinken, bis sie Paulus getödtet hätten. Auf dieß flüchtete

ihn der römische Hauptmann nach Cäsarea. Der römische Statthalter Felix hielt ihn hier zwei Jahre gefangen in der Hoffnung, Paulus werde von ihm seine Freiheit mit Gold erkaufen. Paulus aber berief sich auf den Kaiser: Sein Herz mußte brennen, in der Hauptstadt der Welt Christus zu bekennen. So wurde er als Gefangener nach Rom geführt, um das Jahr 61. Nach stürmischer Seefahrt langte er in Rom an. Gott verherrlichte sich wunderbar an ihm und durch ihn auf der Fahrt, und in Rom lebte und wirkte er zwei Jahre, nicht sowohl in Haft eines Gefängnisses, als vielmehr am Arme durch eine Kette zusammengefesselt mit einem römischen Soldaten, sonst aber in voller Freiheit, das Evangelium zu verkünden. Er schrieb auch von hier aus während dieser Zeit eine Reihe Briefe an seine Gemeinden, welche er namentlich in Kleinasien und Griechenland aus den Heiden gebildet hatte.

Man hat darüber gestritten, ob das Ende dieser Gefangenschaft des Paulus seine Befreiung oder sein Tod gewesen sey. Ueberwiegendes spricht dafür, daß er für jetzt in Freiheit gesetzt wurde, noch einige apostolische Reisen machte, vielleicht bis an die Gränzen des Abendlandes, bis Spanien, wo ihn die Ueberlieferung schon des zweiten Jahrhunderts Gemeinden gründen läßt.

Sechzehntes Kapitel.

Die andern Apostel, und apostolische Männer.

Wie Paulus vorzugsweise der gewaltige und tiefsinnige Apostel an die Heiden war, so waren die andern Apostel durch Beruf und Neigung thätig, das Christenthum unter den Juden zu verbreiten. Leider wissen wir von diesen andern Aposteln nur wenig, wenn man nicht ungewisse Nachrichten, oder geradezu Sagen, statt wahrer, sicherer Geschichte nehmen und geben will.

Selbst über denjenigen Apostel, welcher als der Erste unter Gleichen im Apostelkreise nicht nur von der Gemeinde zu Jeru-

salem, sondern von den folgenden Jahrhunderten verehrt wurde, über Petrus, finden sich die gewissen Nachrichten so dürftig, daß über seinem Leben und Wirken ebenso viel Dunkel liegt, als über dem der Andern. Ein Apostel von seiner Kraft und von seinem Eifer mußte weithin wirken, über die Gränzen des heiligen Landes hinaus. Aus der heiligen Schrift selbst (1 Petr. 5, 13.) kann man abnehmen, daß, wie Paulus in das Abendland, so Petrus in das Morgenland das Christenthum trug, in die Länder Asiens, zunächst in die Gegenden am Euphrat und Tigris, wo damals viele Juden wohnten. Von Antiochien aus war er nach Babylon gegangen. Häufig begleitete ihn auf seinen Reisen Markus, der Verfasser des Evangeliums, das seinen Namen trägt.

Oft zeigt sich im täglichen Leben und in der Weltgeschichte, daß Männer, deren Namen Parteien zur Fahne oder zum Schilde nehmen, über diese Parteien erhaben sind, und geistig sich längst abgelöst haben von dem, um was sich das Parteiinteresse der Masse noch in heißem und zähem Eifer dreht. Je größer die Seelen sind, und je heller die Geister, desto leichter überwinden sich in ihnen Gegensätze der Ansichten, und Versöhnung und Geisteseinheit treten ein, während tief unter ihnen in der Menge noch Entzweiung oder Spannung ist. Die, welche sich nach ihnen nennen, kämpfen unten noch fort, während sie, die Häupter, oben die Hand sich reichen, den Sieg der Einen, höheren Sache zu gewinnen, welcher sie beide dienen.

Eine Seele wie Petrus mußte schon aus innerer Nothwendigkeit bald wieder mit Paulus sich in Einheit des Geistes zusammenschließen, wie in Einheit des Zweckes. Diese Geisteseinheit des Zweckes spricht auch aus dem ersten Briefe des Petrus, den er um das Jahr 60 geschrieben haben mag. Unbestimmte Nachrichten späterer christlicher Schriftsteller lassen Petrus unter den zerstreuten Juden in Pontus, Galatien, Bithynien, Kapadocien und den benachbarten Landschaften das Christenthum ausbreiten. In Einem stimmen alle schriftlichen Zeugnisse überein, und zwar die ältesten und glaubhaftesten, darin nämlich, daß Petrus den Märtyrertod starb, und zwar zu Rom.

Man hat in sehr später Zeit es erfunden, und die Erfin-

dung lief von da als eine christliche Ueberlieferung um, Petrus sey Bischof in Rom gewesen, und zwar sogar fünf und zwanzig Jahre lang. Die spätere römische Kirche machte das zu einer Art Glaubensartikel, Petrus sey der erste Bischof von Rom gewesen, und alle Päpste seyen seine Nachfolger. Zu Gunsten des Papstthums ist das nicht erfunden; die Ueberlieferung ist älter, als das Pabstthum; sie reicht in die ersten Jahrhunderte zurück. Aber eine Erfindung ist es dennoch. Einmal widerspricht ein so langer Aufenthalt des Petrus in Rom allem Dem, was die Apostelgeschichte und der erste Brief des Petrus sagen. Dann widerspricht die Annahme eines bestimmten Kirchenamtes von Seiten eines Apostels ebensosehr dem Beruf und der Pflicht eines Apostels, als der ältesten Ueberlieferung, welche Linus, Anakletus und Clemens als die ersten Bischöfe, d. h. Vorsteher der römischen Gemeinde nennt, eben der Gemeinde, welche nach dem Briefe des Apostels Paulus an die Römer weder von Petrus, noch von Paulus gegründet ward.

Dagegen ist die Anwesenheit des Petrus in Rom nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich; aber früher nicht, als höchstens schon im Jahr 63. Petrus kann nicht nur, sondern er muß, nach der Gefangennahme und fortdauernden Haft des Heiden-Apostels Paulus, den Beruf und Drang empfunden haben, die verwaisten Gemeinden des Paulus zu besuchen, sie bei den Wirren der Zeit in ihrem empfangenen Evangelium zu befestigen und zu stärken, und so vom Morgenland durch Kleinasien nach dem Abendland, und vorzugsweise zu derjenigen Gemeinde als Apostel zu gehen, welche im Mittelpunkte der Welt, in Rom, war.

Wenn die spätere Ueberlieferung den Petrus in die Fußstapfen des Paulus treten und ihn als Apostel auch unter den Heiden in demselben Kreise umherreisen läßt, in welchem bis zu seiner Haft der Apostel Paulus sich bewegte, so entspricht diese Ueberlieferung Demjenigen, was dem Apostel Petrus, bei der gegebenen Sachlage, einfach der Verstand und der Eifer für die Sache, welcher er diente, ganz von selbst vorzeichnen mußte. Petrus war es gewesen, der zuerst glaubigen Heiden den Eintritt in die christliche Gemeinde eröffnet, und dem Paulus zu Jeru-

salem die Bruderhand gegeben hatte. Gerade weil die Auffassung des Paulus dem Geiste Jesu am Meisten entsprach, konnten in die Länge weder Petrus, noch Johannes dem Geiste widerstehen, welcher in der freien Auffassung des Paulus sich aussprach, und schon auf so weitem Raum unter den Völkern Gestalt und Leben gewonnen hatte. Gerade weil auf dem Wege, welchen das Christenthum mit Paulus ging, und in der Weise, in welcher er es verbreitete, die Sache Christi so siegreich war, mußte es dem Petrus und dem Johannes immer mehr einleuchtend werden, daß das der einzig rechte Weg und die einzig rechte Weise sey. Sie mußten das einsehen, sobald sie aus der Enge des Kreises christlicher Juden heraus- und hineintraten in die weiten und freien Kreise der christlichen Heiden-Gemeinden. Der Geist in diesen mußte auf einen Petrus und Johannes zurückwirken. Sie mußten hinüber gehoben werden auf den höheren christlichen Standpunkt, auf welchem das Aufhören der Giltigkeit des mosaischen Gesetzes sich aus der Natur eben dieses Gesetzes von selbst erwies, und auf welchem aus der allgemeinen Sündhaftigkeit der Juden wie der Heiden die Nothwendigkeit sich ergab, daß das durch den Messias kommende Heil ein Heil für Alle, seine Erlösung eine Welterlösung, seine Religion eine Weltreligion seyn müsse. Sie mußten das um so mehr einsehen, je beschränkter die Fortschritte waren, welche das Christenthum unter den Juden machte.

Die frühe Verbreitung des Christenthums in den an das heilige Land gränzenden östlichen Gegenden und in Egypten spricht für die Wirksamkeit der andern Apostel, doch mußten ihre Erfolge unbedeutend erscheinen gegen die Eroberung, welche Paulus dem Christenthum unter den Heidenvölkern machte. Eine alte Sage der Kirche war, Jesus habe seinen Befehl, auszugehen in alle Welt, dahin beschränkt, zunächst noch zwölf Jahre nach seiner Himmelfahrt sollen sie zu Jerusalem bleiben. In der ersten Zeit finden sich alle Apostel in Jerusalem beisammen. Die heilige Schrift aber weiß nichts von Dem, was diese alte Sage meldet. Diese Apostel traten wohl zunächst in die Fußstapfen ihres göttlichen Lehrers in Judäa, Samaria und Galiläa, und in den angränzenden Landschaften, aber immer nur unter den Juden und

Judengenossen; und erst später unternahmen sie weitere apostolische Reisen. Davon aber weiß nur die Ueberlieferung in der Form der Sage. So soll Andreas, der Bruder des Petrus, in Scythien, Griechenland und Kleinasien das Christenthum verkündigt haben, und zu Paträ in Achaja. Die Kreuzigung der Apostel malt die christliche Sage grausamer aus, als die Kreuzigung Christi war. Ein verschränktes Kreuz sey es gewesen, an das Andreas genagelt worden sey. Darum nennt man noch heute ein verschränktes Kreuz das Andreaskreuz. Der Apostel Philippus aus Bethsaida, nicht zu verwechseln mit dem Armenpfleger Philippus, der den Kämmerer der äthiopischen Königin von Meroe taufte, soll das Christenthum in Phrygien verbreitet und in hohem Alter in Hierapolis entschlafen seyn. Natürlichen Todes sollen auch Matthäus und Thomas gestorben seyn; Thomas bis ins parthische Reich und selbst nach Indien, Matthäus nach Aethiopien das Evangelium getragen; Bartholomäus ebenfalls in Indien, Juda in Arabien für das Christenthum gearbeitet haben.

Den Bartholomäus hat die Sage der nächsten Jahrhunderte in einen Königssohn verwandelt, in den Sohn eines fabelhaften Königs Ptolemäus, der sein königliches Gewand, seinen Purpur, auch als Jünger Jesu getragen habe. Anspielend auf diesen, seinen Königsmantel, habe Jesus ihm geweissagt, er werde einst den Purpurmantel seines Leibes ausziehen müssen, und diese Weissagung habe sich darin erfüllt, daß dem Bartholomäus als Verkünder des Christenthums in Armenien lebend die blutige Haut abgezogen worden sey. Dieser mit Dichtung ausgeschmückten Ueberlieferung folgte die Malerei und die Sculptur, wenn sie diesen Apostel darstellten, ein Messer in der Hand und die abgezogene Haut im Arm. Auch der Apostel Simon, der Cananite, welcher auch der Eiferer genannt wurde, ist Gegenstand der späteren dichtenden Sage geworden. Er habe in Afrika und Asien gewirkt, und sey zuletzt in Persien lebendig zersägt worden durch die Hände heidnischer Priester. Juda Thaddäus soll nach der einen Ueberlieferung gekreuzigt, nach der andern an einen Baum gebunden, und mit Pfeilen erschossen worden seyn. Der nachgewählte Apostel Matthias stirbt gleichfalls in der Sage der

Kirche den Märtyrertod, und zwar als Verkündiger des Christenthums in Aethiopien.

Der erste Bischof der Gemeinde zu Jerusalem, Jakobus, der Bruder des Herrn, lebte lange Zeit in Achtung selbst bei den Juden, weil er dem jüdischen Gesetze treu nachlebte. Der Brief, der seinen Namen trägt, zeigt ihn, wie sein Verhalten zu Paulus, als einen über der Parteibewegung stehenden Mann voll Einsicht und Umsicht, und so streng er gegen sich selbst war in den Uebungen des alten Gesetzes, voll Mäßigung und Milde einer andern Auffassung gegenüber. Es konnte nicht anders seyn, ein so verständiger Mann mußte schon darum, weil aus der Auffassung des Paulus thatsächlich eine neue christliche Welt hervorgegangen war, die Wahrheit sich aneignen, welche in dieser Thatsache offenbar war. Er mußte mit innerer Nothwendigkeit dann von diesem Augenblick an, wo es der Sache seines Herrn auf der einen Seite diente, ohne ihr auf der andern zu schaden, die freiere Richtung eines Paulus anerkennen, und sich demgemäß aussprechen, wie er es in der Apostelgeschichte thut (15, 17.), und wie es Petrus that. Was diese beide thaten, und was Paulus that nach der Apostelgeschichte, war das einzig Richtige, was sie thun konnten und mußten, um die große Sache, in deren Förderung alle drei eins waren, nicht selbst unverantwortlich zu gefährden, ja ihr verstandlos entgegenzuarbeiten. Die Art, wie die Apostelgeschichte den Jakobus, den Petrus und den Paulus im Verhältniß zu einander auftreten und handeln läßt, entspricht zwar nicht dem, was eine gelehrte, aber abstrakte Kritik von diesen Männern und ihren Grundsätzen erwartet und voraussetzt; sie entspricht aber um so mehr ganz und gar dem, was man von ihnen erwarten kann und muß, wenn man Kenntniß der Menschen, Kenntniß der Macht der Verhältnisse, Kenntniß des praktischen Lebens hat. Die Apostelgeschichte erzählt zwar lückenhaft, aber naiv; ohne alle Berechnung auf einen Zweck; Berechnung wäre der naiven Art, zu erzählen, nicht nur fremd, sondern unmöglich. Die Apostelgeschichte gleicht darin ganz vielen Tausenden von zeitgenössischen Aufzeichnungen aus den verschiedensten Zeitaltern der Weltgeschichte; und so wenig ein Kenner in diesen naiven Aufzeichnungen

aus dem, was sie sagen und was sie nicht sagen, auf ein berechnetes Sagen, und auf ein berechnetes Verschweigen schließen wird, so wenig wird eben dieser Kenner einen solchen Schluß machen aus dem, was die Apostelgeschichte sagt und nicht sagt.

Wie Jakobus nach der Apostelgeschichte für die Auffassung des Paulus sich aussprach, so sprach derselbe in seinem Briefe sich nicht gegen Paulus, sondern in voller Geisteseinheit mit Paulus aus. Wenn Paulus den Glauben als lebendigen Quell wahrhaft guter Werke, um Mißverständnissen zu begegnen, der Anmaßung todter Werke entgegenstellte, wie sie bei den Pharisäern und bei vielen Juden-Christen zu Tage trat; so stellte Jakobus, nicht gegen Paulus, sondern gegen heidnischen Mißverstand, die wahrhaft guten Werke, die in Thaten offenbar werdende Liebe, als den Ausdruck des lebendigen Glaubens entgegen der Anmaßung eines todten Glaubens, wie dieser auch schon unter Glaubigen aus den Heiden zu Tage trat. Zuletzt aber wandte sich doch auch der Grimm der Juden gegen den ihnen sonst gerechten Jakobus. Vom Jahre 60 an wuchs die Gährung unter den Juden für Gesetz, Nationalität und Unabhängigkeit bis zum Grade des blutdürstigen Fanatismus. In einer solchen fanatischen Volksbewegung, zwei Jahre vor Ausbruch des großen Nationalaufstands der Juden, im Jahre 64, da eine kurze Zeit kein römischer Statthalter im Lande war, benützte der grausame Hoheprieſter Ananias, ein Sadducäer, den Augenblick der Zwischenregierung zum Untergang des Jakobus und anderer Christen. Er verurtheilte sie als Uebertreter des mosaischen Gesetzes. Die Wuth des Volkes riß den Jakobus hinauf auf die Zinne des Tempels. Da verlangten sie von ihm, er solle gegen Jesus Christus zeugen. Er aber zeugte öffentlich aufrichtig und voll Kraft für Jesus als den Messias. Da stürzten sie ihn von der Zinne hinab. Der Sturz tödtete ihn nicht. Die unten steinigten ihn, während er betete für seine Feinde, für seine Mörder. Unter den Steinwürfen noch lebend, wurde er von einem Gerber mit einer Walkerkeule vollends todtgeschlagen. Auch einige andere Christen wurden mit ihm gesteinigt.

Das ist das Geschichtliche vom Ende des Jakobus. Die

Sage hat dieses Ende noch vielfach ausgeschmückt, wie das Ende des Petrus.

Es ist gezeigt worden, daß, wenn auch bis jetzt kein streng geschichtliches Zeugniß für die Anwesenheit des Petrus in Rom sich auffand, die Natur der Sache seine Anwesenheit wahrscheinlich, ja nothwendig macht. War Petrus in Rom, so mußte er, selbst wenn er neben Paulus stand, der ein Gefangener war, in der christlichen Gemeinde zu Rom der Erste seyn, so lange er daselbst war, als der vertraute Apostel Jesu; der Erste inmitten der Gemeinde, deren Bischof er niemals war, weil er es als Apostel nicht seyn konnte. Wahrscheinlich kam Petrus erst nach der Zeit, in welcher der römische Kaiser Nero die Gräuel gegen die Christen in Rom veranlaßte und übte, in die römische Gemeinde.

Um Rom schöner wieder aufbauen zu können, hatte Nero heimlich einen Theil der Stadt in Brand stecken lassen. Nach einer Nachricht soll seine Absicht dabei nur die gewesen seyn, eine wirkliche Anschauung einer brennenden Stadt zu erhalten, um sich zu einem Gedicht auf den Untergang Trojas zu begeistern. Denn seine Eitelkeit hielt sich für einen großen Dichter. Zur Harfe soll er, im Angesichte des brennenden Roms, „die Flammenpracht" besungen haben. Um den Verdacht und Haß wegen dieser Brandstiftung von sich abzuwälzen, ließ er ausbreiten, die Juden und die Christen, die noch immer nur als eine Secte der Ersteren in Rom galten, haben den Brand veranlaßt. Viele derselben wurden gräßlich hingerichtet. Das durch die neuntägige Feuersbrunst erbitterte römische Volk glaubte die Verläumdung um so leichter, da diese Secte der Juden ihm verhaßt war, und die schauderhaftesten Todesmartern wurden gewählt. Die Christen zu Rom, die aufgegriffen wurden, wurden theils in Felle wilder Thiere eingenäht und Hunde auf sie gehetzt, die sie zerrissen; theils wurden sie mit Wachs und Pech überzogen, an scharfe Pfähle befestigt, indem ihnen die Spitze des Pfahls unter dem Kinn eingedrückt wurde, und dann Nachts angezündet, um in den kaiserlichen Gärten als Fackeln zu leuchten. Andere wurden gekreuzigt.

Diese Grausamkeit weckte das Mitleiden, selbst des verbit-

terten Volkes mit ihnen, als welche, wie Tacitus sagt, nicht dem Wohle des Staates geopfert wurden, sondern die Barbarei eines Einzelnen zu ergötzen. Die Zahl dieser Christenopfer ist nicht bekannt. Allen Anzeigen nach gingen diese Hinrichtungen nicht über Rom hinaus, und es war nicht eine Verfolgung der christlichen Kirche durch das Heidenthum, sondern eine der vielen Barbareien des wahnwitzigen Tyrannen Nero. Es war noch weniger eine Verfolgung, die sich durch Jahre hingezogen hätte, sondern Nero übte nur auch später noch Grausamkeiten gegen einzelne Christen ebenso, wie gegen viele Heiden. Der Brand Roms fällt in das Jahr 64; der Tod Neros in das Jahr 68.

Die Grausamkeit dieses Ungeheuers, das, bei einem Heer- und Volksaufstand durch Selbstmord endete, haftete so im Gedächtniß der Christen, daß die Sage lang unter ihnen ging, Nero sey nicht gestorben, sondern er habe sich, von seiner Wunde genesen, über den Euphrat zurückgezogen und werde als Antichrist wieder kommen. Diese Sage, daß Nero lebe und in Kurzem zum Entsetzen und Untergang seiner Feinde wieder kommen werde, verbreitete sich auch unter den Heiden und fand vielen Glauben.

Kurz vor dem Tode des Nero, im Jahre 67, starb der Apostel Petrus zu Rom den Märtyrertod, gleichzeitig mit Paulus. Die Sage der späteren Kirche erzählt, Petrus habe vor dem Wütherich aus Rom fliehen wollen. Christus aber sey ihm auf dem Wege begegnet, und habe auf die Frage des Petrus, wo er hin wolle, geantwortet: „Nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen“. Dieses Wort habe das Herz des Petrus getroffen, und er sey nach Rom zurückgekehrt. Da sey er gekreuzigt worden, und zwar, nach seinem eigenen Willen, mit dem Haupt unterwärts, um nicht seinem Herrn gleichgesetzt zu werden. Wenigstens der Karakter des Petrus ist, wie er in den Evangelien sich zeigt, in dieser Sage festgehalten und treu wiedergegeben. Der Apostel Paulus, zum zweiten Male in Rom verhaftet, bezeugte ebenfalls seinen Glauben mit dem Tode, und endete, als römischer Bürger von einer schimpflicheren Todesstrafe befreit, durch Enthauptung.

Der Platz der Hinrichtung beider Apostel wird noch heute zu Rom gezeigt, und es ist möglich, daß er es wirklich ist.

Paulus hatte mehr gearbeitet, als die Andern alle. In Paulus, Petrus und Johannes hatte das Christenthum seine mächtigsten Träger, und in Jedem von ihnen gewann sein ewig lebendiger Gehalt eine eigenthümliche Gestalt. Selbst in der Auffassung von der Person Jesu Christi ist Jeder von ihnen eigenthümlich. Petrus schaute mehr auf die menschliche Erscheinung Jesu als Vorbild heiligen Wandels, und ließ diese in den Vordergrund treten. Bei Johannes war mehr die göttliche Seite der Erscheinung Jesu hervorgehoben, der geistige Christus dargestellt; bei Paulus ist der Gott-Mensch, die gottmenschliche Fülle in Jesu, der Mittelpunkt seines Christenthums. Die Loosung des Paulus war der Glaube, die des Johannes die Liebe, die des Petrus die Hoffnung. Jeder hatte einen und denselben Grund, auf dem er stand; Jeder in sich den Geist Jesu Christi als beseligende Kraft und als erleuchtende Kraft, und Jeder fühlte, dachte, lebte, wirkte in dieser Kraft nach seiner Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit. Leben und Lehre eines Jeden von ihnen waren Ausstrahlungen des Geistes Jesu Christi. So wollte Jesus Christus vornherein, daß sein Geist sey, ein ewig lebendiger und in der Verschiedenheit der Eigenthümlichkeiten wirkender und sich ausprägender, der Eine in Mannichfaltigkeit.

Die Lehre des Paulus, die Lehre des Petrus, die Lehre des Johannes — die eine wie die andere war Christenthum, das Christenthum Jesu, wie es Jeder mit seinem Gemüthe, mit seinem Geiste, mit seiner Bildung, mit seiner ihm von Gott gegebenen Stellung, in und an sich erfahren, gelebt, geübt, verarbeitet hatte. Verschieden in der Persönlichkeit, in Auffassung, Ausprägung und Richtung, waren sie eins in der begeisterten Liebe zu Gott und Jesus, in der Sache, für die sie lebten.

Siebenzehntes Kapitel.

Johannes.

Jede Art von Geistesleben, das Geistesleben des Einzelnen wie das Geistesleben ganzer Völker und der Menschheit, ist in einer fortwährenden Läuterung begriffen, im Feuer der Erfahrung, in der Geschichte. Auch jeder einzelne Geist hat seine Geschichte, wie die Menschheit sie hat. Nur ist der Fortschritt des Einzelnen ein der Zeit nach unendlich verschiedener von dem Fortschritte eines Volkes oder Zeitalters. Der einzelne Geist, bei der kurzen Dauer des irdischen Lebens und bei den weniger verwickelten Verhältnissen des Einzelnen, durchläuft rasch seine Entwicklungsbahn, zumal bevorzugte Persönlichkeiten, und unter diesen noch ganz besonders die zu Werkzeugen der göttlichen Kraft Ausgewählten, jene Träger göttlicher Gedanken, welche in die Zeiten einströmen, durch die Jahrhunderte hin immer weiter um sich greifen und die Welt befruchten sollen.

Solche vorzügliche Persönlichkeiten machen ihre Fortschritte fast in eben so vielen Jahren, als die Masse, Völker und Geschlechter, Jahrhunderte dazu brauchen. Das ist es, was man meint, wenn man sagt, Dieser oder Jener sey mit seinen Gedanken seinen Zeitgenossen um Jahrhunderte vorausgeeilt.

Aber auch diese bevorzugten Persönlichkeiten haben ihre Zeit des Werdens, Gesetze und Stufen ihrer Entwicklung und ihres Fortschreitens von geringerer zu höherer Klarheit, von Irrthum und Befangenheit zur vollen Wahrheit und zur Freiheit. Auch sie müssen sich durcharbeiten und sich heraufringen. Auch sie nehmen in ihrer fortschreitenden Entwicklung von der frühern niederen Stufe mehr oder weniger Unvollkommenes und dieser Angehörendes mit hinauf auf die spätere höhere Stufe, in einem zwar stetig fortgehenden, aber dennoch Schwankungen unterworfenen Läuterungsgang. Ja, auch sie haben ihre Schwankungen, sogar ihre Rückfälle. Das sehen wir an Petrus.

Diejenigen, welche die Apostel nach dem Pfingsttage durch

die Kraft aus der Höhe, womit sie angethan wurden, als solche hinstellen wollten, welche plötzlich auf magische Weise als in der Wahrheit Vollendete da gestanden seyen, würden geradezu damit sagen, die Apostelgeschichte und die Schriften der Apostel seyen von vorn bis hinten unwahr oder im Irrthum; denn dort gerade ist der Kampf ihrer geistigen Entwicklung gezeichnet. Nur schneller, als Andere, überwinden sie die Stufen, und wissen die Wahrheit zu erfassen und festzuhalten lange, sehr lange, vor der Masse, die höchst mühsam fortschreitet, von länger dauernden und öfter sich wiederholenden Schwankungen hin und her geworfen wird, und das Unvollkommene, das Frühere, nur schwer und langsam von sich abstreift, ja die leere Schale desselben noch mit sich fortträgt, Jahrhunderte lang, nachdem sie längst ihr entwachsen ist.

Die Wahrheit war von oben in die Welt gekommen, Gott hatte sie in Jesus Christus geoffenbart; sie, die Eine, unveränderliche Wahrheit. Aber auch diese Sonne des Geistes, diese Sonne im Reiche Gottes, hatte das mit der irdischen Sonne gemein, daß sie immer lichter heraufging, für die Einzelnen und für die Völker.

Dieses immer lichtere Aufgehen ist namentlich bei Johannes erkennbar.

Johannes stellt diesen Entwicklungs- und Läuterungsgang uns recht vor Augen. Er hat denjenigen Fortschritt in sich selber durchgemacht, in einem zwar langen, aber doch in einem Menschenleben, welchen die Menschheit in Jahrtausenden machen sollte: in ihm ist zu Anfang, wie in der Christenheit, die noch im Judenthum befangene christliche Anschauung; und in ihm ist im letzten Drittel seines Lebens die rein geistige, weltumfassende, freieste Auffassung des Christenthums, das Zeitalter des Geistes aufgegangen, welchem die Christenheit erst noch zustrebt, als einem unter dem Morgenroth der nach uns kommenden christlichen Jahrhunderte noch in ferner Zukunft liegenden Ziele.

Noch hat der menschliche Geist, bevor das Christenthum in johanneischem Lichte in Allen aufgegangen seyn wird, noch hat die Christenheit, bevor die Geistessonne der christlichen Wahrheit ihr so hoch, hell und schön, wie dem Johannes, heraufgestiegen

seyn wird, das Christenthum manchfaltig in sich zu verarbeiten, wie es dem Johannes auch nicht auf einmal so aufging. Im Gegentheil, Johannes hatte erst durch Geistes- und Gemüthsarbeit sich der mit ihm aufgewachsenen Vorurtheile, des ihm angebornen und mit ihm groß gewordenen Irrthums allmählich zu entledigen, und durch Kampf, durch Schwankungen und Mißgriffe hindurch zu gehen, bis er aus dem Judenthum, innerhalb dessen das Christenthum entstanden war und in welchem er geboren und erzogen war, sich erhob bis zur freieren Auffassung und Aneignung der Wahrheit, wie sie in Jesus Christus war offenbar worden, dann von da durchdrang bis zur allseitigen Erfassung dieser Wahrheit, und sich zuletzt aufschwang bis zum reinen unmittelbaren Schauen derselben, nicht in den Gesichten der Offenbarung, sondern in seinem Evangelium.

Die hohe Geistigkeit dieses Evangeliums entging denen nicht, welche neuerdings das Evangelium, das den Namen des Johannes trägt, als ein erst in viel späterer Zeit entstandenes und dem Apostel Johannes unterschobenes Evangelium hinzustellen, sich viele Mühe gaben.

Gerade wegen dieser hohen und freien Geistigkeit dieses Evangeliums, welche anders sey als in der Offenbarung, glaubten diese es in eine spätere Zeit verweisen zu müssen, in welcher der Sieg des Kampfes zwischen den Engen der jüdisch-glaubigen und zwischen den Weiten der heidnisch-glaubigen Auffassung des Christenthums längst entschieden und Ruhe und Versöhnung der Gegensätze, Harmonie, eingetreten gewesen sey.

Das Wörtlein „wegen" spielt in dieser Schule keine glückliche Rolle. Fiel es doch Einem der Schüler des redlich und rastlos strebenden Meisters einmal sogar ein, jenes Muster einer Parabel, vom reichen Mann und vom armen Lazarus, unter die Folterschrauben der verkünsteltsten historischen Allegorie zerren zu wollen. Und warum — ? Weil dieser Schüler wähnte, wie er selbst sagt, man müsse, wenn man seine Auffassung nicht annehme, ohne Weiteres zugeben, daß Jesus den Reichen bloß wegen seines Reichthums verdammt, den Armen bloß wegen seiner Armuth selig werden lasse, als ob der Reichthum an und für sich

ein Grund zur Verdammniß, die Armuth an und für sich ein Grund zur Seligkeit sey; was doch im Sinne Jesu nicht seyn könne.

So sehr war diesem Schüler des Meisters das Auge gebunden für die Schönheit und Wahrheit dieser in künstlerischer Hinsicht großartigsten Parabel Jesu, in welcher in wenigen, aber mächtigen Umrissen voll dramatischen Lebens mit einer Großheit, wie später der Pinsel Michel Angelo's malte, die Situationen vor das Auge gestellt sind. Um den äußersten Grad der Liebloſigkeit, der Gefühlloſigkeit, der Entmenschtheit hinzumalen, konnte etwas Sprechenderes und Schlagenderes gewählt werden, als daß die Parabel den Armen mit seinen Schwären hart vor die Schwelle des Reichen legte und Herrn und Diener daran vorübergehen ließ, die fast darauf treten mußten, ohne daß es ein Gefühl der Theilnahme, eine Bewegung der Hülfe hervorrief?

Dieser Mangel an Auge für die Darstellung und die Gedanken in unsern heiligen Schriften, Mangel an Auge für das Aesthetische wie für das Sprachliche, beirrte diese ganze Schule in der Auffassung des alten und des neuen Testamentes. Es ist der Mangel an dem höheren poetischen Geiste, ohne welchen keinerlei Religion, am wenigsten die christliche, verstanden werden kann, da jede Religion, als Sache des Gemüthes, die Wahrheit in der Form der Schönheit ist, und gerade die höchste Wahrheit geheimnißvoll ist, voll von Geheimnissen, von denen selbst der große Weltweise Englands sagt, daß wir nicht diese Geheimnisse zu unserm schwachen Geist herabziehen, sondern zu deren geheimnißvoller Höhe unsern Geist erheben sollten. Es ist ferner der Mangel an frischem Auge für Leben und Geschichte, für Menschen und Dinge, und für den Entwicklungsgang der Einzelnen, und der Massen. Dieses Auge, das jedem geistigeren Menschen eigen ist, zieht sich zusammen und verliert an Sehkraft, wenn es stets nur sich bewegt in den alleinigen Kreisen der Wissenschaft, ohne hinaus zu treten und mitten hinein in das frische bewegte Menschen- und Völkerleben. Für die vergangene Geschichte hat nur der ein freies und ein richtig sehendes Auge, welcher es am Leben der Gegenwart geübt hat, nicht aus der Ferne, sondern

mithandelnd mitten darin. Die Schiefheit der Auffassung kirchlicher und bürgerlicher Geschichten hat vorzugsweise ihre Quelle in der Entferntheit der Schreibenden vom Leben, und in ihren dem Leben abgewandten Voraussetzungen, die ohne Boden sind; und viel weniger in den Parteirichtungen.

Ganz schief wird das Bild des Apostels Johannes aufgefaßt, erstens, wenn man übersieht, daß die Menschen schneller sich entwickeln, als die Zeitalter, und zweitens, daß nicht die Offenbarung (Apokalypse), sondern das Evangelium des Johannes die letzte Schrift des Apostels war.

Nicht ein Gegensatz liegt zwischen der Apokalypse und dem Evangelium, sondern nur ein Unterschied; und selbst, wenn ein Gegensatz zwischen beiden läge, so würde derselbe keinerlei Veranlassung bieten, daraus zu folgern, es lasse sich die Entstehung beider nur aus der geschichtlichen Entwicklung ganz verschiedener Jahrhunderte begreifen, und selbst das angeblich so lange Leben des Apostels Johannes sey nicht weit genug für diesen Unterschied und Gegensatz. Gegen solche Voraussetzung spricht nicht nur die Geschichte der Jahrhunderte, sondern die Geschichte jedes einzelnen Jahrhunderts, die Geschichte jedes einzelnen bevorzugten Geistes. Und hätten namentlich die Kirchengeschichtschreiber die Geschichte der evangelischen Reformation aus den Quellen studirt, was, wie sichtbar ist, bis jetzt fast keiner gethan hat, so hätten sie gefunden, daß im Entwicklungsgang Luthers Umschläge, wie in dem des Paulus, sich finden, ja in Luthers Gange vom Anfang seiner Reformation bis zu seinem Tode sogar innere Widersprüche, nicht bloß Unterschiede. Gerade weil die geistige Anschauung von Christus und Christenthum, wie sie Johannes in seinem Evangelium gab, hinausliegt selbst über die Stufe der christlichen Masse des neunzehnten Jahrhunderts, war es unmöglich, daß die Zeitgenossen des Johannes in ihrer großen Vielheit sich auf die gleiche Anschauung mit ihm erhoben, obwohl dieses sein Evangelium da war; das jedoch spät da war, denn der Greis Johannes schrieb es.

Jahrzehente noch überlebte Johannes alle andern Apostel. Ihn stellte die Vorsehung an das Ende des apostolischen Zeit-

alters, und sein Evangelium ist der Abschluß alles dessen, was über Christus und Christenthum von Augen- und Ohrenzeugen geschrieben worden ist.

Johannes, der Jünger, den der Herr vor andern lieb hatte, eine Thatsache, welche nur Ungefühl für die Seele Jesu und des Johannes bezweifeln könnte — Johannes war der jüngste unter den Jüngern Jesu. Er war eine feurige Seele, in der Jugend leidenschaftlich und heftig, wie es große Seelen sind für das, was ihr Glaube und ihre Liebe umfaßt. Gerade so eine Seele, welche mit allen ihren Kräften, mit Sinn und Verstand, mit Gefühl und Phantasie, zuerst Christus, dann das Christenthum ergriff, und sich ganz daran hingab, war diejenige Seele, in welcher die Dissonanzen in der Lehre und im Leben des ersten Christenthums allein sich auflösen konnten in die Schönheit der Harmonie, in welcher Christus und Christenthum, vom johanneischen Evangelium getragen, durch die Welt gingen und gehen werden.

Als Paulus Kleinasien verließ, begab sich Johannes dahin. Es ist zwar wahr, daß die neutestamentlichen Berichte nichts davon sagen; aber so weit die ältesten Ueberlieferungen der Kirche gehen, erzählen sie von Johannes, als dem, welcher in Kleinasien wirkte, und nach dem Tode des Paulus zu Ephesus seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Das ist etwas so Einfaches und natürlich Nothwendiges, daß es sich, ohne alle Zeugnisse, eben so sehr von selbst versteht, als wie, daß, wer hungert, ißt, wenn er Brod hat, und daß, wer Brod hat, um es mitzutheilen an die Hungrigen, dieses mittheilen muß, wenn er nicht pflichtvergessen seyn will. Weil Petrus nach der Gefangennahme des Paulus, weil Johannes nach dem Tode des Petrus und Paulus der Gemeinden von Kleinasien bis Rom sich annehmen mußten, so weit sie konnten; ist aller Streit darüber etwas, das nicht hätte seyn sollen; denn jeder Zweifel daran würde Petrus und Johannes als Thoren und Pflichtvergessene bezeichnen.

Auf der Insel Patmos empfing er die Apokalypse, die Offenbarung. Noch um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts hatte Johannes so viel Judenchristliches an sich gehabt, daß die Offenbarung davon wiederstrahlt; aber er war vorn daran ge-

wesen, dem Apostel Paulus den Bruderhandschlag zu geben, als es sich darum handelte, das Evangelium der Welt, also auch den Heiden zu predigen, und zwar in aller Freiheit des Paulus.

Die Offenbarung wurde geschrieben vor der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem. Der Inhalt spricht dafür, daß der Tempel noch stand; aber selbst auf dieser Stufe judenchristlicher Anschauung, wie sie die Offenbarung enthält, hat Johannes den Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristenthum schon so weit überwunden, daß zwar die erwählten Erstlinge um den Thron des Lammes aus den zwölf Stämmen Israels sind; aber hinter ihnen eine große Schaar, unzählbar, aus allen Heiden, Völkern und Sprachen, und diese stehen vor dem Stuhl und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, laut singend und sagend: „Heil sey dem, der auf dem Stuhle sitzt, unserem Gott und dem Lamm" (Offenb. 7, 4—10.).

So klar sprach sich schon auf dieser Stufe, da Johannes die Offenbarung schrieb, dieser Apostel für die geistige und weltgeschichtliche Auffassung des Christenthums aus. Ob er die Offenbarung auf der Insel Patmos schrieb, ist zweifelhaft; jedenfalls hatte er sie im Geiste zu Patmos empfangen. Patmos hieß damals die kleine Insel im ägäischen Meere, die heute Palmosa heißt. In der Offenbarung selbst, im neunten Verse des ersten Kapitels, sagt Johannes, daß sie ihm zu Patmos geworden. Der Schwung der Einbildungskraft und das aufwallende Feuer des heiligen Zornes darin weisen nur darauf, daß in Johannes, als er die Offenbarung schrieb, noch jene leidenschaftliche Jugend nachglühte, welche früher Feuer vom Himmel regnen lassen wollte auf jene Samariter, welche seinen Herrn nicht herbergen wollten (Luc. 9, 54.). Gerade diese Johannesnatur mit dieser Kraft des sittlich hohen Unwillens, mit diesem schönen Zorn des jugendlich idealen Herzens, mußte mit innerer Nothwendigkeit in jene Vergeistigung, jene Milde und jene verklärte Liebe im Greisenalter übergehen. Die höchste Liebe ist nur da, wo die höchste Kraft ist, wie nur der feurigste Most zum mildesten und edelsten Weine sich ablagert; und gerade jeder Kenner von Menschenkarakteren wird aus der Milde der Johannesbriefe, aus der Geistigkeit und

aus der Liebe des Johannes-Evangeliums darauf schließen, daß diese Veredlung des Karakters und der geistigen Anschauung von einer glühenden Jugend aus, und durch ein feuriges Mannesalter hindurchgegangen seyn müsse, und daß gerade der Lieblingsjünger Jesu, wie er in den Evangelien erscheint, der Verfasser der Offenbarung und der Verfasser des vierten Evangeliums, wie der Briefe, nur Einer und Derselbe seyn könne.

Um das schöne Bild des Apostels Johannes hat auch die Sage ihre Ranken und Blüthen gewoben, und zwar die Sage ebensowohl als reine Dichtung, wie als Ueberlieferung.

Im zweiten Jahrhundert entstand die Sage, Johannes sey auf Neros Befehl nach Rom geführt, hier in ein brennendes Oelfaß geworfen worden und unverletzt wieder herausgekommen. Und ebenso bildete sich aus dem sechzehnten Kapitel im achtzehnten Verse die Sage, die Verheißung Jesu, sie werden Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, werde es ihnen nicht schaden, habe sich an Johannes darin bewahrheitet, daß er den Giftbecher geleert habe, ohne Schaden zu nehmen; und durch das ganze Mittelalter hindurch sah man diesen Jünger abgebildet in der Hand den Becher mit der Schlange; die Schlange wurde als das Zeichen gedeutet, das Gift zu versinnlichen. Ebenso bildete aus Joh. 21, 23. eine etwas spätere Zeit zwei Sagen. Nach der einen sollte sich Johannes lebend in das Grab gelegt haben; nach der andern gleich dem Henoch und Elias in den Himmel entrückt worden seyn.

Gerade weil Johannes nach dem einstimmigen Zeugniß aller Väter aus den ersten Jahrhunderten ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, und bis an das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung noch lebte, wurde er von selbst derjenige Apostel, um den sich Sage und Ueberlieferung, Wahrheit und Dichtung im Munde der Zeitgenossen und der nachlebenden Christen rankte.

Selbst seinem Karakter ganz Widersprechendes dichtete die Sage ihm an, freilich die Sage späterer Zeit, wie z. B. daß er, der doch als Greis so mild und duldsam war, eines Tags ein Badhaus verlassen habe zu Ephesus, weil darin zugleich ein durch seine abweichenden christlichen Ansichten berüchtigter Mann (Cerinth)

gebadet habe, und Johannes nicht mit einem Ketzer unter Einem Dache habe weilen wollen, aus Furcht, es möchte einstürzen.

Nicht aber bloße Sage, sondern eine wahre Ueberlieferung, in welcher die Johannesseele, wie sie im Evangelium und den Briefen lebt, treu sich abspiegelt, ist die Erzählung, die schon von denen berichtet wird, welche gleich nach dem Zeitalter der Apostel schrieben.

Nach dem Tode des römischen Kaisers und Tyrannen Domitian kehrte Johannes von Patmos nach Ephesus zurück. Von da aus machte er auf Verlangen einiger Freunde Reisen in die benachbarten Gegenden, setzte an einigen Orten Bischöfe ein, an anderen richtete er ordentliche Gemeinden ein. So kam er nach Smyrna, um entzweite Brüder zu versöhnen. Da erblickte er einen Jüngling, dessen gesunde kräftige Leibesbildung und die Schönheit seines Angesichtes ihn auszeichneten, besonders aber die edle Haltung, das Liebliche in seinen Zügen, und das Feuer und die Begeisterung seines ganzen Wesens.

Mit seinem Seelenblick auf den Jüngling sprach Johannes zu dem Vorstand der Gemeinde: „Diesen Jüngling empfehle ich dir und deiner Treue. Die Gemeinde hier und Christus seyen Zeugen!" Damit kehrte er nach Ephesus zurück. Der Vorstand der Gemeinde nahm den Jüngling in sein Haus, erzog ihn als seinen Sohn und hielt ihn in den Schranken der Pflicht. Als er sich sicher mit ihm glaubte, ließ er etwas von der Strenge in der Aufsicht und Erziehung ab. Da verführten den Jüngling ebensowohl seine etwas größere Freiheit, welche ihm seit kurzer Zeit geworden war, als auch die Verlockungen einiger jungen Leute vom gleichen Alter, welche durch Müssiggang ganz entnervt, ausgelassen, und an alle Arten von Bosheiten gewöhnt waren. Die Seele des Jünglings wurde verderbt. Der Anfang ihrer Verführung war, daß sie ihn zu ihren Gelagen nahmen und zu ihren anderen Genüssen. Dann verlockten sie ihn zum Nachtschwärmen. Endlich zogen sie ihn ganz in das Laster hinein, sogar in ein förmliches Diebskomplott.

Der Jüngling gewöhnte sich nach und nach an alles Das, zuerst, weil er sich und seinen Kräften zu viel zutraute, und

glaubte, das Laster werde ihn nie in die Tiefe ziehen. Bald aber sah er sich, vom rechten Weg abgeleitet, immer tiefer hinabgerollt in den Abgrund. Da hielt er die Gnade Gottes ohnehin für sich verloren. Er begnügte sich nicht an kleinen Bosheiten, er wurde zum Verbrecher; und da er so ganz verderbt war, hielt er es für eine Schande, daß ihm Andere gleichkommen sollten, und setzte sichs vor, sie Alle zu übertreffen. Er verband sich noch fester mit ihnen, sammelte dazu eine große Menge Straßenräuber, und wurde ihr Haupt und Anführer.

Da gab sichs, daß Johannes wieder in diese Gegend kam. Er hatte Ungelegenheiten in der Gemeinde zu Smyrna zu ordnen. Nach diesem Geschäft fragte er nach dem Jüngling. Der Vorstand der Gemeinde schlug die Augen nieder. Johannes sah es und sprach: „Ich fordere den Jüngling von dir und die Seele des Bruders". — Er ist gestorben! erwiederte der Vorstand. — „Auf welche Art?" fragte Johannes. — Er ist Gott abgestorben, sagte weinend der Vorstand; er ist verdorben, ein Taugenichts, ein Straßenräuber geworden. Droben hat er den Berg, der sich über der Kirche, die er ehmals so gern besuchte, erhebt, mit einer ruchlosen Bande eingenommen.

Da zerriß der Apostel seine Kleider, und nahm ein Pferd und einen Wegweiser. Er ritt in den Wald. Die Vorposten der Bande nahmen ihn gefangen. „Führt mich zu eurem Hauptmann", sprach er; „um dessen willen bin ich da".

Der erwartete ihn bewaffnet, nach seiner Gewohnheit. Wie er aber sah, daß der Herankommende Johannes war, nahm er vor Scham die Flucht. Johannes vergaß sein Alter, lief ihm aus allen Kräften nach und rief: „Wie, mein Sohn? du fliehest vor deinem eigenen Vater, deinem alten, entkräfteten, unbewaffneten Vater? habe Mitleiden mit meiner Mühsal; fliehe nicht vor mir, lieber Sohn; fürchte mich nicht! Noch ist Hoffnung des Lebens für dich vorhanden. Ich will dem Herrn für dich Rechenschaft geben, und wenn es seyn muß, will ich gerne mein Leben für dich lassen, wie der Herr für uns Alle das seine gelassen hat. Mein Leben will ich für dein Leben geben. Steh' still, glaube es mir: Christus schickt mich zu dir!"

Wie der Jüngling das hörte, stand er erst still und sah zur Erde; endlich warf er die Waffen weg und weinte bitterlich, erschüttert und zitternd. Johannes kam an ihn heran und der Jüngling umarmte den Greis, büßte in Reue seine Schuld, bedeckte mit der rechten Hand seine Augen und taufte sich aufs Neue mit einem Strome von Thränen.

Der Apostel führte ihn wieder zur Gemeinde zurück, betete für ihn und mit ihm zu Gott, fastete mit ihm, stillete und erweichte dabei nach und nach sein Gemüth mit der Zauberkraft der Lehren der göttlichen Weisheit; und ließ nicht von ihm ab, bis er ihn selbst tüchtig gemacht hatte zum Dienste der Gemeinde.

Kaiser Domitian wurde im Jahre 96 ermordet. Johannes war also damals schon sehr alt. Sage ist es, daß er auf die Insel Patmos verbannt worden sey von Nero oder von Domitian; er hielt sich nur daselbst auf, und zwar schon unter Galba. Sein Lieblingssitz war zu Ephesus. Von hier aus wirkte er als Leiter der kleinasiatischen Gemeinden durch persönliche Gegenwart, durch Schriften und durch Ausbildung tüchtiger Werkzeuge zur Lehre und zum Dienste der Gemeinden.

Weil in Johannes Geist und Liebe zugleich waren, hatte er nicht nur das tiefste Verständniß Jesu, seiner Person und seines Lebens, da dieser ihm noch menschlich nahe war; sondern eben darum verstand er auch tiefer den Entwicklungsgang des Christenthums, weil er mit ganzer reiner Liebe an den Geist sich hingab und in ihn einging, welcher darin sich entfaltete. Je mehr der Geist Christi in der Gemeinde sich entfaltete und sich verklärte, desto mehr entfaltete er und verklärte er sich in der Seele des Johannes, weil er seine Seele diesem sich immer mehr verklärenden Geiste stets in Liebe offen hielt; und aus dieser Seele floß von selbst Licht und Kraft zurück auf die mit ihr lebenden Christen und auf eine verklärte Anschauung des Christlichen. Christliches Licht, das aus der Seele eines Paulus zurückstrahlte, nahm Johannes mit Liebe in sich auf, und es verklärte und verstärkte sich in ihm noch mehr, wie z. B. die Anschauung des Paulus im ersten Briefe an die Korinthier 8, 6. und 15, 47. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Jesus Christus bei Johannes

im Evangelium war schon zuvor da bei Paulus, unbestreitbar, in den angeführten Stellen.

Weil Johannes so viel Liebe und Milde in seinem Karakter hatte, war er vorgebildet zu demjenigen, in dessen Geiste die Gegensätze, in welche die erste Entwicklung des Christenthums auseinander ging, sich läuterten, verklärten, und aufhoben in die Eine reine Wahrheit, welche, über diese Gegensätze erhaben, für uns wiedergespiegelt wird von seinem Evangelium.

Viel freier und höher steht Johannes in seinem Evangelium als in der Offenbarung. Die Stufe des Evangeliums ist die Vergeistigung der Offenbarungsstufe, viel höher und freier als die Anschauung und Richtung der juden-christlichen Gemeinde, aber auch höher und geistiger und freier noch als die Anschauung und Richtung des Paulus. Alles Jüdische, was dem Christenthum noch anhing, hat Johannes in seinem Evangelium hinter sich gelassen, und das lautere, rein christliche Bewußtseyn, als ein neues und ganz eigenthümliches, hat seinen vollkommenen Ausdruck im Evangelium des Johannes gefunden.

Wie eine Landschaft in ihrer ganzen Größe und Schönheit erst vors Auge tritt auf der Gipfelhöhe des Berges, im Lichte der Sonne und des blauen Himmels; so ist die Weltanschauung des Johannes in seinem Evangelium. Er unter allen Jüngern und Aposteln hat den weitesten und bei großer Klarheit den tiefsten, ins Unendliche sich verlierenden Horizont. Christus im Mittelpunkte der Weltgeschichte, als Lebensquell für die Welt, nicht bloß vorwärts, sondern auch rückwärts, als der göttliche Geist der Erleuchtung für die Menschheit von jeher, und als der in der Fülle der Zeiten in der Person Jesu in die Welt sichtbar eingetretene Erlöser — das alles malte sich auf dem tiefen, hellen Grund des Johannes-Evangeliums theils ganz anders, theils ganz einzig und allein ab. Und wie die vorchristliche Welt von dem Standpunkte desselben aus wunderbar und leicht sich beleuchtet, während sie von den niedereren Standpunkten aus sich verschiebt und eng und enger wird; so läßt für die Geschichtsbetrachtung vorwärts Johannes in seinem Evangelium einen unendlichen Himmelsraum offen, in welchem der christliche Geist von

hohen und neuen Gedanken zu immer höheren Gedanken sich fortbewegen kann.

Judenthum und Heidenthum sind in ihm ganz überwunden. Weder auf dem Berge Garizim noch in Jerusalem wird man den Vater anbeten, sondern wahre Verehrer Gottes sind nur die, welche ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten werden. Die Schriften des alten Bundes enthalten nach diesem Evangelium zwar eine fortlaufende Weissagung und Hinweisung auf den Welt-Erlöser, aber auch die heidnische Welt hat Antheil an der Offenbarung Gottes, an dem von Anfang an in der Finsterniß leuchtenden Lichte, das alle Menschen erleuchtet (Joh. 1, 9.). Das Gesetz ist nach ihm durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit aber ist durch Christus in die Welt gekommen (Joh. 1, 17.). Das Judenthum ist zu Ende, sein Sabbath, seine Beschneidung, sein Ceremonialgesetz; die Zeit seiner Geltung ist abgelaufen, das Judenthum hat sich selbst gerichtet, und die heidnische Welt öffnet sich als der Schauplatz, auf welchem des Menschensohn verherrlicht wird in dem Siege des von dem Judenthum ganz abgelösten Christenthums, in dem Siege des Geistes Jesu, dessen letztes Wort am Kreuze lautete: „Es ist vollendet!“ d. h. vollendet Alles, was als Weissagung und Hinweisung auf Jesus als den Weltheiland im Gesetz und Propheten geschrieben stand, vollendet an Jesus, durch welchen und in welchem der neue Bund der Menschheit mit Gott aufgerichtet ist.

So stand Johannes in seinem Evangelium auf der Höhe des christlichen Bewußtseyns; Vieles, was noch als Nebel auf seinem Zeitalter lag, war tief unter ihn hinabgesunken. Die Sonne der christlichen Wahrheit leuchtete rein durch sein Evangelium. Jene Dünste, welche um die Anstalt Jesu Christi zuerst sich gelegt hatten, waren von Unten aufgestiegen und gehörten nicht der Sonne an, sondern den Menschen und dem Zeitalter. Sie reichten nicht mehr hinauf bis an die Höhe des Johannes-Evangeliums, und sie mußten allmählig versinken und verschwinden vor der Kraft der Sonne.

In seinem Evangelium gab Johannes die rechte Ergänzung, eine Vollendung und Verklärung alles Dessen, was vor ihm als

evangelische Erzählung da gewesen war, sowohl in der Lehre als in der Person und im Leben Jesu. Wenn irgend eine Schrift der Welt überhaupt, so trägt das Evangelium des Johannes die Beglaubigung seiner Aechtheit in sich selbst, in seiner inneren Eigenthümlichkeit. So spricht und erzählt nicht nur allein der Augenzeuge, sondern nur der, auf welchen täglich der Abglanz dessen fiel, den er darstellte. An eine freie, spätere Dichtung dieses Evangeliums, welche dem Namen des Apostels unterschoben seyn solle, konnten nur diejenigen denken, welchen die Erfahrung fehlte, was zu einer freien Dichtung solcher Art gehören würde: nur ein Christus hätte das Christusbild und Christusleben, wie wir es im Johannes-Evangelium haben, frei dichten können; geschichtlich aber es so darzustellen, vermochte nur der allein, welcher mit der feurigen Liebe der Jugend an das Urbild täglich sich hingegeben, und in dessen Seele, nachdem das Urbild nicht mehr irdisch war, die Größe und Schönheit dieses Bildes, seine Fülle und seine Tiefe, mit jedem Tage seiner eigenen fortschreitenden Ausbildung zu lichterem und wahrerem Verständniß kommen konnte und mußte.

So ein Spiegel für so eine Gestalt konnte keine andere Seele seyn, als eine solche, welche von Jesus und von welcher Jesus geliebt wurde, und je mehr diese Liebe die Seele des Jüngers verklärte, desto wahrer wurde der Spiegel, welcher die göttliche Persönlichkeit uns wieder gab. Nicht einzelne Worte oder Buchstaben sind es, sondern der Geist ist es, was ins Auge zu fassen ist, und nur dieser Jesus, wie ihn die reine Seele des Johannes und dessen höhere Geistigkeit ihn hinstellen, konnte derjenige Christus seyn, welcher, bloß durch sich selbst, die alte Welt überwand, und der Schöpfer der neuen Menschheit und der neuen Welt wurde.

Als Johannes sein Evangelium schrieb, war das Judenthum indessen längst politisch todt geworden. Darum ist auch dem Evangelisten Johannes bereits die nationale Theilnahme, mit welcher Paulus noch an der Zukunft des jüdischen Volkes, in schönen Hoffnungen für die Juden als Nation, festhielt, etwas ganz Fremdes, und, wie in den Reden Jesu das vernich-

tende Strafgericht Gottes über den Unglauben und die Verſtocktheit des jüdiſchen Volkes vorhergeſagt war, ſo ſchaute Johannes, als er ſein Evangelium ſchrieb, Das alles als Erfüllung und Vollendung vor ſich. Jeruſalem war zerſtört, der jüdiſche Staat zertrümmert.

Achtzehntes Kapitel.

Untergang des jüdiſchen Staats.

Bei Matthäus, bei Lucas lieſt man, wie Jeſus weinte über Jeruſalems Zukunft, und wie er im Geiſte die Stadt umlagert, geſchleift, und als einen Steinhaufen ſah. Schon etliche und dreißig Jahre nachher brach der Aufſtand des jüdiſchen Volkes gegen die Römer aus.

Die furchtbaren Gewaltthätigkeiten des römiſchen Statthalters Geſſius Florus hatten ſchon im zwölften Jahre der Regierung des Kaiſers Nero, im Jahr 66 unſerer Zeitrechnung, die Juden zu den Waffen getrieben. Nachdem ſie den wahren Meſſias, Jeſus, verworfen hatten, weil er kein irdiſches, ſondern ein geiſtiges Reich bringen wollte, und der gekreuzigte Meſſias, vom Standpunkt ihres politiſchen Wahnes aus, ihnen vollends nicht der Meſſias ſeyn konnte, wurden ſie die nächſten dreißig Jahre lang von den alten und neuen Prophezeiungen, von geſpannter Erwartung, glühender Schwärmerei und Betrügern in unaufhörlicher Aufgeregtheit umhergetrieben.

Dazu trat die von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Unerträglichkeit des römiſchen Joches. Die Statthalter hausten, als hätten ſie Auftrag, die Nation zu reizen, um den Römern zum Todesſtoß gegen ſie Veranlaſſung und ihnen ſo endlich Ruhe vor der ewig meuternden zu verſchaffen. Von Zeit zu Zeit zuckte da und dort eine Empörung im Lande hervor. Der Langerſehnte iſt erſchienen, der Meſſias wird demnächſt unfehlbar hervortreten, hieß es da und dort, und immer wieder. Die Phariſäer gaben

das Zeichen endlich zum allgemeinen Aufstand, weil nur Gott und der Messias über Israel herrschen dürfen, nicht der römische Kaiser.

Die Juden überfielen und ermordeten die römische Besatzung zu Jerusalem; zu Cäsarea wurden von den Heiden dagegen die dortigen Juden zu Tausenden ermordet, ebenso zu Alexandria. Die Juden fielen darauf in syrische Städte, und nahmen an ihnen die Blutrache. Der Statthalter Syriens, Cestius Gallus, drängte diese jüdischen Mordhaufen ins heilige Land zurück, legte sich vor Jerusalem, eroberte den nördlichen Theil der Stadt, wurde aber wieder hinausgeschlagen, und sein kleines Heer auf dem Rückzug in den Gebirgen Judäas fast vernichtet.

Die in Jerusalem wohnenden Christen sahen in diesen Vorfällen das anbrechende Gericht des göttlichen Zornes über Israel und die heilige Stadt, und sie gedachten der Weissagung und Mahnung Jesu (Matth. 24, 16.). Die ganze christliche Gemeinde benützte den Zeitpunkt nach dem Rückzug der Römer, und flüchtete sich auf das Gebirge, in die kleine Stadt Pella jenseits des Jordans. „Nachdem diese Heiligen und Gerechten", sagt Eusebius, „aus den Mauern Jerusalems waren, brach des Himmels Rache über die gottlose Stadt aus". Sechzigtausend Streiter zählten die römischen Legionen unter Vespasian, einem im Krieg ergrauten Feldherrn, welchen Kaiser Nero schickte, Roms Adler zu rächen, und die Juden zu züchtigen. Zu Anfang des Jahres 67 begann Vespasian den Vernichtungskrieg in Galiläa, und unterwarf und verwüstete den größten Theil dieses Landes. Mit einem Todesmuth, wie ihn nur religiöser und politischer Fanatismus im gleich starken Zusammenwirken geben konnten, vertheidigten die Juden jede Straße und jedes Haus in den bestürmten Städten. Und die Weiber fochten wie die Männer. Die Samariter kämpften mit auf Seiten der Juden. Zwölf tausend Samariter, auf dem Berge Garizim eingeschlossen, kämpften, bis der letzte Mann von den Römern niedergehauen war. Die Festung Jotapat fiel nur durch einen Verräther, nachdem über der Vertheidigung nach und nach mehr als vierzig tausend Juden umgekommen waren, im Sommer 67. Im Frühling 68 fing

Vespasian an, alle festen Punkte um Jerusalem herum zu nehmen, alle Schlupfwinkel der Streifschaaren zu zerstören und dem Guerillaskriege ein Ende zu machen. So kam das Ende des Feldzugs, ehe noch Jerusalem sich belagert sah. Die raschen Thronfolgen in Rom, nach Neros Tode Galba, Otho und Vitellius hinter einander als Kaiser in einem Jahre, veranlaßten Vespasian, sein Heer zu sparen, und im Juli 69 wurde er selbst zum Kaiser ausgerufen, ging nach Rom und überließ seinem Sohne Titus den Krieg im jüdischen Lande.

In Jerusalem, wie überhaupt in dem Vertheidigungskriege der Juden, waren es viele Führer, aber keine Einheit der Führung, vielmehr geheimer und offener Widerstreit der Parteien, die sich durch Wahrsagungen, Vorbedeutungen, Haß und Schwärmerei erhitzten und steigerten. Bald floß Bürgerblut von Bürgern vergossen in den Gassen der heiligen Stadt. Eine Schreckenspartei weihte Alle dem Tode, die verdächtig waren, nicht ganz entschieden für diese Partei zu seyn.

Im April des Jahres 70 begann Titus die Belagerung der Stadt, als gerade auf das Osterfest viele Fremde darin waren, nach dem Römer Tacitus sechsmal hunderttausend Menschen; eine Zahl, welche der jüdische Geschichtschreiber Josephus auf dritthalb Millionen übertrieb. Die Menschenanhäufung brachte Hungersnoth. Simon und Johannes von Giskala, zwei Parteiführer, die bisher einander bekämpft hatten, leiteten die Vertheidigung jetzt vereint. Aber von den drei Mauern, welche Jerusalem umgaben, nahmen die Römer schnell nacheinander die erste und die zweite. Der Hunger und die Zwietracht des Bürgerkriegs hatten die Vertheidiger geschwächt; der Hunger und die Leichenanhäufung in der Stadt erzeugten Krankheiten. Dennoch wiesen die Juden jede Unterhandlung zurück; wer von Uebergabe sprach wurde hingerichtet. Der Hunger stieg so, daß eine Mutter ihr eigenes Kind schlachtete, um es zu verspeisen. Im Juli fiel die Burg Antonia in der Römer Hände, und mit ihr der letzte Theil der zweiten Ringmauer. Noch hielten sich nur die südlichsten Theile der Stadt, der Tempelberg nämlich und die Burg in der obern Stadt, Zion. Auf dem Tempelberg leitete Johannes, in

der Burg Zion Simon die Vertheidigung. Die Hoffnung auf das Hervortreten des Messias hielt den Muth aufrecht, obschon die Belagerungswerkzeuge gegen die Tempelmauern stießen. Ein falscher Prophet zog eine Menge Volks in das Innere des Tempels, durch die Versicherung, heute noch werden sie die leuchtende Erscheinung des Messias, ihnen zu Hülfe und Sieg, mit ihren Augen hier sehen. Sie sahen des andern Morgens ein Leuchten, aber ein Leuchten anderer Art. Der Tempel stand in Flammen, die Römer hatten Feuer in den Tempelhof geworfen. Unter furchtbarem Blutbad sank das Nationalheiligthum in Asche und in einen Steinhaufen. Es schien, als ob der Berg, auf dem der Tempel stand, von seinen Wurzeln herausbrenne. Der ganze Tempelschatz, mit Allem überdieß, was an Silber und Gold und Juwelen aus dem ganzen heiligen Lande in den Tempel geflüchtet worden war, fiel in die Hände der Römer, ehe noch die Flamme das innere Heiligthum ergriff; auch die Gesetzesrolle, der siebenarmige goldene Leuchter, der Tisch der Schaubrode, der Rauchaltar, die purpurnen Vorhänge und alles Köstliche des Allerheiligsten. Es kam Alles nach Rom, und zierte den Triumphzug des heidnischen Siegers.

Was dem Feuer und dem Schwerte der Römer zu entkommen vermochte, war auf die Burg Zion geflohen. Aber auch diese wurde im September erstürmt, zerstört, und was noch lebte, wurde gefangen, zum Theil unmenschlich behandelt, grausam hingerichtet.

Erst im folgenden Jahre wurden die Festen Herodium und Macharis erobert, und erst im Jahre 73 die durch ihre Lage feste, von Herodes und seinen Nachfolgern durch Vorräthe und Kunst unbezwinglich gemachte Burg Masada. Als die Einwohner und die Vertheidiger dieses festen Platzes in die Unmöglichkeit sich gebracht sahen, ihn länger zu halten, da entschloßen sich Alle, zu sterben. Die Väter tödteten die Ihren, der Mann die Frau, der Bräutigam die Braut; dann tödtete Jeder sich selbst. Als die Römer am andern Tag eindrangen, da fanden sie diese in Liebe und Großheit über einander gefallenen Leichen, und fünf Kinder. Diese waren das Einzige, was in der Stadt noch lebte.

Jerusalem wurde von Grund aus zerstört, und eine römische Legion bewachte das Grab, zu welchem die heilige Stadt geworden war, die ungeheure Leiche des so herrlich gewesenen Jerusalems. Der Kern des jüdischen Volkes war im Kampfe gefallen. Sieben und neunzig tausend Juden, männliche und weibliche, waren es, welche im ganzen heiligen Lande gefangen worden waren, und in die Bergwerke oder in andere Art der Sklaverei wandern mußten; Viele kamen durch die Thiergefechte um, in den römischen Theatern; Viele wurden durch die öffentlichen Arbeiten aufgerieben, zu denen sie die Sieger gebrauchten, namentlich durch den Bau des Colloseums in Rom.

So war die heilige Stadt zerstört, ausgebrannt bis zum Gerippe, ein unübersehbarer Trümmerhaufen. So war der Tempel der Juden nicht bloß zerstört, sondern dem Erdboden gleich gemacht. Mit der Vernichtung des Tempels war das Judenthum vernichtet als Nation, als Staat, als religiöse Macht. Die Juden innerhalb und außerhalb des heiligen Landes hatten mit dem Verlust des Tempels und der heiligen Stadt ihren Mittelpunkt verloren, das, was ihre Ehre, ihr Leben, ihre Seele war, und mit dessen Verlust die Auflösung beginnen mußte.

Was noch von letzter Kraft alten Judenthums vorhanden gewesen war, das hatte die Vorsehung auf Einen Punkt zuletzt zusammengedrängt, um es hier zu richten und zu vernichten. Die Flammen der heiligen Stadt und des Tempels waren das Todtenfeuer, welches das abgestorbene Judenthum verzehrte, am 10. August des Jahrs 70.

Es war ein tragischer Untergang in doppelter Hinsicht. Einmal, weil der durch zu groß angewachsene Schuld selbst herbeigeführte Untergang geadelt wurde durch die Großheit des Todeskampfes altsemitischer Nationalkraft; und Zweitens, weil die Siegerin Rom durch Vernichtung des Tempels und der heiligen Stadt für ihre eigene Sache, für Roms Herrschaft, zu handeln wähnte, und nicht für *sich* gehandelt hatte, sondern für Förderung einer Sache, die vom Judenthum ausging, die lange von den Römern für eins mit dem Judenthum gehalten worden war, aber sich längst, wie der Geist von dem an den Tod verfallenen

Leibe, von ihm sich abgelöst hatte; nämlich für das Christenthum. Auch durch die Zerstörung des jüdischen Staates mußte Rom mit beitragen zu derjenigen Entwicklung, welche den Römern und dem Heidenthum die Weltherrschaft abzunehmen, und diese an das Christenthum zu übertragen hatte.

Das jüdische Staatswesen hatte mit Nothwendigkeit vollends seiner Auflösung schnell entgegen eilen müssen. In diesem Körper erschöpften sich seit lange alle Lebenskräfte in einem fortwährend fiebernden Zustand. Im Gefühle, daß es zu Ende gehe, wenn nicht der so lang Ersehnte und mit ihm die Rettung komme, sahen die Juden, selbst noch unter den stürzenden Mauern und unter den Flammen der heiligen Stadt nach dem Messias aus, und seiner rettenden Erscheinung aus Himmelshöhen. Er kam nicht, weil er schon gekommen war. Er hatte aus Gott geredet und hatte Gottes Willen geoffenbart; aber sie hatten ihn verworfen, und Gott verwarf nun sein auserwähltes Volk, und gab es, als politische und als religiöse Macht, unter das Gericht, durch welches es aufhörte, ein Ganzes zu seyn, ein politisches und religiöses Gemeinwesen.

Beides war vernichtet; auch darum vernichtet, damit alle Welt sehe, daß das Christenthum nur von Einem ausfließe, von Jesus Christus, und daß Er allein die Quelle des neuen Lebens für die Welt sey; er, der Held, dessen Heldenthum die Juden nicht erkannt hatten, weil es unscheinbar aufgetreten und schnell vor den Augen vorüber gegangen war, ob es gleich mächtiger und erhabener war, als das aller Helden vorher und nachher, ein ewiges Heldenthum.

Der wahre Messias war längst weit ausgeschritten über das jüdische Land hinweg, und breitete sein Reich aus nach allen Seiten der Welt, das Reich, dessen ewiger König er seyn sollte, das Gottesreich auf Erden, unter den Menschen und in den Menschen.

Dieser wahre Messias hatte das neue Leben, das er brachte, nicht an ein Haus geknüpft, von Menschenhänden gemacht, nicht an den Tempel auf dem Berge Garizim und nicht an den Tempel zu Jerusalem, an keine Opferstätte und an keine Ceremonie

der Tempelprieſter und der Leviten. Der Gottesdienſt, den Er wollte, war ein allenthalben zu haltender, der Gottesdienſt im Geiſte und in der Wahrheit. Für dieſen Gottesdienſt bedurfte er des Tempels zu Jeruſalem nicht; der mochte in Aſche ſinken und liegen, in jedem reinen Herzen baute ſich ihm dafür ein Altar und ein Heiligthum. Israel hatte ſich nicht durch Jeſu Geiſt erneuen und verjüngen laſſen wollen; ausgelebt verfiel es dem Tode; und der Leib des neuen Geiſtes wurde die Welt, ſeine Religion wurde die Religion aller Völker, wie es Jeſaia, wie es die Pſalmen voraus geſagt hatten. Was göttlich und unſterblich war im alten Israel, hatte ſich geſammelt und vereint in Jeſus Chriſtus, und vergeiſtigt und verklärt, und aufgehoben in ſein Neues, in ſein vom Himmel Gebrachtes, von dem Vater an den Sohn Mitgetheiltes, ging es mit hinüber in die neue Weltentwicklung. Der Gott der Juden iſt nicht untergegangen mit dem Untergang ſeines Tempels; er iſt der Gott der Welt geworden, aber in tieferem Sinn, als die Juden ihn erkannt hatten, in höherer Verklärung durch das Chriſtenthum; und die geiſtigen Schätze des Volkes Israel, die Bücher ſeiner Propheten und ſeine Pſalmen, und das Ewige in ſeinem Geſetz, haben die jüdiſche Nation überdauert, den Einſturz ihres Gemeinweſens, ihres Tempels und ihrer Städte; und in dem helleren Lichte, welches das Chriſtenthum darauf warf, haben dieſe geiſtigen Schätze des untergegangenen jüdiſchen Volkes von da an die Beſtimmung erhalten, einen unendlichen Einfluß zu üben auf die geiſtigen Beſtrebungen der Menſchheit, auf Religion, Dichtkunſt, Malerei und Philoſophie, auf das tägliche Leben, wie auf die Staatenbildung und Regierung der Völker in allen Theilen der Erde.

Neunzehntes Kapitel.

Nächste Folgen für das Christenthum.

Der Untergang Jerusalems und des Tempels konnte von den Christen nicht anders angesehen werden, als in der Gestalt eines Gottesurtheils gegen das alte Judenthum; und ebenso mußte es den Heiden erscheinen; denn in deren Augen hatte die Juden ihr Gott verlassen. Jetzt konnte kein Heide mehr zum Judenthum sich hingezogen fühlen, dessen Stern hinabgegangen war, und was im Heidenthum von einem religiösen Sehnen nach Befriedigung sich getrieben fühlte, konnte nur noch dem Christenthum sich zuwenden.

Da die Macht des Judenthums gebrochen war, hatte es ebendamit die Macht verloren, dem Christenthum durch Verfolgung gefährlich zu seyn, und das Christenthum, welches als das Lebendige neben dem Grabe des Judenthums stand, mußte nun als etwas von dem Judenthum Verschiedenes, als ein Anderes und ein Selbstständiges, erkannt werden, selbst von den Römern.

Auch auf die Stellung der christlichen Gemeinden in der Welt hatte die Zerstörung Jerusalems Einfluß. Das Juden-Christenthum mußte in dem Falle der heiligen Stadt zwar die Erfüllung der Weissagungen Jesu und eine Stärkung seines Glaubens an ihn finden; aber zugleich mußte es Manches aufgeben, woran es bisher zähe gehalten, vieles absonderlich Jüdische, in Vorstellungen und Bräuchen. Die juden-christliche Gemeinde zu Jerusalem, als die Mutter-Gemeinde, hatte eine hohe Bedeutung den anderen Gemeinden gegenüber gehabt. Mit der heiligen Stadt und dem Tempel hatte diese Mutter-Gemeinde nun den Boden verloren, welcher ihr viel von ihrer bisherigen Bedeutung gegeben hatte. Pella war ein zu ärmlicher, seitabliegender Fleck Erde. Von da aus waren die Verbindungen mit der übrigen Christenheit nicht so leicht mehr zu unterhalten. Pella war kein Name wie Jerusalem, kein Name gegenüber den großen Städten Antiochia, Ephesus, Corinth, und der Weltstadt Rom. So

mußte das Ansehen der juden-christlichen Mutter-Gemeinde abnehmen, zuletzt verschwinden, während die Gemeinden in den großen heidnischen Städten zunahmen an Zahl und Ansehen, und die freie Richtung, unbeirrt, von der juden-christlichen Gemeinde in Pella, sich immer mehr ausdehnen und befestigen mußte. Die Gemeinden in Ephesus und Rom, das letztere bald allein, nahmen die Stellung ein, welche die Mutter-Gemeinde in Jerusalem gehabt hatte.

Nach Rom scheinen auch viele Christen des jüdischen Landes nach dem Untergange Jerusalems ihren Sitz verlegt zu haben, ohne daß das Jüdische in ihrem Christenthum dem höheren Geiste gegenüber vorherrschend zu werden vermochte, welcher in der römischen Gemeinde war, obgleich vielfache Versuche dazu gemacht wurden. Was vor dem Gottesurtheil über die Juden nicht möglich war, das war nach dem Gottesurtheil vollends unmöglich. Es kam vielmehr zu einer Vermittlung der Gegensätze, wie sie Paulus angestrebt hatte, und wie sie zuletzt Johannes in viel höherem Sinne vertrat.

Dieser Letztere war der einzige Apostel, der bei der Zerstörung Jerusalems lebte, und sein Geist war noch der einzige, wirklich apostolische Geist; und dieses Fortleben und Fortwirken seines Geistes in den Christen-Gemeinden, lange nach seinem späten Tode noch, ist in der Sage ausgeprägt, er habe sich selbst sein Grab bereiten lassen, und sich dann wie in ein Bett hineingelegt, um zu sterben; aber er sey nicht wirklich gestorben, sondern er schlafe nur, und sein Athem bewege die Erde auf seinem Grabe und treibe immerfort aus der Tiefe einen weißen Staub hervor.

Nachdem Johannes wegen zu hohen Alters nicht mehr gehen konnte, pflegte er sich durch seine Schüler in die Christenversammlungen tragen zu lassen, und immer hatte er das Eine im Munde: „Kindlein, liebet euch!“ Auf die Frage, warum er stets dasselbe wiederhole, erwiederte er: „Weil genug geschieht, wenn dieß Eine geschieht“. Dieser Geist der Liebe war es, welcher nicht bloß das Mannigfaltige in dem Einen gewähren ließ, sondern selbst über die Gegensätze hinaushob, die sich gegenüber standen. Nur durch die Macht dieses Liebesgeistes hielt sich die

junge Kirche. Diese Liebe muß die herrschende gewesen seyn, sonst wäre sie nicht gediehen. Wäre der Streit das Herrschende gewesen, so wäre sie schnell verkümmert, verkommen und vergangen, wie die Streitenden und die Streitgegenstände.

Es ist irrig zu glauben, aus dem Geiste von etlichen Streitschriften, die in einem Zeitalter gegen einander geschrieben werden, auf den Geist des Zeitalters schließen zu dürfen. Solche Streitschriften haben nur zu oft ihren Grund weitab von der Mehrheit, ja von der Gesammtheit, ganz allein in dieser oder jener nebendraußen stehenden absonderlichen Persönlichkeit und deren Streitlust, und in einem meist sehr engen Kreise; die große Strömung des allgemeinen Geistes geht ruhig fort, ohne weiter Kunde davon zu nehmen, geschweige davon tiefer berührt zu werden. Die Streitfragen und Streitschriften rühriger Theologen unserer Tage erledigen sich, ganz ohne daß die christliche Gesammtheit davon berührt wird, ja nur Kunde davon nimmt, und wer aus jenen Schriften auf den Geist der Gesammtheit schließen wollte, der schlöße sehr fehl. Noch viel weniger darf man daraus, wie Einzelne dachten und schrieben in den ersten christlichen Jahrhunderten, den Schluß machen, so habe die damalige Christenheit gedacht, und das sey von tiefgehendem Einfluß auf das damalige christliche Leben gewesen.

Am allerwenigsten darf man aus einzelnen Sätzen oder gar aus einzelnen Worten solcher Männer, die uns erhalten sind, während vieles Andere zu Grunde ging, kühne Schlüsse für Zustände ganzer Gemeinden oder gar ganzer Zeitalter machen. Gegensätze zweier Schriftsteller in einer Zeit sind lange nicht gegensätzliche Richtungen der Zeit, und wenn nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts Hegesippus für sich weit umher christliche Gemeinden besucht, und mit ihren Vorstehern, namentlich in Corinth und Rom sich bespricht, und zuletzt heimschreibt, es stehe überall so, wie das Gesetz es verkündige, die Propheten und der Herr, so läßt sich daraus nicht ein Ueberwiegen oder gar eine Herrschaft der juden-christlichen Anschauung und Richtung entnehmen, sondern gerade das Gegentheil, nämlich die Verschmelzung der Gegensätze; und Hegesippus erscheint eben als derjenige, der

nicht bloß auf das altjüdische Gesetz sah, sondern auch auf die Propheten und auf den Herrn, und auf das bloß an letztere sich haltende freie Christenthum. Die, an welche er schrieb, mußten ebenso denken wie er; und das stimmt ganz mit der Natur der Sachlage. So wenig es jetzt erwachsenen Christen in Masse einfallen kann, die Beschneidung und die Ceremonienlast auf sich zu nehmen, die das altjüdische Gesetz vorschreibt, und Juden zu werden; oder so wenig heutzutage die Zahl des türkischen Bekenntnisses durch freiwilliges Sichbeschneidenlassen um Hunderttausende vermehrt werden wird; so wenig konnte es den Christen aus dem Heidenthum einfallen, die Beschneidung und das Ceremonienwesen des Judenthums freiwillig und aus Liebhaberei sich aufzujochen. Im Gegentheil war es vollends nach dem Gottesgericht über das Judenthum etwas sich ganz von selbst Ergebendes, daß selbst die Juden-Christen sich über das Jüdische hinaufhoben, und nachdem der Tempel verschwunden war, auch die jüdischen Ceremonialgesetze schwinden ließen. War die gegenseitige Beibehaltung und Abschaffung bisher noch ein großer Stein des Anstoßes zwischen den glaubigen Juden und Heiden gewesen, so mußte dieser Stein jetzt auf den Haufen des Vergangenen geworfen werden, zu dem übrigen Schutt, in welchen Tempel und heilige Stadt durch Gott geworfen worden war.

Wenn Hegesippus die Kirche bis zum Tode der Apostel eine Jungfrau nennt in Betreff der Lehre und des Glaubens, so könnte man daraus auch den Schluß machen, es seyen damals noch keinerlei Abweichungen in Glauben und Lehre gewesen, während doch allbekannt ist, daß das Gegentheil davon in Wirklichkeit Statt hatte. Nur war das Wort Rechtgläubigkeit damals noch nicht erfunden. Es gab weder ein Glaubensbekenntniß mit weitläufig einzelnen Glaubenssätzen als Maaßstab der Rechtgläubigkeit, noch war die Religion zum fertigen Stoffe geworden, an welchem die Gelehrsamkeit ihren Witz und ihre Streitlust übte, sondern das Christenthum war noch immer ganz nur Leben und That.

Aber herein in dieses Christenthum drängte schon zur Zeit des Paulus und des Johannes die pharisäisch-jüdische wie die

heidnische Gelehrsamkeit, welche das Christenthum, dieses einfache Lebensbrod der Menschen vom Himmel, als einen Stoff in ihre Hände zu bekommen trachteten, um daran zu kneten, zu formen, es zu färben, und es mit dem Ihrigen zu versetzen.

Zwanzigstes Kapitel.

Falsche Messiasse und falsche Lehrer.

Jesus hatte in Samaria, nach ihm hatten ebendaselbst seine Apostel das Evangelium verkündet. Aber bald standen unter den Samaritern eigene Volksgenossen auf, von denen Jeder der Messias seyn wollte, und eine Zeitlang mehr Glück bei seinen Landsleuten machte.

Da war zuerst Dositheus, ein strenger Faster. Er selbst suchte das samaritische Judenthum zu erneuen und zu verjüngen, wie es scheint, durch Sittenstrenge. Viele seiner Landsleute hielten ihn für den im 5. Buche des Mose 18, 18. verheißenen Propheten. Bald aber verließ ihn die Menge und er starb flüchtig, in einer Höhle durch maaßloses Fasten verhungernd. Als sein Schüler galt Simon, genannt der Magier (Simon Magus). Dieser fand viel Anerkennung in Samaria. Er soll aus Gitton in Samarien gewesen seyn. Anfangs bezauberte er das Volk: durch seine Beredtsamkeit, durch seine Lehre, durch allerlei Künste, welche die Menge für übernatürlich hielt, und durch ein schönes Weib, seine Begleiterin Helena. Er selbst gab sich für die Fleischwerdung des schaffenden Weltgeistes aus, und seine Begleiterin für den ersten Gedanken desselben, für eine Menschwerdung der empfangenden Weltseele. Er war ein Charlatan, der unter dem Mantel der Religion Geschäfte machte mit Zauberkunststücken und mit den Reizen seiner Begleiterin. Als die Thaten und die Predigten des Diacons und Evangelisten Philippus das Volk von ihm abzogen, ließ er sich taufen. Christgeworden, machte er an die Apostel den Antrag, ihm für Geld die Gaben des heiligen

Geistes zu ertheilen. Davon wird der Name „Simonie" abgeleitet, der seit dem sechsten Jahrhunderte den Kauf geistlicher Aemter bezeichnet hat. Petrus hielt ihm eine scharfe Strafrede (Apostelgesch. 8, 9.). Später bemächtigte sich dieses Simons die Sage, und in allerlei Dichtung wurde er zum fabelhaften Wesen. Sein Schüler Menander gab sich gleichfalls als Messias und Gottmensch, der die Macht habe, alle die Seinen unsterblich zu machen.

Jeder dieser falschen Messiasse hatte seine Anhänger, und bis ins sechste Jahrhundert hinein erhielt sich eine kleine Zahl derselben, bis diese Sekten sich ins Dunkel verloren. Sie scheinen mehr Abweichungen im Judenthum, jüdische Schwärmer, als Abweichungen im Christenthum, christliche Sonderlinge, gewesen zu seyn.

Die Zeitphilosophie, jene früher bezeichnete, namentlich zu Alexandria in Flor stehende Spekulation, mußte sich ebenfalls angezogen fühlen, des jungen Christenthums sich zu bemächtigen, oder wenigstens es mit ihren Gedanken und Anschauungen zu durchziehen. Schon Paulus eiferte gegen dieses Spekuliren, welches die Seelen vom religiösen Leben abziehen und vom religiösen Wissen einzig etwas halten wollte. „Das Wissen", sagt er, „bläht auf, die Liebe dagegen erbaut" (1 Kor. 8, 1.). Ebenso warnte er in einem Briefe an eine andere Gemeinde: „Sehet zu, daß euch Niemand euer Empfangenes raube durch Philosophie und lose Verführung nach der Menschenlehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christus. Lasset euch nicht vom rechten Wege abbringen durch Leute, die von Dingen schwatzen, die noch kein Mensch gesehen hat" (Kol. 2, 8. 18.). So entstanden im Schooße des Christenthums selbst Zweifler an Hauptlehren. Himenäus und Philetus griffen die Lehre des Apostels Paulus von der Auferstehung des Leibes an (2 Tim. 2, 18. 1 Thess. 4, 13—18.). Andere spotteten über den Glauben an die Wiedererscheinung Jesu Christi, die als in nächster Nähe sehr lange von allen Christen erwartet wurde (2 Petr. 3, 1.); ein Glaube, den selbst der Apostel Paulus bis ans Ende festhielt, und zu dessen tieferer Wahrheit erst in seinen späteren Jahren Johannes

sich erhob. In den Erinnerungen aus der ersten christlichen Kirche markirt sich besonders Cerinth als einer, der das Christenthum mit seinen Spekulationen und Einbildungen verfälschte, und gegen den besonders der Apostel Johannes verbittert war. Der war es, mit dem er nicht unter einem Dache baden wollte. Er soll gelehrt haben, Gott und der Weltschöpfer seyen zwei von einander getrennte Wesen. Jesus sey der natürliche Sohn Josephs und der Maria, und von den anderen Menschen nur dadurch verschieden, daß er gerechter und weiser gewesen als sie. Nach der Taufe sey Christus, der Sohn des höchsten Gottes, in der Gestalt einer Taube auf ihn herabgekommen, er habe den unbekannten Vater verkündigt, zuletzt aber habe Christus ihn wieder verlassen, und Christus sey frei von Leiden geblieben, während Jesus gelitten habe und auferweckt worden sey. Cerinth war von der juden-christlichen Richtung, die er ebenso sinnlich als phantastisch ausbildete. Wir kommen später auf ihn zurück.

Das Daseyn solcher Irrlehrer beweist, daß es nicht buchstäblich zu nehmen ist, wenn Hegesipp sagt, die Kirche des ersten Jahrhunderts sey in jungfräulicher Reinheit der Lehre geblieben, von keiner Ketzerei befleckt. Nur unbedeutend blieben solche absonderliche Persönlichkeiten und Lehren für das Ganze des Christenthums und der Christenheit.

Zur Apostelzeit gab es noch manche andere Irrthümer, die man gehen und der Auflösung durch den christlichen Gesammtgeist anheimgegeben ließ, weil sie ohne schädlichen Einfluß auf die Hauptsache, das christliche Leben, waren. Vor einem Apostelwort konnte eine Irrlehre niemals allgemein sich geltend machen. Als aber die Apostel nicht mehr lebten, da wurde es Irrlehrern und Irrlehren leichter, sich vorzudrängen. Die Schüler der Apostel hatten weder das äußere Ansehen noch die Weihe des unmittelbaren Umgangs mit Jesus oder den außerordentlichen Geist, der sich in Paulus geoffenbart hatte. Ihre Schüler waren zu frühe mit anderartigen Geschäften überhäuft worden, als daß sie geistig tief und durchgebildet worden wären, wie die Apostel selbst, da sie Schüler Jesu waren. Darum erfolgte jetzt ein Stillstand, ja ein Rückschritt der Lehre. Die Vorzüglichsten der Apostelschüler

sind, neben den schon Genannten Timotheus und Titus, nach den Apostelbriefen noch Tertius, Cajus, Erestus, Trophimus, Secundus und einige Andere gewesen. Außer ihren Namen hat die Geschichte Nichts von ihnen uns erhalten, als daß sie den Aposteln in ihren Geschäften aushalfen, und weil sie Alles nur im Namen und auf Weisung der Apostel thaten, konnten sie es weder zu der Selbstständigkeit noch zu der Geltung bringen, welche die Apostel hatten; auch nach dem Tode der Apostel war ihnen das nicht möglich; zumal, da sie nicht je eine bestimmte Gemeinde zu ihrem Kreise hatten, sondern umherreisen und wirken mußten, mit wenig Ruhe, in den weit zerstreuten Christen-Gemeinden.

Die uns erhaltenen Schriften derer, welche an die Stelle der Apostel traten, der „apostolischen Väter", stehen weit unter dem lebendigen Geiste der apostolischen Schriften; es sind meist schwache Nachklänge dessen, was die Apostel gesagt haben. Lieben und bewundern wir an den Apostelschriften ihre edle Einfalt, ihre treffende Kürze, die so viel in wenig Worten sagt, die Naivetät ihrer Darstellung und ihre Plastik, welche spricht und ergreift, die Kraft des Gedankens in der Hülle des schmucklosen Wortes, den wunderbaren Geisteshauch, der aus jeder Zeile weht: so finden wir von all dem bei den apostolischen Vätern Nichts. Ihre Schreibart ist ermattet, und ergreift nicht, weder das Lehrschreiben des Barnabas, noch der Brief des Clemens, den dieser im Namen der römischen Gemeinde an die zu Korinth schrieb, noch der Hirte des Hermas mit seinen Traumoffenbarungen, seinen Engelerscheinungen und seinen Sittenvermahnungen. Ebensowenig Kraft und Lebendigkeit des Geistes, ebensowenig Ausgezeichnetes ist in dem, was Ignatius, der Gemeindevorsteher zu Antiochia, und Polykarp, der Schüler des Johannes, schrieben. Nicht einmal Hegesipp, der Geschichtschreiber der christlichen Kirche, und Dionysius, der als Gemeindevorsteher von Korinth Sendschreiben schrieb, haben etwas Außerordentliches oder nur Ausgezeichnetes.

Die Wundergabe hatte längst aufgehört, aufgehört hatten die Begeisterungszustände außerordentlicher Art, wie sie in der apostolischen Zeit hervorgetreten waren. Das Christenthum in

das Leben der Welt hereinzuführen, dazu waren außerordentliche Kräfte nöthig, durch die es allein die ersten Schritte und Züge schnell machen konnte. Von nun an hatte es seinen steten, ordentlichen Entwicklungsgang fortzumachen. Aber daß es nicht ins Gewöhnliche herabsank, trat Zweierlei neu hinzu: auf der einen Seite die Verfolgungen, die es zu erleiden hatte; auf der anderen Seite die antikclassische Bildung, wodurch ein neuer Schwung in die Entwicklung des Christenthums kam, und welche weiter führte, ebensosehr in der Erkenntniß, als in den Formen der Religion.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Verfolgungen.

Je mehr das Christenthum vorerst nur noch als rein geistiger Gehalt und als Leben, noch nicht als eigentliche Kirche in einer bestimmten äußeren Form und festen Gestaltung vorhanden war, eine Zerstreutheit der Gläubigen in vielen Gemeinden, welche als kleine christliche Bestandtheile in jüdischen und noch mehr in heidnischen Städten und Flecken sich fanden; je mehr mit dem Reize der Neuheit die Begeisterung für die Lehre im Abnehmen war; je mehr Jahre dahin flossen, ohne daß die Erwartung der zweiten Erscheinung Jesu Christi und seines irdischen Messiasreiches mit überschwänglicher Belohnung vorerst in Erfüllung ging, und je mehr durch diese Zögerung die ursprüngliche Kraft, welche die gespannte Erwartung den Glaubigen gab, abnehmen und sich verlieren mußte: desto nöthiger war es, daß Etwas kam, was die Gluth der Liebe und der Begeisterung wieder anfachte und neu entflammte, was zu sittlicher Reinheit, zum Zusammenschluß an einander, und zu außerordentlicher Hebung des Geistes und des Muthes, über das gewöhnliche Maaß der Menschennatur hinaus, die Christen zwang. Und das waren die Verfolgungen, die Gefahren und das Ungemach, welche jetzt über die Glaubigen und über den Glauben hereinbrachen.

Streit und Zwist folgereicher Art wäre gewiß im Schooße der Christenheit früher ausgebrochen, und der Kirche gefährlich und verderblich geworden, wären nicht die Verfolgungen von Außen gekommen. Die Gottheit konnte auch den Christen selbst und der Welt den Beweis, daß das Christenthum von Gott und dessen Fortpflanzung Gottes eigenstes Werk sey, nicht augenscheinlicher führen, als wenn die christliche Kirche unter dem vielseitigen heftigsten Widerstand, und der Verfolgung von Seiten aller irdischen Mächte, dennoch fest begründet und erweitert wurde.

Bei den Verfolgungen, welche über Christen kamen, ist Mehreres zu unterscheiden. Verfolgungen kamen über Christen manchmal nur von Privaten aus Privatinteressen; so aus Haß der Juden, welche, weil sie die Christen nicht mehr aus eigener Macht verfolgen konnten, durch Lügen über Christus und Christen, durch Verläumdungen und Lästerungen, den heidnischen Haß zur Verfolgung einzelner Christen und ganzer Gemeinden aufzureizen eiferten. Ebenso war bei mancher Verfolgung auf einzelnen Punkten bloß das Privatinteresse heidnischer Priester thätig, und solcher, die mit Götzenbildern Handel trieben, oder auch religiöser Gaukler und Zauberer, welche vom Aberglauben lebten und sich zahlreich im römischen Reich herumtrieben, wohl auch solcher, welche die heidnische Philosophie als Broderwerb trieben, um Geld ihre Weisheit als Lehrer und Schriftsteller feil boten und durch das Umsichgreifen der christlichen Wahrheit ihren Gelderwerb bedroht sahen. Das Evangelium wie das Leben der Christen mußten das Privatinteresse aller dieser Leute beeinträchtigen.

Manchmal gingen Christenverfolgungen allein von der Volkswuth aus. Der dicke Aberglaube sah oft in jeder Art von Unglück den Zorn der Götter, veranlaßt durch die Christen. Die Christen waren in der That keine Freunde, sondern Feinde der heidnischen Götter. Das heidnische Volk sah, daß die Christen seine Götter nicht verehrten, und es glaubte, es sey Zorn der Götter über diese Götterverachtung, über diesen Atheismus der Christen, wie das Volk es nannte, wenn es nicht regnete, wenn die Tiber austrat und überschwemmte, wenn Dürre war, wenn der Nil die Felder nicht befruchtete, wenn ein Erdbeben, eine

Hungersnoth oder eine Seuche kam. Dann machte der Aberglauben der Volkswuth Volksangriffe auf die Wohnungen und auf das Leben der Christen in der Nähe.

Grund zu allgemeinen Christenverfolgungen aber lag auch in den alten Staatsgesetzen des römischen Reiches und in dem Verhalten der Christen zu den politischen wie zu den religiösen Satzungen des Staates. Die heidnische Religion war die Staatsreligion nicht nur, sondern Staatsanstalt, so verwachsen mit allen Verhältnissen des römischen Staates, daß ein Angriff auf die Staatsreligion zugleich ein Angriff auf den römischen Staat war. Uebertretungen der Staatsreligion schon konnten und durften die römischen Staatsbehörden, wenn sie eingedenk des Gesetzes und ihres Eides waren, nicht ungestraft lassen, noch viel weniger eine feindliche angreifende Stellung gegen die Staatsreligion. Es war uraltes römisches Staatsgesetz, daß die Ausübung fremder Gottesdienste im römischen Staate verboten war. Dieses Gesetz wurde zwar später so weit umgangen, daß den unterworfenen Völkern ihre Religion und ihre religiösen Bräuche beizubehalten aus politischer Rücksicht erlaubt war; aber es blieb verboten, diese fremden Religionen im römischen Reiche zu verbreiten. Das Judenthum gehörte unter die „erlaubten Volksreligionen". Wie das Christenthum als eine vom Judenthum abgelöste, selbstständige Religion dastand, hatte es eben damit aufgehört, zu den erlaubten Religionen zu gehören, zu denen es nur gehörte, so lang es als ein Zweig des Judenthums lief. Nun aber hatte zudem das Christenthum die Aufgabe und das Bestreben, für sich die Welt zu erobern und das Heidenthum zu vernichten. Seinem Grundwesen nach mußte es die römische Staatsreligion bekämpfen, und seine Verkündiger sprachen das offen aus. Lange übersahen das die Duldsamkeit und das Sicherheitsgefühl der römischen Staatsbehörden. Manches aber kam jetzt zusammen: die reißende Ausbreitung des Christenthums; die geheimnißvollen Versammlungen der Christen; ihr engverbrüdertes Zusammenhalten und Zusammenhängen durch das Reich hin; argwöhnische Kaiser und geschäftige Nährer des Argwohns, in der an den Aufständen und Thronänderungen reichen Kaiserzeit; und namentlich das Verhalten

der Christen gegenüber von dem gesellschaftlichen Leben ihrer heidnischen Mitbürger und gegenüber von manchen Staatsgesetzen.

Die Christen zeichnete ihre Zurückgezogenheit von der Welt aus, d. h. von den öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten, vom Volks- und vom gesellschaftlichen Leben der Heiden, mit denen sie zusammen wohnten. Eben weil das öffentliche und das Familienleben der Römer und Griechen so ganz verwachsen mit ihrer Religion, und aller heidnische Götterdienst den Christen ein Gräuel war, und nicht bloß jedes einzelne der Götterbilder gewöhnlicher und gemeiner Art, wie sie zahlreich in jedem Hause sich fanden, sondern selbst die herrlichen Gebilde der großen antiken Kunst in Marmor, Erz und Elfenbein von ihrem Glauben verabscheut wurden, der in den Göttern der Heiden hölliſche Wesen und in den Kunstgebilden hölliſche Werke sah: so war es den Christen unmöglich, die Häuser und die öffentlichen Plätze zu besuchen, und die allgemeinen und Familienfeste mitzumachen, bei denen in Wort, That und Bild so viel war und geschehen mußte, was in ihren Augen sündlich war. Die dadurch beleidigten Heiden nannten diese Zurückgezogenheit Menschenfeindlichkeit, einen „Haß gegen das menschliche Geschlecht".

Auch waren die Bilder der römischen Kaiser öffentlich aufgestellt. Diesen die gewohnten, meist göttlichen Ehren zu erweisen durch Weihrauchstreuen, galt als Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Staatsoberhaupt und der Unterthanentreue. Solche Ehren einem Menschenbilde zu erweisen, war gegen Glauben und Gewissen der Christen; ebenso, die Geburtstage der Kaiser, die Sieges- und anderen allgemeinen Feste, Stadt-, Landes- und Reichsfeste, in heidnischer Weise mit allem Volke mitzufeiern. Viele, nicht alle, Christen weigerten sich sogar entschieden, Kriegsdienste zu thun, oder städtische und andere Aemter zu übernehmen, weil im Heer-, Stadt- und Staatsdienste der heidnische Gottesdienst unvermeidlich war, nicht nur der Anblick desselben, sondern die Gegenwart dabei und eine gewisse äußere Theilnahme daran.

Dadurch kamen die Christen in den Schein schlechter Bürger, widerspenstiger Unterthanen; und wenn sie versicherten, ihr

Glaube verbinde sie zum unterthänigsten Gehorsam gegen die Obrigkeit, so sahen die heidnischen Staatsbehörden, weil das Verhalten der Christen in den obengenannten Hinsichten dieser Versicherung grell zu widersprechen schien, nur Lüge und Verstellung; und wenn Christen ihren Ungehorsam damit entschuldigten, daß man nach ihrer Religion Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und man den Befehlen der Obrigkeit nur so weit gehorchen müsse und dürfe, als diese dem Gebote Gottes nicht widerstreiten, so sahen darin die heidnischen Staatsbehörden eine staatsgefährliche Gesinnung, einen unbeugsamen Trotz, eine strafwürdige Auflehnung gegen die Reichsgesetze, in den Christen selbst Feinde des Kaisers und des römischen Volkes. Dazu kam, daß den Heiden im ganzen römischen Reiche es kein Geheimniß war, daß die Christen den Aufgang des Messiasreiches auf Erden und den Untergang aller Reiche der Welt ganz nahe erwarteten, und daß die Angebereien feindlicher Juden den Römern sagten, die Christen erwarten einen König für sich und die Stiftung eines neuen Königreichs.

Diese letztere Angabe zündete bei dem Tyrannen Domitian, dem Sohne Vespasians, welcher seinem Bruder Titus folgte, und vom Jahre 81 bis 96 Kaiser war. Er vermuthete politische Umtriebe und Hochverrath. Er ließ nachfragen im heiligen Lande, ob es wahr sey, daß daselbst noch Nachkommen des Geschlechts Davids sich befinden. Schon Vespasian soll das Gleiche früher gethan haben, auf das Gerede von einem in Palästina erwarteten neuen König und Königreich. Zwei Anverwandte Jesu, die Enkel des „Juda, des Bruders des Herrn", wurden nach Rom gebracht zur Untersuchung der Sache, welche den Argwohn Domitians erregt hatte. Diese zwei Männer aus dem Geschlechte Davids und Jesu, die Gegenstände des gefürchteten Hochverraths, ließ der Kaiser vor sich selbst führen. Es waren zwei einfache Landleute, auf den ersten Blick ganz unverdächtig. Die Frage, ob sie vom Königsgeschlecht Davids seyen, bejahten sie. Der Kaiser fragte sie darauf nach ihren Mitteln, nach ihrem Vermögen. Sie gaben ihr Vermögen an. Es war im Ganzen 9000 Denare (3600 fl.); jeder besitze davon die Hälfte, aber

nicht baar, sondern in einem Grundstücke, neun und dreißig Morgen groß. Sie bebauten dieses Land selbst, und zeigten dem Kaiser ihre harten, mit Schwülen bedeckten Hände. Das genügte dem Tyrannen zum Beweis ihrer Unverdächtigkeit. Er fragte sie noch über Christus und sein Reich. Auf ihre Antwort, daß das kein weltliches Königreich, sondern ein himmlisches seyn werde am Ende der Tage, wenn die Lebendigen und die Todten gerichtet werden, entließ sie Domitian wieder in ihre Heimath.

So lautet dieser Vorgang bei Hegesipp, dessen Bruchstücke Eusebius erhalten hat. Domitian erkannte, daß von den Christen keine politischen Gefahren für seinen Thron und ihn selbst zu fürchten seyen. Eine eigentliche Christenverfolgung gab es unter ihm nicht. Er ließ zwar mehrere hinrichten, welche der Christen-Gemeinde zu Rom angehörten, darunter einen seiner Verwandten, den gewesenen Consul Flavius Clemens, und dessen Gattin Domitilla verbannte er auf die Insel Pantateria, „wegen Verachtung der Götter und Annahme jüdischer Sitten". Die Kirche sah in diesen christliche Märtyrer. Domitian aber tödtete seinen Vetter und die Andern unter diesem Vorwande aus Argwohn und aus Habgier nach ihren Gütern, die er einziehen ließ. Das Christenthum war es nicht, was er dabei im Auge hatte und verfolgte; und damals also, wie sich aus diesem Vorgange zeigt, galt das Christenthum in Rom in den Augen des Hofes noch als eine jüdische Religionsart, und war unter dem Schatten des Judenthums geborgen. Gleich darauf folgte der Kaiser Nerva, vom Jahre 96 bis 98. Der rief Domitilla und die andern Verbannten zurück, verbot wegen des Glaubens und Lebens auf jüdische Weise Jemand anzuklagen, und die Christen genoßen unter ihm volle Unangefochtenheit. Ihr Glaube aber und ihr Gottesdienst gehörten noch immer nicht unter die gesetzlich anerkannten, erlaubten Religionen; und der Friede, dessen sich die Christen erfreuten, währte kurz, wie die Regierungszeit des menschenfreundlichen Nerva. Mit dem Abfluß des ersten Jahrhunderts fing es an anders zu werden.

Unter der milden Regierung Nervas war die Christenheit gewachsen in die Breite hin nach allen Seiten, in den wenigen

Jahren mehr, als in langer Zeit zuvor. Das erhellt daraus, daß das so lang unbemerkt gebliebene, als solches unbeachtete Christenthum plötzlich unter Nervas Nachfolger, dem Kaiser Trajan, die Aufmerksamkeit des römischen Staats und besonders des Staatsoberhauptes in ganz besonderem Grad auf sich zog. Zumal in den großen Städten des Reiches nahm die Zahl der Christen überhand, vornehmlich zwar nur in drei Kreisen der Gesellschaft: unter den Sclaven; unter der arbeitenden Classe; unter dem weiblichen Geschlechte.

Im Kerne der Religion Jesu Christi lag die Befreiung alles dessen, was geistig, sittlich, leiblich gebunden und beladen war und ist. Der Geist Christi ging aus in die Welt, sie zu durchdringen und sie umzubilden. Die Lehre Jesu, daß der Mensch Gottes Bild auf Erden sey, und daß alle Menschen Brüder und gleich seyen, mußte der Lebenskeim zu der persönlichen Freiheit Aller und zu dem Sieg über die Sclaverei werden, in welche bei dem Auftreten des Christenthums so viele Millionen Menschen niedergedrückt lagen. Von Adam bis Jesus Christus zeigte die Gesellschaft Sclaven und Ungleichheit der Menschen unter einander; von Jesus Christus an begann die Gesellschaft sich zu entwickeln zur Gleichheit der Menschen unter einander. Das Christenthum stellte Mann und Frau gleich im gesellschaftlichen Leben; das Christenthum war die einzige Religion, welche den Grundsatz der Sclaverei nicht hatte, welche ihn verwarf, und ihn bekämpfte; das Christenthum war das Evangelium, das den Armen gepredigt wurde. Unter dem Kreuze Jesu Christi begann eine neue Geschichte der Menschheit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, eine neue Gesellschaftsordnung.

Es war im Zusammenleben der Christen, wirklich wie der Apostel Paulus es ausdrückte; sie waren allzumal Einer in Christus Jesus, Grieche und Scythe, Römer und Jude; Herr und Knecht; Christus war Alles und in Allen.

Die Kluft, welche Abstammung, Glauben, Sitten und Sprache bisher zwischen den Völkern offen gehalten hatten, war nicht mehr; die Schranken, die den Armen vom Reichen getrennt, den Hochgebornen über den Niedrigen, den Freien über den

Sclaven erhoben hatten, und die draußen in der großen weiten Welt noch allenthalben fortbestanden in starrer finsterer Härte des Gesetzes, sie waren hier, im Leben der ersten Kirche, alle gefallen. Lieblich war das Bild des Familienlebens im Hause der Glaubigen. Ehe und Häuslichkeit zeigte sich bei ihnen verklärt. Durch Jesus Christus erst war die Ehe geheiligt worden, als ein Verhältniß untrennbar und unentweihbar, als ein heiliges Band des Mannes an Eine Frau fürs ganze Leben. Selbst im jüdischen Volk und Gesetz waren mehrere Frauen, wenn auch in nicht gleicher Stellung, im Hause des Mannes erlaubt; bei allen andern Völkern des Morgenlandes war damals das schönste Band, das ein Menschenherz ans andere knüpft, das eheliche Band, weder ein heiliges, noch ein unauflösbares, noch ein einheitliches Band. Im weiten Asien war die Frau der Rechte beraubt, die Gott und die Natur ihr verliehen, und der Mann hielt seine vielen Frauen theils in einem halb, theils in einem ganz sclavischen Zustand. Das Familienhaupt war Herr und Alles Knecht. In den Abendländern des römischen Reiches war wenigstens das Verhältniß zwischen Mann und Frau seit lange nicht mehr ein reines und sittlich schönes, zwar einheitlich, aber leicht auflösbar; in den meisten Häusern war es ein leichtsinnig geknüpftes und vielfach beflecktes Band.

Das Christenthum brachte die Heiligung der Familie und der Ehe, die Rückgabe der wahren Menschenwürde an die Frauen, die Heiligung der Weiblichkeit, die in der weiten Welt so lange und so tief entwürdigt war.

Im Hause der Christen-Gemeinden sah man zuerst die Frau in höherer Weihe und damit in einer höheren Stellung in der Welt. Zwischen Mann und Frau und in der Kinderzucht, welche durch die Eltern selbst geübt wurde, herrschte der Geist sittlicher Liebe. Dieser Geist der Liebe, der im Hause waltete, zog selbst den Sclaven zu sich herauf. Im christlichen Hause blieb zwar auch der Eine der Gebieter, der Andere der Diener, aber Beide in brüderlicher Liebe. Herr und Sclave sahen sich gleichmäßig als Kinder Gottes, als Brüder, als durch Christus Erlöste an, so lange sie in diesem Verhältniß beisammen waren; und Tausende

von Sclaven wurden in wenigen Jahren von christlichen Herren frei gelassen, weil Sclaverei dem Gebot der Liebe aller Menschen widersprach, dem Grundgebot der neuen Kirche.

Das war ganz anders in den Häusern der heidnischen römischen Welt. Da trat in dem Sclaven der Fuß des Herrn und der Frau, der Fuß der übermüthigen Kinder des Hauses, die Menschheit nieder. Da war der Sclave Sache, bloße Sache, mit der die Willkür des Besitzers schaltete, wie ihr beliebte, die vornehme Laune, die oft ein Menschenleben zerbrach wie ein Spielzeug, oder an der Quälung eines Menschenlebens sich ergötzte und kurzweilte, wie an dem eines Thieres, weil es ja nur das Leben eines Sclaven sey.

Daraus allein schon würde sich erklären, daß so viele Sclaven, Handwerker und Frauen dem Christenthum zugethan wurden, in solcher Zahl, daß in Kleinasien die heidnischen Tempel verödeten, und es für das feilgebotene Opferfleisch an Käufern fehlte.

Zu Anfang der Regierung des Kaisers Trajan, welcher vom Jahre 98—117 Kaiser war, lebte der jüngere Plinius, der Neffe des berühmten Naturforschers gleichen Namens, als römischer Statthalter in Bithynien und Pontus. Der berichtete an den Kaiser, wie die heidnische Religion durch die Christen einen großen Abfall erlitten habe, und daß die Tempel beinahe verlassen seyen, die Götterfeste nicht mehr auf gewohnte Weise begangen werden; so Viele, von jedem Alter, von jedem Stand und Geschlecht seyen Christen; denn „nicht nur in die Städte, sondern auch in Flecken und Dörfer habe sich die Ansteckung dieses Aberglaubens (des Christenthums) verbreitet".

Trajan lebt in der Weltgeschichte nicht bloß als einer der berühmtesten, sondern als einer der edelsten römischen Kaiser. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen „des Besten", und einer der edelsten Geschichtschreiber der Welt, Tacitus, der Römer, welcher, was selten unter Römern ist, eine Menschenseele hatte, und einen unbestechlichen unparteiischen Freimuth, hat den Charakter und die Regierung Trajans als die glücklichsten in der römischen Kaiserzeit verherrlicht. Trajans Wahlspruch war, so zu herrschen, wie er wünschen würde, beherrscht zu werden; und mit

jedem Morgen rief er sich den Eid ins Gedächtniß, den er öffentlich geleistet hatte, nie etwas zu thun, was dem Leben oder der Ehre guter Menschen nachtheilig seyn könnte.

Unter dieses Kaisers Regierung aber kam gerade über die Christen die Zeit der Anfechtung und der Trübsal. So war es von Gott verhängt, und so kommt es öfters in der Weltgeschichte vor, daß unter den besten Fürsten gerade die besten Menschen leiden, weil Beide das Beste wollen, aber die Ueberzeugungen und die Ideen der Letzteren entgegenstehen den Ueberzeugungen und Ideen der Ersteren. Die Ueberzeugungen und Ideen der Zukunft, welche die Welt erst erobern wollen und sollen, werden verfolgt von den Ueberzeugungen und Ideen der Gegenwart, die vorerst in der Herrschaft sind.

Trajan war durchaus Staatsmann. Dem Staatszwecke, wie bei allen Römern, war auch bei ihm Alles untergeordnet. Alles absonderliche Wesen, Alles, was sich in den Staat nicht einfügen wollte, galt ihm als Auswuchs, der ausgeschnitten werden müsse. So hatte er ein Gesetz erneuert, durch welches alle „geheimen Gesellschaften und Verbindungen" streng verboten waren, als gefährlich gegen die Ruhe des Staates.

Dieses Gesetz wurde auf die Versammlungen der Christen angewendet. Das Nächtliche und unter sich Abgeschlossene ihrer Zusammenkünfte schien diese Anwendung von selbst hervorzurufen. Doch war dieses Gesetz an und für sich keineswegs vornherein oder mit Absicht gegen die Christen oder das Christenthum gerichtet, sondern bloß zunächst gegen die Privatverbindungen überhaupt, ja vorzugsweise gegen die politischer und bürgerlicher Art. So wurde ein Handwerker-Verein aufgelöst, der zum Zweck einer Feuerwehr, für sich selbst, ohne höhere Genehmigung zu suchen, zusammen getreten war. Es hing von Zweierlei, von der Persönlichkeit der Obrigkeiten und von der Stimmung des Volkes in jeder Landschaft, ab, erstens, ob überhaupt das Gesetz auf die Christen angewendet wurde, und zweitens, ob die Anwendung eine mildere oder eine strengere war.

Dem jüngeren Plinius war von einem Ungenannten eine Anklageschrift mit vielen Namen solcher übermacht worden, welche

gegen das Gesetz der geheimen Gesellschaften sich vergehen. Es waren dieß lauter Christennamen. Die große Anzahl der Angegebenen und der höhere Stand Mancher erregte in Plinius Bedenken über sein Verhalten. Plinius war, wie viele vornehme Römer, ein philosophischer Freigeist in altgriechischem Sinne, welcher alle Religionen unter seiner Geisteshöhe sah, und darum gegen sie frei von aller Unduldsamkeit, ja gleichgültig war. Er durchschaute auch wohl die trüben Beweggründe jener Anklageschrift. Der Angeber mochte einer jener Priester seyn, deren Götzentempel leer, deren Ansehen und Einkommen durch das Christenthum geringer wurden.

Plinius machte daher zuerst das Gesetz gegen die verbotenen Gesellschaften (gegen die Hetärien) in Bithynien und Pontus bekannt und die auf dessen Uebertretung gesetzten Strafen. Erst auf das Drängen weiterer Angeber leitete er eine Untersuchung gegen die Christen ein. Er konnte die Christen-Gemeinden auch darum unter die verbotenen Gesellschaften rechnen, weil sie keinen äußerlichen Dienst mit Priestern und Gebräuchen, keine Tempel, Altäre, Opfer, keine öffentliche religiöse Gestalt hatten, dagegen eine geschlossene Verbrüderung, geschlossene und geheime Versammlungen. Judenthum war das Christenthum nicht mehr; eine für sich erlaubte Religion war es auch noch nicht; es erschien ganz als Privatverbindung und Privatsache.

War nun durch das vom Kaiser erneuerte Verbot aller Privat-Vereine überhaupt die Auflösung der Vereine befohlen, so war eben damit auch die Auflösung der Christen-Gemeinden und ihrer Versammlungen ausgesprochen. Plinius schreibt an den Kaiser Trajan, auf seine Bekanntmachung hin haben Viele sich vom Christenthum abgewendet, und die verödeten Tempel seyen allmählig wieder besucht worden. Nur gedrungen durch die Angeberei, daß noch Viele Verächter der Götter und der dem Kaiser gebührenden Ehrenbezeugungen seyen, ließ er durch die Untergerichte untersuchen, und er untersuchte selbst, und es war, wie er erzählt, folgendermaaßen. Er fragte sie, ob sie Christen seyen. Wenn sie bekannten, so fragte er sie zum zweiten und zum dritten Male, und drohte ihnen mit der Todesstrafe, wenn sie nicht dem

Gesetze sich unterwerfen würden. Beharrten sie darauf, dem Verbot des Kaisers sich nicht zu beugen, so ließ er sie strafen, Höhere mit der Verbannung, Geringe mit dem Tode durch das Schwert; „denn, sagte er, welcher Art auch das seyn möge, wozu sie sich bekannten, das war mir ausgemacht, daß ihr starrer Eigensinn wenigstens und ihr unbeugsamer Trotz gestraft werden müssen".

Ihr Beharren bei ihrem Glauben dünkte ihm „Wahnsinn". Die unter diesen „Wahnsinnigen", welche römische Bürger waren, schickte er nach Rom. Die, welche überwiesen waren, daß sie Christen waren, aber dem Gesetze sich unterwarfen, ließ er straflos frei. Das Gesetz verlangte aber nichts Geringeres, als den Uebertritt zur römischen Staatsreligion; nicht bloß das Aufgeben der christlichen Versammlungen, sondern die Anbetung der Götzenbilder und die Abschwörung des Glaubens an Christus.

Viele der Angegebenen läugneten, entweder Christen noch jetzt zu seyn oder je gewesen zu seyn, thaten, wie Plinius es ihnen vorthat, nämlich sie riefen die Götter an, opferten dem Bildnisse des Kaisers, das er zu diesem Zwecke mit den Bildern der Götter in den Gerichtshof hatte bringen lassen, und verwünschten überdieß Christus. Daran überzeugte sich Plinius, daß sie keine Christen waren; „denn dazu, schrieb er dem Kaiser, sollen sich die niemals zwingen lassen, welche wirklich Christen sind". Andere der Angegebenen sagten zuerst, sie seyen Christen, und nahmen dieses Geständniß darauf wieder zurück; sie seyen es zwar gewesen, aber sie seyen es schon lange nicht mehr, seit drei und noch mehr Jahren, ja seit zwanzig Jahren nicht mehr. Diese Alle erzeigten dem Bilde des Kaisers, und den Bildern der Götter die vorgeschriebene Verehrung, und verwünschten sogar Christus. Sie versicherten dabei, ihre größte Verschuldung oder ihr größter Irrthum sey darin bestanden, daß sie gewöhnlich an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammen gekommen seyen, einen Chorgesang auf Christus, wie mit göttlicher Verehrung desselben, zusammen gesungen und sich feierlich verpflichtet haben, nicht zu irgend einer Missethat, sondern daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr Wort nicht brechen, anvertrautes Gut den Zurückfordernden nicht abläugnen wollen.

Nach diesem seyen sie auseinander gegangen, und später an demselben Tage wieder zusammen gekommen, um ein gemeinschaftliches Mahl zu halten, eine ganz gewöhnliche und unschuldige Mahlzeit.

Um sich noch mehr Gewißheit zu verschaffen, was Wahres an der Sache sey, ließ Plinius zwei christliche „Mägde, welche Dienerinnen genannt wurden", auf der Folter befragen. Aber er fand nichts als, wie er sagte, „einen verkehrten und überspannten Aberglauben".

Dieser Erfund, der ihn im Christenthum sittlich etwas Reines und politisch etwas Unverdächtiges erkennen ließ, bestimmte ihn, die Fortsetzung der Untersuchung aufzuschieben, und sich vom Kaiser auf seine Mittheilungen der Sachlage hin, bestimmte Weisungen zu erbitten. Auch die Masse der Angeklagten hatte ihn erschreckt. Darum machte er Anträge auf ein milderes Verfahren, ob nicht zwischen den verschiedenen Altern, zwischen der zarten Jugend und den Erwachsenen, ein Unterschied in der Behandlung zu machen und allen Reuigen Straflosigkeit zu gönnen seyn dürfte. Eine Menge von Menschen könne noch gebessert werden, wenn man ihnen Gelegenheit dazu gebe, und nicht gleich mit der Todesstrafe vorfahre.

Trajan schrieb zurück, Plinius habe den rechten Weg in Sachen der Christen eingeschlagen; denn es lasse sich im Allgemeinen Nichts darüber feststellen, keine bestimmte Verfahrensform. Spüren nach Christen solle man nicht. Namenlose Angebereien sollen nicht beachtet werden; dagegen seyen die, welche förmlich angeklagt und überwiesen werden, zu bestrafen, so jedoch, daß, wenn einer sein Christenthum abläugne und sich thatsächlich, d. h. durch Anbetung der Staatsgötter darüber ausweise, daß er nicht Christ sey, ein solcher, als ein Reuiger, Verzeihung erhalte, so verdächtig er auch für die Vergangenheit seyn möge.

In diesem kaiserlichen Erlaß war jetzt eine gesetzliche Form da, wie die Christen anzusehen und zu behandeln seyen. Diese Verordnung Trajans ist ohne Noth gepriesen worden. Nur für einen Kaiser, der auf eine geringere Geistes- und Herzensbildung Anspruch machte und zu machen hätte, als Trajan, wäre diese

Verordnung eine billige und milde zu nennen gewesen, nicht aber für einen Trajan. Sie ist seiner nicht würdig, weder seines Herzens, noch seines philosophischen Geistes, am allerwenigsten seines politischen Verstandes und seiner richterlichen Gerechtigkeit.

Als Philosoph stand ihm zu, als Pflicht des Denkers, zumal in einer nach Wahrheit so sehr suchenden, nach Wahrheit Bedürfniß fühlenden Zeit, tiefer einzugehen in die Prüfung der Religion und des sittlichen Lebens der Christen, zumal er hörte, daß sie sittlich gute Menschen seyen in einem weitum sittlich verdorbenen Zeitalter, und daß Viele für die Wahrheit ihrer religiösen Ueberzeugung lieber das Leben ließen, als daß sie davon abfielen. Dieser hohe sittliche Charakter in einer charakterlosen Zeit hätte einen Philosophen wie Trajan zum Nachdenken und zur Würdigung des Geistes und der Wahrheit führen sollen, welche einem so edeln Verhalten zu Grunde lagen.

Schon der Kirchenlehrer Tertullian nannte diese Verordnung eine durch Verlegenheit dem Kaiser entrissene confuse Entscheidung; er wolle nicht, daß man den Christen, als Unschuldigen, nachspüre, und doch wolle er sie bestraft wissen als Schuldige; er schone und wüthe zugleich; er sehe durch die Finger und strafe; er gebe sich Blößen; er verdamme, ohne freizusprechen.

Für den großen Haufen der Römer, nicht aber für einen Denker wie Trajan, konnte das entschuldigend seyn, was jüdische Verläumdung, was heidnische Lüge über Glauben und Leben der Christen erdichtet und in Umlauf gesetzt hatte, alberne Mährchen von gräulichen, unnatürlichen Lastern, welche die Christen in ihren Versammlungen treiben, von Kinderschlachten und Menschenfleischessen, von der Anbetung eines Eselskopfes, der als Gott verehrt werde. Zu dem Glauben an das letztere Mährchen hatte die Bosheit eines jüdischen Spottvogels Veranlassung gegeben durch eine Karrikatur, wahrscheinlich auf den Einzug Jesu in Jerusalem.

Hatte Seneka den Christen und dem Christenthum seine Aufmerksamkeit zugewandt, so war von dem Denker Trajan zu verlangen, von dem Philosophen auf dem Throne, daß, wo ihm die Verehrung eines geistigen Gottes im Geiste als eine neue

Religion entgegentrat, er das nicht so kurz abmachte als eine Schwärmerei, als einen überspannten Aberglauben.

Auch staatsmännisch war die Verordnung Trajans eine unzulängliche, eine verunglückte, wie alle halben Maaßregeln. Sie ging darauf, die neue Religion zu ignoriren, das Feuer, das man durch gewaltsamen Angriff geschürt hätte, absterben zu lassen, durch bloße Entziehung des Nahrungsstoffes. Was soweit verbreitet war, und in sich so große innerliche Kraft hatte, das konnte voraussichtlich gar nicht ignorirt werden, und bei der Leidenschaftlichkeit der Menschen mußte gerade eine solche Verordnung wie die Trajans, in ihrer Halbheit und in ihrer Dehnbarkeit, unheilvoll wirken.

So wirkte sie auch. Denn nicht alle kaiserlichen Statthalter und Behörden waren so milde wie Plinius; und selbst die Milde des Plinius vermochte es ja über sich, um Wahrheit über das Christenthum zu erfahren, schwache christliche Frauen durch den Henker foltern zu lassen, die keiner Missethat angeklagt waren, und ohne daß ihn das Gesetz dazu nöthigte. Diese gefolterten zwei Dienerinnen waren ohne Zweifel zwei Diakonissen, Gläubige aus dem weiblichen Geschlecht, welche freiwillig die Krankenpflege übernommen hatten, und auch in der Armenpflege den Diakonen helfend zur Seite standen. Solche Gehülfinnen in Kranken- und Armenpflege gab es schon zur Zeit der Apostel (Röm. 16, 1. 1 Tim. 5, 9.).

Viele Gläubigen fielen der kaiserlichen Verordnung zum Opfer. Die Verfolgung lief durch das römische Reich, zwar nicht als ein allgemeiner Angriff auf die Christen, aber als ein Verderben, das in Städten und Flecken viele Einzelne tödtete und tödten mußte. Unter den Opfern war auch der hundert und zwanzig Jahre alte Bischof Simeon zu Jerusalem, der Nachfolger des Jakobus in der Stelle eines Vorstandes der Gemeinde.

Hinein in die Trümmer des zerstörten Jerusalems hatten sich viele Heiden gesetzt, und bald auch waren die Christen, welche noch in Pella waren, auf die heilige Stätte Jerusalems den Heiden nachgezogen, und hatten sich daselbst wieder angebaut. Die Feindseligkeit der Juden, welche sich selbst von dem heiligen Boden

ausgeschlossen und Heiden und Christen darauf sehen mußte, nahm das kaiserliche Strafgesetz gegen die Christen in die Hand und wandte es gegen diese in Syrien und Palästina. Simeon wurde als Christ von ihnen bei dem römischen Statthalter Attikus angeklagt, und als Sprosse aus dem Königsgeschlecht Davids. Simeon war der Sohn des Klopas, eines Bruders des Joseph, ein Vetter Jesu. Unter der anhebenden Verfolgung mag die Erwartung des demnächstigen Anbruchs des messianischen Reiches wieder feurig und laut geworden seyn. Der silberhaarige Simeon legte ein freudiges Bekenntniß ab, wurde mehrere Tage grausam gegeißelt, und starb dann als Märtyrer am Kreuze, im Jahre 107.

Auch der edle Bischof Ignazius von Antiochia war unter den Opfern, deren desto mehr fallen mußten, je leichter die Verordnung Trajans es Jedem machte, jeden Christen seinem Haß oder seinem Privatinteresse zu opfern.

Ignazius war noch einer der unmittelbaren Schüler der Apostel, und war er auch nicht das Kind, das Jesus in die Mitte seiner Jünger stellte, wozu die kirchliche Sage den Ignazius macht, so kann doch dessen Kindheit noch in die Tage Jesu zurückgereicht haben. Als unmittelbarer Schüler des Apostels Johannes und als Vorsteher der Gemeinde zu Antiochia, ein Amt, das er an vierzig Jahre verwaltete, stand er im höchsten Ansehen bei den Christen des Morgenlandes, und sie gaben ihm den Beinamen Theophorus, d. h. der Träger Gottes.

Da kam Trajan ins Morgenland auf einem Feldzuge wider die Meder und Parther. Entweder war Ignazius von Feinden verklagt, oder wollte er der Klage zuvorkommen. — Er ließ sich dem Kaiser vorstellen, um denselben für sich und seine Gemeinde zu gewinnen. Die Unterredung mit dem Kaiser aber machte keinen günstigen Eindruck auf diesen. Zuvor von Andern gegen Ignazius eingenommen, redete Trajan ihn sogleich ungnädig an: „Bist du es, welcher als ein böser Dämon unserem Gebot zu trotzen wagt, und Andere verführt, zu ihrem eigenen Unglück?“ — „Niemand,“ antwortete Ignazius, „nennt den Theophorus einen bösen Dämon; denn von den Knechten Gottes bleiben die Dämonen fern. Ich weiß nur, daß sie mich hassen, und darum

nennst du mich einen bösen Dämon; ich bekenne, daß Christus mein König ist, und so mache ich ihre Anschläge zu nichte". — „Und wer ist Theophorus?" fragte der Kaiser. — „Derjenige", sagte Ignazius, „welcher Christus in seinem Herzen trägt". — „Und meinst du", rief Trajan, „wir haben nicht auch Götter in unserem Herzen, welche uns beistehen gegen die Feinde?" — „Gibst du", fuhr Ignazius fort, „den heidnischen Dämonen den Namen Gott, so bist du im Irrthum. Götter gibt es nicht; Einer ist Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, und das Meer und Alles, was darinnen ist; und Einer ist sein eingeborener Sohn, Jesus Christus, dessen Freund ich geworden bin". — Trajan sagte: „Du sprichst von dem, welcher von Pontius Pilatus gekreuzigt worden ist?" — „Eben von dem, welcher die Sünde und ihren Urheber gekreuzigt hat, und welcher alle dämonische Bosheit denen unter die Füße gethan hat, welche ihn im Herzen tragen", antwortete Ignazius. — „Du trägst also Christus im Herzen?" sagte Trajan spöttisch. — „So ist es", sprach Ignazius; denn es stehet geschrieben: Ich werde in ihnen wohnen und mit ihnen wandeln".

Gereizt sprach der Kaiser das kurze Urtheil: „Den Ignazius, der gesagt hat, er trage den Gekreuzigten in sich, verurtheile ich, daß er gefesselt von den Kriegsknechten nach Rom geführt, und dort, dem Volke zum Schauspiel, den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen werde". Der Greis hörte dieses Urtheil mit Ruhe. Dann rief er in freudigem Entzücken: „Ich danke dir, Herr Jesu, daß du mich nach deiner vollkommenen Liebe so hoch gewürdiget hast, gleich deinem Apostel Paulus Ketten und Bande zu tragen".

Er bot die Hände den Banden dar, betete für die Kirche und empfahl sie mit Thränen dem Herrn, während er von den wildesten Soldaten abgeführt wurde. „Als ein auserlesenes Opferschaaf, als der guten Heerde Führer", wie der Bericht sagt.

Von zehn Soldaten bewacht, wurde er in Seleucia eingeschifft. In Smyrna traf er den dortigen Gemeinde-Vorsteher Polykarp, der, wie er, ein Schüler des Johannes war, und Abgeordnete von fünf christlichen Gemeinden Kleinasiens. Diese

genoßen mit ihm das Abendmahl. Von Smyrna aus schrieb er an diese Gemeinden, dankte ihnen und ermahnte sie, und empfahl sich ihrer Liebe und Fürbitte. Auch an die Christen zu Rom sandte er einen Brief voraus, welcher zeigt, wie freudig er in den Tod ging. „Begebt euch," schrieb er diesen, „ja nicht in Gefahr, mich zu befreien. Es ist besser, um Christi willen zu sterben, als selbst über alle Reiche der Welt zu herrschen. Laßt immerhin die Thiere mein Grab werden, so hat sich dann Niemand mit mir im Tode zu bemühen. Ihn suche ich, der für uns starb. Ihn begehre ich, der für uns wieder auferstand. Er ist mein Gewinn, der mir aufbehalten ist. Lasset mich nachkommen dem Leiden meines Herrn. Meine Liebe ist gekreuzigt. Mich verlangt nach dem Brode Gottes, nach dem Fleische Jesu Christi, und ich begehre sein Blut zu trinken, zu trinken unvergängliche Liebe." Es kam öfters unter den Verfolgungen vor, daß Verurtheilte durch Verwendungen und durch christliches Geld dem Vollzug des Urtheils entzogen wurden, was bei den Tausenden von Verurtheilten aller Art im römischen Reiche leicht war, da kaum Einer vermißt wurde, und da die Gleichheit der Person nicht wohl herzustellen war, sobald Einer aus weiter Ferne nach Rom kam.

Nach Rom waren ihm Christen aus Antiochia vorausgeeilt. Auch viele andere Brüder fanden sich ein, als er in Rom ankam. Er warf sich mit ihnen zum Gebet auf die Kniee, und betete — nicht für sich, sondern für die verfolgte Kirche. Der freudige Muth, mit dem er der Märtyrerkrone entgegenging, blieb in ihm der gleiche bis ans Ende. Am 7. Dezember des Jahres 116 war er nach Rom gekommen, und schon am andern Tage wurde er ins Amphitheater gebracht, um die Speise der Löwen, der Tiger und der Panther zu werden. Als er das Brüllen der hungrigen Löwen hörte, rief er aus: „Gottes Korn bin ich; durch die Zähne der Thiere will ich gemahlen werden, damit ich als reines Brod Gottes erfunden werde."

Der Märtyrer kniete den Bestien gegenüber im Gebet, die Augen gen Himmel gerichtet, während die Tausende auf den Sitzen des Theaters zuschauten. Sein Ende war ein schnelles.

Die losgelassenen wilden Thiere warfen sich mit solchem Heißhunger auf ihn, daß er bald bis auf die härtesten Knochen aufgezehrt war.

Um durch seinen Anblick und durch sein Schicksal die Christen allenthalben zu schrecken, hatte man ihn auf der Reise gerade durch diejenigen Gegenden geführt, wo am meisten das Christenthum verbreitet war, über Troas, durch Macedonien, und man hatte ihn überall in den Gemeinden die Brüder sehen lassen, zu Philippi und anderswo.

So berichten die alten Märtyreracten über den Tod des Ignazius. Man hat diese in lateinischer und griechischer Bearbeitung. Was man ihrer Glaubwürdigkeit schon entgegenzustellen versucht hat, ist ganz haltlos. Statt des Jahres 116 setzen Andere 107 für den Zeugentod des Ignazius. Die Christen in Rom durchwachten die Nacht nach seinem Tode in Gebeten, um gleiche Glaubensstärke und Glaubenstreue. Viele sahen ihn als Verklärten im Traumgesichte.

Die unglückselige Verordnung Trajans mußte so lange blutig fortwirken, als es Christen gab, die glaubenstreu waren und ihrer religiösen Ueberzeugung nach lebten; so lange als es Juden und Heiden gab, welche Haß oder Privatinteresse hatten, um Christen zu verderben; so lange als es Statthalter gab, welche sich mehr an den Buchstaben der Verordnung hielten, als menschlich genug waren, der Feindseligkeit die Opfer zu entziehen, oder bestechlich genug, lieber das christliche Geld, als das christliche Blut zu nehmen.

Freilich wird auch erzählt, einzelne Christen haben ihren Tod selbst verschuldet, indem sie unüberlegt die Heiden gegen sich gereizt oder in zu weit getriebener Aengstlichkeit milden Obrigkeiten Verlegenheiten bereitet haben, und eben damit sich selbst. Es mußte die Heiden reizen, wenn bei ihren Festen Christen sich hinstellten, zuschauten und ihren Göttern Verachtung zeigten. Es kam vor, daß, wo Behörden von Christen nur forderten, daß sie dem Kaiser den Namen „Herr" geben sollten, fragten, ob hinter dem „Herr" nicht etwa ein „Gott" stecke, wie es bei Domitian geheißen hatte: „Domitian, unser Herr und Gott."

Im Jahre 117 folgte auf Trajan der Kaiser Aelius Hadrianus. Der verrohte Pöbel aus den höheren und niederen Classen war durch die fortdauernden Wirkungen der Verordnung Trajans so an Christenhinrichtungen gewöhnt worden, daß er bei heidnischen Festen als Beigabe einige Christenermordungen zu fordern anfing. „Man werfe Christen den Löwen vor", das wurde stehendes Geschrei bei solchen Festen, und feige Obrigkeiten fügten sich diesem Verlangen. Nicht so Seranius Grannianus, der Proconsul in Kleinasien. Der stellte dem Kaiser Hadrian das Ungerechte eines solchen tumultuarischen Verfahrens vor, welches Christen dem Tode weihe, ohne daß sie eines Verbrechens überführt seyen. Der Kaiser erließ an den Nachfolger des Grannianus, Minucius Fontanus, die Weisung, nicht Volksgeschrei, sondern nur gerichtliche Klage habe gegen die Christen zu gelten, und wenn sich ein gesetzwidriges Verhalten ergebe, solle sie Strafe treffen, Strafe aber auch die Ankläger, wenn ihre Anklage falsch erfunden werde. Durch diesen kaiserlichen Erlaß war zwar dem Haß und der Wuth der verwilderten Masse das fortan gelegt, bloß durch stürmisches Geschrei nach Christenblut unschuldige Menschen vor Löwen und Tiger geworfen zu sehen, und durch das Zerreißen ihrer Glieder sich die heidnischen Feste zu würzen; aber den gesetzlichen Weg der Christenverfolgung hatte der kaiserliche Erlaß offen gelassen, und als ein gesetzwidriges, also strafbares Verhalten galt ja schon das Bekenntniß zum Christenthum, als zu einer Religion, welche der Staatserlaubniß entbehrte.

Die Christen scheinen vorsichtiger geworden zu seyn, so daß es schwerer wurde, nach den strengen Rechtsformen eines gewöhnlichen Anklageprozesses Christen zu überweisen, und die kaiserliche Strafbedrohung gegen falsche Ankläger mußte schon darum den Christen Ruhe schaffen, weil Ankläger befürchten mußten, daß Angeklagte läugnen, und sie selbst, wenn ihnen die Herstellung des Beweises gegen sie nicht möglich war, dem Tode verfallen. Denn der Kaiser hatte gesagt: „Wo Einer den Andern bloß aus Verläumdung anklagt, da, beim Herkules! sorge man dafür, daß er für seine Bosheit mit der schärfsten Todesstrafe gestraft werde."

Darum wirkte der Erlaß Hadrians günstig für die Ruhe der

Christen, und die Statthalter deuteten ihn wohl zugleich als einen unmittelbaren Ausdruck der Abneigung des Kaisers gegen eine blutige Verfolgung der Christen, so weit diese bloß des Glaubens wegen geschehe, und nicht wirklicher Verbrechen wegen.

Eben diese den Christen durch Hadrian zu Theil gewordene Ruhe war es, um deren willen Hadrian in der Vorstellung der späteren Jahrhunderte als ein dem Christenthum günstiger Kaiser lebte, und im vierten Jahrhunderte die Sage ging, er habe Christus einen Tempel bauen und ihn unter die römischen Gottheiten aufnehmen wollen, und sey nur durch die heidnischen Priester an diesem Vorhaben verhindert worden. Die Wahrheit ist: Hadrian hatte von dem Christenthum so wenig Kenntniß, eine so verkehrte und verworrene Vorstellung, daß er in einem Brief an seinen Schwager Servianus, worin er von dem eben im römischen Reiche Eingang suchenden Serapisdienst redet, es nicht nur für denkbar, sondern für ausgemacht halten konnte, die Serapisverehrer seyen Christen, und dem Serapis dienen, welche sich Bischöfe Christi heißen.

So wenig Hadrian dem Christenthum die öffentliche Anerkennung gab, so wenig war er demselben Freund, ja vielmehr abgeneigt, wie allen aus der Fremde kommenden Religionen; und wie wenig er das, was Christen wie Juden heilig war, ehrte, oder nur berücksichtigte, dafür zeugt, was er im heiligen Lande that.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Der falsche Messias Bar-Cochba.

Die Juden hatten das Christenthum so oft bei den Römern verklagt, das Christenthum gehe auf ein neues Königreich und einen neuen König aus; sie hatten den greisen Simeon und andere Verwandte Jesu als solche angegeben, welche an die Spitze einer staatsgefährlichen Bewegung gegen Roms Herrschaft gestellt werden könnten; und unter ihnen selbst, unter den Juden in

Asien und Afrika, glühete der Geist des Aufstands gegen die Römer fort. Die zerstückten Glieder der jüdischen Nationalität, welche zerstreut hin über das römische Reich in zahlreichen Juden-Gemeinden fortlebten, strebten nach Vereinigung und Wiederherstellung. In Aegypten und in der afrikanischen Landschaft Cyrene waren die Juden seit lange sehr zahlreich und wohlhabend. Im Frühlinge des Jahrs 115, während Trajan in Armenien kriegte, waren diese Juden aufgestanden, und hatten in Cyrene und in Aegypten die heidnischen Einwohner überfallen, schaarenweise sie erwürgt, an zweihundertzwanzigtausend. Sie hatten Viele bei lebendigem Leibe geschunden, Andere der Länge nach durchsägt, mit den Zähnen in ihr Fleisch gebissen, ihre Eingeweide um den Leib sich gewunden, auch Thierspiele angeordnet, wo die gefangenen Heiden, wie im römischen Cirkus, mit Löwen und Tigern kämpfen mußten. Zu solcher Wuth hatte die Juden erlittener äußerster Druck verwildert. Ihr Anführer war Lukuas. Er durchzog einen großen Theil des von Kriegsvolk für den Augenblick ganz entblösten Aegyptens und Syriens, und erst im dritten Jahre erstickte die römische Heeresmacht diesen Aufstand zwischen den Bergen des heiligen Landes im Blute der Aufgestandenen, auch des Anführers; er fiel mit den Seinen in der Schlacht. Während dem waren die Juden auf Cypern aufgestanden, hatten gegen die griechische Bevölkerung gewüthet, waren aber auch von den Römern erdrückt worden. Der gleichzeitige Aufstand der Juden in Mesopotamien wurde ebenfalls im Blute vieler Tausende von Juden erstickt.

Diese Juden-Aufstände unter Trajan mußten auch für die Juden-Christen in den Augen der Römer nachtheilig seyn, für die Christen überhaupt. Sie mußten mit ungünstigen und argwöhnischen Blicken angesehen werden, und die Staatsmaaßregeln gegen die geheimen Gesellschaften als staatsgefährliche Vereine, und die Einrechnung der Christen in dieselben findet in dem Obigen seine nicht genug beachtete, nur zu natürliche Erklärung.

Geschwächt durch solche Niederlagen und Züchtigungen, ruhten die zerstückten Glieder des Judenthums, in denen aber trotzdem der nationale und der altreligiöse Eifer noch nicht getödtet

war. Hadrian legte im Jahre 126 eine heidnische Römercolonie auf den Trümmern Jerusalems an, welche als Besatzung die schon früher da eingesessenen Heiden schützen sollte. Um nicht die Juden ausrotten zu müssen, beschloß er die Ausrottung des Judenthums, seiner altnationalen Sitten und Bräuche. Er verbot die Sabbatsfeier und die Beschneidung; wer die letztere an einem Kinde vollzöge und vollziehen ließe, sollte als Verbrecher bestraft werden. Wurde Beschneidung und Sabbatfeier beseitigt, so waren dem Judenthum seine markirenden und unterscheidenden Merkmale genommen, und die Juden verloren sich dann von selbst mit der Zeit unter die anderen Völker und ihre Sitte. Im Jahre 130 war Hadrian selbst im heiligen Lande. Er sah das Zucken und Gähren, er hörte, daß sich etwas Gewaltsames wieder in der Tiefe des Judenthums regte. Das hatte ihn zu den genannten harten Maaßregeln bestimmt. Die römische Colonie hatte sich auch einen Jupiter-Tempel in der heiligen Stadt bald gebaut, an der Stätte des zerstörten Jehova-Tempels, und es verbreitete sich, der Kaiser wolle auf Jerusalems Boden eine prachtvolle große Heidenstadt bauen, die dem Jupiter Capitolinus und dem Kaiser geweiht seyn, und nach des Kaisers und des Heidengottes Namen Aelia Capitolina heißen solle.

Das Volk Jehovas, so wund und so zerschlagen es war, hatte noch Großheit genug, um es nicht zu tragen, daß der heidnische Gräuel göttliche Verehrung finde, auf derselben Stätte, wo Jehova sein Heiligthum gehabt hatte; Großheit genug, um es lebend nicht sehen zu müssen, wie seine Söhne Heiden würden; um nicht selbst die Hand bieten zu müssen, die eigenen Kinder heidnisch zu machen. Denn jeder Jude sah in dem neuen kaiserlichen Gesetz, das Sabbat und Beschneidung verbot, das Schwert, welches das Herz der altjüdischen Religion und Nationalität treffen sollte, und das Hinsterben Beider nach sich ziehen mußte. Ueber der Blindheit, mit welcher das jüdische Volk dem wahren Messias und dem Gange Gottes gegenüberstand, darf man die Großheit nicht übersehen, mit welcher die wundenvollen Volksreste des Judenthums sich zum letzten Mal aufrichteten, für die ihnen heilige Sache ihres alten Gesetzes und Volksthums. Es war ein Wag-

niß verhältnißmäßig Weniger, der Weltmacht Rom gegenüber; nicht eine leichtsinnige Meuterei, sondern ein lang und tief angelegter, weit verzweigter Plan von Volksgenossen, die sich lieber den letzten Tropfen Blut, als den altväterlichen Glauben aus dem Herzen rauben lassen wollten. Es war das letzte Aufleuchten, ja Aufflammen der religiösen Kraft; denn nur mit dieser war so etwas möglich; und da der höhere Geist dieser Religion aus seinem bisherigen Gehäuse weg und bereits in das Christenthum übergegangen war, so ist eben das, daß noch die des ursprünglichen Geistes fast entleerte Form der Religion des Mose und der Propheten Kopf und Herz der Juden so hoch zu heben und zu halten vermochte in diesem letzten Kampfe, eine Verherrlichung der Religion des Einen wahren Gottes unter den Völkern.

Nach dem Untergang Jerusalems hatte sich die jüdische Wissenschaft die Stadt Tiberias zu ihrem Mittelpunkt genommen. Hier war der Brennpunkt des Eifers für die Nationalsache. Hier glüheten die alten Gesetzeslehrer, hier wurde von ihnen die Jugend entzündet, und von hier aus gingen Boten und Briefe an die Juden ins römische Reich nach allen Seiten aus, in der Stille zu fanatisiren, die Fäden zu ziehen, und alle noch vorhandenen Kräfte des Judenthums zum Zusammenwirken für Einen Schlag zu vereinen. Die hohe Schule hebräischer Weisheit zu Tiberias hatte für die glaubigen Juden die Stelle und Gestalt des Sanhedrins zu Jerusalem angenommen, und der angesehenste Rabbi vertrat den Hohenpriester. Alle Juden anerkannten die zu Tiberias zusammenwirkenden Männer als eine Art provisorischer Regierung für die jüdischen Angelegenheiten.

Als der große Rabbi der Zeit wurde Akiba verehrt, ein hundertjähriger Greis.

Vom Jahre 130—131 hatte Kaiser Hadrian das Morgenland durchreist, und kaum hatte er es verlassen, so trat ein Messias im heiligen Lande auf, und rief alle Juden zu den Waffen. Er ist da, hieß es, von dem geschrieben stehet, der Prophet, wie Mose war, welchen der Herr zu senden verheißen hat (5 Mos. 18, 18.). Sie ist erfüllt, hieß es, die Weissagung (4 Mos. 24, 17.): „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen,

und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter, und zerstören alle Kinder Seth. Edom wird er einnehmen, und Sair wird seinen Feinden unterworfen seyn; Israel aber wird Sieg haben."

Lange Zeit waren diese Worte von den jüdischen Schriftauslegern dahin gedeutet worden, daß ein eigener Stern am Himmel erscheinen werde zur Zeit des Messias.

Es muß zu Ende des Jahres 131 oder zu Anfang 132 ein neuer Stern am Himmel entdeckt oder ein Komet im Morgenlande sichtbar geworden seyn. Denn der Messias, der jetzt auftrat, nannte sich den „Sohn des Sternes" (Bar-Cochba), und fast alle Juden glaubten an ihn, als den verheißenen Messias. Er selbst glaubte an sich, als an Den, welcher der Held und Retter seines Volkes werden und die Weissagungen erfüllen sollte. Der große Rabbi Akiba, die ganze hohe Schule zu Tiberias erkannte ihn an; der hundertjährige Akiba trug ihm sogar den Schild nach, als wäre Jugendkraft wieder in ihn gekommen durch das Erscheinen des Messias.

Die feste Burg Bethar (Bithar), nahe bei Jerusalem, machte Bar-Cochba, der Sternensohn, vorläufig zu seinem Sitz und zum Mittelpunkt der Waffenbewegung. Hier auch ließ er sich zum Könige salben.

Wer ihm nicht huldigen und für ihn in die Waffen treten wollte, über den kam die blutige Verfolgung des Sternensohns und seines Anhangs. Furchtbar hatten unter ihm die Christen im heiligen Lande zu leiden, weil sie die Theilnahme an dem Aufstande gegen die Römer von sich wiesen und den Sternensohn nicht als Messias anerkannten. Alle Christen, welche seinem fanatischen Anhang oder dem falschen Messias selbst in die Hände fielen, und nicht Christus verläugnen und sich zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes unter die Fahne der jüdischen Bewegung stellen wollten, wurden umgebracht, unter grausamen Martern. Das zuvor so menschenleere heilige Land sah schnell im Jahre 132 eine Heermasse jüdischer Bewaffneter unter der Fahne ihres Messias, zum Beweise, daß Juden aus allen Landen her in den Aufstand eingeweiht und bei seinem Ausbruch nahe waren.

Er warf sich zuerst auf die Heiden und Christen, die sich in Jerusalem angebaut hatten, er zerstörte den heidnischen Tempel, und setzte sich als König in die schnell befestigte heilige Stadt. Von da aus bemächtigte er sich des ganzen Landes so weit, daß fünfzig feste Plätze, neunhundert fünf und achtzig offene Flecken in seinen Händen waren und ihn anerkannten.

Zwei Jahre war der Sternensohn König in Jerusalem, und er ließ Münzen schlagen, die auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern die Inschrift „Freiheit Jerusalems", „Erlösung Zions" trugen. Aus den noch daliegenden Trümmern und den nahen Steinbrüchen war es leicht, den Tempel Jehovas wieder herzustellen. Er legte Hand an seinen Wiederaufbau. Die Streitkräfte des römischen Statthalters Tinnius Rufus waren zu schwach gewesen, um gegen den Fanatismus und die Menge der Juden in Waffen das Feld zu behaupten.

In Rom würdigte man die Größe der Gefahr, welche dieser Aufstand für die Herrschaft der Römer im Osten hatte. Die Besorgniß lag nahe, daß die aufgestandenen Juden mit dem Könige der Parther in Verbindung seyen, und daß andere Völker des Morgenlandes auch aufstehen. Der Kaiser rief seinen größten Feldherrn, Julius Severus, aus Brittannien nach dem heiligen Lande mit starkem Kriegsvolk. Der römische Feldherr ging vorsichtig vor. Denn dieser Aufstand war furchtbarer, als der, den Vespasian und Titus zu bekämpfen hatten. Die Juden waren dießmal nicht in Parteien zerspalten, nicht geistliche Gewalten und Kriegshäupter in feindlicher Stellung gegen einander, nicht viele Anführer und keine Einheit der Führung, nicht blutige Fehde der Einen gegen die Andern unter sich selbst; dießmal war Einer es, der Alles leitete, und diesem Einen ordnete sich Alles unter; und es war nicht nur eine einheitliche Bewegung, sondern der Beweger war der von allen Sekten der Juden anerkannte Messias, Hoherpriester und König zugleich; dabei, wie sich zeigt, tapfer und kriegsverständig. Severus ließ sich nicht in eine Feldschlacht ein, sondern suchte den Aufstand einzukreisen, und zu Ende des Jahres 135 hatte er nicht nur Jerusalem wieder genommen, sondern auch den größten Theil des Landes, einzeln, Burg für

Burg, Flecken für Flecken genommen und zerstört, nach äußerstem Kampfe der Juden, unter ungeheuren Anstrengungen und Verlusten der Römer. Als auch der neue Königssitz Jerusalem erstürmt war, zog sich, was von Juden nicht in der Vertheidigung gefallen war, in die Festung Bethar, die mit allen Vorräthen und Vertheidigungsmitteln versehen worden war. Aber auch diese Festung wurde genommen, nachdem Bar-Cochba als Held in der Schlacht gefallen war.

Der dreijährige Aufstand und Kampf soll nach römischen Berichten fünfmalhundertachtzigtausend Juden, die mit den Waffen in der Hand gefallen seyen, das Leben gekostet haben. Zieht man auch die römische Uebertreibung ab, so war doch dieser letzte Blutverlust der größte, den das Judenthum je erlitten; das jüdische Volksthum hatte sich damit zu Ende verblutet; und Hunger und Seuchen waren die mächtigsten Verbündeten der Römer gewesen. Die Gefangenen, meist Frauen und Kinder, wurden auf dem Jahrmarkt an der Terebinthe, wo einst Abrahams Zelt gestanden war, als Sclaven verkauft, und was hier nicht abging, auf dem Markte von Gaza. Die gefangenen kräftigen Männer wurden in die Bergwerke Aegyptens eingeschifft, und unterwegs kamen viele durch Schiffbruch und Hunger um. Von den im Gebirg umirrenden Flüchtlingen wurden viele durch die Heiden erschlagen. Das heilige Land war jetzt ganz verödet und wüste. Ueber tausend Burgen, Städte, Flecken und Dörfer waren dem Boden gleich gemacht, traurige Brandstätten und Steinhaufen. Die kurze Wiederbelebung des Volkes Gottes, das längst dem Tode verfallen war, durch das Messiasthum Bar-Cochbas hatte also geendet. Der große Rabbi Akiba war gefangen worden. Er wurde unter grausamen Martern hingerichtet. Er trug sie mit dem Heldenmuth, welchen er unter den Kämpfen und Schrecken des Aufstands gezeigt, und die Ueberbleibsel der Juden verehrten in ihm den gemordeten Knecht Jehovas (Jes. 52.); als solcher ging er in die Sage über, in die Verherrlichung; als solcher lebte er fort von Geschlecht zu Geschlecht. Nicht so gut war es den Manen Bar-Cochbas gegangen. Als das Unglück herein-, sein Messiasthum zusammenbrach, der Messias umkam und sein

Haupt ins römische Lager gebracht ward, da wurde von den Enttäuschten Bar-Cochba als „Bar-Cosiba", der Sohn des Sterns als „Sohn der Lüge" verschreit. Dennoch gaben die Juden sich selbst noch nicht auf, nicht ihr Gesetz, nicht ihre Sitte. Unzerstörbar trugen sie in sich fort den Glauben an die Zukunft ihres Volkes, und selbst das schreckliche Unglück der letzten drei Jahre sahen sie nur als ein Strafgericht Jehovas an, dafür, daß nicht alle Söhne ihres Volkes den letzten Blutstropfen und das letzte Geld gesetzt haben an die Sache Jehovas und der Nation, als ein Gottesgericht nur über die Gegenwart, die nicht groß genug gewesen sey, Alles einzusetzen und zu opfern, um Alles zu gewinnen. Auch diese große Anschauung eines so vom Schicksal heimgesuchten Volksrestes, unmittelbar im Leiden unter einer solchen Unglückslast, ist etwas Erhabenes und einzig Dastehendes in der Geschichte, eine göttliche Nachwirkung einer göttlichen Religion.

Von da an waren nur noch die heiligen Schriften der Juden ihr Mittelpunkt, der sie zusammenhielt, die in ihnen verzeichnete Vergangenheit, und die ihnen geweissagte und immer noch geglaubte und erhoffte Zukunft. Ihr Haß auf die Christen aber, auf die abtrünnigen Söhne ihrer Nationalität und ihres Glaubens, welche sie in dem gemeinsamen Kampfe verlassen, war um so größer geworden, weil sie nur Dieses und nichts Anderes in ihnen sahen. Sie rächten sich an ihnen durch Anschwärzungen mit Mund und Schrift, und ihre gelehrten Schulen waren von nun an die Pflanzstätten gräulichster Lästerungen gegen Christus, Christen und Christenthum, und selbst in ihren Gottesdienst nahmen sie ein Fluchgebet auf gegen die Abtrünnigen.

Kaiser Hadrian aber ließ über die Stätte, auf welcher der Jehova-Tempel gestanden war, den Pflug gehen und dieselbe mit Salz bestreuen, als eine fortan verfluchte Stätte. Jerusalem wurde mit heidnischen Ansiedlern besetzt und der vorgehabte Plan ausgeführt. Römische Prachtbauten und Theater, Tempel römischer Götter und Göttinnen erhoben sich da, wo die heilige Stadt einst gestanden. Allen Juden wurde bei Todesstrafe verboten, im Umkreis von mehreren Stunden der Stadt sich zu nähern, die jetzt Aelia Capitolina hieß. Der Uebertritt zum Judenthum wurde

mit Todesstrafe bedroht, und über dem Stadtthor der neuen Stadt, das Bethlehem zu führte, wurde ein in Marmor ausgehauenes Schwein angebracht, den Juden zum Spott und zur Abschreckung. Erst im vierten Jahrhunderte wurde den Juden erlaubt, die Stätte ihrer einstigen heiligen Stadt von den nahegelegenen Bergen herab sehen und beweinen zu dürfen; noch später erlangten sie es, am Jahrestage der Zerstörung des Tempels durch Titus in die Thore der Stadt selbst hereingehen zu dürfen; aber sie mußten den Zutritt mit Geld erkaufen.

Von Hadrian an waren eigene Wachen ausgestellt, welche jedem Juden die Annährung verwehrten. Christen durften sich in der neuen Stadt ansiedeln. Aber um auch diesen die Wallfahrt zur Kreuzigungsstätte Jesu zu verleiden, ließ Hadrian auf Golgatha einen Tempel der Venus bauen, und über dem Felsen, wo Jesus im Grab gelegen, ließ er ein Bild des Jupiter aufrichten.

So hatten die Christen im heiligen Lande auch unter dieser Verunehrung der ihnen heiligen Stätten durch die Römer zu leiden. Auch während des Aufstands hatten sie durch die Römer gelitten, da sie von dem römischen Kriegsvolk oft als Juden behandelt worden waren; zudem daß sie schon genug durch die Uebel des Krieges selbst zu leiden hatten, mußten sie oft als Mitschuldige der Juden leiden, während die aufgestandenen Juden andererseits gegen sie noch grimmiger wütheten, als gegen die Heiden. Durch diese Leiden kam die Entkräftung vollends über das Juden-Christenthum im heiligen Lande. Das Gesetz Hadrians gegen die Beschneidung aber war für die freiere christliche Richtung fördernd. Es hatte die Folge für die Juden-Christen, daß sie diesen Haupttheil des altjüdischen Gesetzes aufgeben mußten und Alles, was absonderlich Jüdisches noch ihnen anhing. Die Juden-Christen im heiligen Lande schloßen sich zusammen und verschmolzen sich mit den dasigen Heiden-Christen, zuerst in Neu-Jerusalem, in der Heidenstadt Aelia Capitolina; und zum ersten Mal wurde ein Heiden-Christ, Markus, Vorsteher der Christen-Gemeinde in dem jetzt heidnisch benannten Jerusalem. So war eine der Folgen des letzten jüdischen Aufstandes das Ende der

judenchristlichen Richtung im heiligen Lande. Sie zuckte von da an nur noch schriftlich nach, auf dem Gebiete des gelehrten Streites.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Neue Verfolgungen des Christenthums.

Im Jahre 138 folgte Antoninus Pius dem Hadrian auf dem Kaiserthron. Zeitunglücksfälle, Hungersnoth, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste veranlaßten neuen Volkstaumel und Volksangriffe der Heiden, die alle Unfälle dem Zorn der Götter über die Christen zuschrieben, auf die Letztern. Antonin, dieser weise, sittlich schöne Fürstencharakter, dessen Grundsatz war, lieber Einen Bürger zu erhalten, als tausend Feinde zu tödten, der für die Sclaven, für die Wittwen und Waisen, für die Armen und Unterdrückten zu sorgen, als seine besondere Kaiserpflicht achtete, wurde der Schirmherr der Christen in Tagen, die ihren Untergang unter Trajan und Hadrian herbeigeführt hätten. Gerade vor dem Licht Antonins des Frommen steht die Bildung und das Verfahren Trajans und Seinesgleichen in schwarzem Schatten, und so unwahr ist, was man zur Entschuldigung Trajans hat vorbringen wollen, daß die Begriffe Denk- und Redefreiheit, Religionsfreiheit weit über den Gesichtskreis jener Zeit hinausgelegen seyen; rühmt doch überdieß gerade den Trajan Tacitus vor Allem darum, weil Gesinnung und Gedanke, Wort und Schrift unter ihm freigegeben seyen.

Antoninus der Fromme steht um so schöner da, als er sich der Christen annahm nicht etwa gegen ihre Bedränger in weiter Ferne, sondern in nächster Nähe, unmittelbar am Sitze des Kaiserthums, gegen Bedränger, welchen gegenüber andere Kaiser vorzogen, die Hand voll Christen ihrer Wuth preiszugeben, als sich unbeliebt zu machen, und das eigene Leben und Diadem einer Gefahr auszusetzen. Rom war es, wo die Christen am härtesten bedrängt werden wollten; die Römer der Hauptstadt waren es,

welchen gegenüber Antonin, der fromme Kaiser, seinen Schild über die Christen hielt. Dreihundert vierzig Gehöfte im Bezirk der Stadt Rom gingen in einer Feuersbrunst verloren; Rom war es, das unter einem Erdbeben litt; die Tiber war es, welche austrat und durch Ueberschwemmung verheerte; Roms Bürger waren es, welche unter der Hungersnoth litten, und deren Aberglauben durch außergewöhnliche Naturerscheinungen unten auf Erden, durch Zeichen oben am Himmel gereizt und aufgestachelt war gegen die Christen in Rom, gegen das Christenthum überhaupt. Dieser Lage der Dinge und dieser Bevölkerung gegenüber stand Antonin der Fromme. Er hörte das Geschrei der Römer, welche alles Das als Götter-Zorngerichte erklärten, über die Stadt gekommen um Derer willen, welche offenbare Feinde der Götter, Verächter, Lästerer der Götter seyen, die Götter-Tempel schmähen und Andere den Göttern abwendig machen. Er hörte die Forderungen der Volkswuth, welche Christenblut als Opfer forderte, den Zorn der Götter zu versöhnen. Und Antonin schützte die Christen in Rom. Keine Christenverfolgung ließ er in Rom aufkommen.

Draußen in den Provinzen, wo die gleichen Naturereignisse wirkten, war die Verfolgung der Christen im Beginnen. In Achaja fiel der Volkswuth unter Anderen der Vorstand der Christengemeinde zu Athen, Publius, als Opfer. Sogleich erließ der Kaiser eine Verordnung an die Provinzen, welche die Verfolgung der Christen verbot.

Diese Verordnung ist bei den Kirchenschriftstellern Justinus und Eusebius uns erhalten. Darin sagt der Kaiser unter Anderem: „Ich weiß, daß die Götter selbst dafür sorgen, daß ihre Feinde nicht verborgen bleiben. Die Götter könnten Die, welche sie nicht anbeten wollen, selbst viel eher strafen, als ihr. Ihr bestärkt die Christen, dadurch, daß ihr sie wegen ihres Glaubens verfolgt, in ihrem Glauben, und es kann ihnen nur erwünscht seyn, wenn sie angeklagt werden, zu zeigen, daß sie um ihres Gottes willen sogar den Tod dem Leben vorziehen. Was die Erdbeben betrifft, so könntet ihr die Christen euch zum Vorbild nehmen; diese beweisen ein weit größeres Vertrauen auf ihren

Gott in diesen Schrecken, ihr aber verabsäumet den Dienst der Götter. Was verfolgt ihr also die Christen darum, daß sie ihrem Gott dienen? Schon mein Vater *) hat diese Art von Verfolgungen verboten, und ich folge hierin seinen Grundsätzen. Sollte Jemand fortfahren, Einen dieser Leute darum, weil er ein Christ ist, zu beunruhigen, so soll der Angeklagte von der Anklage freigesprochen werden, auch wenn es sich herausstellte, daß er dem Christenthum angehört; der Angeber dagegen soll gestraft werden."

Diese uns erhaltene Abschrift dieses kaiserlichen Erlasses ist an die Kleinasiaten gerichtet. Man hat neuerdings diese Abschrift als unächt und als einen Beweis des vielfachen literarischen Betrugs, welchen jene Zeit im Interesse des Christenthums sich erlaubt habe, hinzustellen gesucht. Aber Eines hat man nicht zu beseitigen gewußt, die einfache Thatsache, daß Antoninus der Fromme zu Gunsten der Christen eine Verordnung erlassen hat. Diese Thatsache bezeugt Melito von Sardes, welcher in einer Zuschrift an Marc Aurel, den Sohn Antonins des Frommen, ausdrücklich auf einen Erlaß seines Vaters zu Gunsten der Christen sich beruft; und die Aechtheit dieser Zuschrift haben eben diese nicht zu bezweifeln gewagt, welche jenen Erlaß Antonins des Frommen als ein von einem Christen unterschobenes Actenstück erklären möchten. Ob später eine christliche Feder an diesem letzteren Erlasse etwas an einem Worte oder an einer Wendung geändert hat, ist gleichgültig für die unbestreitbare und unbestrittene Thatsache, daß Antonin der Fromme eine die Christen schützende Verordnung erlassen hat.

Bis ins Jahr 161 hatten die Christen dieses mildgesinnten Kaisers zu genießen. Diejenigen, welche meinen, der Charakter jenes Erlasses sey gar nicht so, daß er von einem heidnischen Kaiser ausgegangen seyn könne, werden wenigstens zugestehen müssen, daß auch Antonin der Fromme selbst einen Charakter gehabt habe, welchen man im Hinblick auf die anderen römischen Kaiser von einem heidnischen Fürsten gar nicht erwarten könne;

*) Hadrian, welcher den Antoninus Pius als Sohn angenommen hatte.

und doch hatte er diesen Charakter: er war Mensch auf dem Thron im schönsten Sinne des Wortes.

Ihm folgte Marc Aurel, den er als Sohn angenommen hatte, und der auch Antonin der Philosoph heißt. Vom Jahre 161 bis zum Jahre 180 war dieser im römischen Reiche Kaiser.

Es gehört an einen anderen Ort, den Kaiser Marc Aurel, mit dem Beinamen Antonin der Philosoph, geschichtlich zu würdigen. Hier genügt, zu sagen, daß er allgemein überschätzt wird, weil das Urtheil über ihn von einer Grundlage ausgeht, welche niemals maaßgebend seyn darf, um in einem Fürsten den Menschen und den Herrscher zu beurtheilen. Marc Aurel hat „Selbstbekenntnisse" hinterlassen. Der Grundton in denselben ist sittlich schön, oft erhaben. Was aber Fürsten schreiben, das darf man nicht einzig, ja nicht einmal überhaupt zum Maaßstab für ihr Seyn und Handeln nehmen. Friederich II. von Preußen, um ein neues Beispiel zu wählen, hat in seinen Schriften wunderschön und edel geschrieben; und dennoch hat er als Mensch und als Herrscher in den allerwichtigsten Fällen ganz entgegengesetzt von den Grundsätzen gehandelt, die er selbst in seinen Schriften aufgestellt hat. Dennoch hat man immer die Selbstbekenntnisse Marc Aurels zur Grundlage genommen, von welcher aus man ihn idealisch beleuchtete. Erhabener ist er darin nicht, als der größte stoische Philosoph der Römer, als Seneca, ja er erreicht ihn nirgends; und doch weiß unbestritten die Geschichte, daß Seneca zwar sehr erhaben in Lehren und Grundsätzen, aber sehr gemein im Leben war, wie Baco von Verulam, der Engländer, welchen auch Lobpreiser verherrlicht haben, welche ihm glichen in Theorie und Praxis. Wann wird doch es dahin kommen, daß man allgemein erkennt, daß der Menschenadel das Erste ist, was bei Jedem zu betrachten ist in der Frage, ob er hoch oder nieder gestellt werden müsse; und daß die Thaten, nicht die Worte und die Gedanken es sind, die gewogen werden müssen auf der Waage der Geschichte und des Menschenurtheils, wie es auf der Waage Gottes geschieht. Als Mensch steht Kaiser Antonin der Philosoph so weit unter Kaiser Antonin dem Frommen, wie der wahrhaft

Gelehrte bloß als solcher unter dem wahrhaft Frommen als solchem, wie die Weltweisheit unter der Menschenliebe steht. Schöpferische Gedanken hat überdieß Marc Aurel nicht gehabt, keinen in seinen Schriften gegeben, keinen in die Regierung seines Reiches eingelegt. Und unter der Wärme der Menschenliebe, die in Antonin dem Frommen war, ist es der Welt wohler gewesen, als unter den erhabenen Sentenzen des kalten, seelenruhigen Stoikers, Antonins des Philosophen. Das ist nicht gesagt von dem Standpunkt aus, welcher Marc Aurel bloß in seinem Verhalten zu den Christen und dem Christenthum ins Auge faßt, sondern von dem einzig wahren Standpunkt der Geschichte aus, welche den Charakter wägt, der sich in den Thaten spiegelt, und welche die Kalten der kalten Bewunderung der Verkälteten überläßt.

Einer Begeisterung, wie sie in den Christen war, neigte sich die kühle Vornehmheit des stoischen Philosophen Marc Aurel naturgemäß ab, und die alte Staatsreligion des Götterthums hielt der Philosoph auf dem Thron, so sehr er darüber erhaben war, aufrecht, weil sie das Bestehende war, aus politischen Gründen der Ruhe und Ordnung, wie viele christliche Fürsten nach ihm aus gleichen Gründen Aehnliches thaten. Als sich unter ihm allgemeine Unglücksfälle im Reiche wiederholten, namentlich eine verheerende Seuche, welche sich von Oberegypten bis nach Gallien verbreitete; und als sich in Folge davon die Scenen der Volksausbrüche gegen die Christen wiederholten, da stellte sich Antonin der Philosoph dieser Verfolgungswuth nicht gegenüber wie sein Vater, Antonin der Fromme. Er ließ dem Pöbelhasse in Gallien und in Kleinasien gegen die Christen freien Lauf, und die Christenverfolgungen unter ihm gehören zu den blutigsten, die man kennt. Vieles, was geschah, fällt den Beamten, noch mehr der Leidenschaft der abergläubischen und verwilderten Masse zur Last. Vieles ist von ihm, dem Kaiser, nicht ausgegangen. Aber er ist nicht nur diesen Ausbrüchen nicht entgegengetreten, sondern er hat dazu mitgewirkt, er hat die Verfolgung in Gesetzesform gebracht, und das Schauderhafte und Scheußliche der Art, wie die Christen und das Christenthum verfolgt wurden, veranlaßt und gesetzlich geweiht.

Er ist es gewesen, welcher die Aufspürung der einzelnen

Christen und die Anwendung von Martern, um sie zum Abfalle zu zwingen, als System veranlaßt hat.

Um das Jahr 166 wurde unter vielen andern geopferten Christen, welche der heidnische Volkshaß fraß, zu Rom selbst Flavius Justinus, ein eben so guter Christ als Denker, hingerichtet. Justin hatte sich zuerst in die Lehren des altgriechischen Philosophen Plato vertieft, und war in der Sehnsucht seines Herzens nach Wahrheit einem greisen Christen begegnet, der ihn mit den Propheten des alten Bundes und dem Christenthum bekannt machte. Von den heiligen Schriften war er zur Bekanntschaft der Christen selbst gekommen, und die sittliche Schönheit des Lebens, welche er in diesen Kreisen sah, sowie die Furchtlosigkeit der Christen im Angesichte der Peinigungen und des Todes, ihr schönes Sterben hatten aus dem Heiden einen Christen gemacht. Nicht das Dogma, sondern das Leben und Sterben der Christen hatte ihn zuerst von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, und er war dann erst Hörer, darauf Lehrer und Verbreiter des Evangeliums geworden, ein Vorsprecher seines Glaubens und seiner Glaubensgenossen. Als Philosoph wie er war, als christlicher Philosoph, wurde er um so mehr gehaßt von den philosophischen Sekten, welche sich, jede in ihrer eigenen philosophischen Anmaßlichkeit, zu Rom bewegten. Ein cynischer Philosoph Crescens klagte ihn und noch fünf andere römische Christen an. Seine Vertheidigungsschriften für das Christenthum beantwortete Antonin der Philosoph mit dem Todesurtheil. Er und die fünf anderen Christen wurden zu Rom gegeißelt und dann enthauptet. Davon heißt Flavius Justinus der Märtyrer. Wie Justin, der römisch-heidnische Jüngling, konnte Marc Aurel, der römisch-heidnische Kaiser, der lange ein nach der Wahrheit suchender Jünger war, die Wahrheit suchen und finden; und es entschuldigt nicht, daß Justin ein werdender Philosoph neben dem Thron, und Marc Aurel ein fertiger Philosoph auf dem Throne war.

Weil es so in Rom herging, hatten draußen in den Provinzen die Heiden keine Furcht, wenn sie ihrer Leidenschaft gegen die Christen sich hingaben. In Kleinasien war der Hauptschauplatz der Christenverfolgung. Wie es zu gehen pflegt in großen

Verfolgungen durch den politischen wie durch den religiösen Haß, so heben sich aus den Blutströmen, welche der Haß vergießt, meist nur Diejenigen geschichtlich später noch empor, welche vorher als Häupter emporragten, und die mit ihnen in näherem Zusammenhang waren.

Gleich nach dem Märtyrertod des Justinus folgte der Märtyrertod Polykarps im Jahr 167.

Polykarp, der Letzte aus der apostolischen Zeit, der Vorsteher der Gemeinde zu Smyrna, war derjenige, dessen Haupt dem heidnischen Hasse weithin sichtbar und darum zunächst der Verfolgung ausgesetzt war.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Märtyrer Polykarp.

Das Jahr 167 war es, welches die schon länger anhaltenden Verfolgungen in der Gemeinde zu Smyrna auf die Höhe brachte. Der Proconsul von Kleinasien hatte durch Bitten, Drohungen und Qualen die Christen zur Verläugnung Christi zu bewegen gesucht. Entsetzliche Qualen waren es, durch welche die Christen zum Abfall gezwungen werden sollten, mit Wissen und Willen Antonins des Philosophen; sie wurden mit Geißeln langsam zerfleischt; sie wurden auf spitzige Pfähle gelegt; und je standhafter die Märtyrer blieben, desto erfindungsreicher wurden die Quäler. Daran könnten die neuern Lobpreiser und Rechtfertiger Antonins des Philosophen sehen, daß um diese Zeit jenes Zeitalter nicht mehr war, von welchem Tacitus, der als Heide und Römer sittlich und geistig unendlich höher stand, als diese Christen und Deutschen, als das vorzugsweise Rühmenswerthe berichtet hat, daß man habe denken dürfen, was man wollte, und daß man habe aussprechen dürfen, was man dachte. Der Römer Tacitus hat gewiß nicht daran gedacht, daß es möglich sey, es könnte Christen einmal geben, welche Marc Aurels Verfahren der Phi-

losophie gemäß und Marc Aurel nicht bloß entschuldbar, sondern preiswürdig fänden.

Wer standhaft im Bekenntnisse des Christenthums blieb, der wurde den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen; Enthauptungen waren Gnadenausnahmen.

Unter den Ausbrüchen der Volkswuth in Smyrna über die Unglücksfälle durch Naturereignisse waren namentlich Juden mitthätig, die Heiden zur Verfolgung der Christen als Ursächer aufzustacheln. Wie überall und zu allen Zeiten, hatten die Reichen und Hochangesehenen noch Sicherheit, wenn Unten schon das Verderben nagte oder verschlang. Das muß man in allen Christenverfolgungen festhalten, daß es in diesen religiösen Verfolgungen war, wie es immer in den politischen Verfolgungen war und ist. Reiche, angesehene und beliebte Christen hielten sich immer noch lange Oben, wenn schon Unten der Strom der Verfolgung Hunderte und Tausende mit fortnahm.

So hatte sich auch Polykarp bis jetzt gehalten, während schon Viele gefangen gelegt, gemartert und hingerichtet worden waren. Unter diesen war ein Christen-Jüngling Germanicus. Der Proconsul selbst bat diesen, seiner Jugend zu schonen und seinen Glauben zu verlassen. Der Jüngling blieb standhaft, und verurtheilt mit einem wilden Thier auf Tod und Leben zu kämpfen, reizte er selbst das wilde Thier an, das auf ihn gehetzt wurde. Polykarp hatte sich auf die Bitten seiner Gemeinde auf ein Landgut zurückgezogen. Die wüthende Menge schrie namentlich nach dem Blute dieses Bischofs, und sein Zufluchtsort wurde verrathen. Polykarp sah von seinem Landsitz aus die Gerichtsdiener kommen: es hatte ihm geträumt, sein Kopfkissen gehe in Flammen auf, und das hatte er sogleich auf seinen nahen Tod gedeutet. Mit den Worten: „Der Wille des Herrn geschehe!“ ging er den Häschern entgegen. Die ehrwürdige Gestalt des Greises machte einen tiefen Eindruck auf die Gerichtsboten. War solche Eile nöthig, sagten sie zu sich, um einen Greis, wie diesen, gefangen zu nehmen? Polykarp ließ den Häschern einen Tisch vorsetzen und bewirthete sie gastlich mit Speise und Trank. Er erbat sich nur eine Stunde Zeit, um sich im Gebet zu stärken. Er betete

laut und mit solcher Kraft, daß alle Anwesenden erbaut wurden, auch die Gerichtsdiener. Auf einem Esel machte er den Weg zur Stadt. Es war am Vorabend des Osterfestes. Als er durch die Stadt geführt wurde, begegneten ihm zwei vornehme Männer, Herodes und dessen Vater Nicetas. Diese nahmen ihn zu sich in ihren Wagen, und suchten ihn zu überreden, daß er dem Kaiser opfere, und so sein Leben rette. Er wies das von sich, und sie stießen ihn unter Scheltworten aus dem Wagen, daß er sich noch das Schienbein verletzte. Im Amphitheater, wohin er vor Gericht geführt wurde, harrete sein schon die Menge mit großem Zulauf und Getümmel. Da war ihm, als riefe ihm leise eine Stimme von Oben zu: Sey stark, Polykarp, und ein Mann. Der Proconsul, vor dem er jetzt stand, gab sich alle Mühe, Polykarp zu bereden, dem Gesetze sich zu fügen. Bedenke doch, sprach er zu ihm, dein hohes Alter. Schwöre bei dem Glück des Kaisers; laß ab von deinem Glauben, und rufe mit den Andern: „Weg mit den Gotteslängnern!“ — Polykarp sah im Kreis umher, seufzte, blickte gen Himmel und sprach: „Räume die Gotteslängner aus dem Wege!“ — Der Bischof sprach das in ganz anderem Sinne, als der Proconsul es gemeint hatte, doch war es diesem schon recht. Aber er sprach weiter: „Entsage deinem Glauben, lästere Christus, und ich spreche dich frei“. — Polykarp antwortete: „Sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts Leids, nur Gutes gethan; wie könnte ich denn jetzt ihn lästern, meinen König und Heiland?“ — „So schwöre wenigstens bei dem Glück des Kaisers!“ sagte der Proconsul. — Polykarp lehnte auch das ab, und um alles weitere Drängen in ihn abzuschneiden, sprach er: „Ich bekenne es frei, ich bin ein Christ; und willst du wissen, was die Lehre des Christenthums ist, so bestimme mir einen Tag, und du sollst sie hören“.

Der Proconsul, der ihn retten, nicht verderben wollte, sprach, er solle wenigstens zum Volke sprechen, und dieses überreden und gewinnen; denn das Volk forderte auf das Bekenntniß Polykarps hin laut und ungestümm sein Todesurtheil. Aber auch auf das antwortete Polykarp: „Dir zu antworten, war meine Pflicht;

denn wir sind durch unsern Glauben angewiesen, der von Gott eingesetzten Obrigkeit die gebührende Ehre zu erweisen, sofern es ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann. Aber diese Volksmasse da achte ich nicht berechtigt, daß ich mich vor ihr verantworte". Die Standhaftigkeit des Greises zu brechen, sagte der Proconsul, ob er ihn den wilden Thieren vorwerfen solle, damit er sich bekehre? — „Laß deine wilden Thiere herankommen", erwiederte ruhig und heiter Polykarp. „Eine Bekehrung vom Bessern zum Schlimmern findet bei uns nicht Statt. Schön ist es dagegen, wenn man sich von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit bekehrt". — „So soll ich dich durchs Feuer zwingen?" rief der Proconsul. — „Du drohest mir mit dem Feuer, das nur kurze Zeit brennt und bald wieder verlöscht; du drohst mir damit, weil du das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Strafe nicht kennst, das die Gottlosen erwartet. Aber was zögerst du? Bring es herbei, was dir beliebt". Betroffen ließ der Proconsul den Herold dreimal öffentlich rufen: „Polykarp bekennt, er sey ein Christ". Heiden und Juden unter einander schrieen: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Zerstörer und Feind unserer Götter, der so Viele verführt hat, sie nicht anzubeten und ihnen nicht zu opfern". Sie verlangten, der Vorsteher der Thierkämpfe, Philippus, solle einen Löwen auf Polykarp loslassen. Im Einverstand mit dem Proconsul schützte dieser vor, die für die Thiergefechte bestimmte Zeit sey vorbei. Jetzt schrieen sie, so müsse er lebendig verbrannt werden. Der Proconsul konnte nicht mehr widerstreben, sie hatten das Gesetz für sich, und er konnte noch immer hoffen, Polykarp werde noch vor der Ausführung zurücktreten. Sie rafften aus den Werkstätten und den Bädern Holz und Reiser zusammen, Juden und Heiden unter einander, die Juden am geschäftigsten, während Polykarp still betete. Als der Holzstoß errichtet war, legte Polykarp selbst still seinen Mantel ab, band die Sohlen von seinen Füßen los und stieg auf den Holzstoß. Als man ihn mit Nägeln an den Pfahl heften wollte, sprach er: „Laßt mich, der mir Kraft gibt, das Feuer auszuhalten, wird mir auch Kraft geben, auf dem Scheiterhaufen aufrecht zu stehen, ohne eure

Nägel". So wurde er nur gebunden. Das Feuer wurde angezündet, und er betete laut: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß deiner Güte empfangen haben, du Gott der Engel und Kräfte und aller Creatur, Gott aller Gerechten, die vor dir leben, ich danke dir, daß du mich dieser Stunde gewürdiget hast, Theil zu nehmen an der Zahl der Märtyrer, und an dem Kelche deines Christus zur Auferstehung der Seele und des Leibes zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heiligen Geistes, unter welche ich heute von dir aufgenommen zu werden wünsche zu einem dir angenehmen Opfer, wie du, wahrhafter Gott, der du nicht lügen kannst, mich dazu vorherbereitet, es mir vorher verkündet und nun erfüllt hast. Dir danke ich, dich lobe ich, dich preise ich für dieses Alles durch den ewigen hohen Priester, Jesus Christus, deinen geliebten Sohn. Durch ihn sey dir mit ihm in dem heiligen Geist Ehre jetzt und in alle Ewigkeit. Amen". Die Flamme loderte auf, während er betete, so, daß er darin wie unter einem leuchtenden Schwibbogen stand, und sie umgab den Leib des Märtyrers, wie ein Schiffssegel, das der Wind aufbläst. Den umstehenden Glaubigen war es, als komme ein süßer Wohlgeruch, wie Weihrauchduft, oder sonst kostbare Spezerei, aus der Flamme. Immer mied das Feuer den Leib des Märtyrers, so daß er unangetastet blieb, und er stand und glänzte unter diesem Flammengewölbe, wie Gold und Silber, das im Ofen glüht; so leuchtete sein graues Haupt und sein weißer Bart. Da sie sahen, seine Feinde, daß seinen Leib das Feuer nicht verzehren wollte, so gingen Einige von ihnen hin, und einer durchstach mit einer Lanze das Herz. Der Blutstrom, der daraus sprang, löschte die Flamme fast. So war er schnell den langsameren Martern des Feuers entrückt.

Das Alles schrieben die Glaubigen zu Smyrna auf, und sandten diesen Bericht vom Tod ihres Bischofs an die christlichen Gemeinden, im Jahre 168. Was das Wunderbare bei dem Ende Polykarps betrifft, so sahen es die Glaubigen in Smyrna selbst als ein solches an. Denn es heißt in dem Briefe ausdrücklich: „Wir sahen ein großes Wunder, wir, denen es gegeben

war, es zu ſehen, die wir auch deßwegen erhalten wurden, um es den Anderen zu verkündigen". War es wirklich ſo geſchehen, oder ſah es nur die begeiſterte Einbildungskraft der Glaubigen in der Aufregung des Augenblickes ſo, oder war es ihnen ſo nachher unter dem Eindrucke des freudigen und verklärten Todes ihres Vorſtehers, oder wurde ſpäter von Anderen der Bericht ausgeſchmückt: immerhin ſteht als reine Thatſache feſt, wie ſchön und groß und heiter Polykarp einging zu ſeines Herrn Freude, und wie er ſeiner geängſteten Gemeinde zeigte, daß es ein feſter Grund ſey, auf dem ihr Glaube ruhe; und hat die Phantaſie es zu ſehen geglaubt, oder hat die Sage es ſpäter hinzugedichtet, daß, als aus Polykarps Herzen ein Blutſtrom in die Flamme ſprang und ſie löſchte, zugleich eine weiße Taube zum Himmel emporgeflogen ſey, ſo liegen auch darin zwei volle Wahrheiten. Die eine Wahrheit iſt, daß das Blut der Märtyrer mächtiger war als die Gluth des Haſſes der Chriſtenthumsfeinde, und ihre Scheiterhaufen aufhören mußten unter dem Siege, welcher dem Chriſtenthum durch das Blut ſeiner Zeugen ward. Die andere Wahrheit iſt, daß fromme Einfalt und Unſchuld Muth im Tode gibt und die Seele zu Gott geht, anerkannt auch von den Menſchen in ihrer Unſchuld.

Fünf und neunzig Jahre war Polykarp alt, als dieſes ſanftmüthige und weisheitsvolle Haupt ſeiner Heerde zu Smyrna entrückt ward. Seine Leiche wurde, dem römiſchen Geſetzesbrauch gemäß, verbrannt. Seine Gebeine durften geſammelt werden und wurden von den Seinen aufbewahrt, köſtlicher gehalten als Edelſteine.

Sein Tod machte ſolchen Eindruck auf die Heiden zu Smyrna, und namentlich auf den Proconſul, daß dieſer nicht mehr davon hören und wiſſen wollte, daß noch Chriſten in Smyrna vorhanden ſeyen, und jene es unterließen, nach Chriſten zu ſpüren und ſie vor Gericht zu ziehen. Der Tod des Hauptes, nach welchem ihre Wuth ſo ungeſtümm geſchrieen hatte, machte, daß die Glieder der Gemeinde leben blieben und Ruhe hatten. Solche Kraft war in dieſer Art, wie der Märtyrer ſtarb, in ſeiner Glaubenstreue und in der Erinnerung an ſein liebreiches

Wesen, im Anschauen der Gemeinde selbst, welche unter Martern sich und ihrem Gott treu geblieben war. So ein christliches Leben und Sterben siegten mehr über die Menschen, als das Dogma und seine theologische und dialektische Vertheidigung.

In anderen Städten und Landschaften Kleinasiens nahm die Verfolgung auch viele Opfer durch die Angeber, welche in den Christenverfolgungen eine Quelle der Beute sich öffneten. In den Volksangriffen auf die Häuser der Christen war schon früher Gelegenheit zur Plünderung gesucht und gefunden worden, und Hadrian schon hatte dieses System durchschaut und es eine gesuchte „Gelegenheit zum Straßenraub" genannt. Gegen dieses System, das unter Marc Aurel in Asien ärger als je wüthete, reichte Melito, der Gemeindevorsteher von Sardes, eine Schutzschrift an den Kaiser ein. „So, wie noch nie geschehen sey, sagte er darin, werde jetzt das Geschlecht der Gottesverehrer in Asien durch neue Erlasse verfolgt. Die schaamlosen, nach fremdem Gut gierigen Sycophanten, üben jetzt, da sie in den Verordnungen die Veranlassung dazu finden, Ausplünderung an den Unschuldigen, Tag und Nacht. Er bezweifle, daß ein gerechter Kaiser etwas so Ungerechtes beschließen könne. Wenn aber dieser Beschluß und dieser neue Erlaß, welcher nicht einmal gegen feindselige Barbaren so erlassen werden sollte, von dem Kaiser selbst herrühre, so bitten sie ihn um so mehr, sie nicht einer solchen öffentlichen Plünderung preisgeben zu lassen. Das Christenthum sey unter August ins Reich gekommen, sey gleichalterig mit der Kaiserherrschaft, und habe keinerlei Unglück angerichtet". Vorsichtig nennt er das Christenthum nicht eine Religion, sondern, dem stoischen Philosophen gegenüber, eine Philosophie. Damit suchte er es über das Gesetz von den verbotenen Religionen hinüberzuheben. Und er konnte es um so mehr vor diesem Kaiser, da das Christenthum keinen äußerlichen Cultus hatte, keinen Tempel und keine Priester, und eine geistige Verehrung Gottes im Geiste war. Dieses rein Innerliche, Geistige des Christenthums wollte er mit dem Wort Philosophie vor dem philosophischen Kaiser bezeichnen.

Es erhellt, daß Marc Aurel neue Verordnungen erlassen haben muß, auf welchen jenes Ausplünderungssystem fußte, mag

nun die Ausplünderung in tumultuarischen Volksangriffen auf das Eigenthum der Christeu bestanden haben, oder manchmal bloß in Erpressungen, wodurch sich die Angeber ihre Angeberei und den Anklageprozeß von den Christen abkaufen ließen. In der römischen Pandektensammlung findet sich ein Gesetz, das von Marc Aurel herrührt. Nach diesem Gesetz, das aus dem altrömischen Staatsrecht hergenommen ist, sollten die, welche neue unbekannte Religionen, und zwar solche, welche die Gemüther aufregen und beunruhigen, ins Reich einführen, nach der Verschiedenheit des Standes entweder deportirt oder mit dem Tode bestraft werden. Dieses Gesetz konnte auf die Christen bezogen werden, da ihr Glauben in Vielen einen schwärmerischen Charakter äußerte. Doch kann dieses Gesetz nicht eine von den neuen Verordnungen seyn, von welchen Melito redet. Der Gang der Thatsachen weist auf andere, schreckliche, „neue Erlasse". Diese sind verloren gegangen. Möglich, daß ein dem Aurelianus zugeschriebener Erlaß, welcher „strenge, doch gerechte Bestrafung der Christen durch verschiedene Martern zur Tilgung der Verbrechen" verlangt, eine der neuen aurelischen Verordnungen ist. Davon kann ohnedieß nicht die Rede seyn, daß, wie neuerdings hat vorgespiegelt werden wollen, das Verfahren unter Marc Aurel gegen die Christen über die Bestimmungen der Verordnung Trajans nicht hinausgegangen sey. Der laute Schrei der Thatsachen zeigt die Unwahrheit dieser kritischen Vorspiegelung in ihrer ganzen Blöße.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Verfolgung in Gallien.

Die Verfolgung in Gallien war am stärksten um das Jahr 177, namentlich hatten die Gemeinden in Vienne und dem heutigen Lyon zu leiden. Berichte dieser Gemeinden an die christlichen Brüder in Kleinasien und Phrygien sind uns darüber erhalten, in einem Brief, welchen die Vorsteher dieser Gemeinden selbst geschrieben haben.

In den Rhonegegenden konnten schon vor dem Ausbruch der eigentlichen Verfolgung, welche vom Staate selbst eingeleitet wurde, vom Kaiser selbst unmittelbar ausging und durch die Staatsgewalt das Christenthum brechen wollte, die Christen kaum sich vor den Pöbelverfolgungen halten. Wo Einer öffentlich erschien, war er Mißhandlungen ausgesetzt. Dann kam es so weit, daß die heidnische Menge die Häuser der Christen stürmte und plünderte, die Christen zu Boden riß, sie mit Schlägen mißhandelte, sie auf der Straße mit Steinen warf. Zuletzt kam es zu einer allgemeinen Jagd auf Christen. Sie wurden wie das Wild gehetzt, aus den Häusern, aus den Bädern, aus den Wäldern zusammengetrieben, unter rohesten Ausbrüchen in die Gefängnisse geschleppt.

Als alle bekannten Christen eingekerkert waren, erschien der kaiserliche Legat und begann die Inquisition, in einer Weise, wie später das entartete und entmenschte christliche Priesterthum in Spanien die Inquisition übte. Die Wuth der Heiden war so groß, daß sie sich über die römische Gesetzgebung ohne Weiteres hinwegsetzten. Es war altrömisches Gesetz, daß Sclaven nicht gegen ihre Herren verhört werden durften, und daß freiwillige Angaben von Sclaven gegen ihre Herren vor Gericht nicht anzunehmen seyen, ausgenommen, wenn es ein Majestätsverbrechen betreffe. Dennoch waren es gerade heidnische Sclaven von Christen, welche ins Verhör genommen wurden, und auf deren Aussagen hin grausamst vorgegangen wurde. Aus Furcht vor der Folter hatten diese gräuliche Dinge über die Christen ausgesagt, über ihre Herren sowohl, als über die christlichen Versammlungen, in welche doch jene Sclaven nie gekommen waren, und welche sie also gar nicht kannten. Menschenfleisch werde in den letzteren genossen, widernatürliche Unzucht und Wollust getrieben, sagten diese Sclaven aus. So wurde das Abendmahl, der geistige Genuß des Leibes und Blutes Jesu Christi, so wurde die allgemeine Bruderliebe und das Geheimniß der Christenzusammenkünfte zum Gräuel umgedeutet. Und nicht nur der heidnische Pöbel glaubte das gern und wurde um so wüthender gegen die Christen, sondern auch die obersten Gerichtsbehörden nahmen diese vom alt-

römiſchen Geſetz ausdrücklich verbotenen Ausſagen als Beweiſe an, weil man Beweiſe gegen die Chriſten haben wollte. Tumultuariſch war das Verhör, tumultuariſch waren die Hinrichtungen. Jünglinge und Jungfrauen, zarteſte Mädchen, Männer und Frauen, neunzigjährige Greiſe wurden gerichtlich gemordet.

Neunzig Jahre alt war der Vorſteher der Chriſtengemeinde zu Lyon, Pothinus. Nicht ſeine neunzig Jahre, nicht die Nachwehen einer eben überſtandenen ſchweren Krankheit hielten ihn ab, mit dem Märtyrerheroismus der Jugendkraft vor dem Richterſtuhl des Legaten zu ſtehen. Auf die Frage nach dem Gott der Chriſten erwiderte der Greis: „Wenn du es würdig biſt, zu erkennen, wer der Gott der Chriſten iſt, ſo wirſt du ihn kennen lernen.“ Dieſe Antwort klang den Heiden als Trotz und Verſtocktheit. Der neunzigjährige Greis wurde von der den Richterſtuhl umſtehenden Menge ſtürmiſch ergriffen, zu Boden geworfen, geſchlagen und getreten, und halbtodt ins Gefängniß geſchleppt, in den eckelhafteſten Kerker. Da verſchied er nach zwei Tagen; auch viele Andere erſtickten in der eckelhaften Luft und in der Ueberfüllung dieſes Gefängniſſes; auch an Hunger und Durſt, an den Folgen der Pöbelmißhandlungen und an den angewandten Martern.

Vettius Epagathus, ein vornehmer Jüngling und durch ſeine edle und liebreiche Sitte bei Jedermann beliebt, trat im heiligen Eifer gegen das ungerechte Verfahren wider die Chriſten auf, verſchaffte ſich Gehör vor Gericht und ſprach für die Chriſten. Aber als er bekannte, ſelbſt Chriſt zu ſeyn, wurde er verurtheilt, hingerichtet und ſtarb heldenmüthig.

Dieſe Hinrichtung ſchreckte zuerſt die Chriſten, zehen verläugneten ihren Glauben. Unter dieſen Abgefallenen war auch eine Frau, Namens Biblias. Man wollte ſie zwingen, gegen ihre bisherigen Glaubensgenoſſen falſches Zeugniß abzulegen. Ehe ſie das thue, erklärte ſie, wolle ſie lieber Alles erdulden. Als man ihr mit dem Tode drohte, ſagte ſie, ſie wolle lieber ſterben, als mit einer Lüge ihr Leben erkaufen. Ihr Glaubensmuth wuchs ihr wieder ſo, daß ſie unter den Martern ſtandhaft blieb; und glaubig ſtarb. Alle Marterwerkzeuge waren thätig, um die gefange-

nen Christen zu Geständnissen von Unthaten zu bringen, die nie von ihnen gethan worden waren, und welche die Bosheit ihrer Feinde und die Folterangst jener heidnischen Sclaven ihnen angedichtet hatte.

Da warfen die Wütheriche ihre Augen auf eine junge, zarte Dienstmagd und ihren fünfzehnjährigen Bruder. Jene hieß Blandina, dieser Ponticus. Von ihrer Jugend und ihrem schwächlichen Körper hofften sie das Bekenntniß der Laster zu erpressen, das man haben wollte. Sie war die Magd einer christlichen Frau, eine Leibeigene, aber so gehalten, wie wir es bei den Christen früher sahen. Auch ihre Frau war eingekerkert und wurde gemartert. Als die Frau hörte, daß auch Blandina in die Hände der Verfolger gerathen war, bangte ihr für sie. Sie fürchtete, Blandina möchte wegen der Schwächlichkeit ihres Körpers den Martern nachgeben und Christus verläugnen. Aber diese Blandina übertraf alle Erwartung der Heiden und Christen. Nie hat ein Christ mit dem männlichsten Muthe, nie der stärkste Mann größere Proben der Standhaftigkeit und eiserner Geduld abgelegt, als diese schwächliche Leibeigene; und die Heiden selbst bezeugten, nie habe ein Weib so viele und große und langwierige Martern so heroisch ausgehalten. Die Vorsteher von Lyon und Vienne sagen in ihrem Berichte von ihr, an ihr habe Christus gezeigt, daß das, was bei den Menschen gering sey, bei Gott großer Ehre gewürdigt werde.

Die, welche den Befehl hatten, sie zu foltern, fingen früh ihr grausames Geschäft an, wechselten unter sich und mit Martern aller Art ab, und trieben es fort bis an den Abend. Der Körper des zarten Geschöpfes ist ganz gebrochen, aber nicht ihr Muth. Ihr Bekenntniß bleibt das gleiche: „Ich bin eine Christin, und es wird nichts Böses unter uns begangen.“ Peinigten die Henker auf dieses Zeugniß von der Unschuld der Christen sie noch härter, so rief sie nur immer lauter: „Ich bin eine Christin, und es geschieht nichts Böses unter uns.“ Die Folterer ermüdeten, und konnten nicht fortfahren, aber Blandinas Glaube blieb sich gleich, und ermüdete nicht. Sie wurde ins Gefängniß zurückgebracht, zu den andern zermarterten Glaubensgenossen. Da lagen

sie, ein kleines Häuflein Christen, im schrecklichsten Kerker, Abends, nach einem langen martervollen Tage, ohne Hoffnung, nach solchen ihrem Körper angethanen Qualen am Leben bleiben zu können, in der gewissen Erwartung neuer Martern auf den folgenden Tag. Und unter diesem Häuflein war es Blandina, die den Brüdern und Schwestern den Glauben stärkte und sie durch ihr Beispiel ermunterte. Sie erzählte ihnen, so oft sie ihr Christenthum bekannt und die Unschuld der Christen bezeugt habe, sey es ihr gewesen, als ob auf dieses Bekenntniß jedesmal die Schmerzen von ihr genommen und ihrem Körper wieder frische Kräfte gegeben würden. Gewiß, Christus war mächtig in dieser Schwachen, und hervorleuchtend bewies sich in ihr der Geist der Freiheit und der Kindschaft.

Ihren Muth zu brechen, wurde die Pein gesteigert. Sie sollte, selbst gemartert, die Martern und die Abschlachtung ausgezeichneter Mitchristen mit ansehen. Der Diakon Sanctus und ein anderer angesehener Christ, Maturus, wurden vor Blandinas Augen gegeißelt, furchtbar gegeißelt, und dann, damit sie endlich gestehen, zu höllischer Qual gebracht. Schon an einem früheren Tage hatte man ihnen glühend gemachte Platten aus Messing an die empfindlichsten Theile des Leibes befestigt, und sie so gepeinigt. Heute setzte man die von den Geißelhieben blutigen Christen auf einen glühend gemachten eisernen Stuhl. Die dadurch nicht erschreckte Blandina wurde an einen Pfahl gebunden, dann wurden ihr die Glieder qualvoll in Form eines Kreuzes aus einander gezogen. So hing sie. Aber sie gab keinen Laut von sich, als Gebet. Sie betete laut zu Gott um Standhaftigkeit für sich und ihre Glaubensgenossen, und der Anblick dieser Heldin wirkte auf die zwei Andern, die auf den glühenden Eisenstühlen langsam geröstet wurden, so, daß auch sie groß duldeten. Blandinas Marter war ihnen, und dieser Brüder Marter war ihr nur Aufmunterung zum christlichen Heldenmuth. Nicht nur den Gemarterten auf den Feuerstühlen, sondern allen anwesenden Christen schien das zarte kreuzweis an den Pfahl aufgehangene Mädchen durch diese Erhöhung noch mehr zum Vorbild des Glaubens und der Geduld aufgestellt zu seyn; theils erinnnerten sie

sich bei diesem Anblick nur um so mehr des am Kreuze leidenden Heilandes, und so wirkte auch dieses Peinigungsmittel ganz gegen die Absicht der Christenfeinde. Man hörte die Gepeinigten die Gnade ihres Gottes und ihres Heilandes preisen, man hörte sie beten für ihre Peiniger. Diese wurden dadurch nicht gerührt; die wilden Bestien aber; so schien es den Glaubigen und andern Zuschauern. Denn als zuletzt wilde Thiere auf sie gehetzt wurden, rührten diese den Leib der Blandina in dieser Stellung nicht an, noch weniger die blutig zerfleischten, halb gerösteten Leiber des Diakon Sanctus und des Maturus. Diese vollends zu tödten, mußten ihnen die Henker, da die Bestien sie nicht zerfleischen wollten, die Kehlen durchschneiden. Blandina aber wurde wieder in den Kerker zurückgebracht.

Unter den eingekerkerten Christen waren auch solche, welche das römische Bürgerrecht hatten. Der Legat hatte wegen dieser besonders beim Kaiser in Rom angefragt, wie er mit diesen zu verfahren habe.

Mit dem Schwert, war die Antwort des Kaisers, wenn sie nicht ihren Glauben verläugnen und dem Gesetze sich beugen. Diese wurden enthauptet, nach muthig erstandener Folter.

Es wurde in dem ganzen Verfahren nur vorgegangen mit Wissen und Willen und auf ausdrückliche Weisungen des philosophischen Kaisers.

Um den „Starrsinn" des zarten Mädchens zuletzt dennoch zu beugen, kam die römische Inquisition auf ein neues Mittel. Mit ihrem Bruder Ponticus, dem fünfzehnjährigen Knaben, wurde sie wieder vorgeführt, am letzten Tage des heidnischen Festes. Denn eine heidnische Festzeit war es, in der alles Das geschah; Schauspieltage waren es für die Heiden. Durch den Knaben, durch den Bruder, hofften sie die Seele Blandinas, die an ihm hing, dahin zu bringen, daß sie zu den Göttern schwöre, um wenigstens ihn zu retten. Beide mußten zuerst die Peinigungen, dann die Hinrichtungen derer ansehen, welche Christen waren, ohne des römischen Bürgerrechts zu genießen, und welche darum qualvoll hingerichtet wurden. Unter diesen war Attalus von Pergamus, welcher von den Seinen die Säule der Gemeinde genannt

wurde, und ein Arzt, Alexander. Wie Sanctus auf alle Fragen immer nur das Eine: „Ich bin ein Christ!“ geantwortet hatte, so hatte Attalus das Gleiche, und auf die Frage, was für einen Namen Gott habe, geantwortet: „Gott hat keinen Namen wie ein Mensch.“ Durch die Qualen der Tage und der Nächte ungebrochen, sprach Blandina, über Menschenkraft, von Gott gestärkt, dem Knaben zu, und er blieb treu und unbeweglich. Der dadurch gesteigerte Grimm that dem Knaben, that dem Mädchen alle ersinnlichen Qualen an. Unter dem beständigen Zurufen seiner Schwester zur Standhaftigkeit gab Ponticus seinen Geist auf, fest unter den Martern.

Ein kleines „Heer der Märtyrer“ lag als Leichen auf dem Richtplatz. Blandina war allein noch übrig. Sie hatte die sinnreichste Grausamkeit der Heiden überwunden, sie hatte allen Christen das edelste Vorbild der treuesten Anhänglichkeit an Jesus gegeben, sie hatte dadurch viele Märtyrer, selbst ihren Bruder, die Krone der Ueberwinder erkämpfen sehen. Als fühlte sie nicht mehr die Schmerzen ihres zerrissenen Körpers, war ihr Gesicht anzusehen wie in Freudigkeit, da sie selbst nun der Vollendung nahe war; wie das Gesicht einer Heldin nach dem Sieg, der durch die letzte That gekrönt werden soll; ihre Augen leuchteten göttlicher Ahnungen des nahen Triumphes voll.

So wurde sie zu den letzten Martern geführt, auf den glühenden Rost zuerst. Sie blickte mit leuchtendem Angesicht zum Himmel, betete, und trug es ohne Klagelaut. Dann wurde sie in ein Netz gespannt, und einem wüthend gemachten Stiere vorgeworfen. Der schleuderte sie einige Male in die Luft, und stieß sie mit den Hörnern hin und her; aber sie starb nicht. Der wilden Volksmasse wurde das zu viel, so grausam das Römervolk war. Die Menge schrie, man solle das Mädchen tödten. Auf das wurde Blandina mit einem Schwert durchs Herz gestochen. Die Erde und die Menschen hatten für sie keine Martern mehr.

Des zarten Mädchens übermenschlicher Heldenmuth hatte die verwilderte Masse des römischen Amphitheaters überwunden: so etwas hatten sie noch nie gesehen.

Auch die Christen, welche verläugnet hatten, wurden durch

das Sterben dieser Märtyrer im Gefängniß, wohin sie durch die ihrem Abfall mißtrauenden Heiden zurückgebracht worden waren, wieder zum christlichen Glauben und Bekennen geführt; unter Vorwürfen ihres Gewissens endeten auch sie zuletzt als freudige Märtyrer. Sie wurden, wie die Anderen zuvor, den wilden Thieren vorgeführt, dann auf dem eisernen Stuhle geröstet, zuletzt erwürgt oder erstochen, weil sie bei ihrem Bekenntniß blieben.

Die Leichen der Ermordeten lagen Tage lang unbegraben, den Hunden vorgeworfen. Bewaffnete Gewalt wehrte den Ihrigen die Beerdigung ihrer Ueberreste. Nach sechs Tagen wurden sie zu Asche verbrannt, und die Asche in die Rhone gestreut, unter heidnischem Spotte. „Sie sollen," hieß es, „nicht einmal die Hoffnung der Auferstehung haben, auf die sie sich verlassen; nun wollen wir sehen, ob sie auferstehen werden, und ob ihnen ihr Gott helfen und sie aus unseren Händen erretten kann."

Das war das Loos der Christen nicht unter, sondern durch Marc Aurel, der auch Antonin der Philosoph heißt, dessen „Gerechtigkeitsliebe und Milde" von seinen römischen Lobrednern, den Hofgeschichtschreibern, so sehr gerühmt wird, und dem Beides solche Christen nachgerühmt haben, welchen Seele und Geist vertrocknet war, und welche vergaßen, erstens, daß mit dem, womit sie diesen Marc Aurel entschuldigen, jede Scheußlichkeit und jede Rechtsverletzung in der Weltgeschichte ihre Entschuldigung finden müßte; und zweitens, daß eine Staatsrücksicht nur dann für eine Maaßregel maaßgebend seyn kann, die außerordentlicher Art ist, wenn unzweifelhaft ist, daß kein anderes Mittel ausreicht, diese Maaßregel also unumgänglich ist zur Rettung des Staates. Daß weder das Eine, noch das Andere zu dieser Zeit der Fall war, dafür zeugen die unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger des Marc Aurel. Schwärmer können Geschichte nicht schreiben, weder politische, noch Kirchengeschichte; aber die eine wie die andere, am wenigsten die Kirchengeschichte, soll und kann man nicht schreiben, wenn man allzu nüchtern und dürr geworden ist, die Begeisterungslosigkeit für Geistesruhe hält, und den Sinn eingebüßt hat für das, was erhaben und würdig, und für das, was unter allen Umständen unwürdig und verworfen ist; ebensowenig, wenn Einer

dem Staatsleben praktisch sein Leben lang fremd geblieben ist, oder Einem von Haus aus für das Staatsleben und seine Grundsätze das Auge fehlt.

Eine spätere christliche Sage ist die: In einem Kriege Marc Aurels gegen germanische Völker, die Markomannen und Quaden, sey der Kaiser in dem heutigen Ungarn in eine wasserlose Gegend hineingelockt und da eingeschlossen worden. Wassermangel und Hitze zusammen haben einen großen Theil des Heeres in Krankheit oder Tod gebracht. Plötzlich habe sich ein Gewitter entladen, so furchtbar, daß der Feind dadurch in Unordnung, das kaiserliche Heer in Folge des reichlichen Regens zu Wasser und Erquickung kam. Da dieser Regen und dieses Gewitter auf das Gebet von Christen, welche im Heere sich befanden, herbeigeführt worden sey, so sey der Kaiser dankbar für diese Rettung aus der drohenden Gefahr und umgestimmt worden zu Gunsten der Christen; ja er habe von diesem Augenblick an jede weitere Verfolgung der Christen bei Todesstrafe verboten und Strafgesetze gegen die Ankläger der Christen erlassen, der Legion aber, worin die Christen dienten, auf deren Gebet das Gewitter sich erhoben habe, den Namen „Donnerlegion" gegeben.

Wahr ist, daß in diesem Feldzuge ein Gewitter den Kaiser aus der Noth befreite. Heidnische und christliche Schriftsteller bezeugen das. Die heidnischen Berichte schreiben die Rettung dem Jupiter Pluvius zu und den Beschwörungen eines Aegypters Arnufis neben dem Gebete des ganzen heidnischen Heeres; und wie der Kaiser selbst die Sache ansah, dafür zeugt die auf den Vorfall von ihm geschlagene Denkmünze, auf welcher Jupiter seinen Blitz gegen die zu Boden liegenden Barbaren schleudert. Auch fällt dieser Feldzug in das Jahr 174, und gegen die Bekehrung des Kaisers zeugt die im Jahr 177 gegen die Christen in Lyon und Vienne geübte „Gerechtigkeit und Milde" des Kaisers, welche in dieser Art nicht hätte Statt finden können, selbst wenn man annehmen wollte, daß eine Umstimmung bei ihm wirklich Platz gegriffen, aber eben kurze Dauer gehabt habe. Denn Marc Aurel war keine der „leicht beweglichen Menschenseelen", von denen er in seinen Religionserlassen spricht; er blieb sein Leben lang sich

ſtoiſch gleich. Die Begeiſterung, mit welcher die Chriſten für ihre Ueberzeugung in den Tod gingen, erſchien ihm als „roh und unvernünftig"; ſo weit hatte auch in ihm, wie in den meiſten Römern, das ganz ſich ausgelebt, was einſt ſelbſt in dem alten Rom die Quelle der großen Thaten geweſen war, das Sterbenkönnen für eine Idee. Sein Tod erſt geſtaltete die Lage der Chriſten günſtiger, vom Jahre 180 an, wenigſtens auf einige Zeit.

Marc Aurels Sohn, der nichtswürdige Commodus, der von 180—192 Kaiſer war, ein ſchwacher, feiger, wollüſtiger und grauſamer Fürſt, war gegen die Chriſten freundlich und mild, weil eine Frau, die er ſehr liebte, und die ihn durch ihre Schönheit beherrſchte, Marcia, den Chriſten geneigt war. Chriſten fanden ſich unter ihm ſelbſt im kaiſerlichen Dienſt und Palaſt; und wenn einzelne Wenige auch zu ſeiner Zeit als Märtyrer genannt werden, ſo fiel das auf das Volk oder einzelne Beamte, und darauf, daß die älteren Verordnungen noch nicht aufgehoben waren. Ein Einziger wurde zu Rom unter Commodus hingerichtet, welcher Chriſt war, zugleich aber auch ſein Ankläger, ſein Sclave. Das war Apollonius, ein angeſehener Chriſt in Rom. Nach der Ermordung des Commodus hatten die Chriſten noch faſt zehen Jahre lang Ruhe, unter Septimius Severus, der von 193—211 Kaiſer war.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neue Verfolgungen.

In den erſten zehen Jahren des Kaiſers Septimius Severus, vom Jahre 193—203, war eine Zeit für die Chriſten, in der ſie ſich der Hoffnung hingeben konnten, unangefochten ihres Glaubens fortan leben zu dürfen. Der Alleinherrſcher des Reiches war durch einen chriſtlichen Sclaven, Proculus, von einer Krankheit geheilt worden, und er hatte dieſen nicht nur in ſein Haus aufgenommen, ſondern eine Chriſtin war es, welche der Kaiſer ſeinem

Prinzen Caracalla zur Amme gab. So hold war der rauhe Soldat Septimius Severus dem Christenthum in diesen Jahren. Es folgte sich jetzt eine Reihe von Kaisern, welche von den früheren ganz verschieden waren, ebensosehr durch Abstammung, als durch Erziehung und Bildung, was nicht ohne Einfluß auf ihre Ansicht vom Christenthum und ihre Stellung zu demselben bleiben konnte.

Septimius Severus war weder Stoiker, noch sonst eine Art von Philosoph, sondern eine Natur und ein Geschöpf des Feldlagers, mit aller Härte und grausamen Strenge eines römischen Kriegsmannes; und dabei weder in Rom, noch in Italien geboren, sondern durch Charakter und Geburt ein Carthager, durch und durch ein Punier. Seine Gemahlin Julia war eine Syrerin. So saß jetzt nicht mehr altrömisches Blut und Wesen, sondern morgenländisches Blut und Wesen auf dem römischen Kaiserthron. So gewiß punisches Blut und punische Anschauungsweise ohne Frage orientalisch waren, so gewiß waren Septimius Severus und seine Nachfolger aus seinem Geschlechte eher Orientalen, als Römer; und in diesem orientalischen Blut und Charakter dieser römischen Kaiser ist die Erklärung ihrer eigenthümlichen Stellung zum Christenthum gegeben. Dieses orientalische Element auf dem Kaiserthron mußte mit innerlicher Nothwendigkeit ein anderes Auge für das Christenthum, das orientalischen Ursprungs war, haben, und mit ganz anderer Art es anfassen. Man hat etwas Wesentliches übersehen, wenn, wie es früher fast durchaus geschehen ist, trocken gesagt wurde, „die schlechten römischen Kaiser haben das Christenthum begünstigt, während durchschnittlich die besseren es verfolgt haben."

In dem Orientalismus auf dem Kaiserthron war von selbst Etwas gegeben, was eine Seite und viele Punkte hatte, mit dem aus dem Orient gekommenen Christenthum sich zu befreunden, statt sich zu verfeinden, und was eine Brücke über die Kluft seyn konnte, die bisher zwischen dem altrömischen Heidenthum und dem Christenthum gewesen war. Selbst von Haus aus los von jenem Bande, das sogar philosophische Kaiser an die altrömische Staatsreligion festband, konnten die Kaiser orientalischen Bluts und Charakters

jene Abneigung ihrer kaiserlichen Vorfahren gegen das Christenthum nicht mehr haben; und nicht Staatsgrundsätze, sondern nur persönliche Befürchtungen, Argwohn vor beabsichtigten Umwälzungen und Angebereien in dieser Richtung, konnten einen Septimius Severus bestimmen, feindlich aufzutreten, nachdem er zehen Jahre lang dem Christenthum sich hold erwiesen hatte.

Septimius Severus hatte sogar einen Hang zu fremden Religionen, und eine Richtung der Zeit war damals thätig, alle Religionen der Welt zu verschmelzen, oder wenigstens allen eine Berechtigung zuzugestehen und sie neben einander bestehen zu lassen. Die punische Natur und die Zeiterfahrungen konnten leicht den Kaiser Septimius Severus zu politischem Argwohn verleiten. Neuerdings aufgetauchte jüdische Messiasschwärmereien und christliche Erwartungen und Predigten vom nahen tausendjährigen Reiche eigneten sich, diesen Kaiser dahin zu bringen, wozu er im Jahre 203 kam, daß er verbot, Jude zu werden, und daß er verbot, Christ zu werden. Durch diesen kaiserlichen Erlaß war noch keine Verfolgung gegen Die eingeleitet, welche Christen schon waren, sondern nur gegen den Uebertritt zum Christenthum selbst. Statthalter und Volkswuth in weiter Ferne vom Sitz des Kaiserthums hatten bald nach dem Tode des Commodus schon da und dort die Christen verfolgt, namentlich in Afrika, wo altrömische Statthalter waren: Haß wie Habsucht waren dabei thätig, und es war erpreßt, geplündert, getödtet worden. Clemens von Alexandrien schrieb aus Aegypten: „Täglich sehen wir viele Märtyrer vor unseren Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten."

Das scheint vor die Zeit, in welcher Septimius Severus Alleinherrscher war, und in die Zeit gefallen zu seyn, in welcher Septimius seine Gegenkaiser zu bekämpfen hatte. Dann war lange Ruhe. Das im Jahre 203 gegebene Gesetz erst, wodurch Septimius dem Christenthum nicht sein Bestehen nehmen, aber seine Ausbreitung, das Propagandamachen, abschneiden wollte, konnte um so leichter von christenfeindlichen Statthaltern und von dem Volkshaß ausgebeutet werden, je mehr es im Wesen und in der Aufgabe des Christenthums vornherein lag, erobernd zu seyn, Propaganda zu machen, sich auszubreiten, und nur der Uebertritt

ſelbſt geſtraft wurde, nicht die Veranlaſſung dazu. Zu Alexandria und zu Carthago waren es namentlich junge Frauen und Jungfrauen, die als Opfer fielen, und das läßt vermuthen, daß meiſt andere Leidenſchaften die Beweggründe zu ihrem Verderben geweſen ſeyen, als der Eifer für die alte heidniſche Volks- und Staats-Religion. Zu Carthago wurde Vivia Perpetua, die jugendliche Wittwe eines Heiden, aus ihrer häuslichen Stille herausgeriſſen, und als Chriſtin verurtheilt. Sie war erſt ein und zwanzig Jahre alt, aus edlem Geſchlecht, ein Säugling lag ihr im Arm, ein Pfand trug ſie unter dem Herzen, und jammernd umfaßte ihr alter Vater, ein Heide, ihre Füße. Sie blieb ſtandhaft im Glauben, und ſtarb durch die Hörner einer wilden Kuh, der ſie vorgeworfen wurde, und zuletzt unter dem Dolche eines Gladiators, der ihren Leiden ein Ende machte.

Sie war, obwohl ihr Vater noch Heide war, die Tochter einer chriſtlichen Mutter, aber noch nicht einmal getauft, ſondern wurde noch unterrichtet im Glauben. Das Gleiche war der Fall mit einer andern jungen Frau, der Sclavin Felizitas, und dreier Jünglinge, Stephokatus, Saturninus und Sekundulus. Dieſe Fünf waren zuſammen verhaftet worden. Während ihrer längeren Gefangenſchaft fanden die chriſtlichen Diakone Gelegenheit, ſich Zutritt in das Gefängniß und jenen die Taufe zu verſchaffen. Darauf wurden die Gefangenen aus ihrer leichteren Haft in einen finſtern dumpfen Kerker geworfen, zu einer Menge Verbrecher. Da lag Perpetua, erſchreckt durch die Finſterniß des Orts und die Geſellſchaft der Verbrecher, gequält durch die ſtarke Hitze und durch die Sorge um ihr Kind. Die chriſtlichen Diakonen wußten ſich auch jetzt durch Geld den Zutritt zu den Gefangenen und ſchon des anderen Tages dieſen ſelbſt ein beſſeres Gefängniß auszuwirken, wo die Chriſten nur unter ſich waren, und wo ſie ſogar unter ſich das Abendmahl feiern durften. Es gibt keinen klareren Beweis, daß unter Septimius Severus nicht ſtrafbar war, Chriſt zu ſeyn, und Chriſten zu machen, ſondern nur, Chriſt zu werden.

Perpetua empfahl ihr Kind, das ſie an ihrer Bruſt hatte, ihrer Mutter, ſprach den Anderen Muth ein, und war in ſo

gehobener Stimmung, daß ihr, wie sie sagte, der Kerker zum glänzenden Gemach wurde. Sie war nicht bloß todesmuthige, sondern todesfreudige Heldin für ihren Glauben.

Ueberall unter den Verfolgungen, und zwar zu allen Zeiten, zeigten sich noch die Seelen der um der Religion willen Verfolgten höher gestimmt, und sie vernahmen, was kein anderes Ohr vernahm, und sie sahen, was kein anderes Auge sah. Stimmen vom Himmel hörten sie; unsichtbare Chöre sangen ihnen; der, an den sie glaubten, erschien ihnen, sie sahen ihn, sie hörten ihn; Wesen, die sie liebten oder ehrten, und die ihnen im Kampf und Sieg über Welt und Tod vorangegangen waren, zeigten sich ihnen; oder auch höhere Geister, Engel Gottes, fühlten und sahen sie zu sich niederschweben; sie hörten sie mit sich sprechen, und empfingen ihre Warnung, ihre Belehrung, ihren Trost und ihre Stärkung; und dadurch wurde ihr ganzes Wesen über menschliche Kraft hinaufgehoben und verklärt, daß sie höher zu seyn schienen, als die anderen Menschen, und auch Höheres thaten; daß sie noch auf der Erde wie überirdisch waren.

So waren es auch Gesichte, durch welche Perpetua gestärkt sich fühlte. Christus selbst war ihr erschienen, als der gute Hirte, und hatte sie gelabt durch Darreichung des heiligen Mahles aus seiner eigenen Hand. Während sie durch dieses innere Schauen noch hinausgehoben über sich selbst und über die Erde sich empfand, kam wieder ihr alter Vater. Er hatte sie schon am ersten Tage beschworen und angefleht, ihren Christenglauben zu verläugnen, sich selbst die Qual der Hinrichtung und ihm, ihrer Mutter und ihrem Kinde die Schmach zu ersparen. Damals hatte sie auf ein Gefäß gedeutet, das auf der Erde lag, und ihren Vater gefragt: „Kann ich wohl dieses Gefäß etwas Anderes nennen, als was es ist?“ Und als ihr Vater dieß verneinte, hatte sie ihm gesagt: „Nun, so kann ich auch nichts Anderes sagen, als daß ich eine Christin bin.“

Jetzt, als der Vater zum zweiten Male kam, wies er auf sein graues Haupt und sprach: „Habe Mitleid mit diesen Haaren, meine Tochter; habe Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, dein Vater zu heißen. Ich habe dich erzogen bis zu

der Blüthe deiner Jahre. Ich habe dich mehr geliebt, als alle deine Brüder. O gib mich nicht solcher Schande unter den Menschen preis. Sieh deine Mutter an, deine Verwandten, sieh deinen Sohn an, der dich nicht überleben wird, wenn du stirbst. Laß den Stolz fahren, mit dem du uns Alle ins Unglück stürzest; denn, wenn du so stirbst, wird Keiner mehr frei zu reden wagen."

So sprach der alte Heide. In ihm spiegelt sich die Ansicht der besseren Heiden, welche diese von der Begeisterung der Christen für ihren Glauben hatten. Dieselbe erschien ihnen wie ein unüberlegter Eifer, wie ein Hineinrennen in die Gefahr, wie eine sich und Andere bloßstellende Halsstarrigkeit, oder wenigstens als Eigensinn, Trotz, hochfahrender Sinn, geistiger Stolz, ja als Mangel an Liebe für die Angehörigen, weil für solche Liebe, die über ihrem Gott und seiner Sache Alles, auch das Liebste auf Erden, nicht vergaß, aber dem Ersteren das Letztere unterordnete, der damalige Heide keinen Sinn mehr hatte, da diejenigen Zeiten längst vorüber waren, in welchen es unter Griechen und Römern allgemein war, daß die Idee der Gemeinde Alles für Jeden seyn und vor dieser Idee alles Andere zurücktreten müsse. Alte Griechen und Römer hätten begriffen, daß, wer Gottes Reich auf Erden sein Vaterland nenne, für dieses nicht bloß sterben *könne*, sondern *müsse*, wenn er es dadurch zu fördern vermochte.

Perpetua sah ihren lieben heidnischen Vater sich zu Füßen, sah ihn weinen, ihre Hände küssen. Sie hörte, wie er sie nicht seine Tochter, sondern seine Gebieterin nannte.

Sie sprach zum Vater: „Wenn ich vor Gericht stehe, wird geschehen, was Gott will. Denn wisse, daß wir nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt stehen." Auf das war der Vater traurig hinweggegangen. Sie wurde aus dem Gefängniß vor den Richterstuhl des Statthalters geführt, als der Gerichtstag kam. Da sah sie ihren Vater wieder vor sich, er beschwor sie, er flehete sie an. Nicht des Statthalters Habsucht oder unreine Begier war es dießmal, durch welche Perpetua in diese Lage gebracht war. Er forderte von ihr Nichts, als daß sie für das Wohlseyn des Kaisers opfere. „Habe Mitleid," sagte er zu ihr, „mit den grauen Haaren deines Vaters; habe Mitleid mit deinem Kinde."

„Ich kann nicht opfern," sprach sie. „Bist du eine Christin?" fragte der Statthalter. Sie bejahete es. Der Statthalter suchte sie durch den Anblick ihres leidenden Vaters umzustimmen. Er ließ ihn vor ihren Augen mit Ruthen aushauen. „Wohl schmerzt mich," sagte sie, „sein unglückseliges Alter und dieses sein Leiden, als ob ich es selbst erlitte." Aber sie blieb dabei, daß sie Christin sey und bleibe. Es war das Letzte, was der Vater versucht hatte, um sie zu bewegen. Er hatte, wie es nach altrömischem Gesetz seyn konnte, im Einverständniß mit dem Statthalter sich dieser Mißhandlung ausgesetzt, um ihr Herz zu rühren. Ihr Herz blutete, aber es wankte nicht.

So wurde Perpetua mit ihren jungen und neuen Glaubensgenossen zum Tode verurtheilt, weil Alle zum Christenthum übergetreten zu seyn bekannt hatten, und dabei blieben. Nach dem Urtheil wurden sie in das Gefängniß zurückgeführt; vollzogen sollte es erst am nächsten öffentlichen Feste werden. Die Freundin der Perpetua, die Sclavin Felizitas, wurde in dem Gefängniß Mutter. Als ihr auf ihren Angstschrei unter den Entbindungsschmerzen ein heidnischer Wächter sagte, der Tod, dem sie entgegen gehe, werde noch weit schmerzlicher seyn, als was sie jetzt zu leiden habe, antwortete sie: „Jetzt leide ich, was ich leide; dann aber wird ein Anderer mit mir seyn und für mich leiden, weil ich um seinetwillen leiden werde."

Die Heiden wollten die zum Thierkampf verurtheilten Christen und Christinnen noch theatralisch herausputzen, damit es ganz ein Schauspiel wäre; die Männer sollten als Priester des Saturn, die Frauen als Priesterinnen der Ceres gekleidet, auf den Kampfplatz geführt werden. Die verurtheilten Christen wiesen diese heidnische Maskirung standhaft zurück. Nichts Heidnisches thun zu müssen, das sey es ja gerade, um was sie freiwillig sterben, sagten sie; und die heidnische Ungerechtigkeit erkannte wenigstens die Gerechtigkeit dieser Forderung an; sie erließ ihnen die Verkleidung. Die Verurtheilten gaben sich Alle den Bruderkuß, und gingen so dem Tod entgegen, der für Alle ein qualvoller war, ähnlich dem oben geschilderten der Perpetua.

Die Einzelnheiten des gräulichen Schauspiels, wie die des

Verlaufs der Untersuchung sind uns alle erhalten durch einen gleichzeitigen Bericht in den Märtyreracten. Dieser Bericht theilt auch die im Kerker geführten Tagebücher der Märtyrer mit den eigenen Worten der Schreibenden im Auszuge mit.

Unter den in Aegypten, besonders zu Alexandrien verhafteten Christen war auch Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origines. Der junge Origines, selbst noch in zarter Jugend, wollte zuerst das Schicksal seines Vaters theilen; die Mutter mußte ihm die Kleider verbergen und ihn einsperren, daß er nicht selbst hinging und sich angab. Manche Gefangene verläugneten ihren Glauben, ihrer Familie zu Lieb; Origines aber schrieb seinem Vater: „Hüte dich, zu verläugnen um unsertwillen.“ Er wollte lieber den Vater todt, aber treu im Glauben und mit der Krone des Märtyrers haben, als lebend, aber untreu und verachtet. Er wollte lieber selbst arm mit Mutter und Geschwistern werden — denn das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen — als reich bleiben durch Abfall seines Vaters.

Unter den Blutzeugen zu Alexandria die hervorleuchtendste Gestalt ist wieder eine Frau, Potamiäna, keine Gattin, sondern eine Jungfrau; wie Perpetua, aus edlem Geschlecht. Sie war berühmt durch die Schönheit ihres Leibes, die als außerordentlich beschrieben wird; sie war aber noch ausgezeichneter durch ihre Geistesgaben und durch die Reinheit ihrer Sitten; ihre Schönheit wurde gehoben durch den Zauber ihres züchtigen, jungfräulichen Wesens. Bei ihr weist Alles darauf hin, daß nicht Religionseifer und Glaubenshaß, sondern Wüstlingsrachsucht, zurückgewiesene Wollust Höherer, ihr Verderben einleitete. Hier waltete auch nicht das Gesetz, sondern der strafbarste Mißbrauch der Amtsgewalt, welcher, wenn er vor die höchste Behörde gekommen wäre, nach dem Gesetz nothwendig mit dem Tode bestraft werden mußte, und mit Entehrung. Denn es wurde ihr gedroht, wenn sie nicht verläugne, werde man sie den Gladiatoren zur Schändung preisgeben. Sie wurde gegeißelt, allen möglichen Martern unterworfen: sie blieb standhaft. Um die Ausführung jener schändlichen Drohung unmöglich zu machen, sprach sie absichtlich ein Wort, das sie in den Augen der heidnischen Römer

so verunreinte, daß sie sie nicht berührten und ihre jungfräuliche Ehre unangetastet blieb. Sie wurde mit ihrer Mutter zum Tode geführt, zum Feuertode, und Beide wurden langsam von den Fußsohlen bis zum Scheitel in brennendes Pech eingesenkt. Unter den Soldaten, die sie zum Tode abführten, war einer, Namens Basilides. Er hatte sie auf dem Wege vor dem Andrang und den Mißhandlungen des Volkshasses geschützt, und ihr Heldenmuth, wie ihre Schönheit und Tugend hatten sich seiner Seele so bemächtigt, daß ihr Bild ihm immer vorschwebte. Drei Tage nach ihrer Hinrichtung sah er die Märtyrerin Nachts im Traume, wie sie in verklärter Gestalt sich zu ihm neigte und ihm einen Kranz aufsetzte mit den Worten: „Ich habe für dich zum Herrn gebetet und Erlösung erlangt.“ Von da an wurde Basilides Christ. Bald darauf sollte er in einer Streitsache vor Gericht einen Eid bei den Göttern schwören. Dessen weigerte er sich, weil er Christ geworden sey. Als man nicht an den Ernst seiner Aussagen glauben wollte, überzeugte er Alle durch ein öffentliches Bekenntniß; er wurde selbst vor Gericht gestellt, und Tags darauf enthauptet. Er wollte ihr, an die er immer denken mußte, als christlicher Märtyrer nachfolgen.

Auch auf viele Andere zu Alexandria hatte Potamiäna durch ihren Heldenmuth und ihr göttliches Dulden einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß sie ihnen in verklärter Schönheit im Traum erschien, und ihnen ein lichtes Vorbild wurde, das sie dem Christenthum zuführte.

Diese Beispiele weisen darauf hin, daß diese Verfolgungen nicht sowohl vom Kaiser selbst, als von den Privatleidenschaften der Statthalter und anderer Leute ausgingen. Die Verfolgungen waren nicht durch die Zahl der Verfolgten, als vielmehr durch die Neuheit derselben nach langer Ruhe und durch das Ausgesuchte der Martern und der Hinrichtungsarten, endlich durch die Persönlichkeit der Verfolgten auffallend, und erschreckten so sehr, daß, bei der um diese Zeit gesteigerten Stimmung unter den Christen, Manche darin ein Vorzeichen sehen wollten, daß der Antichrist und seine Herrschaft ganz nahe seyen.

Unter dem Nachfolger des Septimius Severus, seinem Sohne

Caracalla, der seit 211 Kaiser war, hatten die Christen Ruhe; seine Grausamkeit suchte sich die Opfer anderswo. Die Verfolgungen einzelner Christen, die sich auf einzelnen Punkten noch in den Antritt seiner Regierung herein erstreckt hatten, standen durch ihn sogleich still, was die Christen dem Umstande zuschrieben, daß seine Amme eine Christin war.

Im Jahr 217 ermordete ihn meuchlings der Oberst seiner Leibwache, machte sich zum Kaiser, wurde aber nach vierzehen Monaten auch ermordet, und die Soldaten machten den vierzehenjährigen Heliogabalus zum Kaiser, der aus dem Geschlechte Caracallas war. Denn er war ein Sohn der Enkeltochter des Kaisers Septimius Severus und der Kaiserin Julia, jener Syrerin. Heliogabalus, syrisch El Gabal, war von den Soldaten aus dem Sonnentempel der syrischen Stadt Emese genommen worden, wo er Priester des Sonnengotts war, und sie hatten ihn für einen Sohn Caracallas ausgegeben, weil er ihm glich. Durch Heliogabalus und seine Mutter war das orientalisch-syrische Element nun herrschend an der Spitze des Reiches.

Dieser blutjunge Narr und Phantast auf dem Kaiserthron baute seinem Sonnengott einen prachtvollen Tempel auf dem palatinischen Berge zu Rom, und machte diesen Tempel zum Pantheon, zum Tempel für alle Religionen und Götter. Es wird von ihm berichtet, er habe alle Religionen und ihren Dienst, auch die jüdische, samaritanische und christliche Religion, in diesem Pantheon ihren Platz finden lassen. Er war wahnwitzig grausam, aber nicht gegen die Christen, deren Religion seine Lust am Orientalischen zu gute kam; und durch ihn zersetzte sich vollends das, was früher altrömische Staatsreligion gewesen war. Nach vier Jahren schlugen sie ihn todt; und sein Geschwisterkind, ebenfalls ein Sohn von einer Enkeltochter jener Julia, Alexander Severus, wurde Kaiser, einer der einfachsten und menschlichsten Kaiser, welche Rom gehabt hat.

Vom Jahre 222 bis Ende des Jahres 235 regierte er, und während die anderen Kaiser als Götter verehrt und Götter genannt wurden, und dieses verlangten, that Alexander Severus diesen Unsinn sogleich ab; nicht einmal „Herr" ließ er sich nennen.

Seine Mutter, Julia Mamäa, die viel Einfluß auf ihn hatte, war eine edle, geistvolle Frau. Als sie in Antiochien weilte, ließ sie den christlichen Kirchenlehrer Origines aus Alexandria zu sich einladen und besprach sich mit ihm über das Christenthum. Ihr Sohn, von der neuplatonischen Philosophie angezogen, welche von allen Religionen etwas in sich aufnahm, und in allen Religionen nur verschiedene Ausdrucksformen der Idee der Religion erkannte, war wahrhaft fromm; er hatte im edleren Sinne des Wortes etwas Schwärmerisches.

Den Göttern des römischen Staates wurde er äußerlich nicht ungetreu; aber in seiner Hauskapelle, seinem Lararium, standen neben den Laren (den Familiengöttern) und neben den Bildern der besseren römischen Kaiser die Bilder edlerer Geister der Menschheit, die sich namentlich um das religiöse und sittliche Leben der Völker verdient gemacht hatten, die Bilder des Abraham, des Orpheus, des Apollonius von Tyana und anderer Aehnlicher. Man sah darin auch das Bild Jesu Christi. Alle Morgen hielt er in dieser Hauskapelle seinen Gottesdienst. Den Spruch Jesu: „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch," ließ er an die Wände seines Palastes und auf öffentliche Denkmale schreiben, und man hörte diesen Spruch oft aus seinem Munde.

Bei einem Rechtsstreite, welchen die römischen Garköche mit der Christengemeinde in Rom hatten, entschied Alexander Severus zu Gunsten der Christen. Es galt Grund und Boden, welchen jene Heiden den Christen abdrängen wollten. „Es ist besser," sprach der Kaiser, „daß auf diesem Grund und Boden Gott auf irgend eine Weise verehrt wird, als daß die Garköche darauf kochen."

Auch wird von ihm ausdrücklich berichtet, er habe Christus einen Tempel in Rom bauen wollen.

Daß dieser Gedanke nicht zur Ausführung kam; daß der Kaiser das Christenthum nicht unter die im Reiche geduldeten Religionen förmlich aufnahm; daß er die von den früheren Kaisern gegen das Christenthum und die Christen erlassenen Verordnungen nicht förmlich widerrief, sondern nur ruhen ließ; daß sogar in

der Sammlung von Gesetzen, welche der Kaiser durch seinen rechtsgelehrten Freund Ulpianus veranstaltete, er jene Verordnungen gegen die Christen, und wär' es auch nur in rechtshistorischem Interesse, doch ohne Clausel oder Bemerkung zu Gunsten der Christen für die Gegenwart, aufnehmen ließ; daß er das Alles that oder verabsäumte, ungeachtet seiner Verehrung für Christus und seiner günstigen Stimmung für die Christen: das spricht dafür, daß er erst spät, ganz am Ende seiner Regierung, zur Kenntniß und Verehrung Jesu Christi kam, und daß ihn der gewaltsame Tod überraschte, ehe er mehr für das Christenthum thun konnte.

Daraus ergibt sich weiter, daß seine frühere Duldung der Christen bloß ihren Grund in der neuplatonischen Richtung und in dem weichen Gemüthe des Kaisers hatte; daß nur einzelne abgerissene Lehren es waren, die seine Kenntniß des Christenthums ausmachten, und daß er von Christus selbst nur so viel Kunde hatte, um ihn mit den Religionsstiftern und Weisen, mit den Lehrern und Wohlthätern der Menschheit zusammenzustellen. Daraus, daß er ihn neben jene Anderen stellte, folgt nicht, daß er ihn über die Anderen stellte, innerlich; er kann ihn höher verehrt haben, als die Andern; aber eben so gut läßt sich daraus, daß er ihn mit den Andern zusammenstellte, der Schluß ziehen, daß er ihn nicht genug erkannt hatte, um ihn höher, als die Anderen, oder gar um ihn allein zu verehren. Aber der Kaiser war es, der dadurch anerkannt hatte, daß das Christenthum eine Religion sey, und zwar eine heilig zu achtende, so gut wenigstens, als die anderen Religionen. Und dadurch, daß der Kaiser für Christus seinen Cultus hatte, war weiter anerkannt, durch diese Thatsache, wenn auch noch nicht durch ein Gesetz, daß dem Christenthum sein eigener Cultus zukomme.

Das war das erste Mal, daß das Christenthum vom Kaiserhof aus thatsächlich anerkannt und wenigstens neben die andern Religionen gestellt sich sah. Viel zu früh für die Christen starb Alexander Severus, mit seiner Mutter ermordet in der Gegend des heutigen Mainz, wohin er gegangen war, um Meutereien unter den dasigen Legionen zu unterdrücken. Er war noch in der Blüthe der Jugend.

Der Anführer der Meuterer Maximinus war von seinen Soldaten zum Kaiser gemacht worden, ein Thracier. Dieser rohe Soldaten-Kaiser haßte und verfolgte die Christen; doch vorzugsweise nur die Bischöfe, als die Häupter der Gemeinden, und nur an einzelnen Orten; in Cappadocien und Pontus aber, wo verheerende Erdbeben die Volkswuth gegen die Christen neu aufgeregt hatte, ließ er diesen ganz freien Lauf. Aber schon im Jahre 238 wurde er ermordet, und unter seinem Nachfolger Gordianus, der sechs Jahre lang regierte, und unter Philippus dem Araber, der ihn ermordete und ihm auf dem Throne folgte, fanden keinerlei Verfolgungen statt. Beide Kaiser waren dem Christenthum günstig, und die späteren Christen zu Anfang des vierten Jahrhunderts erzählten sich, Kaiser Philippus sey selbst Christ gewesen; in der Nacht vor Ostern habe er an dem christlichen Gottesdienste zu Antiochien Theil nehmen wollen. Babylas aber, der damalige Bischof der Gemeinde, sey ihm entgegengetreten mit der Erklärung, wegen einer auf ihm lastenden Schuld dürfe er am Abendmahl nicht Theil haben, ehe er Buße gethan habe, und der Kaiser habe sich von dem Bischof unter die Büßenden stellen lassen. Der Kirchenlehrer Origines stand zwar mit diesem Kaiser und seiner Gemahlin Severa im Briefwechsel; aber von dem Christenthum des Kaisers erwähnt Origines Nichts, und es gehört dasselbe in das Gebiet der Sage.

In dieser langen Zeit der Duldung und der Ruhe für die Christen, die nur vorübergehend durch Maximinus in einzelnen Gegenden unterbrochen worden war, hatte die Christenheit sehr an Zahl zugenommen, ebenso durch Vermehrung der Christen-Familien, als durch Uebertritte. Es war eine bedeutende geistige und sittliche Macht im Reiche geworden, und der Besitz wie die höhere Geburt waren in allen Landschaften unter den Christen vertreten. Männer von Ruf, ja von einem durch die Welt gehenden Namen führten mit der Feder und mit dem lebendigen Worte die Sache des Christenthums, und die Stellung, welche christliche Männer und Frauen in der Gesellschaft einnahmen, machten das Christenthum um so bemerklicher, es zog die Augen um so mehr auf sich. Die altrömische Politik nahm darum auch, sobald sie

nach einer langen Zeit fremdartiger Herrscher wieder einen Vertreter fand, den Kampf auf Leben und Tod mit dieser religiösen Macht auf, welche, das Alte zu zersetzen, Riesenfortschritte gemacht hatte.

Dieser Vertreter fand sich in dem Nachfolger des Arabers Philippus, in dem Kaiser Decius, welcher jenen im Jahre 249 gestürzt, und sich auf den Thron gesetzt hatte. Dem weiblichen Einflusse, der die vorangegangenen Kaiser, auch die wilden und grausamen, milde gegen die Christen gestimmt hatte, war Decius unzugänglich; er war ein ernster antiker Römer, und energisch genug, an die Vernichtung alles Dessen zu gehen, was ihm wider das altrömische Wesen zu seyn, staatsfeindlich zu seyn schien, also namentlich auch das Christenthum.

So trat unter ihm eine äußerste Reaktion gegen den neuen Geist ein, der durch Christus in die Welt gekommen war, ein allgemeiner Krieg, ein Ausrottungskrieg, wurde gegen das Christenthum erklärt, und der Schrecken ging durch alle Lande.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Reaktion des Decius.

Decius war ganz altrömischer Heide, dem kein Mittel zu hart und zu grausam war, wenn dadurch der beabsichtigte Staatszweck erreicht wurde, und von seinem Standpunkte aus mußte er das Christenthum aus dem Staatsgebäude zu entfernen suchen, als Etwas, welches die Grundlagen des alten Baues langsam auflöse. Was unter ihm gegen das Christenthum geschah, war darum ein Aufbieten der ganzen Staatskraft, wie solche das alte Rom sonst gegen einen politischen Feind aufgeboten hatte. An die Spitze des Kampfes gegen das Christenthum, den jetzigen Staatsfeind, trat das Staatsoberhaupt in Person, der Kaiser selbst; und während alle Verfolgungen des Christenthums von dessen ersten Anfängen an bis hieher weder allgemein noch plan-

mäßig, ſondern örtlich und zufällig geweſen waren, ſo war die jetzt von Decius eingeleitete Verfolgung eine planmäßige und allgemeine Verfolgung der Chriſten durch das ganze Reich.

Im Vergleich zu den zahlloſen Opfern, welche durch die Verfolgung des Decius ihr Leben ließen, nennt der Kirchenlehrer Origines die Zahl aller früheren Opfer eine kleine. „Leicht, ſagt er, kann man diejenigen zählen, welche bisher von Zeit zu Zeit für den chriſtlichen Glauben geſtorben ſind".

Decius hielt die Zahl der Chriſten für groß genug, ihre Schwärmerei für kühn genug, um vor dieſen Todtverächtern politiſche Beſorgniſſe zu hegen. Schon vor ſeiner Zeit hatten Feinde der Chriſten die Verleumdung verbreitet, an den vielen Empörungen im Reiche ſey Niemand Schuld, als die Chriſten, und dieſe Chriſten vermehren ſich darum ſo ſehr, weil ſie nicht mehr verfolgt werden. Daß dieſe Verleumdung verbreitet war, bezeugt Origines. In Wahrheit hatten die Chriſten ſich zwar bis jetzt an keiner politiſchen Bewegung betheiligt; aber ſie konnten im Auge eines alten Römers politiſch gefährlich werden; und ſchon das war Grund genug für ihn, zuvorzukommen und ſie zu vernichten. Dazu kam die beſondere Lage des Decius. Er ſelbſt war durch Empörung auf den Thron gekommen. Im Reiche hing Alles durcheinander, und drohte aus den Fugen zu gehen oder zu fallen. Völkeraufſtände und Barbareneinfälle beunruhigten die Gränzen des Reiches. Die Reichsgewalt hatte er in dem Ueberdrang der Geſchäfte getheilt, und ſeinen Sohn und einige Verwandte zu Cäſaren ernannt. Und zu Allem dem war nun ein durch alle Adern des Reiches ſich ziehendes feindliches Element mitten im Reiche ſelbſt, das Chriſtenthum; die Chriſten konnten entweder für ſich eine Empörung machen, oder als Werkzeuge von Anderen gegen ihn gebraucht werden, zu ſeinem Sturz, wie er durch Andere ſeinen Vorgänger geſtürzt hatte.

So ſah es der Heide mit dem Blick des alten Römers an. Um ebenſowohl ſich ſelbſt als Kaiſer, als auch um dem römiſchen Staat als ſolchem, Sicherheit vor dem Chriſtenthum zu ſchaffen, wollte er das Chriſtenthum ausrotten, und zwar planmäßig, folgerichtig, ſyſtematiſch.

Im Jahre 250, gleich nach seinem Regierungsantritt, erließ er an alle Statthalter einen Befehl, worin er diese selbst mit Strafen bedrohte, wenn einer dem Befehle nicht ganz nachkomme. Der Inhalt dieses Befehls war, wie man aus dem Vollzug zurückschließen kann, erstens, der klar und fest ausgesprochene Grundsatz, daß mit aller Strenge gegen die Christen verfahren werden müsse; und zweitens, die Methode, wie zu verfahren sey, nämlich ein stufenweises Verfahren, Zureden, Drohungen, mildere Strafen, Gütereinziehung, Verbannung, ausgesuchte Martern, zuletzt Hinrichtungen. So sollte, von Stufe zu Stufe, gegen Alle vorgegangen werden, welche sich den alten Gesetzen bezüglich der Staatsreligion nicht fügen wollen.

So wurde das Jahr 250 der Anfang von Schrecken und Trauer, welche sich über die ganze Christenheit verbreiteten; und zwar Trauer doppelter Art, Trauer über das Schreckenssystem der Obrigkeit gegen die Christen nicht allein, sondern ebensosehr Trauer über die große Zahl der Abtrünnigen und über die Schwäche des Zeitchristenthums.

Diejenigen, welche statt ihrem bisherigen Glauben abzusagen und den heidnischen Göttern zu opfern, fernehin flohen, und binnen der gesetzten Frist nicht vor der Behörde erschienen, verloren ihr zurückgelassenes Vermögen, das eingezogen wurde, und hatten die Todesstrafe zu gewarten, wenn sie zurückkehrten. Die, welche nicht flohen, aber innerhalb der öffentlich bekannt gemachten Frist nicht vor der Behörde sich stellten, um ihren Glauben zu verläugnen und den Göttern zu opfern, wurden zur gerichtlichen Untersuchung gezogen, bei welcher fünf der angesehensten Ortsbürger als Gerichtsbeisitzer waren.

Da zeigte sich, wie schwach der Glaube in Vielen war. Sehr viele Christen ließen sich herbei, die geforderten Opfer den heidnischen Göttern zu bringen, besonders Solche, die reich und in Ehren und Aemtern waren, und mit Scham und Trauer sahen viele Christen diese Untreue und gedachten an das Wort Jesu, daß es den Reichen schwer werde, ins Himmelreich zu kommen.

Der Augenzeuge Dionysius von Alexandria hat uns aufbewahrt, was seine Augen in Egypten sahen. „Alle", sagt er,

„waren durch den kaiserlichen Erlaß in die größte Bestürzung versetzt. Manche der angesehensten Bürger stellten sich sogleich, aus Schrecken; Andere, weil es ihnen von Amtswegen zukam, als Gemeindebeamte der Verlesung kaiserlicher Befehle anzuwohnen. Viele auch stellten sich, weil ihre Familie, ihre Verwandten, ihre Freunde sie dazu nöthigten. Beim Namen aufgerufen, traten die Einen blaß und zitternd zu den unseligen Opfern heran, gleich als wären sie nicht die, welche opfern, sondern die, welche als Opfer geschlachtet werden sollten. Das Volk, welches zahlreich umher stand, verhöhnte diese Zitternden, denen man es ansah, daß sie zu muthlos zum Opfern wie zum Sterben waren.

Andere aber liefen leichtsinnig zu den Altären, und waren so frech, zu versichern, sie seyen niemals Christen gewesen. Die Masse folgte theils dem Vorgange der Vornehmen, Manche flüchteten sich, Manche wurden ergriffen. Von den Letzteren ließen es Einige bis zur Einkerkerung kommen und ertrugen einige Tage die Kerkerhaft, dann aber verläugneten sie doch, noch ehe sie vor Gericht gezogen wurden. Andere hielten sogar mehrere Grade der Folter aus, dann aber unterlagen sie. Doch die festen und selig zu preisenden Säulen des Herrn empfingen von ihm eine Stärke, die ihres Glaubens würdig war, und wurden wunderbare Zeugen seines Reiches".

Den Untreuen und Schwachen gegenüber stand eine Reihe Märtyrer. Die Abtrünnigen waren vorzugsweise Solche, welche durch die Geschäfte und Genüsse des Stadtlebens verweichlicht waren; unter den Märtyrern dagegen waren sehr viele Kriegsleute. Diesen christlichen Tapfern galt es für ruhmvoller, Christus zu bekennen und dafür zu sterben, als um Sold für die heidnischen Kaiser in den Tod zu gehen.

Ebenso sagt der Augenzeuge und Kirchenlehrer Cyprian, noch beschämender: „der größte Theil der Brüder verrieth seinen Glauben gleich auf die ersten drohenden Worte des Feindes; sie fielen nicht unter den Gewaltthaten der Verfolgung, sondern sie fielen durch sich selbst. Sie erwarteten nicht einmal, bis sie vorgerufen wurden, um Christus zu verläugnen; sie erwarteten nicht, bis man sie ergriff, um Weihrauch zu streuen dem Bilde des Kaisers als

einem Gott. Vor der Schlacht besiegt, vor dem Kampfe schon zu Boden liegend, schnitten sie sich sogar die Entschuldigung ab, daß sie nur wider ihren Willen, gezwungen, den Götzen geopfert haben".

Wie zu Carthago, Alexandrien und Rom, auf welche Städte zunächst die Schilderungen des Dionysius und des Cyprianus gehen, ebenso war es in allen anderen Christen-Gemeinden. Ueberall zeigten sich Treue und Untreue neben einander, Untreue in verschiedenem Grade. Alle Untreuen wurden von den Treuen der Kirche „Gefallene" genannt.

Diese Gefallenen selbst aber hatten unter sich mehrere Abstufungen, und sie wurden nach dem genannt, was sie gethan hatten. Die Einen nämlich hatten den Göttern geopfert und Christus geflucht; Andere hatten bloß dem Bilde des Kaisers Weihrauch gestreut. Wieder Andere hatten sich durch Bestechung von den heidnischen Beamten die Bescheinigung erkauft, daß sie den Forderungen des kaiserlichen Erlasses genügt haben, obgleich sie weder geopfert, noch Weihrauch gestreut hatten. Die bekannte Habsucht der römischen Beamten erleichterte die Umgehung des Gesetzes den Reichen sehr. Die das Geld nahmen und die Scheine ausstellten, waren überall zahlreich. Noch Andere gaben falsche Erklärungen zu Protokoll in Betreff ihres Glaubens.

Aber auch die Untreuen der letzteren Grade, welche durch eine Nothlüge sich hinaus halfen, wurden von den Treuen der Kirche als Gefallene behandelt, und wie die Untreuen der anderen Grade aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Diesen Untreuen gegenüber leuchteten die Treuen, die in zwei Graden da waren. Zum ersten Grade der Treuen gehörten die, welche Christus öffentlich bekannten; zum zweiten höheren Grade die, welche um dieses öffentlichen Bekenntnisses willen den Martertod erduldeten. Die Ersteren hießen „Bekenner"; die Zweiten „Märtyrer".

Auch die „Bekenner" in diesen Tagen der Verfolgung standen hoch. Indem sie den Glauben an Christus entschieden durch ihr öffentlich abgegebenes Wort bekannten, bewiesen sie sich wenigstens bereit, sich jeden Augenblick für die Sache des Christen-

thums hinzuopfern, und seine göttliche Wahrheit durch die Treue zu bewähren, die im Angesichte der Martern und unter den Martern nicht wankend wurde.

Mit einem höheren Scheine aber leuchteten diejenigen, denen es zu Theil wurde, das Bekenntniß ihres Glaubens durch Hinopferung ihres Lebens zu besiegeln, und für Christus ebenso ihr Leben zu lassen, wie Christus das seinige für die Welt gelassen hatte. Märtyrer, d. h. Zeugen wurden sie genannt, weil sie zeugten für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums mit Wort und That zugleich; das kräftigste aller Zeugnisse für ihren Glauben aber gaben sie dadurch, daß sie ihr irdisches Daseyn, Alles, was das Leben Schönes und Festhaltendes hat, hinopferten für diesen ihren Glauben.

In diesen Märtyrern zeigte sich die Tiefe der Liebe ganz erschlossen, mit welcher der Christ, welchen Gott liebt, Gott wieder lieben soll. Es war der höchste Grad der Liebe, sein Leben zu lassen für die Sache Gottes, und diese Liebe, die sich so hingab, bewies und zeugte, daß sie schon hier das ewige, das wahre Leben hatte, und darum den Tod nicht fürchtete, der sie ja nur zum Leben, das ihr Glauben lehrte, führte, indem er zu Gott führte. Es war die Zeit, da die Christen tiefer die Wahrheit der Worte Jesu fühlten und bedachten, daß, wer sein Leben zu erhalten suche, es verlieren werde, und wer um seinetwillen sein Leben verliere, es erhalten werde (Matth. 10, 39. 16, 25.). Kinder gaben das Beispiel des Heldenmuthes. Der fünfzehnjährige Dioskoros zwang unter den Martern dem Statthalter zu Alexandria solche Bewunderung ab, durch den Geist, der aus ihm sprach, wie durch die Standhaftigkeit, mit der er litt, daß er ihn frei ließ.

Ebendaselbst war eine Jungfrau Apollonia. Die ertrug die ausgesuchtesten Qualen und war nicht zum Verläugnen ihres Glaubens zu bringen. Gerade je mehr bei einer Person den Feinden des Christenthums daran lag, eben diese vor Andern zum Abfall zu nöthigen, weil ihr Abfall den Abfall vieler Anderer nach sich gezogen und weit herum Aufsehen erregt hätte; desto sinnreicher ausgedacht, desto teuflischer berechnet war die Stufen-

folge der Qualen, denen eine solche Person unterworfen wurde.

So wurde der jungfräulichen Apollonia, nachdem sie mehrere Grade der Marter ausgestanden und alle Zumuthungen zum Abfall zurückgewiesen hatte, die weitere Marter aufgelegt, daß ihr von ihren schönen gesunden Zähnen einer um den andern ausgerissen werde, bis sie verläugne, den Göttern opfere, dem Kaiserbild Weihrauch streue. Sie ließ sich alle Zähne ausreißen, aber nicht ein Wort aus dem Munde, das auf Abfall zu deuten gewesen wäre. Zuletzt wurde ihr der Feuertod vorgeführt. Die Glaubensheldin wankte nicht, und erlitt den Feuertod.

Solcher Heroismus, von den glaubigen Zeitgenossen bewundert, von den Heiden angestaunt, konnte sich nicht mehr verwischen im Gedächtniß der Glaubensgenossen. Er und das Bild der Heldin lebte darin in so hellen Zügen, daß es nur natürlich war, wenn sich Apollonia, wie andere Märtyrer, für die Vorstellung des späteren, im Heldenthume des Glaubens schwächeren Mittelalters zu Gestalten erhoben mit einem Heiligenschein um das Haupt.

Sie waren für die große Mehrheit der schwächeren spätern Zeit in Wahrheit höhere Menschen, nicht bloß durch die Zeitferne in ein höheres Licht erhoben, sondern wirklich erhabenere, über die nachgeborenen Geschlechter hervorragende Wesen in der Glaubenstreue und im Glaubensheldenmuth. So wurde Apollonia zur Heiligen des Mittelalters, und dann, seit man anfing, statt christlich zu Gott, dem himmlischen Vater, vielmehr zu Mittelspersonen, zu den Heiligen zu beten, wurde zu Apollonia gebetet von Allen, die — an Zahnschmerzen litten, im Glaubenswahne, daß sie Hülfe gewähren könne.

Die Verfolgung sah es vorzugsweise auf Christen ab, welche durch ihre Stellung in der Gemeinde und im Leben oder durch Gaben des Leibes und des Geistes „ausgezeichnet" waren; besonders auch auf Gemeindevorsteher, Kirchenlehrer und in hohen weltlichen Aemtern stehende Christen, da es Zweck war, das Christenthum nicht bloß zu unterdrücken, sondern auszurotten.

Auf die große Masse der Christen, auf das gemeine Volk, hatte man vornherein durchaus nicht die Absicht, die Todesstrafe anzuwenden, sondern nur zunächst auf die Vornehmeren, vor Allen auf die Bischöfe. Man glaubte, wären diese zum Abfall gebracht, würde sich das Christenthum von selbst auflösen, wie ein Körper, in welchem die Seele nicht mehr wäre.

So wurde zu Cäsarea in Syrien Alexander, der alte Bischof von Jerusalem, eingekerkert; eingekerkert ebendaselbst, und in Ketten geworfen, der geistvolle Kirchenlehrer Origines; eingekerkert der Gemeindevorsteher Babylas von Antiochien; eingekerkert zu Smyrna der Kirchenlehrer Pionius; eingekerkert Papianus, der Bischof von Rom.

Papianus starb als Märtyrer; Pionius ebenso, nach mehreren Martergraden lebendig verbrannt; Babylas starb im Kerker und wurde auf seinen Wunsch mit seinen Ketten begraben; im Kerker starb der greise Alexander; nach vielen Martern fand aber Origines die Freiheit, der den Beruf von Gott hatte, weithin seinem Jahrhundert und den nachfolgenden Jahrhunderten eines der Lichter der Kirche zu seyn.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das Märtyrerthum.

Im Feuer der Verfolgung entzündete sich auch manche feurige Einbildungskraft in Mitten der Glaubigen so sehr, daß Viele nach der Märtyrerkrone sich sehnten, und sich in die Kerker und auf die Richtstätten drängten, mit eben der krankhaften Hast, mit welcher unendlich mehrere noch durch Abfall ihr Leben zu retten suchten.

Allerdings hatte Jesus gesagt, wer ausharre bis ans Ende, der werde selig seyn. Der Bruder werde den Bruder, der Vater das Kind dem Tod überliefern, und Kinder werden gegen ihre Eltern aufstehen und sie zum Tode bringen. Sie sollen sich nicht fürchten vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht

tödten können. Selbst die Haare ihres Hauptes seyen alle von dem himmlischen Vater gezählt, und Keiner solle sich fürchten. Wer ihn den Messias vor den Menschen bekenne, den werde auch er vor seinem Vater im Himmel bekennen; und wer ihn den Messias vor den Menschen verläugne, den werde auch er vor seinem Vater im Himmel verläugnen. Er sey nicht gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen, sondern das Schwert; er sey gekommen den Sohn von seinem Vater, die Tochter von ihrer Mutter, die Schwiegertochter von der Schwiegermutter zu trennen, und in den Schooß der Familien, in die Mitte der Hausgenossen Spaltung und Feindschaft zu tragen. Wer aber Vater oder Mutter mehr liebe als ihn, der sey seiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebe als ihn, sey seiner nicht werth. Und wer sein Kreuz nicht auf sich nehme und ihm nachfolge, sey seiner nicht werth. Selig seyen die, welche die Welt wegen des Menschensohns hasse, verstoße, beschimpfe und verfolge; sie sollen frohlocken und sich freuen, wenn ihnen dieses widerfahre, denn groß werde ihr Lohn im Himmel seyn.

Das Alles hatte Jesus selbst gesagt; und diejenigen Zeiten des Christenthums waren groß und schön, in welchen diese Grundsätze erhabener christlicher Aufopferung für die Gebote des Vaters und des Sohnes Wahrheit, d. h. Leben und Praxis waren; und klein und häßlich waren und sind die christlichen Zeiten und Menschen, welche jene erhabenen Grundsätze der Aufopferung für die von Christus ausdrücklich als Merkmale des Christenthums zur Einhaltung hingestellten christlichen Gebote zwar auf dem Papier, in Bibel und Katechismus, noch hatten und haben, aber nicht mehr im Leben und in der Praxis; ja, welche nicht einmal mehr daran glaubten und glauben, als an etwas, zum Heil des Hauses und des Staates Nothwendiges; sondern welche das Sichfügen und Sichschmiegen zur Regel der Lebensweisheit erhoben und erheben, in der Selbstaufopferung für das erkannte Rechte und Wahre — eine Thorheit, in der Berücksichtigung der Familienverhältnisse mit Preisgebung der heiligsten Verhältnisse des Allgemeinen — eine Tugend zu sehen, sich angewöhnen, und deren Charakter die Charakterlosigkeit war und ist.

Nicht bloß unter Decius, und zur Zeit der heidnischen Verfolgungen sind, wenn das Reich Gottes auf Erden werden soll, „Bekenner“ und „Märtyrer“ nöthig. Immer macht sich inmitten des Christenthums wieder ein neues Heidenthum geltend, gegen die große Sache des Christenthums, gegen die Religion der Liebe, gegen das Reich Gottes, in welchem die Menschen Brüder und Schwestern seyn sollten; und es hat keine Zeit selbst nach dem Siege des Christenthums gegeben, in welcher die Welt aufgehört hätte gegen den Geist, das weltliche Princip aufgehört hätte gegen das geistige Princip zu kämpfen, und in welcher die Bereitheit zur Aufopferung für die höhere Sache überflüssig geworden wäre.

Daran leiden die späteren christlichen Zeiten, daß die Christen nicht mehr den Muth hatten, welchen die Christen wenigstens großentheils in den ersten Jahrhunderten hatten; den Muth nämlich, an allen Orten, zu allen Zeiten, und unter allen Umständen, ohne Ansehen irgend einer menschlichen Person, offen, frei, und ohne allen Rückhalt, ohne Furcht vor irgend etwas, dasjenige zu bekennen und zu erklären, was als christliche Wahrheit, als christliches Recht und als christliche Pflicht erkannt war; und lieber das Leben, geschweige Amt und Stellung, zu lassen, als davon mit Wort oder That abzuweichen.

Dieses Märtyrerthum ist ein durchaus von Jesus selbst gefordertes, und es muß überall da eintreten, wo es nach der Lehre Jesu einzutreten hat.

Es gibt aber auch und gab ein unzeitiges und unverständiges Märtyrerthum. Und ein solches wurde ohne Noth vielfach gesucht unter Decius.

Das Raffinirte der Verfolgungsarten reizte die Verfolgten zur Ueberspannung, zum Trotz, zu einem krankhaften Glaubenseifer, welcher die Gefahr für sich herausforderte und sich blind darein stürzte, und manche Kraft verzehrte, welche dem Dienste des Christenthums Jahre lang noch hätte gewidmet seyn können. Die Märtyrerkrone wurde oft aus Eitelkeit und Ehrgeiz gesucht, mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit welcher im weltlichen Kriege

vom Soldatenehrgeiz Lorbeere, Auszeichnungen und Beförderungen gesucht wurden.

Denn die Märtyrer wurden nicht bloß unter und gleich nach ihrem standhaften Leiden von den Glaubigen gepriesen, sondern „Märtyrerfeste" fingen an gefeiert zu werden, Feste, an welchen der Glaubenshelden und ihres standhaften Leidens nicht nur in Liebe und Lob gedacht, sondern an welchen ihnen immer mehr eine völlige Verherrlichung wurde, welche nachmals in die Verehrung der „Heiligen" und sogar dessen, was Irdisches von ihnen überblieb, der „Reliquien" entartete.

Schön und gerecht war es, das Gedächtniß derer, die muthig und treu für die Sache des Christenthums litten und starben, in Liebe und Anerkennung nicht nur im eigenen und in Aller Herzen frisch zu bewahren, sondern auch ihre Todestage jährlich auszuzeichnen. Aber ihre Verherrlichung war schon etwas Uebertriebenes, vom christlichen Standpunkt aus, weil sie an die heidnischen Vergötterungen von Menschen, an die Heroenverehrung, erinnerte und anstreifte, eine gewisse Ausartung, welche in der Heiligen- und Reliquienverehrung ihre Spitze, die völlige Entartung eines anfänglich Guten von selbst leicht finden mußte und fand.

Bischof Cyprian von Carthago, Dionysius von Alexandria und Andere der ausgezeichnetsten christlichen Lehrer warnten nicht nur vor dem Andrang zum Märtyrerthum, suchten nicht nur den unvorsichtigen und nutzlosen Eifer der Glaubensgenossen, welche sich haufenweise in die Kerker der Bekenner drängten, und sich so selbst den Gerichten angaben, zu mäßigen, und als eine Verschleuderung der Kräfte des Christenthums zu mißbilligen; sondern sie gaben selbst das Beispiel der Vorsicht, sie entzogen sich durch die Flucht in Einöden der Verfolgung, und empfahlen den anderen Christen das Gleiche, ein Aufgeben nutzloser Aufopferung, und die Erhaltung der besten Kräfte für den Dienst ihrer Sache auf die Zukunft. Ihre Vorstellungen machten aber nicht den Eindruck, den sie wünschten, bei Allen oder nur bei der Mehrheit. Das Großartige und das Außerordentliche hat immer und auf allen Gebieten des Lebens bei Weitem mehr die Menschen

für sich, als das Natürliche, aber Verständige, mehr als das Gewöhnliche, aber Zweckgemäße.

Zu Rom lag eine große Zahl Christen in den Kerkern. Sie hatten eine Reihe Martergrade durchgemacht und schmachteten schon ein Jahr gefangen. Sie hatten nicht nur die Aussicht auf den Märtyrertod, sondern sie sehnten sich nach demselben und priesen ihr Loos als ein herrliches. Cyprian und Seinesgleichen aber wurden um ihre Flucht angesehen und Miethlinge genannt.

Der Kaiser Decius erreichte aber seinen Zweck, die Ausrottung der Christen und des Christenthums, nicht. Seiner Schreckensregierung machte sein Untergang auf einem Feldzug in Mösien gegen die Gothen schon im Dezember 251 ein schnelles Ende.

Sinnvoll ist die Sage von den „Siebenschläfern", welche in diese Zeit der Verfolgung unter Decius gesetzt worden sind, und für welche noch unser christlicher Kalender den 27. Juni als Gedächtnißtag hat.

Sieben Jünglinge, erzählt die Sage, lauter Brüder, flüchteten sich vor der Verfolgung des Kaisers Decius in eine Höhle bei Ephesus. Da kamen die Heiden, und mauerten die Höhle zu. Die Sieben aber entschlummerten, und schliefen an Einem fort zweihundert Jahre lang, bis in die Tage des Kaisers Theodosius des zweiten, bis ins Jahr 447. Da erwachten sie zum ersten Mal wieder, spürten Hunger, und glaubten, einen Tag geschlafen zu haben. Einer von ihnen wagte sich in die Stadt, um Brod zu kaufen. Da sah er Alles ganz anders geworden; er selbst in seiner Tracht war dem Volk eine ganz fremde Erscheinung, und wo sonst heidnische Tempel standen, da sah er auf den Heiligthümern das Zeichen des Kreuzes. Alles war christlich geworden. Seiner Erzählung wollte der Bischof der Stadt nicht glauben, er und viel Volks ging mit dem Jüngling hinaus zu der Höhle, zu den anderen Brüdern. Wie die Sieben nun den Triumph des Christenthums gesehen hatten, sanken sie wieder in Schlaf, aber in den Todesschlaf, durch den sie ins schönere Leben eingingen.

In dieser Sage hat die Dichtung des Mittelalters zwei Gedanken zur Anschauung gebracht, einmal den aus der Verfolgung hervorgegangenen Sieg des Christenthums und durch diesen die Umwandlung von Volk und Land; und dann, daß die Jahre der Verfolgung in der Geschichte der Menschheit so kurz und vorübergehend seyen, wie die Stunden einer Nacht, die man verschlafe, und daß alles um der Wahrheit willen durchgemachte Leiden dem Geiste der Menschheit später sey wie einem zu schönem Tageslicht Erwachten der Traum einer vergangenen Nachtstunde.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Märtyrer unter Valerian. Nutzen der Verfolgungen für die Kirche.

Der Einfall der Gothen ins römische Reich ließ den Sohn des Decius, den Kaiser Gallus, den blutigen Plan seines Vaters gegen die Christen nicht fortsetzen; die politische Bedrängniß schob die Religionssachen in den Hintergrund. Aber als Hungersnoth und Pest im Reiche zu wüthen anfingen, wurde die Verfolgung durch die wüthende Menge wieder aufgeregt, wiewohl nur vorübergehend und in geringerem Grade; und unter dem Jammer der Pest war es gerade die schöne Gesinnungs- und Handlungsweise der Christen, was sie rettete.

Zu Carthago z. B. waren es der Bischof Cyprian und viele Glieder der christlichen Gemeinde, welche sich der Pflege der Pestkranken hingaben, und ohne Furcht vor Ansteckung und Tod die Haufen von Leichen, die Niemand bestatten wollte, bestatteten und dadurch die Stadt vor allgemeiner Verpestung bewahrten.

Um seinen Glaubensgenossen, namentlich den früher „Gefallenen" eine Aufmunterung dazu zu geben, hatte Cyprian gepredigt, die barmherzige That sey eine Sühne für alle Sünden der Gläubigen. Er war nämlich nach Ostern 251 aus seinem Versteck wieder nach Carthago zurückgekommen.

Das besiegte die Wuth, das stillte die Aufregung der Heiden; und Gallus wurde schon im Jahr 253 ermordet.

Jetzt war wieder Ruhe für die Christen, vier Jahre lang, unter Kaiser Valerian.

Im Jahre 257 aber stimmte dessen Günstling Macrian, der seine Freuden in den ägyptischen Mysterien fand und darum die Strenge des Christenthums haßte, den bisher den Christen so günstigen Valerian so sehr gegen dieselben um, daß auch dieser Kaiser den alten Ausrottungsplan gegen die Christenheit wieder aufnahm. Es erging zuerst nur ein Erlaß, nach welchem die Kirchenlehrer, vor Allen die Bischöfe, verbannt und die Versammlungen christlicher Gemeinden, bei Todesstrafe, verboten wurden.

Da die Bischöfe aber aus der Verbannung auf ihre Gemeinden fortwirkten, so folgte im Jahre 258 ein zweiter kaiserlicher Erlaß.

Nach diesem sollten alle Bischöfe, Aeltesten und Armenpfleger, wenn sie nicht verläugnen, sogleich mit dem Schwert hingerichtet werden; alle christlichen Senatoren Würde und Aemter, und, wenn sie nicht vom Christenthum abfallen, auch das Leben verlieren. Ebenso solle gegen die römischen Ritter und die Vornehmen verfahren werden. Nur die Frauen von Stande, die christlich seyen, sollen mit Gütereinziehung und Verbannung davon kommen. Die unter den kaiserlichen Hofdienern Christen seyen und von ihrem Glauben nicht lassen, sollen zu Sclaven gemacht, in Fesseln geschlagen und zur Arbeit auf die kaiserlichen Güter vertheilt werden.

Die Bestrafung der Christen überhaupt, der Christenheit in Masse, hatte dieses Verfolgungssystem nicht im Auge, sondern nur die, welche in christlichen Lehrämtern oder in Hof- und Staatswürden oder auf einer höheren Stufe des gesellschaftlichen Einflusses überhaupt stünden.

Mit dem Fall dieser höchsten Träger des Christenthums, glaubte man, werde das Christenthum selbst fallen, weil dann der Masse ihre Führer und ihre Haltpunkte genommen wären.

Die ersten Opfer wurden, da die Drohungen des Erlasses keinen Erfolg hatten, der römische Bischof Sixtus der Zweite und seine vier Armenpfleger (Diakone). Sixtus und drei der Letzteren wurden auf der Stelle, wo sie ergriffen worden waren, nämlich auf dem christlichen Begräbnißplatze, gekreuzigt. Der vierte seiner Diakone war Laurentius.

Dieser standhafte Bekenner wurde noch qualvoller hingerichtet. Der goldgierige heidnische Statthalter hatte gehört, die Christen haben Kirchenschätze, und seine Gier nach denselben verlangte von Laurentius die Auslieferung dieser Schätze. Laurentius erklärte, er werde sie ihm holen. Freigelassen, ging er hin und kehrte zurück mit den Armen und Waisen, mit den Gebrechlichen, mit den Lahmen und Krüppeln der Gemeinde. „Das sind unsere Kirchenschätze," sagte er. Der Statthalter, der seine Goldgier auf diese Art getäuscht sah, erklärte dieses Reden und Thun, das so ganz im Geiste des Christenthums war, für die strafbarste Verhöhnung der Obrigkeit. Er ließ den eisernen Stuhl glühend machen, und Laurentius wurde darauf lebendig geröstet.

Glorreich litt und starb er, und sein Glaubensheldenthum hatte gerade das Gegentheil von dem, was Valerian bezweckte, zur Folge: der Glaube, der so leben und sterben ließ, kam in großes Ansehen und in Bewunderung, gerade bei den höheren Ständen, aus denen er verdrängt werden sollte. Jetzt erst wurden Viele, und natürlich aus den Sittlich-Edelsten zu Rom, Christen.

Der spätere große christliche Dichter Prudentius dichtete eine schöne Hymne auf Laurentius, und so von der Poesie verherrlicht, lebte er, in ganz besonderer Glorie, als Märtyrer durch die Jahrhunderte der Kirche fort.

Unter denen, welche Märtyrer wurden, war jetzt auch Cyprian von Carthago.

Der kaiserliche Erlaß, welcher die Todesstrafe gegen jeden widerspenstigen Kirchenlehrer verfügte, kam zugleich mit der Nachricht von dem Märtyrertode seines Amtsgenossen Sixtus zu Rom in die Hände Cyprians. Seine Freunde drangen in ihn, auch jetzt wieder durch die Flucht sich der Hinrichtung zu entziehen.

Eingedenk des übeln Eindrucks, den seine erste Flucht auf die Mehrheit der Glaubigen gemacht hatte, und im Angesicht der Thatsache, daß die jetzt herrschende öffentliche Meinung von ihren Bischöfen das Märtyrerthum verlangte, und das Heldenmüthige höher als das Verständige, das Großartige höher als das Zweckgemäße hielt, entwich er dießmal nicht. Er wollte auch darin der Ansicht der Meisten unter den Christen seiner Zeit ein Genüge thun.

Am 30. August 257 hatte der heidnische Statthalter ihm den Willen des Kaisers eröffnet, und Cyprian ihm erwidert, er sey christlicher Bischof, und verehre den einigen Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, zu welchem er täglich für das kaiserliche Haus bete, aber opfern könne und werde er nicht. Auf das war er in ein entferntes Städtchen verbannt und von Soldaten abgeführt worden, doch nicht sehr weit von Carthago. Im Traume hatte er einen Jüngling gesehen, der ein Schwert nach ihm schwang, und daraus sich gedeutet, daß Enthauptung sein Loos seyn werde.

In der Verbannung war er in stetem Verkehr mit der Gemeinde zu Carthago geblieben, und hatte Ermahnungen zur Standhaftigkeit und Geldunterstützungen an die verfolgten Christen gesandt. Nach zehen Monaten war ihm vom Statthalter ein kleines Landgut bei Carthago zum Aufenthalt angewiesen worden. Hier war es, wo er den Tod des römischen Bischofs Sixtus erfuhr. Er entfernte sich zwar aus dem Landgut, aber nicht, um sich dem Tode zu entziehen, sondern um nicht in Utika, wo der Statthalter gerade war, sterben zu müssen. Er wollte vor den Augen seiner Gemeinde in Carthago sterben.

In seinem Abschiedsschreiben an diese seine Gemeinde beschwor er dieselbe, ruhig zu bleiben, sich nicht ohne Zwang den Heiden zu überliefern, das Märtyrerthum nicht zu suchen; und wie er hörte, daß der Statthalter wieder in Carthago sey, kehrte auch er aus seinem heimlichen Versteck wieder auf das Landgut zurück. Den 13. September 258 ließ der Statthalter durch zwei Gerichtsdiener ihn nach Carthago abholen. Er wurde verhört, entlassen, und einem Beamten zur Bewachung übergeben. Er

konnte entfliehen, und der Statthalter wollte, so scheint es, die Flucht ihm offen lassen. Er blieb. Vor seinem Hause versammelte sich das christliche Volk, und blieb die ganze Nacht durch.

In der Frühe des anderen Tages wurde er vor den Statthalter gebracht. Er sprach, wie im vorigen Jahre. Auf das wurde ihm das Urtheil, Hinrichtung durch das Schwert, vorgelesen. Er solle sterben als „Feind der Götter Roms und als Haupt einer strafbaren Gesellschaft." Der Schluß lautete: „Mit deinem Blute werde die Heiligkeit der Staatsordnung besiegelt." — „Gott sey gelobt!" antwortete Cyprian.

Er wurde hinausgeführt vor die Stadt, auf einen ebenen, mit Bäumen bepflanzten Platz. Da kniete er nieder und betete, und als der Scharfrichter an ihn herantrat, beauftragte er seine Diakone, demselben nach der Hinrichtung fünf und zwanzig Goldstücke auszuzahlen. Der Scharfrichter zitterte, als er sein Amt an dem edeln Bischof vollstreckte.

Niemand hinderte seine Verehrer, die letzten Dienste der Liebe dem Sterbenden, und ebensowenig, die letzten Ehren seiner Leiche zu erweisen. Sie begruben ihn in der Nähe des Richtplatzes. Bald nachher erhoben sich ihm zu Ehren zwei Kirchen in Carthago, die nach seinem Namen genannt wurden, eine an der Stelle, wo er gerichtet worden war, eine andere über seinem Grabe. Sie standen schon zu den Zeiten Augustins; zerstört wurden sie durch Geiserich und seine Vandalen. Sehr frühe verehrte ihn das christliche Mittelalter als einen „Heiligen".

So hatte Cyprian im Tode die Herzen gewonnen, deren er viele im Leben eine Zeit lang von sich abgewandt hatte, zuerst durch seine Flucht, dann durch die Härte, mit welcher er den „Gefallenen" gegenüber aufgetreten war.

Die „Gefallenen", welche ihre Schwachheit und ihren Abfall bereueten, fleheten zahlreich um Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft, solche, die den Götzen geopfert, solche, die dem Kaiserbild Weihrauch gestreut, solche, die sich Bescheinigungen von den heidnischen Behörden erkauft hatten, um ihr Leben zu retten. Cyprian hatte diesen Allen die Wiederaufnahme vom Standpunkte der Kirchenzucht aus verweigert. Aber gerade

die ſtandhafteſten „Bekenner“ ſprachen zu Gunſten der gefallenen Brüder, und da der Biſchof Cyprian unerbittlich blieb, nahmen die „Bekenner“ für ſich die „Gefallenen“ auf.

Er mußte es ſich ſagen laſſen, ihm gezieme es wenig, eine ſo hohe Sprache gegen die zu führen, welche der Verfolgung menſchlich unterlegen ſeyen, oder über die ſich zu erheben, welche Kerker und Bande und Folter auf ſich genommen und muthig beſtanden haben. Eine Partei ſetzte den Cyprian geradezu ab. Cyprian verſuchte ſeine Flucht damit zu rechtfertigen, es ſey ihm eine göttliche Offenbarung geworden, zu fliehen, und nannte Jeden, der ſich wider ihn auflehne, einen Empörer wider Chriſtus ſelbſt.

An dieſen Streit ſchloßen ſich andere ärgerliche Streitigkeiten an über Kirchenzucht, Stellung der Biſchöfe und die Ketzertaufe; und nachdem ihn die Mehrheit in Carthago wieder als Biſchof aufgenommen hatte, war doch ſeine Stellung eine ſchwierige geblieben, und das Märtyrerthum ihm nothwendig geweſen, um ſeinem Namen den früheren Glanz wieder zu gewinnen.

Martern zu tragen und den Tod zu verachten, dazu ſchöpften die Verfolgten und Standhaften die Kraft auch aus dem Glauben, daß der Meſſias demnächſt wieder kommen, ſie auferwecken und ihnen reichen Erſatz für Alles geben werde, was ſie aufgeopfert haben; und zwar irdiſchen Erſatz. Gerade die Standhaften theilten meiſt noch die ſchwärmeriſche Anſicht von einer demnächſtigen irdiſchen Wiedererſcheinung des Meſſias; und dieſe Anſicht erhöhete ihre ſittliche Kraft und ſteigerte ſie bis zum Enthuſiasmus, während die Anſchauung der Mehrheit ſchon eine andere geworden war.

Die Mehrheit theilte dieſen Glauben nicht mehr, und darum auch dieſen Aufſchwung nicht mehr. Aber auch die wahre höhere Anſicht vom Dieſſeits und Jenſeits wirkte bei Cyprian und den Seinen mit, ihrer ſittlichen Kraft den todverachtenden Schwung zu geben.

In einer ſeiner Schriften, die er in den Tagen der verheerenden Peſt ſchrieb, ſuchte er die Seinen über die Sterblichkeit und das Elend der Zeit dadurch hinwegzuheben, daß er ihnen

die Zustände der auf die Vergänglichkeit folgenden Ewigkeit vor Augen malte, die verklärte Gemeinde des himmlischen Jerusalems. „Nur droben," sprach er, „ist wahrer Friede, dauernde Ruhe, dort ist unsere Heimath; wer sollte nicht gern eilen, dahin zu gelangen? Dort erwartet uns eine große Menge Geliebter, die zahlreiche und große Schaar der Väter, der Brüder und Kinder. Dort ist der herrliche Chor der Apostel, dort die Zahl der frohlockenden Propheten; dort die unzählige Menge der nach Kampf und Leiden mit Sieg gekrönten Märtyrer; dort sind die triumphirenden Jungfrauen; dort die belohnten Barmherzigen. Dahin laßt uns eilen mit Sehnsucht und Verlangen; laßt uns wünschen, bald bei ihnen, bald bei Christus zu seyn."

Wie er, so dachten und sprachen Viele, deren Phantasie und Gefühl noch nicht angefressen oder gar aufgezehrt war von dem abkühlenden Weltverstand, der in der Zeit Platz zu greifen anfing. Weil Viele so dachten, mißlang auch der Plan Valerians, der nicht durch die Todesstrafe, sondern durch Schläge und schwere Arbeiten in den Bergwerken und auf den Gütern des Kaisers den Christen vom Hofe und aus der höheren Classe der Gesellschaft die Verläugnung ihres Glaubens abzuzwingen rechnete. Sie blieben standhaft, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen; standhaft gegen die rohe Gewalt; standhaft gegen die feinere und listige Verführung zum Abfall.

Und Gott hatte es so geordnet, daß Valerian in die Gefangenschaft der Perser fiel, und damit die Verfolgung aufhörte, im Jahre 259.

Sein Sohn Gallienus hatte längst die Unmöglichkeit erkannt, jetzt noch das Christenthum zu unterdrücken; zudem hatte das Christenthum immer mehr im Heer Eingang gefunden.

So erließ Gallienus, der seinem Vater auf dem Throne folgte, ein Gesetz, wodurch alle Maaßregeln gegen das Christenthum eingestellt wurden, ja welches demselben ausdrücklich die Duldung des Staates bewilligte, es als eine gesetzmäßig bestehende Religion unter seiner Regierung behandelt wissen wollte. Der Kaiser schrieb selbst an mehrere Bischöfe, „es sey sein Wille, daß sie ruhig und sicher leben"; und überall hin er-

ging der Befehl, in Folge dessen den Christen ihre heiligen Versammlungsorte und Begräbnißplätze wieder eingeräumt wurden.

Die lange andauernde schwere Verfolgung hatte der Kirche genützt, und war ihr nöthig gewesen.

Die große Masse derer, die sich schwach zeigten, bewies, daß Viele in der christlichen Gemeinschaft waren, denen das Christenthum kein rechter Ernst mehr war. Die lange, vorhergegangene Ruhe hatte die Jugendkraft der neuen Religionsgesellschaft verweichlicht. Die Verfolgung schied die ächten und die unächten Christen; sie brachte Läuterung, Stählung, Schwung und Enthusiasmus wieder in die Christenheit; und diese, der Schein-Christen, der Lasterhaften, der Schwächlinge nun los, wuchs wieder kräftiger, wie ein Baum nach dem Ausschnitt der Auswüchse und der Säuberung. Was der Abfall in der öffentlichen Meinung schadete, das wurde überwogen durch den Nutzen und das große Ansehen, welche das Heldenthum der Bekenner und der Märtyrer dem Christenthum verschaffte.

Dreißigstes Kapitel.

Letzter Gewaltkampf des Heidenthums mit dem Christenthum. Anfang der diocletianischen Verfolgung.

Seit die christliche Kirche die Duldungsgesetze des Kaisers Gallienus zu genießen hatte, veränderten sich alle Verhältnisse derselben. Vierzig Jahre lang war schönste Ruhe, selbst unter der Regierung des rauhen, aber gerechten Soldatenkaisers Aurelian.

Statthalterempörungen, Aufwerfungen von Gegenkaisern, und in deren Folge schwere innere Kriege, Barbareneinfälle ins römische Reich, und unter allen diesen Stürmen und Erschütterungen das fortwährende Schwanken des römischen Kaiserthrons waren Ursache dieser langen Ruhe für die Christen.

Zwar soll Aurelian, nachdem er siegreich die Macht aller

seiner Feinde gebrochen hatte, in Ost und West, und sich fest auf dem Throne fühlte, einen neuen Erlaß gegen die Christen fertig gehabt haben, als er, kurz vor der Veröffentlichung desselben, durch seinen Geheimschreiber ermordet wurde. Die Geschichtsschreiber der christlichen Kirche, zunächst Eusebius, sahen darin, daß der Kaiser so schnell weggerafft wurde, eine besondere Fügung des Himmels zu Gunsten der Christen. Das ganze Benehmen Aurelians aber gegenüber den Christen war so, daß die Sage von einer durch ihn beabsichtigten Verfolgung der Christen nicht glaublich ist.

Unter sechs nachfolgenden Kaisern geschah Nichts gegen die Christen. Endlich bestieg, siegreich über seine Gegenkaiser, der ruhmvolle Diocletian den Kaiserthron, und regierte von 284 bis 305.

Er war ein glücklicher und tapferer Feldherr, und ein weiser und gerechter Fürst, unter dessen Regierung die Christen noch achtzehen Jahre lang auf keinem Punkte des Reichs eine Feindseligkeit zu erfahren hatten. Ja, zwar nicht das Christenthum, aber die Christenheit hatte noch nie eine so schöne glückliche Zeit gehabt, wie in den ersten achtzehen Regierungsjahren Diocletians, dieses Mannes von hohem Staatsverstand, reiner Tugend, und einer aus Lebensphilosophie hervorgegangenen seltenen Duldung gegen jede sittliche und religiöse Anschauungsweise, so lange diese nicht die Ruhe und Ordnung des Staats gewaltsam störe.

Der christliche Kirchengeschichtschreiber Eusebius selbst weiß nicht genug zu preisen alles das Gute, das der Christenheit in dieser Zeit von Gott und den Menschen zu Theil geworden sey. „Es ist kaum zu sagen," rühmt derselbe, „wie sehr indessen die christliche Kirche an Umfang und Ansehen zugenommen hatte. Selbst die Statthalterschaft von Provinzen hatte der Kaiser an Christen gegeben, und in den kaiserlichen Palästen durfte die christliche Religion ausgeübt werden. Christen bekleideten am Hofe nicht unbedeutende Aemter."

So lebten die Christen unter Diocletian Jahr für Jahr. Der Held wurde ein Greis; und obgleich er immerfort Alleinherr-

scher war, so hatte er doch Mitherrscher, die er gleich Anfangs seiner Regierung sich gewählt hatte, um das ungeheure Reich ihm regieren zu helfen. Das war eben jene Schönheit des Charakters und jene Weisheit in Diocletian, welche, was aus einander strebte, nicht gewaltsam vereinigen, und jedem Element seine Art, und seine Freiheit, in dieser Art sich zu bewegen, lassen wollten. Er sah, daß die nationalen und politischen Elemente eines Reiches, wie das römische, das drei Welttheile in sich schloß, nicht auf eine und dieselbe Weise behandelt werden dürfen; er sah auch, daß aus den sich widerstrebenden vielerlei religiösen Elementen des Reiches nicht mehr ein einziges zu machen möglich und räthlich sey.

Man hat durch parteiische Darstellung das Bild dieses Fürsten, der unter allen Geschichtskennern als einer der am höchsten begabten und gerechtesten römischen Kaiser anerkannt ist, vielfach verzeichnet, und seine Handlungsweise in den letzten Jahren seiner Regierung in eine falsche Beleuchtung gestellt. Nichts schadet der Wahrheit, also auch dem Christenthum, so sehr, als die erweisbare Unwahrheit dessen, wodurch das Eine verherrlicht oder gerechtfertigt, das Andere, das Gegnerische, herabgesetzt und verdammt werden soll.

Diocletian hatte weder Neigung für das Christenthum, noch Abneigung. Er stand außerhalb irgend einer der damaligen Religionen, wie alle Gebildeten, nämlich in höherem Grade Gebildeten, der römischen Kaiserzeit, außerhalb des Volksglaubens standen, gegen diesen, für sich selbst, sich ganz gleichgültig verhielten, und, wenn sie für denselben auftraten, dieß nur schwer, und einzig aus Rücksichten auf die Ordnung und Lage des Staates thaten.

Fanatiker für das alte Heidenthum aus persönlicher Ueberzeugung von der Wahrheit des heidnischen Glaubens und Gottesdienstes gab es unter den Kaisern der drei ersten christlichen Jahrhunderte nicht. Die es anders darstellten, fußten nicht auf dem Richtigen.

Tragen auch Erlasse und Maaßregeln die Färbung, als flößen Beide aus heidnischer Religiosität, so war die Triebfeder

stets eine politische, welche religiös gefärbt wurde; und vollends trat unter Diocletian die Politik ganz ungefärbt als die einzige Richtschnur des Handelns auf.

Seit länger hatte sich vom Morgenlande her die Sekte der Manichäer ins römische Reich eingedrängt, mit einer Glaubenslehre, welche ein Trank war aus Altorientalischem, aus Christlichem und aus alexandrinischer Weisheit und Aberwitzigkeit.

Gegen diese Sekte, die angriffsweise Propaganda machte, erließ Diocletian im Jahre 296 ein Gesetz. Der Eingang dazu lautete also:

„Die unsterblichen Götter haben durch ihre Vorsehung wohl geordnet und festgestellt, was wahr und gut sey. Viele gute und weise Männer seyen einstimmig darin, daß dieses unverändert festzuhalten sey. Angriff und Widerstand dagegen dürfe nicht seyn; eine alte Religion dürfe von einer neuen nicht getadelt werden. Denn es sey das größte Verbrechen, das rückgängig machen zu wollen, was einmal von Alters her seinen Gang und Verlauf gehabt und festen Besitz und Bestand gewonnen habe."

Blutige Maaßregeln enthielt dieses Gesetz gegen die Lehre und Religionsweise des Mani und die Anhänger dieser Lehre. Diocletian haßte sie, schon weil sie von Persien, von den alten Reichsfeinden Roms, ausgegangen war, und weil er sie für ganz unverträglich mit der römischen Staatsreligion und Ordnung ansah.

Dieses Gesetz war zwar nur gegen die Manichäer gerichtet; aber der Schritt von dem Angriff auf diese zum Angriff auf die Christen und das Christenthum war ein sehr kleiner. Denn die Gründe, aus welchen vom Standpunkte des Staates aus die Religionsweise des Mani und seine Anhänger bekämpft wurden, fanden von selbst ihre Anwendung auf Christenthum und Christen, da die christliche Religion nicht nur auch eine neue Religion, sondern in jeder Beziehung dazu angethan war, die alte Religion des Staates zu bekämpfen und zu verdrängen.

Zwei Jahre darauf folgte schon Etwas, was als eine Einleitung zu einem Angriff auf das Christenthum angesehen werden konnte: im Jahre 298 erging der Befehl, daß alle Soldaten

im Heere an den im Lager gewöhnlichen öffentlichen Opfern Theil zu nehmen haben.

Das war ſchon ein Vorſpiel zu den bald genug ſich eröffnenden Verfolgungsſcenen. Denn im Heere war die Zahl der Chriſten ſehr groß, und ſelbſt in höheren und höchſten Stellen des Heeres ſtanden Chriſten.

So ſehr hatte ſich in den vierzig Jahren, während welcher die Chriſtenheit unangefochten hatte leben dürfen, Alles umgewandelt. Das Chriſtenthum war eine Macht geworden, nicht allein durch die Zahl ſeiner Bekenner, ſondern auch durch die Lebensſtellung und den Einfluß vieler unter denſelben.

Nur in der Erinnerung älterer Leute lebten, als eine längſt hinabgeſunkene Zeit, die Tage, wo die Chriſten verfolgt und geächtet waren, in die Einöden flohen, da und dort ſich verbargen, und die Schaffotte von warmem Blute rauchten und die Scheiterhaufen aufloderten; wo der Gottesdienſt gehalten wurde Nachts, verſtohlen, bei verſchloſſenen Thüren, oder draußen in Wald und Feld, oder in der Einſamkeit des Gebirges, in Höhlen, oder nahe bei den Hinrichtungsſtätten, auf den Gräbern der dort vergrabenen Märtyrer. Seit lange hatten ſie ihren Gottesdienſt frei und offen halten können, nicht bloß in Betſäälen, ſondern ſogar ſchon in Gotteshäuſern. Am Hofe hatten Chriſten hohe Stellen inne, ebenſo in der Staatsverwaltung, und beſonders im Heere. Selbſt die Gemahlin des Kaiſers Diocletian, Priska, und ſeine Tochter Valeria, die Gemahlin des Mitregenten Galerius, waren dem Chriſtenthum ergeben, und viele Frauen am Hofe.

Der Befehl zur Theilnahme aller Soldaten an den öffentlichen Opfern hatte zunächſt den Zweck, die Chriſten im Heere zum Austritt aus demſelben zu zwingen, und Viele traten aus, Viele wurden daraus entfernt; Einige, die blieben und dem Befehle nachzukommen ſich weigerten, wurden wegen Subordinationswidrigkeit zum Tode verurtheilt.

Das geſchah aber zunächſt nur im Heere des Galerius. Auch jenen Befehl zur Theilnahme der Soldaten an den Opfern hatte Galerius einſeitig für ſich, auf eigene Hand, erlaſſen, und

er galt nicht fürs ganze Reich, und wurde in anderen Theilen desselben nicht bekannt, geschweige beachtet.

Die Reichsverwaltung war nämlich unter Diocletian eine eigenthümliche. Es war Ein Alleinherrscher, der Kaiser Diocletian; und es waren drei Mitregenten, Maximianus, Constantius Chlorus und Cajus Galerius. Von diesen hieß der Erstere auch Oberherr, die Anderen — Cäsaren. Jeder dieser Regenten hatte einen Kreis von Landschaften des Reiches zur Verwaltung und zur Vertheidigung: Constantius hatte die Länder jenseits der Alpen, Spanien, Gallien, Brittannien; auch Mauritanien. Maximian hatte das übrige Afrika, Italien, und die zwischen beiden liegenden Inseln. Galerius waltete über Rhätien, Illyrien, Pannonien und Thracien. Als Mittelpunkt des Ganzen hatte sich Diocletian selbst zu seiner unmittelbaren Verwaltung alle Landschaften jenseits des ägeischen Meeres vorbehalten, und seinen Sitz in Nikomedia, der Hauptstadt Bithyniens, genommen.

Dem Kaiser am nächsten, als Schwiegersohn, war Galerius; ein heftiger, leidenschaftlicher Kriegsmann. Dessen Mutter schwärmte für die phrygischen Mysterien, eine Religionsweise wollüstigen Sinnengenusses.

Dieser sinnlichen Frau mußten nicht nur die strenge Sittenlehre des Christenthums, sondern alle Christinnen am Hofe und ihre Sittsamkeit, besonders ihre Schwiegertochter Valeria, und deren Mutter, die Kaiserin, ein täglicher Vorwurf seyn; und es ist wahrscheinlich, daß sie ihren Sohn Galerius gegen das Christenthum aufreizte, und vielleicht sogar den Argwohn in seine Seele warf, als gehen die Christen darauf um, sich der Herrschaft im Reiche zu bemächtigen, und ihn um dieselbe zu bringen.

Die Entfernung der christlichen Befehlshaber aus allen Stellen im Heer deutet jedenfalls auf Furcht vor ihnen hin, auf den Gedanken, sich vor ihnen sicher stellen zu wollen, oder auf den Gedanken, sie zu beseitigen, damit sie, die Christen, ihm, wenn er bei dem Kränkeln und der Altersschwäche seines Schwiegervaters die Alleinherrschaft an sich nehmen wollte, nicht in den

Weg treten oder gar einem Andern dazu helfen könnten, z. B. dem Constantius, welcher den Christen freundlich war.

Galerius setzte längere Zeit dem Kaiser Diocletian zu, den Christen gegenüberzutreten, als einem Staat im Staate, als einer dem Bestand und der Einheit des Reiches höchst gefährlichen Macht. Der alte Kaiser wollte nicht daran. Feindseligkeit, wie man sie dem nüchternen Diocletian bisweilen andichtet, hatte er gegen das Christenthum und die Christen gar nicht; er dachte anders als sie, aber er haßte sie nicht. Ja, gerade da, wo er unmittelbar waltete, hatten die Christen das beste Leben: in Bithynien hatten sie in den Städten nicht nur Bethäuser, sondern bereits sogar prächtige Kirchen.

Als Galerius immer aufs Neue ihn anging, Christen als staatsgefährlich, und ihre Unterdrückung als unerläßlich für die Ruhe des Reichs im Innern und nach Außen hinzustellen, entgegnete der greise Kaiser: „Gefährlich wäre es, durch eine Christenverfolgung sich sichern zu wollen, bei ihrer großen Zahl und Macht; die ganze Welt würde dadurch in Unruhe gesetzt und viel Blut umsonst vergossen werden; pflegen doch die Christen den Märtyrertod zu suchen.“

Ein und dreißigstes Kapitel.

Die drei Kaiser-Erlasse.

Um Galerius schaarte sich Alles, was christenfeindlich war, voran die Priester der Götter und Göttinnen, die Fanatiker des alten Heidenthums, die Einen aus Eigennutz, die Andern aus Blindheit; und selbst neuplatonische Philosophen schloßen sich an diesen Troß an, den sie verachteten, aber zum Bundesgenossen nahmen in ihrer Feindseligkeit gegen das Christenthum. Sie und Galerius warfen sich nun auf Intriguen, um den alten Kaiser zu einer Maaßregel gegen die Christen zu bringen.

Der oberste Opferschauer im Heere erklärte eines Tages, die Opfer thuen ihre Wirkung nicht mehr, weil Unheilige, Götterfeinde, zugegen seyen.

Christen in niederen Stellen im Heer und als gemeine Soldaten gab es noch immer sehr viele unter der Fahne; die wohnten den Opfern an, aber mit dem Zeichen des Kreuzes auf den Helmen: es war bereits in diesem Jahrhundert der Glaube unter den Christen, das Kreuzeszeichen schütze vor dämonischen Einwirkungen, also auch vor denen des heidnischen Götterdienstes, in welchem sie einen Dämonendienst sahen.

Auf solche Soldaten zielte der Opferschauer; und obgleich mit demselben Zeichen Tausende seit länger den Opfern angewohnt hatten, ohne Störung in den Opferzeichen, so wußte man doch jetzt das Volk damit zu erregen, als wären die Götter, die in den Augen der Heiden das Glück für jede Unternehmung zu geben hatten, und ihre Gunst im Ausfall der Opfer ankündeten, auf einmal abhold, wegen der Gegenwart der Christen und des Kreuzeszeichens.

Das so aufgeregte Volk sollte auf den greisen Kaiser wirken. Auch wußten sie Scenen im Heer hervorzurufen, welche als Majestätsbeleidigung und Meuterei vor Diocletian ausgelegt werden konnten. Man reizte die Christen, bis sie sich im Dienste vergaßen.

So im Jahre 298 zu Tingis in Afrika bei einem Festessen zu Ehren des kaiserlichen Geburtstags, der nach heidnischer Sitte wie gewöhnlich mit einem Schmaus und mit Opfern gefeiert wurde. Da sprang der christliche Hauptmann Marcellus, dem die heidnischen Zumuthungen unerträglich wurden, vom Tisch auf, warf Gürtel, Stab und Schwert auf den Boden und rief: „Von diesem Augenblick an höre ich auf, euern Kaisern zu dienen. Ich mag euren hölzernen und steinernen Göttern, welche taube Götzen sind, nicht länger Ehre erweisen.“

Marcellus wurde hingerichtet, weil er den soldatischen Ehrenauszeichnungen, die er trug, Verachtung bewiesen, die Götter des Staates und den Kaiser öffentlich gelästert habe. Dem Kaiser aber wurde er als Beispiel hingestellt, wie das Christenthum das

Heer, die Stütze des Thrones, zerfresse, indem es die Bande der soldatischen Zucht löse, und wie die Christen dem Staat und dem Throne gefährlich sich entgegenstellen.

Diocletian, seit seiner Knabenzeit im Lager und Soldat, als ergrauter Kriegsmann auf den Thron gekommen, war, wie für nichts, empfindlich für Verletzungen der Subordination und für Beleidigungen seines kaiserlichen Ansehens. Dennoch scheiterten alle solche Intriguen, trotz dieser Seite seines Charakters, an dem Rechtssinn und an dem Verstande dieses wahrhaft großen Kaisers.

Jahre gingen noch hin, und Diocletian war zu nichts zu bewegen. Als endlich bei einer Zusammenkunft zu Nicomedia im Jahre 303 Galerius den Augenblick, da sein Schwiegervater zu der Altersschwäche hin noch von Krankheit entkräftet war, benützte und ihn aufs Neue bestürmte, gab Diocletian in etwas nach. Er widerstand wenigstens in so weit nicht länger, daß die Diener des Hofes und die Soldaten von der christlichen Religion zurückzuhalten seyen; aber „auch das solle ohne Blut geschehen". Sein Schwiegersohn hatte von ihm gefordert, Alle, welche den heidnischen Opfern entgegen seyen, sollen lebendig verbrannt werden.*)

Galerius und die um ihn versammelte Partei am Hofe, namentlich der Statthalter von Bithynien, der neuplatonische Philosoph Hierokles, der gegen die Christen geschrieben hatte, gingen für sich weiter. Sie setzten sich entweder geradezu über den kranken, an sein Zimmer gefesselten Kaiser weg, was das Wahrscheinlichere ist, oder sie wußten ihm Zustimmung oder Unterschrift zu Befehlen abzulocken, welche erst durch die Ausführung ins Licht der Grausamkeit traten, in welcher sie von ihnen gemeint waren. Anlaß dazu konnte von ihnen sehr leicht aus der Aufführung mancher Christen und Christengemeinden entnommen werden. Denn der christliche Kirchengeschichtschreiber Eusebius klagt laut und schwer darüber, daß „gerade in jener Zeit, durch die lange Ruhe, eine große Ausartung unter den Christen eingerissen

*) Burckhardt in seiner Schrift: „Die Zeit Constantins", die viel Verdienstliches hat, aber nicht immer praktisch sieht, hat den Charakter des Diocletian und seine Stellung nicht richtig aufgefaßt.

habe, nicht nur Heuchelei und Wohlleben, sondern auch Streitsucht; Einer habe den Andern beneidet und verlästert, Bischöfe haben sich mit Bischöfen überworfen, Gemeinden wider Gemeinden sich empört". *)

Dadurch mußten sich die Christen den Heiden widerwärtig machen; ist doch selbst für das gesunde christliche Gefühl die Händel- und Zanksucht der im Herzen des Christenthums wühlenden christlichen Sektirerei, die grimmige Fehdewuth und das Geschimpfe namentlich der Sektenstifter zu allen Zeiten, eine widerliche Erscheinung gewesen. Diese Unruhen und Unordnungen im Innern der Christenheit, das sektirerische Getreibe und Gewühle, das um sich fraß, konnte von Galerius und Hierokles leicht als reichsbedrohlich hingestellt, ja sogar dafür angesehen werden.

Die Fanatiker des Heidenthums in dieser Zeit eiferten ja sogar gegen die alten heidnischen Schriften, deren Inhalt der Staatsreligion nachtheilig zu seyn schien, mochten diese Schriften noch so berühmte heidnische Namen zu Verfassern haben. Vielen war des großen Cicero Schrift über das Wesen der Götter ein Abscheu, und sie wollten nicht nur sie nicht gelesen, sondern sie vernichtet wissen. Es ließ sich ein Geschrei hören, man müsse alle solche alten Schriften, durch welche das Christenthum sich stützen könne und die Achtung vor den altväterlichen Heiligthümern leide, öffentlich vernichtet werden. Bei so gereizter Stimmung unter den Heiden durfte Galerius mit den Seinen nur einen Wink geben, und der heidnische Fanatismus einzelner Rotten that mehr, als man sie anwies.

Am 23. Februar 303 war ein Hauptfest der Heiden. Mit Tagesanbruch drang ein Haufe von Soldaten des Galerius in die prächtige Kirche der Christen zu Nikomedia. Die heiligen Schriften, die darin verwahrt wurden, nahm die Rotte heraus und verbrannte sie. Dann ging es an das Plündern und Zerstören. Bald war diese Hauptkirche der Christen niedergerissen.

Tags darauf fand sich ein kaiserlicher Erlaß ange-

*) Euseb. VIII, 1.

schlagen, der dahin lautete: „Alle gottesdienstlichen Versammlungen der Christen seyen verboten und sollen gesprengt, alle Handschriften ihrer heiligen Bücher ausgeliefert und verbrannt, alle ihre Kirchen niedergerissen werden. Solche Christen, die in Ehren und Aemtern stehen und hartnäckig sich weigern, den Göttern zu opfern, sollen diese und ihre bürgerlichen Gerechtsame verlieren, die Folter vor Gericht auf jeden Christen, weß Standes er sey, wofern er nicht verläugne, bei der Untersuchung anwendbar, jeder Christ aus dem Volke der Rechte eines Bürgers und freien Mannes verlustig seyn; alle christlichen Sclaven aber, so lange sie bei dem christlichen Bekenntniß beharren, sollen der Freilassung nicht theilhaftig werden können".

Dieser im Namen des Kaisers gegebene Erlaß wurde von der Mauer abgerissen, und in Stücken zur Erde geworfen, von Einem, der den Umstehenden zurief, die Kaiser würden besser thun, wenn sie Siege über Sarmaten und Gothen bekannt machen würden, statt unschuldige Christen zu verfolgen. Das soll ein angesehener Christ gewesen seyn. Er mußte für dieses Vergehen mit dem Leben büßen.

Bald nach dem Anschlag des Erlasses brach im kaiserlichen Palast zu Nikomedia Feuer aus. Galerius und Hierokles gaben den Brand der Einlegung durch Christen Schuld. Viele Christen wurden eingezogen, und, um ein Geständniß zu erpressen, schwer gefoltert; aber ohne Erfolg.

In einer Schrift, die den Namen des Lactantius trägt, wird geradezu Galerius selbst als derjenige angegeben, der es eingelegt habe, eigenhändig oder durch einen Heiden. Constantin vermuthet eine Entzündung durch einen Blitz. Eusebius sagt, die Ursache sey nicht bekannt. Unmöglich ist es nicht, daß ein Christ in der Hitze der Verbitterung sich vergaß; aber ebenso wahrscheinlich ist das Erstere.

Nach vierzehn Tagen brannte es zum zweiten Male im Palast, und das schien zu bestätigen, daß das Feuer eingelegt sey.

Der Erlaß gegen die Christen wurde durchs ganze Reich gesandt, und es war gerade die Osterzeit, in welcher er an vielen Orten angeschlagen wurde. Entsetzen lief durch die Christenheit,

Sehr Viele ließen sich durch die Drohungen des Erlasses schrecken, fielen ab, und lieferten sogar die heiligen Schriften zur Vernichtung aus.

Die das Letztere thaten, wurden am Härtesten von den standhaften Glaubigen beurtheilt.

Sie waren auch unter allen „Gefallenen" die dem Christenthum gefährlichste Art derselben; sie wurden zu Verräthern an den Quellen des Glaubens; der Verlust der heiligen Schriften war ein um so größerer Verlust für das Christenthum, je seltener damals noch die Abschriften derselben waren. Traditores wurden sie genannt, ein Name, welcher den doppelten Begriff „Auslieferer" und „Verräther" in sich schloß.

Die, welche sich dazu hergaben, wurden überall aus der christlichen Gemeinschaft ausgestoßen. Die heiligen Handschriften dagegen wurden von den Heiden auf den öffentlichen Plätzen der Städte verbrannt. Unter den ausgelieferten Schriften befanden sich aber verhältnißmäßig wenige „Handschriften der heiligen Bücher". Die Zahl der Auslieferer war zwar nicht gering, wohl aber die Zahl der ausgelieferten heiligen Schriften; aus drei Gründen.

Der eine Grund war: Manche, welche heilige Schriften hatten, lieferten sie nicht aus, und wagten die Gefahr der Todesstrafe für den Fall, daß es auf sie gebracht würde; Andere erklärten frei vor Gericht, sie haben heilige Schriften, aber sie geben sie nicht heraus; und gaben auch unter Martern, und unter der Todespein nicht an, wo sie hinterlegt waren.

Der andere Grund war: Viele heidnische Beamte wurden getäuscht, indem man ihnen die Schriften christlicher Sektirer, als wären es die heiligen Schriften, auslieferte.

Der dritte Grund war: Viele Beamte ließen sich gerne täuschen, aus Milde, und noch mehr, weil ihnen Gold gegeben wurde, und sie nahmen jede Art christlicher Handschriften an und verbrannten sie öffentlich, als wären es heilige Schriften der Christen.

So ging es mit der Vollstreckung des kaiserlichen Erlasses auch in Betreff anderer Punkte desselben an mehr als Einem Ort, namentlich zu Carthago.

Während dem brachen Empörungen in Armenien und Syrien aus; und Galerius und seine Partei benützten diesen Anlaß, die Christen noch mehr als staatsgefährlich zu verdächtigen, als die Quellen dieser Reichsunruhen; und es erschien ein zweiter Erlaß, welcher alle Vorsteher der christlichen Gemeinden als Politischverdächtige zu verhaften befahl.

Und gleich hinterdrein folgte ein dritter Erlaß, die Verhafteten sollen, wenn sie den Göttern opfern, freigelassen, wenn sie sich dessen weigern, auf jede Weise zum Opfern gezwungen werden.

Diese drei Erlasse des Jahres 303 kamen schnell hinter einander. Sie waren gegen das Christenthum und die Vorsteher der christlichen Gemeinden gerichtet, noch nicht gegen die Christen überhaupt.

Weithin hatten sich die Gefängnisse schnell gefüllt, mit Vorstehern der Gemeinden. Aber die Standhaftigkeit der Meisten war wenigstens so groß, daß die Gegner des Christenthums die bisherigen Mittel als unzureichend erkannten, und darum ließen sie ein viertes Gebot ausgehen, im Jahre 304.

Dieses war gegen die Christen überhaupt gerichtet, und bestimmte, alle Christen ohne Ausnahme sollen gezwungen werden, den Göttern zu opfern, und zwar gezwungen werden auf jede Weise.

Auch die Bitterkeit, welche das bisherige Verfahren gegen die heiligen Schriften und die Gemeinde-Vorsteher der Christen unter den Letzteren hervorrief, die Gährung unter der Christenheit, mußte die Hofpartei unter Galerius dazu drängen, mit der gesammten Christenheit den Vernichtungskampf zu beginnen.

Die heidnische Priesterpartei am Hofe, deren Werkzeug der rohe, beschränkte und abergläubische Galerius war, sah klar genug, daß sie sich nicht halten konnte, wenn das Christenthum und die Christen nicht beseitigt wurden. Sie war es vorzugsweise, von welcher die letzte blutige Verfolgung ausging, blutiger als alle vorhergehenden; blutiger schon darum, weil es ein bewußter Kampf auf Tod und Leben Seitens dieser heidnischen Priesterpartei war, eine Nothwehr und Abwehr des Untergangs

der eigenen Sache. Das Heidenthum hatte das Christenthum jetzt so hoch heraufgewachsen vor sich, daß es dasselbe erlegen, oder selbst erliegen mußte. Den heidnischen Priestern blieb nur Dreierlei: entweder das Christenthum untergehen zu machen; oder selbst unterzugehen; oder endlich im Christenthum aufzugehen, und sich in demselben neu wieder zu finden.

Darum haben diejenigen, welche, nach Dodwell und Niebuhr, neuerdings die in Diocletians letzten zwei Regierungsjahren ausbrechende Verfolgung als eine nicht besonders entsetzliche, und von den alten Kirchengeschichtschreibern mit Uebertreibung geschilderte, hinstellen möchten, Unrecht; sie haben Standpunkt und Sachlage völlig mißkannt.

Das heidnische Priesterthum war ganz auf demselben Standpunkt und in derselben Sachlage gegenüber dem Christenthum, worin später das katholische Priesterthum dem Protestantismus und den Protestanten gegenüber war.

Wie das katholische Priesterthum, wo es das vermochte, im Kampfe nicht mehr bloß um die Herrschaft, sondern um das Daseyn, das Aeußerste that und versuchte, um den Protestantismus mit den Protestanten auszurotten, damit es nicht selbst vor demselben in den Staub sinke, in Spanien und den Niederlanden, in Tyrol, in der Steyermark, in Kärnthen, in Ober- und Niederöstreich, in Schlesien und Böhmen, in Ungarn und Polen; und wie die aktenmäßige Erforschung der Thatsachen in neuester Zeit diese Verfolgungen von Christen durch Christen noch weit grausamer und blutiger herausgestellt hat, als sie von den Zeitgenossen beschrieben worden sind: so ist, eben wegen der Sachlage selbst, nicht der geringste Grund dazu vorhanden, anzunehmen, in dem Kampf auf Tod und Leben, den das heidnische Priesterthum als letzten Nothwehrkampf mit dem Christenthum unternahm, seyen diese Priester weniger blutig und äußerst gewesen, als die christlichen Kirchengeschichtschreiber aus jener Zeit sie und die von ihnen fanatisirten Heiden geschildert haben.

Das aber ist dabei nicht zu vergessen: Die Heiden in ihrer Verfolgungswuth hatten ihre Religion für sich; die christlichen

Priester, und die Albas und die Ferdinande, in ihrer Verfolgungswuth, hatten Buchstabe und Geist ihrer Religion gegen sich.

In allen Städten, in welchen der kaiserliche Erlaß zur Vollziehung kam, ritten Herolde durch die Straßen und riefen aus, alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, haben sich in den Tempeln einzufinden. Da wurden Alle aus Verzeichnissen, die von Amtswegen gefertigt worden waren, mit ihren Namen aufgerufen, damit sie den Göttern opfern. Ebenso wurden die vom Lande herein in die Städte erfordert, unter den Stadtthoren ausgefragt, und die, welche man als Christen erkannte, auf der Stelle verhaftet.

Um diese Zeit lag der seit länger kränkelnde Kaiser an einer schweren Krankheit, die dazu getreten war, ganz darnieder, und nachdem die Krankheit gehoben war, zeigten sich als Nachwehen Spuren von Geistesschwäche bei Diocletian. Es war ihm unmöglich, seit seiner Krankheit, der Regierungsgeschäfte sich anzunehmen, und Galerius hatte freie Hand. Auch in dem letzten geschriebenen Erlasse stand Nichts von blutigen Zwangsmitteln, den Worten nach. So weit hatte Galerius selbst seinen kranken Schwiegervater Diocletian noch berücksichtigt. Aber der Beisatz „auf jede Weise" bei dem Gebot, alle Christen zum Opfern anzuhalten, gab ebenso der Willkühr und Grausamkeit der Beamten, als dem Fanatismus der heidnischen Menge freien Spielraum zum Martern und Blutvergießen.

Zu Nikomedia selbst fanden viele Hinrichtungen Statt, darunter die des dasigen Bischofs Anthimus und mehrerer Hofbeamten. Einer der Letzteren, Namens Petrus, wurde mit Geißeln zerfleischt, und in die Wunden wurde Salz und Essig gegossen. Da ihn auch diese Martern nicht zum Götzenopfer vermochten, wurde er zum Feuertod verurtheilt, und langsam über einem Feuer geröstet. Die Standhaftigkeit dieser Märtyrer, welche gleich zu Anfang der Verfolgung litten, hatte zur Folge, daß die Zahl der Märtyrer von Tag zu Tag zunahm.

Der erste Verfolgungssturm warf sich über alle Theile des Reiches, mit Ausnahme Galliens, Spaniens und Britanniens, wo Constantius Chlorus Regent war, der aus

politischen Gründen die dortigen Christen begünstigte. Constantius, um zum Scheine in Etwas dem Erlaß nachzukommen, ließ bloß die Mauern einiger Kirchen niederreißen; ließ aber „das Heiligthum in den Herzen" stehen und die Christen in Allem sonst unangetastet.

In den anderen Theilen des Reiches nahm die Verfolgung und das Loos der Christen je nach der Gesinnung und den politischen Rechnungen und Rücksichten der höheren Beamten eine sehr verschiedene Gestalt an, und der Erlaß wurde bald blutigst, bald milder ausgelegt und vollzogen. Die wildeste Gestalt hatte die Verfolgung im Morgenlande.

Im Jahre 305 legte Diocletian, und, von Galerius eingeschreckt, auch Maximian, die Regierung nieder. Diocletian zog sich in seine Heimath Dalmatien zurück und baute dort neben einem ungeheuern Palast, den er unweit Salona sich aufführen ließ, mit eigener Hand sich seinen Kohl, seine Feldfrüchte und seine Blumen.

Galerius und der von ihm ernannte Cäsar Maximin schalteten nun allein im Morgenlande. Mösien, Pannonien, Macedonien, Thracien, so viel auch darin die Christen zu leiden hatten, und so viel Blut hier floß, waren noch wohnliche Landschaften gegenüber dem, was in Palästina, Phönicien, Aegypten, Mesopotamien, Pontus geschah.

In Syrien und Aegypten wüthete der rohe Maximin, ein tückisch finsterer Heide und schändlicher Wollüstling. Das Blutgerüst empfing zwar in Palästina viele Opfer, unendlich mehr aber wurden weggeschleppt, um in Kerkern und in den Bergwerken zu verschmachten.

Unter den Hingerichteten war Pamphilus, der Bischof von Cäsarea. Nachdem er zwei Jahre im Kerker gelegen und die qualvollsten Martern ausgestanden hatte, wurde er eines Tages hinausgeführt und mit noch elf anderen treuen Glaubensgenossen enthauptet. Später wurden an Einem Tage neun und dreißig Christen mit dem Schwert gerichtet.

In Phönicien wurden Schaaren von Bekennern den wilden Thieren vorgeworfen; und als die Bären und Panther

des Menschenbluts genug hatten, aber nicht die Menschen, wurden andere Martern und Todesarten ersonnen, weil die wilden Thiere zu wiederholten Malen von den Märtyrerhaufen zurücksprangen, und sie nicht anpackten.

Am gräulichsten raste die Verfolgung in Aegypten, und zwar in Unter- wie in Oberägypten. Bei den Gerichtshöfen wurden Altäre errichtet. Hier sollten die Christen vor Allem den Göttern opfern, und dann erst zu Verhör und Vertheidigung kommen. Es war zunächst nicht auf den Tod, sondern nur auf jede Art von Martern angelegt, um Christen zum Abfall zu bringen; erst wenn diese Absicht scheiterte an der Standhaftigkeit der Glaubigen, machten satanisch ersonnene Todesarten den Schluß. Ganze christliche Familien wurden ausgerottet, Männer, Frauen und Kinder.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Die Marter- und Todesarten.

Zu den dem Tode vorangehenden Martern gehörten folgende. Christen wurden mit zurückgebundenen Händen an eine hölzerne Maschine befestigt, und ihre Glieder auseinander gerenkt. Anderen zerrissen die Peiniger den ganzen Leib mit eisernen Nägeln, in den Seiten, am Vorderleib, an den Beinen und an den Wangen. Wieder Andere hing man an der einen Hand auf, und ließ sie so schweben und alle ihre Gelenke auseinander zerren. Noch Andere wurden in Ketten aufgehängt, und so mußten sie schweben und leben in der Qual; weil die Füße die Erde nicht berühren konnten, schnitten die Ketten ins Fleisch ein, tief und schmerzhaft. Diese und viele andere Arten der Qual wurden in Alexandria angewandt. Die Zermarterten wurden dann in ärztliche Behandlung gegeben und wieder geheilt, und nach der Heilung die Martern wieder aufs Neue mit ihnen begonnen.

Die Todesarten entsprachen ganz den vorangegangenen

Folterarten. Die Einen ließ man verhungern, Andere kreuzigen, und zwar Manche so, daß sie mit dem Haupte schräg nach Unten am Kreuze hingen, und lebten, bis sie so vor Hunger starben. Am Meisten aber wurde die Tödtung durch Schwert, Wasser und Feuer angewandt. Oft wurden an Einem Tage zehn, dreißig, sechzig, ja hundert Christen auf Einmal enthauptet, Männer und Weiber, mit allen ihren Kindern. „Die Mordschwerter selbst", sagt Eusebius, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenutzt; die Henker ermüdeten und mußten einander ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauch ihres Lebens".

Andere wurden an Mühlsteine gebunden und im Meer ersäuft; wieder Andere lebendig verbrannt. Bald war es, die Christen nur einzeln über einem Feuer langsam zu rösten, den Verfolgern zu langweilig geworden, und man fing an, große Feuer zu schichten und anzuzünden, und verbrannte ganze Schaaren mit einander darauf.

In Oberägypten, in Thebais, kam man noch auf neue Todesarten.

So eine war, daß man standhafte Christen am ganzen Leibe mit Muschelschaalen so lange zerfleischte, bis sie starben. Frauen und Mädchen, völlig nackt, wurden so aufgehängt an Einem Fuße. Eine dritte Todesart war, Baumäste zusammenzuzwängen, die Unglücklichen zwischen denselben festzubinden, dann die Aeste langsam auseinander gehen zu lassen und durch deren Auseinandergehen die daran Befestigten in zwei Stücke zu zerreißen.

Unter den Gemarterten und Hingerichteten waren die Bischöfe und Aeltesten der ägyptischen Gemeinden vorn daran.

In Pontus kam man darauf, den standhaften Christen die Finger von den Nagelspitzen aus mit feinen Pfriemen zu durchbohren, und den Rücken mit geschmolzenem glühendem Blei zu begießen, ebenso die Schamtheile mit glühendem Blei auszubrennen.

Die Frauen und Jungfrauen waren überhaupt dem Schwersten ausgesetzt, in Pontus, in Aegypten und anderswo, Aergerem als dem Tode. Schon in früheren Verfolgungen waren

einzelne Fälle vorgekommen, daß christliche Frauen und Jungfrauen, die ihren Glauben nicht verläugnen wollten, den Kriegs- und Henkerknechten zur Schändung preisgegeben wurden. Der schändliche Maximin wandte dieß, in Aegypten und Asien, als ein gewöhnliches Qualmittel an, und er vollzog es sogar in eigener Person.

Eine ganze Zahl Frauen und Jungfrauen zu Alexandria, die dazu bestimmt war, entzog sich dieser Schmach und dem fürchterlichen Wüstling Maximinus durch zuvorkommenden Selbstmord. Auch zu Antiochia wählten eine christliche Frau und ihre beiden Töchter freiwillig den Tod, um dieser Schande zu entgehen; ebenso zu Rom eine christliche Römerin.

Auch um den Qualen der Folter zuvorzukommen, gaben sich viele Christen, die sich nicht stark genug zum Märtyrertod hielten, selbst den Tod, im Angesichte der Heiden. Viele aber suchten das Märtyrerthum; sie drängten sich zu den Gerichtsstühlen, ehe man sie vorforderte, um für ihren Glauben zu leiden und zu sterben und die Glorie der Blutzeugen zu erlangen.

In Antiochia war besonders der langsam tödtende glühende Rost thätig; in Kappadocien zerbrach man den Christen die Beine; in Mesopotamien hing man sie an den Füßen auf und machte unter dem Haupt ein kleines Feuer, das sie langsam erstickte. In Phrygien war eine Stadt ganz von Christen bewohnt. Diese wurde von Soldaten umzingelt und angezündet: alles Lebendige darin mußte in den Flammen sterben. Unter den Märtyrern in Kappadocien führt die christliche Sage einen tapfern Kriegsmann auf und schmückte ihn dichterisch aus, bis er im Mittelalter zum heiligen Ritter Georg wurde, der den Kampf mit dem Drachen bestand, und sein Drachenkampf sinnbildlich den Kampf des Christenthums und des Heidenthums darstellte.

Es leuchtete vor, und zog an und gewann viele heidnische Herzen, daß Christen vom zartesten Alter, Mädchen und Knaben freudig standhaft und glaubenstreu blieben. Unter diesen werden namentlich Victoria, ein christliches Mädchen in Carthago, und Hilarianus, ein christlicher Knabe ebendaselbst, genannt.

Victoria hatte noch einen Vater und einen Bruder, und

Beide waren noch Heiden. Sie widerstand allem Zureden und Bitten des Vaters und des Bruders, und der anderen Verwandten. Als sie durch Nichts zur Verläugnung ihres Glaubens zu bewegen war, gab ihr Bruder, um sie zu retten, vor, sie sey nicht bei sich, sie sey geisteskrank. Da trat sie vor und widersprach diesem Zeugniß ihres Bruders, mit dem dieser aus Liebe sie vor Marter und Tod bewahren wollte. Sie bekannte frei und klar ihren Glauben. „Das sey ihre wahre Gesinnung", sagte sie, „und sie werde nicht davon abgehen". — „Willst du mit deinem Bruder heimgehen?" fragte sie der heidnische Statthalter. — „Nein", antwortete sie; „ich bin eine Christin, und meine Brüder sind die, welche Gottes Gebote beobachten". So ging sie in die Martern und in den Tod.

Hilarianus, ein Knabe gleichen Herzens und Geistes, wie das Kind Victoria, sagte auf die Drohungen des Statthalters, womit dieser ihn leicht schrecken zu können glaubte: „Thut, was ihr wollt; ich bin ein Christ".

Solche Schönheit und Größe des Charakters in zarter Menschengestalt, war ein Licht nicht nur für die Christen, sondern für die Heiden; denn dieselben erschienen als Früchte der christlichen Religion.

Die finstere Unwissenheit, und deren Tochter die Unduldsamkeit, hat in allen christlichen Zeiten, bis in unsere Tage herein, die Vorstellung gehabt und verbreitet, als wären unter der griechischen Naturreligion, selbst unter dem gebildeten Heidenthum der classischen alten Welt, Tugenden und Gefühle des Herzens, rein und edel, groß und schön, nicht vorhanden, ja nicht möglich gewesen. Die Einen sagen, sie haben aufgehört und seyen ganz verschwunden gewesen, zu der Zeit, in welcher das Christenthum auftrat und sich Bahn brach. Die Andern wähnen und sagen, dieselben seyen niemals da gewesen. Dieser Thorheit und Unwissenheit muß die christliche Wahrheit, zu Ehren des Christenthums, entgegentreten, zumal in unseren Tagen, wo eine sittlich-wüste, wissenschaftlich beschränkte, kleine, aber getragene Partei aufs Neue die mittelalterliche Engherzigkeit und Enggeistigkeit, aus Herrschsucht und Widerspruchsgeist, wieder auffrischen möchte; eine

Partei, die dem Christenthum schadet unter den Gebildeten aller Völker; ihm schadet unter der Maske, des Christenthums erste Vorfechter zu seyn.

Ebenso schöne Gesinnungen und Thaten, als das Christenthum in dieser Zeit zeigt, finden sich auch im Heidenthum dieser Zeit; und der Unterschied ist nur der, daß im Christenthum jetzt das Schöne und Große in Masse da ist, im Heidenthum aber nur noch in einzelnen Erscheinungen; eben zum Beweis, daß auch die alte Offenbarung Gottes durch die Naturreligion dieses Schöne und Große möglich machte, daß aber eben der Uebergang derselben in die neue Gottesoffenbarung ein nothwendiger war, weil die absterbende alte Religion nur noch solche einzelne Erscheinungen hervorzubringen vermochte, die vereinsamt stehen, wie Lilien und Rosen auf einem weiten, unkrautvollen Leichenfeld.

Weithin im römischen Reiche war es heidnisch-schöne Menschlichkeit in einzelnen Orten und Häusern, welche den verfolgten Christen mit eigener Gefahr der Besitzer und ihrer Familien Zuflucht und Verborgenheit gewährte. Besonders da, wo Maximin persönlich am gräulichsten wüthete, in Aegypten und Syrien, zeigte sich heidnische Hochherzigkeit am Schönsten. Zu Alexandria kam es vor, daß heidnische Hausbesitzer sich lieber ihre Habe nehmen und sich in den Kerker werfen ließen, als daß sie zu Verräthern an den Christen wurden, die sich zu ihnen geflüchtet und denen sie Schutz zugesagt hatten. Solche große Züge des Edelsinns unter Heiden darf die christliche Geschichte nicht verschweigen, und sie kamen natürlich viel öfter noch vor, als sie schriftlich der Nachwelt aufgezeichnet worden sind.

Wo überhaupt die menschliche Bildung im römischen Reich auf einer höheren Stufe stand, da fand die blutige Vollziehung der kaiserlichen Erlasse Hindernisse an eben dieser Bildung unter den Heiden selbst. Darum hatte die Verfolgung in Italien, über das, wie über Afrika, im Jahre 305 bis zum Herbst 306 der rohe Soldat und Heide Severus, ein Liebling des Galerius, Regent war, verhältnißmäßig nur wenige blutige Opfer im Vergleich zum Morgenlande, und die gräulichen Marter- und Todesarten Aegyptens und Syriens waren eben in Rom nicht anwend-

bar, theils wegen dieser heidnischen Bildung der Zeit, die bereits von der christlichen Bildung dort zu viel angenommen und sich mit Christen befreundet hatte; theils wegen der Furcht, die Christen könnten am Hof und im Reich, wie schon einige Male, wieder zu Einfluß und Macht gelangen; theils wegen der Nähe und der Haltung des Constantius Chlorus.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Das Scheitern der Verfolgung.

Constantius war, wie Galerius zu Nikomedia, zu Mailand als Kaiser ausgerufen worden, und hatte hier seinen Sitz.

Es wird zwar in den „Akten der Märtyrer" erzählt von einem Märtyrerthum des Gervasius und Protasius zu Mailand; aber diese Quelle enthält nachweisbar auch viel Unrichtiges und sogar ganz Grundloses; ebenso ist es mit dem Märtyrerthum des Agricola und Vitalis zu Bologna und Anderen aus Oberitalien und Gallien überhaupt. So ist es mit der Sage von der heiligen Afra, die um das Jahr 304 in Augsburg auf einer kleinen Insel des Lechflusses mit ihrer Mutter und einigen Begleiterinnen als Christin verbrannt worden seyn soll, und die nach der Legende aus Cypern nach Augsburg kam, als Freudenmädchen, und dann durch den spanischen Bischof Narcissus bekehrt wurde. Das Alles, und der anspielende Name ihrer Mutter, Hilaria, dazu, trägt das Gepräge der späten Erfindung. Dagegen ist an dem Märtyrerthum des Vincentius nicht zu zweifeln, der mit einigen Anderen in Spanien litt, und zwar in dem heutigen Saragossa. Die Ferne des Kaisers Constantius Chlorus machte hier und vielleicht auch anderswo die Verfolgung Einzelner durch den Religions- oder Privathaß eines oder des anderen Beamten möglich.

Unter Severus starb die Märtyrerin Agnes, deren Gedächtniß schon im vierten Jahrhundert von den christlichen Gemeinden gefeiert wurde. Ein dreizehnjähriges Mädchen, wurde

sie zu Rom in den Kerker geworfen und mit Ketten beladen. Sie widerstand allem Zureden und allen Bedrohungen, der Schmeichelei wie den Schrecknissen. Ob sie vielleicht vor der Schmach zurückbebe und ihren Glauben verläugne, wurde ihr die öffentliche Ausstellung am Pranger vorgehalten. Sie wankte nicht, auch da nicht, als sie wirklich an den Pranger gestellt wurde. Darauf wurde sie enthauptet.

Wenige wurden so verherrlicht wie sie. Ambrosius, welcher zu Ende des vierten Jahrhunderts Erzbischof von Mailand war, hat sie gepriesen, Augustinus hat eine Lobrede auf sie gehalten, und der große christliche Dichter Prudentius hat eine Hymne auf sie gedichtet. Hatten die ersten Männer der christlichen Kirche so viel für ihr Gedächtniß gethan, so war die Heiligensage des Mittelalters und die Phantasie der großen Meister der bildenden Kunst nicht weniger geschäftig sie zu verherrlichen.

Die dichtende Sage erzählt, Vater und Mutter der dreizehnjährigen Märtyrerin haben oft ganze Nächte auf dem Grabhügel der Todten verweilt. In einer Nacht haben sie eine Schaar von Jungfrauen geschaut, die vom Himmel auf die Erde niederschwebten. Weiß, mit Gold durchwirkt, waren ihre Gewande, und unter ihnen war ihre verklärte Tochter Agnes, ein weißes Lamm an ihrer Seite. Zu ihren freudig erschrockenen Eltern sprach sie mit holdseliger Stimme: „Trauert nicht länger über mich als eine Todte. Ihr seht ja, daß ich lebe. Freuet euch mit mir und wünschet mir Glück, daß ich mit Allen diesen in die Wohnungen des Lichtes kam, und nun ewig Dem im Himmel vereinigt bin, den ich auf Erden mit ganzer Seele liebte". Mit diesen Worten sey Agnes verschwunden.

So lebte die heilige Agnes fort von Mund zu Mund in der Sage, und für das Auge auf schönsten Gemälden in christlichen Kirchen und Häusern. Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts zeigte eine Platte aus weißem Marmor, womit ein Bischof zu Rom ihr Grab schmückte, den Glaubigen die Stätte, wo die Gebeine der jungen Glaubensheldin ruhten. Bald wölbte sich eine Kirche darüber, und diese hat sich, wenn auch erneut, noch bis heute erhalten.

Maxentius, welcher zu Ende des Jahres 306 den Severus in Rom stürzte, verfolgte Anfangs, aber sehr kurz, die Christen. Die Politik zwang ihn, einen abergläubigen Wüstling und Tyrannen, zunächst an Constantin und dessen Politik, die sich auf die Christen stützte, sich anzuschließen.

Constantin, der Sohn des Constantius, war nach seines Vaters Tod im Juli 306 von dem kaiserlichen Westheere zum Kaiser ausgerufen worden. Er hatte sich sogleich offen für die Christen erklärt, und ihnen die volle Freiheit des Gottesdienstes und die eingezogenen Kirchen zurückgegeben.

Diesem offenen Beschützer des Christenthums und der Christen gegenüber, suchte Galerius, um die Heiden für sich zu haben, durch fortwährende Verfolgung der Christen als Vorfechter und Held des Heidenthums sich auszuzeichnen. Dauerte aber auch die Verfolgung noch Jahre lang fort, so war sie doch der im ersten und zweiten Jahre nicht zu vergleichen.

Man hat bei der Betrachtung der großen Christenverfolgung, welche mit Unrecht nach dem Namen des daran am allerwenigsten schuldigen Diocletian genannt wird, Eines übersehen, nämlich das, daß die Verfolgung durch Jahre hindurch in gleicher Stärke eine unmögliche war. Nur der erste Sturm war gräßlich; die Fortsetzung in dieser Art war schon nach einem Jahre eine Unmöglichkeit, eben wegen der neuen Art der Bildung, wegen der ungeheuern Zahl, Macht und Familienverflechtung der zu Verfolgenden, wie das Alles zusammentreffen und zusammenwirken mußte auf der großen Grenzscheide, an welcher die Menschheit angekommen war, auf der Schwelle des Uebergangs des Sieges und der Herrschaft vom Heidenthum zum Christenthum, welche aus einer inneren bereits zu einer äußeren Nothwendigkeit gekommen war.

Darum mußten selbst Galerius und Maximin in den nächsten Jahren gelinder verfahren, ebensowohl in der Art der Strafen, als in der Zahl der zu Strafenden. Wie übersäet das Reich von Christen und Christenfreundlichen damals war, davon gibt das erst die rechte Einsicht, was geschah, am Schluß der Ver-

folgung, und noch vor demselben, als Constantin sich für die Christen erklärt hatte.

Wo die Christen eine solche Ueberzahl waren, da war die Durchführung der blutigen Maaßregeln durch ein Jahrzehent hindurch vom politischen Standpunkt aus etwas völlig Unstatthaftes; aus nationalökonomischen und rein finanziellen Gründen: Die Christen waren die fleißigsten, die geordnetsten und die darum am Besten und am Meisten zahlenden Einwohner des römischen Reiches; gerade so, wie die Hugenotten später Frankreichs industrieller, ackerbauender und steuerzahlender Kern waren. Wären die Erlasse, selbst im Morgenland, in der Strenge des ersten Sturmes fortvollzogen worden, so wären nicht Hunderttausende, sondern Millionen Einwohner des Reiches mit ihren Kräften und ihren Zahlungen dem Staate verloren gegangen.

Dazu kam, daß die eckelhaften Gräuel der Marterarten und der Todesarten, und das in den ersten zwei Jahren Massenhafte derselben, die Bildung der Zeit, in die Länge, selbst unter den morgenländischen Heiden gegen sich hatten. Die Heiden jener Zeit waren weit gebildeter, als die Christen in Spanien und Italien zur Zeit der Verfolgungen der „Christen durch Christen".

So haben die Recht, welche die sogenannte diocletianische Verfolgung für nicht so schrecklich halten, als sie ausgegeben ist. Die Schrecklichkeit derselben, vom Fanatismus des auf Tod und Leben kämpfenden heidnischen Priesterthums hervorgerufen und geleitet, war schrecklicher als die irgend einer vorangegangenen Verfolgung; aber sie war kurz, sehr kurz, diese Schrecklichkeit. Die Schrecklichkeit, der Fanatismus und der Eigennutz des heidnischen Priesterthums mußten sich brechen an der berechnenden Politik der Staatsregierung, welche bald genug nicht bloß sah, sondern finanziell empfand, daß die Unterdrückung der neuen Religion unmöglich und die Christenheit im Reich allen solchen Maaßregeln, durch Zahl und Einfluß, über den Kopf gewachsen war.

Das, und nicht Gelindigkeit, wie man gewöhnlich meint, nicht Menschenliebe, wie es Galerius und Maximin öffentlich

nannten, waren die Gründe, warum man selbst im Morgenlande gleich nach dem ersten Sturme aufhörte, die Christen zu morden, und sie nur noch verstümmelte, ihnen ein Auge oder zwei ausriß, oder das eine Bein abschnitt, und sie entweder so verstümmelt, oder mit ganzen Gliedern zu Staatsarbeiten verurtheilte, namentlich in die Bergwerke.

Weil das Erfolglose und Zweckwidrige der bisherigen Mittel erkannt wurde, kam man im Morgenlande auf abenteuerliche Gedanken und Maaßregeln, um nur sich sagen zu können, die halsstarrigen Christen haben sich dennoch zuletzt herbeigelassen, auf das Heidnische einzugehen und ihrem Glauben entgegenzuthun. Maximin ließ im Jahre 308 ein Gebot ausgehen, nach welchem alle Eßwaaren auf den Märkten zuvor mit Opferwasser oder Opferwein begossen werden mußten, damit die Christen nothgedrungen von diesen heidnisch gemachten Eßwaaren essen sollten. Ueberall liest man, die Absicht sey dabei gewesen, daß sie, wenn sie das nicht thäten, verhungern sollten und würden. Doch davon kann keine Rede seyn, da ihnen selbstverständlich viele Wege offen blieben, ihre Nahrungsmittel anderswoher als von den öffentlichen Märkten zu beziehen.

Blut aber floß nur noch selten. Im heiligen Lande waren im Jahre 310 dreißig Bekenner die letzten Blutzeugen ihres Glaubens: sie hatten nach mancherlei Martern und langer Kerkerhaft die Freiheit erhalten; da griff die blutdürstige Hand wieder nach ihnen, und sie wurden Alle miteinander durchs Schwert hingerichtet. Aber es war das das letzte Christenblut, das bloß darum, weil es Christenblut, vergossen wurde. Zwar dauerten in Asien verdeckte und offene Bedrückungen der Christen durch Maximin fort, aber die Martern und die Hinrichtungen hörten auf. Er machte sich die Freude, mehreren bedeutenden Städten die von ihm erbetene Erlaubniß zu gewähren, alle Christen aus ihren Mauern auszutreiben. Eherne Gedenktafeln priesen die Christenvertreibung aus diesen Städten.

Schon nach dem ersten wüthenden Verfolgungssturme hatte Galerius in Stein und Erz graben lassen, und Städte hatten es zu seinen Ehren für sich auch gethan, daß durch ihn „im Morgen-

und Abendlande das römische Reich erweitert, und der Name der Christen, der Untergraber der Staatsgrundlagen, ausgetilgt worden sey". — „Ausgerottet ist überall der christliche Aberglaube, und die Verehrung der Götter hat neuen Boden gewonnen", hieß es auf anderen Inschriften der Zeit.

Dieser Triumph des Heidenthums endete in dem Siege des Christenthums; die Verfolgung der Christen durch Galerius in der Anerkennung und Duldung der Christen und des Christenthums durch Galerius.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Religionsfreiheit der Christen.

Es war das Jahr 311 gekommen. Erschöpft durch ein vielfach ausschweifendes wüstes Leben lag Galerius, durch eine fürchterliche Krankheit aufs Bett geworfen, da, dem Tode nahe. Alle seine unteren Leibestheile gingen in Fäulniß über, angefressen von Würmern, verwesend bei lebendigem Leibe. Der Gestank in des Kaisers Gemächern war unerträglich. Selbst Aerzte konnten ihn nicht mehr ertragen und es bei dem Kaiser aushalten. Der Tyrann ließ mehrere solche Aerzte ihren Eckel mit dem Leben büßen.

Da, in dieser schrecklichen Verlassenheit unter den brennenden Schmerzen, kam ihm nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, die Reue; vielmehr griff er, wie die Verzweiflung nach allen Mitteln greift, auch danach jetzt, die Christen für sich beten zu lassen.

Der ihm an Rohheit und Aberglauben gleiche Maxentius zu Rom griff, als es mit seiner Herrschaft zu Ende gehen wollte, nach Zauberern und Zaubererinnen, und nach Zaubermitteln gräulichster Art; er ließ schwangeren Frauen den Bauch aufschneiden, er ließ die Eingeweide neugeborener Kinder durchsuchen, um sich Rettung zu erzaubern. Galerius griff, als ihm Nichts mehr half, nach dem Gebet der Christen.

Vielleicht trat auch zu ihm, als Nichts mehr an seinem unerträglichen Lager und Dunstkreis es aushalten wollte, jene Tugend des Christenthums, die Liebe übende Barmherzigkeit, die Alles überwindet, und die bis auf heute aushält, wo sonst Alles flieht, oder wohin sonst Niemand geht, die sich tröstend beugt über den Kranken, welcher Ansteckung und Tod aushaucht, die liebreich dient im Pestlazareth, und die selbst die Todten noch begräbt, die ihr fremden Toden, welche die eigenen Blutsverwandten flüchtend den Hunden und Vögeln zum Raube ließen.

Was auch zusammengewirkt haben mag, Galerius, der grimmige, blutige Verfolger des Christenthums, nahm auf seinem Krankenbette alle Erlasse und Maaßregeln zur Verfolgung der Christen zurück, und forderte sie auf, „zu ihrem Gott für das Wohl des Reiches und des Kaisers wie für ihr eigenes zu beten."

Wohl möglich, daß er in seinem Elend ein Gericht des Gottes der Christen an ihm fühlte und sah. Das Gesetz, das er im Namen aller Regenten des Reiches erließ, in eben diesem Jahre 311 im April, gab den Christen — die Religionsfreiheit.

Bald darauf verschied er.

Dieser Erlaß ging von Nicomedia aus, und zwar im Namen der drei Kriegs- und Reichsfürsten Galerius, Licinius und Constantinus. Galerius hatte nämlich im Jahre 307 seinen alten Freund und Waffengefährten Licinius auch zum Kaiser ausrufen lassen.

Dieser erste von drei kaiserlichen Erlassen zu Gunsten der Religionsfreiheit der Christen knüpfte an die sittliche und geistige Entartung eines großen Theils der Christen an, welche mit einer der ersten Anstöße zu der letzten achtjährigen Verfolgung gewesen war. Man hat ganz ohne Noth diesen ersten Religionsfreiheits-Erlaß mißverstanden.

Ganz natürlich und folgerichtig knüpft er daran an, daß die Christen, als der Staat gegen sie auftrat, nicht mehr die alten Christen gewesen seyen, sondern voll Neuerungs- und Zanksucht, ferne den guten Gesinnungen ihrer Voreltern. Die arge Entartung der Christen in der letzten Zeit vor der dio-

cletianischen Verfolgung muß in den Vordergrund gestellt werden, wenn man die Staatsoberhäupter und die Heiden überhaupt ins rechte Licht setzen, und ihnen, gegenüber von den Christen, nicht zu viel thun will, mehr als wahr und recht ist.

Sagt doch der Zeitgenosse Eusebius, neben dem früher Angeführten, „als die Heuchelei und die niedrigste Verstellung inmitten der Christen-Gemeinden den Gipfel der Bosheit erreicht habe, da sey das Strafgericht losgebrochen, doch zuerst nur milde, um sie zu warnen. Aber sie seyen verstockt geblieben, und haben nicht daran gedacht, Gott zu versöhnen, sondern gleich Heiden gehandelt, und, als ob der Höchste sich Nichts um die Angelegenheiten der Menschen kümmere, Frevel auf Frevel gehäuft. Ihre vermeintlichen Hirten seyen wider einander entbrannt in bitterer Feindschaft, uneingedenk der Pflichten ihrer Religion. Jeder derselben habe nur gesucht, seine Rechte zu behaupten und persönlicher Herrschsucht zu fröhnen. Tyrannen gleich seyen die Bischöfe gewesen. Da sey endlich der Zorn Gottes über sie ausgegossen worden."

Eben diese Ruhestörungen, diese Frevel, diese wüsten Scandale der Herrschsucht und der Sittenlosigkeit, Thatsachen, die der Zeitgenosse und Christ Eusebius als etwas Allbekanntes und Unläugbares zugibt, waren es nun, an welche, als an den Ausgangspunkt der zuletzt vom Staate gegen die Christen genommenen Stellung, der Duldungserlaß anknüpfte, um dann auf die neue Stellung überzugehen, welche die Staatsgewalt von nun an den Christen und dem Christenthum gegenüber nehmen wollte.

Ob Licinius, durch welchen Galerius sich, Constantin gegenüber, gehalten hatte in der Herrschaft des europäischen Morgenlands, den ersten Kaiser-Erlaß für Religionsfreiheit der Christen verfaßt habe, auf Wunsch des Galerius und in eigener Einsicht? ob Constantin dabei betheiligt gewesen sey? darüber ist Nichts überliefert.

Der Inhalt des Erlasses war: „Unter anderen Bemühungen für das Staatswohl habe die kaiserliche Regierung auch die Absicht gehabt, Alles nach Maaßgabe der alten Gesetze und der alten Ordnung des römischen Staates wieder ins rechte Geleis zu

bringen, und darauf zu sehen, daß auch die Christen, welche die Religion ihrer Väter verlassen gehabt, zu guten Gesinnungen, zu der alten Art der Christen, zurückkehren. Denn es seyen die Christen von einem solchen Eigenwillen und einer solchen Thorheit ergriffen gewesen, daß sie nicht jenen alten Ordnungen ihrer christlichen Voreltern gefolgt seyen, sondern nach Willkühr und eigenem Gutdünken sich Gesetze gemacht und auf verschiedene Weise mancherlei Sekten aufgeworfen haben. Es sey eine gewisse Planmäßigkeit in dieser Neuerungssucht und in diesem Sektenwesen gelegen. Auf die kaiserlichen Gebote haben sich zwar Viele durch die Gefahr zur Unterwürfigkeit bringen lassen. Die Meisten aber haben auf ihrem Sinn beharrt. Die Regierung habe gesehen, daß Viele weder den Göttern die schuldige Verehrung erweisen, noch an den Gott der Christen, und deren alte Art, sich halten. Weil aber so die Mehrheit sey, so wollen die drei Kaiser, nach ihrer Gewohnheit, gegen alle Menschen gnädig zu seyn, auch auf sie ihre Gnade ausdehnen, unter der Bedingung, daß sie wieder Christen seyen und ihre Versammlungen so einrichten, daß sie Nichts gegen die Staatsordnung thun. Darum haben sie nun, nach der ihnen erwiesenen Gnade, zu ihrem Gott zu beten für das Wohl der Kaiser und des Staates und für ihr eigenes Wohl, damit der Staat in jeder Hinsicht unversehrt bleibe, und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben können."

So waren in diesem Erlaß als Hauptpunkte — Ruhe, Nichts gegen die Staatsordnung Thun, und Beten für Kaiser und Reich, den Christen zur Pflicht und zur Bedingung unbeirrten Glaubens und Lebens gemacht. Diese drei Stücke hatten allerdings die alten Christen, von denen der Erlaß redet, gehalten; und die neuen, gegen welche die Staatsgewalt eingeschritten war, hatten seit lange aufgehört, sie zu halten. Viele hatten namentlich durch schroffes Auftreten gegenüber von heidnischen Sitten, Aufzügen, religiösen und politischen Staatsordnungen gereizt, während die früheren Christen sich klug von Allem, wobei sie nicht seyn mußten, sich ferne hielten, wenn sie nicht mit ihrer religiösen Ueberzeugung dabei seyn konnten. Endlich war auch die Weigerung einzelner Sektirer, Kriegsdienste zu thun, die

Deutschen ab.*) Die Leibwache Constantins aber unter dieser Fahne mag wie die seines Vaters größtentheils aus Christen bestanden haben, und zwar aus deutschen und gälischen Christen vom Rheine. Man kann sogar noch zugeben, daß diese Fahne schon damals als Christenfahne gegolten haben mag. Mehr aber dürfte schwerlich geschichtlich seyn an den Erzählungen, die nun folgen.

Bei Lactantius, der frühesten Schrift, die darüber etwas berichtet, wird erzählt: Auf dem Zuge wider den Maxentius sey dem Kaiser Constantin im Traume die Mahnung geworden, das „Himmelszeichen" auf den Schilden seiner Soldaten anbringen zu lassen. Sozomenus erzählt, in einem Traumgesichte habe Constantin das Kreuz mit der Umschrift: „In diesem Zeichen siege!" geschaut. Rufinus berichtet, Engel haben dem Kaiser im Traume die Worte zugerufen: „In diesem Zeichen siege!" In der Kirchengeschichte des Eusebius wird von allem Diesem gar Nichts erwähnt. Dagegen findet sich in des Eusebius Beschreibung des Lebens Constantins ein Abschnitt, der ebensowohl später eingeschoben, als von Eusebius selbst seyn kann, und der dieses berichtet.

Constantin, schon in hohem Alter, habe ihm, dem Eusebius, selbst erzählt: Er, Constantin, habe damals schon die heidnischen Zauberkünste verschmäht, wodurch seine Vorgänger sich den Sieg verschafft haben, und sich an den lebendigen Gott gewandt, und ihn im Gebet angerufen, er möge ihm ein Zeichen seiner Gnade geben. Da habe er, an hellem Mittage, ein großes lichtes Kreuz über der Sonne stehen sehen, mit der Inschrift: „In diesem siege!" Auch sein Heer habe das Wunderzeichen am Himmel mitgesehen und die leuchtende Inschrift. Auf das sey er in tiefes Nachdenken versunken, so lang, bis die Nacht eingebrochen und er eingeschlafen sey. Da sey ihm Christus im Traum erschienen mit eben dem Zeichen, das er Mittags in den Wolken des Himmels gesehen, und derselbe habe ihm befohlen, dieses Zeichen

*) Strick in seinem Index Originum, 2. Miscell. sagt: lab-hair oder hair-lab (Heerlappen) heiße im Celtischen eine kleine Heerfahne aus Tuch.

nachbilden zu lassen und sich dessen als eines Schutzmittels gegen die Angriffe der Feinde zu bedienen.

Mit Tagesanbruch erwacht, habe er, was ihm begegnet, seinen Freunden erzählt. Darauf habe er Goldschmiede und Juweliere vor sich kommen lassen, ihnen das Zeichen, das er geschaut, genau beschrieben, und ihnen befohlen, ein solches aus Gold und Edelsteinen zu verfertigen. Sie haben ihm ein solches verfertigt. Und unter diesem Fahnenzeichen, der Kreuzesfahne, habe er gesiegt über Maxentius.

An diese Erzählung schließt sich die Beschreibung des Labarums an: Es war ein langer mit Gold eingefaßter Speer, mit einer Querstange zur Form des Kreuzes verbunden. Auf der Spitze des Speeres war eine goldene Krone, mit Edelsteinen besetzt. An derselben war das griechische Monogramm des Namens Christi angebracht. Das Monogramm dieses Namens war schon sehr frühe als christliches Sinnbild üblich. Die beiden Anfangsbuchstaben des Wortes Christus waren in verschiedener Weise in einander verschlungen. Der erste Buchstabe bildet im griechischen Alphabet allein schon ein Kreuz, und der zweite Buchstabe damit verschlungen, konnte für manches Auge sogar noch ein Bild des Gekreuzigten abgeben. Von der Querstange herunter hing ein Tuch, eben so breit, als lang, mit Gold durchwirkt und mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Am Rand dieses Tuches, gleich unter dem Kreuzeszeichen, hing das Brustbild des Kaisers mit den Bildnissen seiner Söhne.

Diese letztere Beschreibung ist nicht aus dem Munde des Kaisers, sondern Eusebius beschreibt das prächtige Labarum, das er gesehen, und das Constantin später, nach dem Siege, für die Heldenschaar seiner Leibwache hatte anfertigen lassen. Ein Nachbild dieser Siegesfahne mit dem Kreuzeszeichen wird noch heute bei den festlichen Umzügen der römischen Kirche vorgetragen.

In Widerspruch stehen die anderen Berichte nicht mit dem bei Eusebius; der Letztere ergänzte vielmehr die ersteren.

Daß Constantin einen solchen Traum hatte, gehört nicht zu den Unmöglichkeiten; ebenso, daß Constantin nur von einem Traum erzählte, und bei Eusebius, daß es ein Traum sey, wovon

er ſpreche, als etwas Bekanntes vorausſetzte, Euſebius aber ihn mißverſtand, um ſo leichter, da er an den ganz orientaliſchen Herrſcher, in welchen ſich Conſtantin ſpäter umgewandelt hatte, keine Zwiſchenfrage wagen durfte. Die ganze Erzählung bei Euſebius kann aber eben ſo gut ſpäter eingeſchoben ſeyn, und ſie hat manche für die Kritik höchſt bedenkliche Zeile, darunter namentlich den Zuſatz, Euſebius habe das Alles ſo aus dem Munde Conſtantins ſelbſt gehört, „der die Wahrheit davon eidlich bekräftigt habe".

Dieſer letztere Zug allein, der ſich mit dem Charakter des ſtolzen kalten Conſtantin und der morgenländiſchen Herrſcherſtellung, in der er Alle von ſich in demüthiger Entfernung hielt, nicht reimt, genügte ſchon allein, das ganze Stück bei Euſebius zu verdächtigen und es in das Gebiet der Dichtung und Sage zu verweiſen.

Ein anderer geradezu unwahrer Zug darin iſt der, Conſtantin habe damals ſchon die heidniſchen Zauberkünſte, die Opfer und die Wahrſagung verſchmäht: die Geſchichte kennt thatſächlich von Conſtantin gerade das Gegentheil.

So wenig der Mann des grauſam ſtreng abgegrenzten Ceremoniells, der alte Kaiſer Conſtantin, der ganz orientaliſcher Despot geworden war, und jeden vor ihm Erſcheinenden mit gebeugten Knieen, und die rechte Hand am Mund, ihm zu huldigen zwang, dem Euſebius die Wahrheit deſſen, was er ihm erzählte, eidlich bekräftigt hat; ſo wenig hat Conſtantin die Gottesdienſte, wie die Zauberkünſte des Heidenthums damals ſchon verſchmäht, weder vor, noch nach der Beſiegung des Maxentius. Conſtantin behielt die Würde eines heidniſchen Oberprieſters, ſo lang er die Kaiſerkrone trug, bei, und am Hofe flammten die heidniſchen Opferaltäre bis zuletzt. Er hat nie einer Verſammlung in einer chriſtlichen Kirche angewohnt, er hat nie in ſeinem Leben das Abendmahl empfangen, und iſt äußerlich ein Heide geblieben, bis auf ſeinem Todtenbette, auf welchem er erſt die Taufe annahm oder vielmehr erhielt.

Conſtantin hat ſeine Rolle auf der Weltbühne geſpielt, ſo gut als ſie der erſte Auguſtus ſpielte, dem er überhaupt in Vie-

lem gleicht, in günstiger Weltlage und Glück, wie in den meisten Eigenschaften; nur daß Constantin rauher, aber auch kriegerischer war; neben dem schlauen Staatsmann ein Feldherr und Held, was der erste Augustus gar nicht war. Auch das hatte Constantin noch vor dem Letzteren voraus, daß er im Wendepunkt der Weltgeschichte nicht bloß steht, sondern handelnd die neue Welt, die christliche, eröffnete, und daß die Christen ihn dankbar bis in die Wolkenhöhe hoben, und ihm einen strahlenden Heiligenschein um das Haupt woben.

Die Geschichte aber läßt diese leuchtende Luftgestalt in den Wolken zergehen an der Wirklichkeit, an dem, was geschah, und an dem, was Constantin war.

Constantin ist „der Große" geheißen worden von seiner Zeit, und vielfach von der Nachwelt; ebenso, wie andere Großherrscher „die Großen" genannt worden sind; und er verdiente es mehr, als die Meisten von diesen, ob er gleich weder ein großer Mensch, noch ein großer Geist war, Geist im hohen Sinne des Worts.

Von sittlicher Größe im christlichen Sinne hatte er gar Nichts an sich. Er hatte das weiteste Gewissen, bis zur Gewissenlosigkeit, wo es galt, durchzuführen, was er für zeitgemäß und seiner Herrschsucht zuträglich hielt. Da tauchte er, um dieser seiner klar erkannten Zwecke willen, seinen Arm tief in Blut, und zwar in das Blut nicht bloß des Schwähers und der Schwäger, sondern selbst ins Blut der Gattin und des Sohnes. Auf den von ihm mit klarem Bewußtseyn hingemordeten Leichen seiner Familie, blutbespritzt, steht Constantin da, in denselben Jahren, in welchen er als das, was er nie war, als „der christliche Kaiser" von den Christen gefeiert wird. Diesen blutigen Schein, der ihn thatsächlich umgibt, haben die alten Kirchengeschichtsschreiber durch Weihrauchwolken und einen Nimbus verdeckt, und in ganz unwahrer Gestalt ist Constantin durch die Vorstellung der christlichen Jahrhunderte hindurch gegangen.*)

---

*) In neuester Zeit hat Burckhardt in seinem Werke: „Die Zeit Constantins des Großen." Basel 1853. sich um die richtigere Beurtheilung Verdienste erworben.

vor der letzten Verfolgung öfters vorgekommen war, Etwas, das die Staatsregierung nicht zugeben konnte.

Eines aber, was die Staatsregierung auch zu einer Aenderung ihrer Stellung gegen das Chriſtenthum mitbeſtimmen mußte, geht auch klar aus dem Erlaß hervor, das, daß ein ſehr großer Theil unter der Verfolgung und durch ſie religiös verwildert war, und gar keine Religion und keinen Gottesdienſt mehr hatte und übte.

Um nicht gemartert oder gar hingerichtet zu werden, mochten viele Tauſende ſich abgewöhnt haben, chriſtlichem Gottesdienſt nachzukommen; Heiden wollten ſie auch nicht ſeyn, heidniſchen Gottesdienſt auch nicht mitmachen, da Jeder ſich ja ſchon durch ein einmaliges Opfern auf einem Götteraltar reinigen konnte, ohne für ferneres Opfern verbunden zu ſeyn.

So war alſo Etwas, was für jede Staatsregierung bedenklich iſt, im Reich eingeriſſen, völlige Religionsloſigkeit unter ganzen Haufen der Bevölkerung; und die Staatsregierung mußte ſich auch darum entſchließen, den Chriſten ihren Glauben und Gottesdienſt freizugeben, weil es doch weniger ſtaatsgefährlich war, rechte Chriſten, als ganz Religionsloſe, zu Unterthanen zu haben; zumal es als unmöglich ſich dargethan hatte, jetzt noch das Chriſtenthum auszurotten.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Conſtantin.

Nach dem Tode des Galerius waren es noch vier Reichsfürſten, die ſich in das römiſche Reich theilten. Licinius behielt das europäiſche Morgenland, das aſiatiſche Maximin; das Abendland Conſtantin und Maxentius. Maximin und Maxentius hielten ſich nicht an den Duldungserlaß, vielmehr wollten Beide als Vorfechter des Heidenthums auftreten und dadurch der Eine über Licinius, der Andere über Conſtantin ſiegen und allein Herr wer-

den. So nahm Maximin in seinem Herrschaftskreis die Verfolgung, wenn auch gemäßigt, noch einmal auf: er verbot den Christen, ihre Kirchen wieder aufzubauen, strafte Christen an Gut und Ehre, und ließ öffentlich und amtlich die schändlichsten Verläumdungen über die Christen ausbreiten. Ja er ließ ein heidnisches Machwerk der Zeit, eine Schmähschrift auf das Christenthum, die unter dem Namen „Pilatus-Acten" erschienen war, und die Leidensgeschichte Jesu mit giftiger Bosheit verläumderisch und lügnerisch verarbeitet hatte, in zahlreichen Abschriften vertheilen und in den Volksschulen lesen, als Lesebuch für die Jugend. Maxentius in Italien hatte mit Maximin einen geheimen Vertrag geschlossen, und fing aufs Neue an, die Christen zu bedrücken. Aber Licinius, von Maximin bedroht, verband sich mit Constantin, und dieser, der Freundschaft des Licinius sicher, stieg mit einem Heere versuchter Krieger, darunter viele Christen, im Jahre 312 über die Alpen und rückte auf Rom gegen Maxentius, wider den ihn die Unzufriedenen Italiens herbeigerufen hatten.

In drei Treffen, zuerst in Oberitalien, bei Turin, und darauf bei Verona, endlich im Haupttreffen, bei dem rothen Stein, nicht weit von Rom, vernichtete Constantin die Macht des Maxentius. Das letzte Treffen fiel in der Nähe der Tiber, im Oktober 312, vor. Als Maxentius Alles verloren sah, Alles in wilder Flucht, ging er zu Grunde, fortgerissen im Knäuel der Fliehenden; entweder, während er über die Tiber von der Milvischen Brücke den Rettungssprung wagte, in den Fluthen des Stroms, oder unter den feindlichen Geschoßen. So war Constantin Alleinherr im Abendlande.

Nichts schadet bei den Denkenden der Wahrheit, also auch der Religion so sehr, als wenn man sie mit wundersamem Ueberwurf behängt, um ihren Fortschritt und Sieg theils zu erklären, theils zu verherrlichen, während dieser Fortschritt und dieser Sieg sich doch ganz einfach und ganz natürlich aus der Wahrheit selbst und aus der Zeit und den Menschen erklärt. Auch gibt es keine schönere Verherrlichung der Wahrheit, als wenn aus dem Entwicklungsgang der Zeitereignisse und des Menschen-Herzens und Geistes aufgezeigt werden kann, daß die erste und eigentliche Ur-

sache des Sieges der Wahrheit in nichts Anderem, als in der Wahrheit selbst, liegt.

Die Dichtung und Sagenbildung auf dem religiösen Gebiete durch die frei, aber auch durch die unwillkührlich schaffende christliche Einbildungskraft war ganz besonders geschäftig im zweiten, dritten und vierten Jahrhundert nach Christus. Da muß man, eben um der Religion, um der Wahrheit willen, sehr vorsichtig seyn im Annehmen und Weitertragen des Wunderbaren; und dreimal vorsichtig, wenn dieses Wunderbare ohne alle Bedeutung zur Erklärung oder Verherrlichung der reinen Wahrheit ist, unnöthig und unnütz ist, und höchstens für schwächere Gemüther wichtig, welche am Abenteuerlichen, am Reize des Romantischen ein Gefallen oder darnach sogar ein Bedürfniß haben, und welchen die einfache thatsächliche Wahrheit in ihrer nackten Schönheit und Großheit für ihre Fassungskraft zu hoch steht, oder für ihre Einbildungskraft, die stark angeregt und entzündet seyn will, nichts Erregendes, oder, wie sie es gar nennen, Begeisterndes hat.

Als Thatsachen ausgegebene und geglaubte Märchen haben von jeher der Religion am Meisten Abbruch gethan. Etwas Anderes ist eine unter der Hülle der Poesie ins Leben hinausgetretene Idee, der hohe Gehalt, wenn sich das Geistige in der sinnlichen Form des Schönen gibt, die ewige Wahrheit im Gewande der Dichtung; und wieder etwas Anderes ist das ideelose Wunderbare, das weder ästhetischen Werth, noch geschichtliche Begründung hat, ja oft sogar den bekannten Thatsachen schnurstracks entgegen ist.

So verhält es sich mit der sogenannten „Geschichte der Bekehrung" des Kaisers Constantin durch ein Wunder.

Maxentius war der Schwager Constantins. Der alte Kaiser Maximian hatte Constantin seine Tochter zur Frau gegeben; und Constantin hatte den Alten, seinen Schwäher, erdrosseln lassen, in der Stille, im Jahre 310, als dieser überwiesen war, daß er Anschläge gegen den Schwiegersohn gemacht hatte, ihn zu verdrängen. Maxentius, der Sohn, hatte große Streitkräfte zusammengezogen, als er, zugleich als Vorfechter des Heidenthums und als Rächer seines Vaters am Schwager, gegen diesen sich waffnete.

Constantin hatte im Verhältniß zur Kriegsmacht des Maxentius geringe Streitkräfte nach Italien gebracht: er rechnete auf die Unzufriedenen unter den Heiden und auf die Christen Italiens. Viele derselben mußten im Heere des Maxentius seyn. Da ward Constantin von dem Gedanken erleuchtet, wie die Christen in seinem Heere das Zeichen des Kreuzes im Schilde hatten, so allem übrigen Kriegsvolk unter seinen Fahnen den Befehl zu geben, ihre Schilde mit dem Zeichen des Kreuzes zu schmücken. So mußten die Christen in des Maxentius Heer in den Soldaten des Constantin lauter christliche Brüder vermuthen, und die Heiden in des Maxentius Heer mußte Furcht ergreifen, weil sie erstens in dem Zeichen des Kreuzes ein Zauberzeichen sahen, da in der Meinung der Heiden das Kreuzeszeichen es war, was so Viele standhaft die ärgsten Martern, vor den Augen der Heiden, hatte ertragen lassen; und weil sie zweitens die Christen im Heere früher des Constantius, jetzt des Constantin, als die besten Soldaten kannten.

Man muß die kriegsdienstverweigernden Sektirer und die Christen überhaupt nicht mit einander verwechseln. Weil die Christen über der Erde einen Himmel für sich offen wußten, schlugen sie sich nicht nur ohne Todesfurcht, sondern mit Todesfreudigkeit; und Constantius Chlorus, der Vater Constantins, hatte von den Christen gesagt: „Sie sind treu gegen ihren Gott, und werden darum auch treu seyn gegen ihren Kaiser.“ Daß er seine Sicherheit vorzüglich christlichen Kriegsleuten anvertraute, war nur natürlich; ebenso, daß sein Sohn Constantin ihm darin folgte. Die Fahne der kaiserlichen Leibwache hieß das „Labarum“.

Diese Fahne hatte die Kreuzesform. Die Kreuzform dieser Fahne war aber nicht erst durch die Christen oder durch Constantin aufgekommen. Die kreuzförmigen Fahnen sind viel älter;*) wahrscheinlich durch gälische oder deutsche Söldner ins römische Heer gebracht. Denn der Name Labarum ist weder ein römisches, noch ein griechisches Wort, noch aus den morgenländischen Sprachen; und mit Recht leitete man es aus dem Gälischen und dem

*) Tertullian. Apoll. 16.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Zweites und drittes Gesetz für Religionsfreiheit der Christen.

Als Constantin neben seinem bisherigen Herrschaftskreis auch ganz Italien und Afrika unter sich, und seines überwundenen Schwagers Maxentius Sohn, seinen Neffen, und die nächsten Anverwandten desselben hingerichtet hatte, um jeden Herrschaftsanspruch aus dieser Familie zu beseitigen; da, nach einem zweimonatlichen Verweilen in Rom, am Schlusse des Jahres 312, hatte er in Mailand eine Zusammenkunft mit Licinius, vermählte ihm zur Befestigung der Freundschaft zwischen Beiden seine Schwester Constantia, und erließ gemeinsam mit ihm ein Gesetz, ein zweites, das die Religionsfreiheit der Christen bestätigte, „in längerer Erwägung, daß die Freiheit der Religion nicht zu verweigern sey, sondern Jedem die Freiheit gegeben werden müsse, nach seiner eigenen Ueberzeugung und Wahl das Religiöse zu besorgen"; und darum „solle Jeder seine Religion behalten, namentlich die Christen".

Ueber diesen zweiten Kaiser-Erlaß, der diese Religionsfreiheit an gewisse Bedingungen band, entstanden entweder Zweifel in der Auslegung und Anwendung, oder Unzufriedenheit unter den Christen.

Man hat diesen zweiten Kaiser-Erlaß nicht mehr, nur einen Theil desselben aus dem Eingang eines dritten Kaiser-Erlasses. Darum sind jene beschränkenden Bedingungen unbekannt.

Man hat neuerdings behauptet, „es lasse sich nicht anders annehmen, als daß, nachdem einmal durch den Religionserlaß vom Jahre 311 die öffentliche Duldung und Anerkennung des Christenthums ausgesprochen war, sehr Viele, welche innerlich schon Christen gewesen seyen, aber äußerlich noch sich an den heidnischen Cultus gehalten haben, nun auch offen zum Christenthum übergetreten seyen Eben dieß sey aber ohne Zweifel die Ursache gewesen, daß die beiden Kaiser mit einer hemmenden und beschränkenden Maaßregel dazwischen treten zu müssen geglaubt

haben, um wenigstens einem so massenhaften Uebertritt Einhalt zu thun. Dieß habe durch den zweiten Religionserlaß vom Jahre 312 geschehen sollen."

„Da nun aber so kurze Zeit nachher ein so ganz entgegengesetzt lautender dritter Erlaß gefolgt sey, so könne aus dem Inhalt und der ganzen Fassung desselben nur auf die Bewegung und Gährung geschlossen werden, welche der neuauferlegte und noch weiter in Aussicht stehende Religionszwang in der ganzen christlichen Bevölkerung, besonders der westlichen Länder, hervorgerufen habe. Die Unzufriedenheit hierüber müsse sich so lebhaft geäußert haben, daß die beiden Kaiser sich veranlaßt gesehen haben, nun aufs Bestimmteste und Unbedingteste zu erklären, daß künftig volle Religionsfreiheit gestattet werden solle, und namentlich in Ansehung des Christenthums kein beängstigender Zweifel dieser Art mehr stattfinden dürfe." *)

Gegen diese Ansicht spricht die Sachlage; der Mangel an jeder Nachricht von so eiligem massenhaftem Uebertritt; die ganze Fassung des dritten Kaiser-Erlasses, zusammengehalten mit dem Erlaß Maximins vom Anfange des Jahres 313 und mit dem Erlaß desselben Maximin vom Jahre 311.

Diese beiden Erlasse des Maximin gewähren, „weil fast alle Menschen den Cultus der Götter verlassen und mit dem Volke der Christen sich vermischt haben," — den Christen Duldung. Aber unter welcher Bedingung? „Wenn sie, ihrer subjektiven Willkühr sich begebend, zur festen, geschlossenen Einheit ihres Cultus und ihrer Religion sich sammeln". So sagen selbst die, welche der eben angeführten Ansicht sind.

Das gibt den Schlüssel zum Ganzen.

Schon um diese Zeit stand Constantin unter dem Einfluß des Bischofs Hosius von Kordova.

Alle Erlasse zu Gunsten der Christen, welche den Namen des Constantin unter sich haben, sind von so unverkennbarer christlicher Färbung, daß sie weder der Heide Constantin, noch irgend einer seiner heidnischen Räthe so zu schreiben im Stande war.

*) Baur, a. a. O. S. 439.

Es ist geschichtlich erwiesene Thatsache, daß der Bischof Hosius von Kordova im Jahre 312, und wahrscheinlich schon zuvor, gerade derjenige unter den geheimen Räthen Constantins war, der von da an am entscheidensten auf ihn einwirkte.

Dieser Bischof von Kordova war der Mann der einheitlichen Kirche, ein Feind alles Neuerungs- und Sektenwesens. Von Constantin beauftragt, konnte kein Anderer, als er, den zweiten beschränkenden Religionserlaß abfassen, und die Abfassung kann keine andere gewesen seyn, als die, welche die Ansicht dieses Mannes ausdrückte, nämlich das strenge Halten an der einheitlichen Kirche und die Verwerfung des Sektenwesens. Diese Ansicht ist die durchgreifende im ersten Kaiser-Erlaß vom Jahre 311.

Von jeher hat aber jede Partei im Politischen und Religiösen, ja jede Partei in jeder Art von Zwiespielt, also namentlich jede Sekte, für sich allein die Wahrheit zu haben und zu vertreten geglaubt und behauptet. Der erste Erlaß für Religionsfreiheit der Christen sprach zwar gegen die Sekten, aber er gab allen Christen die Gewissensfreiheit.

Da um diese Zeit das Sektenwesen unter den Christen, vor, während und nach der letzten Verfolgung, überaus im Schwange war, so konnte der Religionsfreiheitserlaß gar keine andere nächste Folge haben, als daß in der Luft der ihnen plötzlich gewordenen Freiheit die mancherlei christlichen Parteien, die Sekten, sich freiheitstrunken bewegten und gegen einander aufs Neue aufgährten: ein Erlebniß, das sowohl den Kaiser Constantin, als vorzugsweise die Vertreter der einheitlichen christlichen Kirche leicht veranlassen konnte, dem ersten Erlaß eine Erläuterung folgen zu lassen, welche das Halten an der einheitlichen Kirche zur ausschließlichen Bedingung der Anerkennung und Duldung machte, und gegen die Sekten scharf sich aussprach.

Das dürfte der zweite Kaiser-Erlaß vom Jahre 312 gewesen seyn, und das seine Veranlassung; nicht aber, wie man annehmen wollte, das Massenhafte des Uebertritts zum Christenthum.

Die letztere Annahme wird durch die Sachlage unmöglich. Beide, welche den Religionserlaß gaben, Licinius wie Con-

stantin, stützten sich ja, ihren an die heidnische Partei sich haltenden Gegnern gegenüber, um diese Zeit gemeinsam auf die Christen im Reiche; und je massenhafter zum Christenthum übergetreten worden wäre, desto mehr hätte sich ja die Partei Beider verstärkt, und desto willkommener hätte ihnen dieser Zufluß an Macht seyn müssen.

Enthielt aber der zweite Erlaß, der vom Jahre 312, Ausnahmen und Beschränkungen, durch Ausschließung der Sekten von der Anerkennung, so enthielt er auch in Bezug auf diese Sekten einen Religionszwang; und in dieser an Sekten reichen und von Sekten heftig bewegten Zeit mußten durchs ganze Reich Unzufriedenheit über den Erlaß, Gährung und Bewegung sich hindurchziehen, je mehr alle Theile des Reiches von Sekten durchzogen waren.

Und da der Kampf um die Herrschaft zwischen den Reichsfürsten noch nicht zu Ende, sondern noch im Gange war, so gebot es das Interesse, den Anlaß zur Gährung unter den Christen aufzuheben, da derjenige, welcher diese gewaltige Macht im Reiche für sich hatte, die gewisse Aussicht auf die Entscheidung des Kampfes zu seinen Gunsten hatte.

War aber der Anlaß zur Gährung der Erlaß vom Jahr 312 mit seinen Beschränkungen und seinem Religionszwang zur einheitlichen Kirche hin: so wurde dieser Anlaß gehoben und die Unzufriedenheit gestillt durch Rücknahme aller Einschränkungen und Gebung voller Religionsfreiheit für alle Christen, für jede christliche Ansicht ohne Unterschied.

Das geschah in einem dritten Kaiser-Erlaß, vom Jahr 313, welcher ebenfalls von Mailand aus gegeben wurde.

Darin sagen die Kaiser: Sie seyen bei Mailand zusammen gekommen und haben, unter anderen Geschäften und Berathungen für das Wohl und die Sicherheit des Reiches, ihr Augenmerk besonders auf die Religionsangelegenheiten gerichtet, als diejenigen Staatssachen, die ganz besonders bedurften geordnet zu werden. Sie haben beschlossen, den Christen und Allen volle Religionsfreiheit zu geben, jeder religiösen Gesellschaft und Ansicht,

Constantin war nicht das, wozu man ihn auch neuerdings noch hat machen wollen, „der individuelle Ausdruck des Geistes seiner Zeit." Er hat nicht „das, was der Genius der Zeit im Christenthum in seine Hände niederlegen wollte, in sich aufgenommen und zur persönlichen Einheit mit sich verknüpft", was man ihm kürzlich nachgerühmt hat, als hätte er das ganz in sich wirklich vollzogen.*)

Wenn in der Einzelgestalt Constantins der Geist jener Zeit seinen Ausdruck gefunden hätte, und er das vollendete Bild und der Repräsentant des Wesens seiner Zeit gewesen wäre, so wären der Geist der Zeit und die Zeit selbst arm gewesen, sowohl an sittlichem, als an geistigem Gehalt, und sie hätte nicht die Kraft gehabt, die Welt zum Fortschritt zu bewegen. Alexander der Große war in Person der Ausdruck des Geistes seiner Zeit, der Repräsentant des griechischen Wesens. Er hatte das ganz in sich vollzogen, was man übertreibend auf Constantin hat übertragen wollen. Constantin war nicht wie Alexander einer der Heroen der Menschheit, jener wahren, ganzen und genialen Menschen, von welchen der Geist und die Kraft ausströmen in die Weltgeschichte, daß sie fortschreitet durch diese Kraft und sich entwickelt in diesem Geist. Die Macht, welche die Welt vorwärts bewegte, waren nicht der Geist und die Kraft Constantins, sondern der Geist und die Kraft des Christenthums, das bereits so sehr eine Weltmacht geworden war, und sich als unüberwindlich gerade in der letzten Verfolgung erwiesen hatte, daß nicht einmal eine einzelne große Persönlichkeit dazu mehr nöthig war, um seinen Sieg durchzuführen, sondern bei der Sachlage eine an Kraft und Verstand weit geringere Persönlichkeit, als Constantin war, hingereicht hätte, das zu erkennen und zu thun, was er erkannt und gethan hat. Ohne Alexanders des Großen Geist wäre das nicht geschehen, was zu seiner Zeit für die Umwandlung der Welt geschehen ist. Aber auch ohne Constantin, weil es nicht durch seinen Geist und seine Kraft geschah, wäre das Christenthum zur Herrschaft der Welt gekommen und hätte die Welt umgewandelt.

---

*) Baur, Christenthum der drei ersten Jahrhunderte S. 445.

Das Alles ist nur gesagt zur rechten Würdigung des geistigen und sittlichen Werths Constantins, und es ist damit nicht gesagt, als wäre er nicht auch eine Größe, nicht auch ein Werkzeug Gottes zur Weiterentwicklung der Weltgeschichte, nicht auch mit Nothwendigkeit in seine Zeit hinein gestellt und aus ihrem Boden gewachsen. Er war da, und unter ihm, wie durch ihn, geschah weltgeschichtlich Bedeutendes. Er steht in der Reihe der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten nur nicht so hoch, als er angesehen worden ist, sondern tiefer, jedoch immer noch auf einer hohen Stufe. Er gehört nicht zu denen, welche die Größe in sich hatten, und darum ihre Zeit gehoben haben, sondern zu denen, welche durch die Zeit getragen und gehoben worden sind, und Tüchtigkeit, Verstand und Glück genug hatten, die Zeit zu begreifen und zu benützen, und wie die Zeit zuerst auf sie einwirkte, so auch ihrerseits auf ihre Zeit rückzuwirken.

Daß das Christenthum eine große Macht war und unzerstörliches Leben in sich hatte, und daß dagegen die heidnische Religion kraftlos geworden war und sich ausgelebt hatte, das mußte jedem schärfer sehenden Auge klar seyn, welches dem Gange des Kampfes gefolgt war, in welchem beide Religionen zuletzt noch sich gemessen hatten. Weil Constantin ein solches Auge hatte, sah er das, und weil er Staatsverstand hatte, verstand er, daß, wenn ein römischer Staat fortbestehen sollte, eine neue Grundlage gelegt werden mußte, da die alte Grundlage sich als ausgenützt und faul erwiesen hatte. Die Grundlage des römischen Staates aber und das Einheitsband des Reiches war die Staatsreligion bisher gewesen. An die Stelle der alten abgängig gewordenen bot sich von selbst die christliche Religion als neue Grundlage und als neues Einheitsband; ja sie mußte dazu gemacht werden; denn sie hatte im Bau des römischen Staates sich in die Tiefe und Breite und Höhe so ausgebreitet, daß sie ihn entweder sprengen und umstürzen, oder der Staat sich mit ihr verbinden und durch sie neuen Halt finden mußte.

Die Entwicklung des Christenthums und die Entwicklung des römischen Staates waren dahin gelangt, daß beide sich mit einander verbinden mußten. Das römische Reich war die gegebene

Form, aus welcher der alte Geiſt entwichen war, und die bereitet lag, daß der chriſtliche Geiſt in ſie einging, und in ihr und durch ſie weltherrſchend wurde. Und andererſeits bedurfte der römiſche Staat, zu neuem Leben, ja nur zum Fortleben bei ſeinem Zuſtand, eines neuen Geiſtes; und das Chriſtenthum war als dieſer neue gegebene Geiſt ſchon da; der Staat durfte ihn nur in ſich aufnehmen.

Aus dem väterlichen Hauſe hatte Conſtantin Neigung für das Chriſtenthum, wenigſtens für die Chriſten. Um das Jahr 312 war ſeine Mutter Helena, der man vielen Einfluß auf Conſtantin zuſchreibt, noch keine Chriſtin. Aber mächtigen Einfluß mußte auf Conſtantin haben, daß er ſah und erfuhr, wie die Chriſten unter der Bevölkerung der in jeder Hinſicht tüchtigſte Theil waren; wie die Ausbreitung des Chriſtenthums unaufhaltſam fortſchritt; wie Alles vergeblich war, was man dagegen that, und wie es aus jedem Kampfe neugekräftigt und mächtiger hervorgegangen war; beſonders auch, wie die Chriſten in ſeinem Heer nicht nur zu den Tapferſten und Heldenmüthigſten, ſondern auch zu den Treueſten und Ordnungsliebendſten gehörten. Er ſah, das Heidenthum war ein Greis, das Chriſtenthum ein Jüngling, und es war nicht ſchwer, ſich zu ſagen, welchem von Beiden unzweifelhaft die Zukunft angehöre. In dieſem Sinne war Conſtantin für die Chriſten entſchieden, und hielt ſich an ſie, lange vor dem, was ſich auf die Kreuzeserſcheinung bezieht. Sey dieſe als Wolkenbildung am hellen Mittag wachend oder im Traum von ihm geſehen worden, oder ſey ſie nur Dichtung: gewiß iſt, Conſtantin bedurfte ſie nicht, dieſe Wundererſcheinung, um erſt durch ſie für die Chriſten geſtimmt zu werden; bis auf einen gewiſſen Grad war er es ſchon vorher, und über dieſen Grad hinaus war er es auch nachher noch lange Zeit nicht.

Nach dem Entſcheidungsſiege vor Rom zog Conſtantin als heidniſcher Imperator in Rom ein, im Triumph, und die Inſchriften feierten ihn als denjenigen, der auf Eingeben des höchſten Gottes Jupiter den Sieg gewonnen habe. Nirgends ein Wort, daß Conſtantin dem widerſprochen und den Gott der Chriſten oder das Zeichen des Kreuzes genannt hätte als die, durch

welche er siegte. Er selbst nahm vielmehr als Oberpriester an den Opfern Theil und befragte die Zeichendeuter.

Wie sagendichtend die Zeit war, dafür nur folgende Beispiele.

Im vierten Jahrhundert wurde erzählt und geglaubt, in der Verfolgung durch Maximian sey eine ganze Legion niedergehauen worden, und selbst ein „heiliger" Bischof schrieb einem andern, in den Engpässen des Cantons Wallis habe Maximian bei dem nachmaligen St. Maurice, die sonst im Morgenlande verwendete thebaische Legion, die er jetzt in den Krieg gegen die Gallier mit herübergebracht, dazu gebrauchen wollen, Christen einzuziehen und zu verfolgen. Sie habe sich dessen geweigert, und er sie zweimal decimiren, endlich ganz niederhauen lassen, sechstausend sechshundert Mann. Der Befehlshaber der Legion habe Mauritius geheißen. Der geschichtliche Kern davon ist: Auf Maximians Befehl wurde zu Apamen in Syrien der Hauptmann Mauritius mit siebenzig Soldaten hingerichtet. Davon, und davon allein, wissen alle früheren christlichen Kirchenschriftsteller, aber Nichts von sechstausend sechshundert Mann. So vergrößerte und verwandelte sich eine einfache Thatsache zur ausgeschmückten Sage, und diese Sage vertauschte sogar den Boden der Thatsache, den Sand Syriens, mit den Matten am Fuße der Schweizer-Alpen.

Ebenso leidet die Wundererscheinung Constantins durch eine Wundererscheinung des Licinius.

Licinius, im Osten gegen Maximin im Kampfe, schlug diesen im April 313. Zur Begründung dieses Sieges erzählt Lactantius, der Engel des Herrn sey dem Licinius im Traum erschienen und habe ihn ein besonderes Gebet gelehrt. Dieses Gebet habe Licinius nach seinem Erwachen sich aufgeschrieben und die Abschriften davon an seine Soldaten vertheilt. Und dieses Gebet sey die Ursache des Sieges gewesen.

Solches dichtete die christliche Einbildungskraft. Aber Licinius war Heide, blieb Heide, und trat gleich nach dem Sieg über Maximin als Heide gegen die Christen auf. Nur Constantin zu Lieb und in seinem damaligen politischen Interesse hatte er vorher Erlasse mit unterzeichnet, welche den Christen günstig waren.

„damit die Gottheit auf ihrem himmlischen Sitze ihnen, den Kaisern, und allen ihren Unterthanen um so mehr versöhnt und gnädig seyn könne". Darum sey ihre Ansicht gewesen, es dürfe Niemand die volle Freiheit geweigert werden, derjenigen Religion sich zuzuwenden, welche für sein Gefühl die ihm passendste wäre, sowohl der christlichen Religion als jeder andern. Sie thun das, „damit ihnen die höchste Gottheit, deren Religion sie mit freiem Geiste ergeben seyen,*) in Allem ihre gewohnte Gunst und Huld erzeigen möge.

Diese letzten Worte zeigen den religiösen Standpunkt, welchen Constantin, und mit ihm Licinius, damals einnahm. Constantin ist nach dieser Stelle weder Christ noch Heide, sondern „Verehrer der höchsten Gottheit", und seine Religion ist die „Religion des freien Geistes", mit der er sich über alle Volksreligionen stellt, und sich an keine bindet.

Darauf wird den Beamten wiederholt eingeschärft, daß alle Beschränkungen, welche der vorige Erlaß in Betreff der Christen enthalten habe, nunmehr aufgehoben seyen, und sich die Beamten darnach zu achten haben, damit jeder Christ ohne alle Beunruhigung und Belästigung seines Glaubens leben könne. Alle Christen haben nun volle und unbedingte Religionsfreiheit. Und eben dieselbe unbedingte Religionsfreiheit haben auch alle Anderen für sich. — Jeder dürfe dem Cultus nachgehen, der ihm gefalle. — Sie wollen nicht, daß unter ihrer Regierung durch sie irgend wem an seiner Verehrung oder irgend Jemand an seinem Glauben Abbruch geschehe.

Ein weiterer Absatz dieses Kaiser-Erlasses sprach überdieß die Rückgabe der christlichen Versammlungsplätze und Kirchengüter an die Christen aus, sie mögen durch Kauf oder Schenkung in die Hände der jetzigen Besitzer gekommen seyn. Diese alle sollen ohne Zögern und ohne die geringste Geldforderung, ohne alle Winkelzüge, den Christen wieder ausgeliefert wer-

---

*) „ut possit nobis summa divinitas, cujus religioni liberis mentibus obsequimur" etc.

den. Entschädigung dafür sey nur bei der kaiserlichen Gnade zu suchen.

Allen Reichsbeamten wurde der schleunigste und nachdrücklichste Vollzug zur Pflicht gemacht, „damit auch dadurch zur Ruhe des Staates das Beste geschehe".

Das war der dritte Kaiser-Erlaß für Religionsfreiheit. Derselbe wurde überall im Reiche angeschlagen. *)

Für die Christen lag es jetzt so günstig, daß nach dem unglücklichen Kampfe mit Licinius im Osten selbst Maximin dazu griff, den Christen Zugeständnisse zu machen, namentlich den Wiederaufbau ihrer Kirchen und die freie Ausübung ihres Gottesdienstes ihnen gestattete, ja sogar auch die Rückgabe des Kirchenguts an die Christen aussprach.

So sehr eine nicht länger zu verkennende Macht auch im asiatischen Morgenlande, von wo es ausging, war das Christenthum jetzt geworden, daß selbst der Vorfechter des Heidenthums, Maximin, nur in der Begünstigung der Christen zuletzt noch seinen Halt suchte, Verstärkung durch die bisher von ihm so sehr Verfolgten, Bundesgenossen suchte in den Christen.

Aber seine Rolle war ausgespielt, sein Einlenken zu spät. Er konnte gegen den Sieger Licinius sich nicht länger halten, auch wenn nicht Gift seinem Leben ein unfreiwilliges und qualvolles Ende bereitet hätte. Eusebius erzählt, er sey vor Hunger verschmachtet, während sein Fleisch durch ein geheimes Feuer verzehrt worden sey, so daß es von den Knochen fiel, und die Augen aus den Höhlen ausliefen. In der Zerrüttung seiner Sinne und im Todeskampfe habe man ihn wiederholt schreien hören: „Nicht ich war es, sondern Andere haben es gethan". Dieses Letztere ist in dem Buche des Lactantius: „Von den Verfolgern des Christenthums" erzählt, und daselbst heißt es auch, er habe zuletzt

---

*) Man hat bisher angenommen, im dritten Erlaß seyen die Ketzer ausgeschlossen worden von der Duldung. So selbst Schleiermacher. Gerade das Gegentheil spricht aus Buchstaben und Geist des ganzen Erlasses.

Christus um Erbarmen angerufen. Eusebius sagt, er habe endlich seine Schuld erkannt und bekannt.

Das kam oft vor, daß Heiden in großer Noth, namentlich in Lebensgefahr der Ihren oder im eigenen Todeskampf, in häuslichem Unglück jeder Art und besonders auf dem Kranken- und Sterbebette, alle Götter der Welt um Hülfe anriefen, neben den heidnischen Göttern auch Christus, den sie überhaupt wie einen neben ihren Göttern bestehenden Gott ansahen. Vorzüglich aber wandten sich die Familien der mit Krankheit oder Tod ringenden Heiden oft an die Gebete der Christen und thaten Christus selbst Gelübde.

Dennoch weisen die Worte des in schrecklichen Qualen mit dem Tode ringenden Maximin für die unbefangene Geschichtsbetrachtung nicht auf das, was Eusebius und Lactantius darin finden wollten, sondern darauf, daß er — vergiftet wurde.

Sich selbst vergiftet hat Maximin nicht. In jener Zeit kannte man die feinsten und leichtesten Arten durch Gift zu sterben, und die waren am wenigsten einem vornehmen Römer unbekannt. Die Beschreibung des Eusebius weist auf ein schreckliches Gift, das dem Unglücklichen gegeben wurde; das zerstörte langsam und qualvoll sein Leben: es war ein Gift, wie es nur entsetzlicher Haß, sichern und dabei qualvollen Tod suchende Rache zu geben vermag. Und als erkannt wurde, daß Gift die Quelle seiner Leiden war, und als, wie es sogar in Geschichtbücher überging, man vermuthete, er habe sich auf dem Rückzug vor seinem Gegner selbst vergiftet, da rief der Unglückliche: „Nicht ich, sondern Andere haben es gethan“; er rief es im Todeskrampfe.

Nach seinem durch Gift bewirkten Hinscheiden war Licinius allein Herr im Morgenlande, wie im europäischen so im asiatischen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Constantins Gang zur Alleinherrschaft.

Zur Ausdehnung seiner Herrschaft war Constantin bisher über die Leichen seiner Blutsverwandten gegangen; zur Alleinherrschaft führte der Weg nur über die Leichen seines Schwagers Licinius und über die Leichen von dessen Familie.

Beide Kaiser hatten Maximin, den Herrscher des asiatischen Morgenlandes, für einen Feind des Staates erklärt, und wie der christliche Kirchengeschichtschreiber Eusebius, bezeichnend für die damalige christliche Anschauungsweise, es ganz ruhig berichtet, das Geschlecht und den Anhang Maximins ausgerottet.

So hatten die Vorfechter des Christenthums, Licinius wie Constantin, das Geschlecht der Vorfechter des Heidenthums im Abendland wie im Morgenland völlig ausgerottet, das Geschlecht ihrer Blutsverwandten.

Schon darum wäre es im Interesse der christlichen Kirchengeschichtschreibung gewesen, zu sagen, was unumstößlich wahr ist, daß die, welche Solches thaten, Heiden waren, und keine Christen. Das that Constantin als Heide und das that Licinius als Heide.

Wer solche Mittel nicht gescheut hatte, seine Herrschaft auszudehnen, dem konnte es nicht darauf ankommen, ja der war folgerecht dazu geführt, jedes Mittel nicht zu verschmähen, um von der Herrschaft zur Alleinherrschaft aufzusteigen.

Und Licinius machte das dem Bruder seiner Gattin, seinem Mitkaiser Constantin, leicht.

Die Stellung Constantins zu seinem Schwager Licinius ist in alter und neuer Zeit oft nicht nach der Wahrheit und nicht mit der in der Geschichte nothwendigen sittlichen Strenge behandelt worden. Da liest man sogar: „Den Licinius ließ Constantin hinrichten, und in späterem Argwohne selbst dessen Sohn, seinen eigenen Neffen; unedel genug".

In solcher Art hat man leider seit vielen Jahrhunderten,

im Wahne der Christus-Religion zu nützen, auf mancher Kanzel gepredigt, in Gerichten entschieden und in Geschichtbüchern geschrieben; uneingedenk, daß dem Christenthum das nützt, was dem Geiste Christi gemäß gepredigt, gerichtet und berichtet wird; und daß dem Christenthum das schadet, was gegen den Geist der Christus-Religion nicht bloß, sondern sogar schon gegen das in der Menschenbrust liegende und von allen Religionen anerkannte Gesetz des Sittlich-Rechten ist.

Von Eusebius werden die Verbrechen Constantins theils geradezu verschwiegen, theils vermäntelt; theils mit Bewußtheit in ein unwahres Licht gesetzt oder wissentlich falsch berichtet. Andere, bis ins neunzehnte Jahrhundert herein, wagten im Wahne, dem Christenthum dadurch zu nützen, die schwarzen Flecken Constantins, die unläugbaren Verbrechen desselben, bloß als „unedle" Thaten zu bezeichnen; Thaten, die doch gräuelvoll sind vor dem einfachen Gesetze der Menschenbrust; unentsühnbar nach den Begriffen der Heiden seiner Zeit, so sehr, daß Kaiser Julian unwidersprochen öffentlich sagen konnte, die heidnischen Mysterien hätten den Constantin wegen solcher Missethaten niemals zu entsühnen wagen können; verdammt nicht bloß durch den Geist, sondern durch jede Zeile der heiligen Schriften der Christen.

Die wahre Geschichte richtet die Thaten der Alten und der Neuen nach der Wahrheit, von welcher Christus gesagt hat, daß er, sie in der Welt zu zeugen, erschienen sey.

Licinius war so ehr- und herrschsüchtig als Constantin, und er trug es so ungern als dieser, daß er nicht Alleinherr des ganzen Reiches war. Constantin aber war ihm voraus an Geist und schlauer Politik, an Auffindung und Anwendung der Mittel, die Einzelnen anzulocken und die Völker für sich zu gewinnen; voraus darum in der öffentlichen Meinung, voraus an breiter Machtgrundlage. Denn die Christen des Morgenlandes, wie die des Abendlandes, sahen nicht in Licinius, sondern in Constantin den Schirmherrn ihrer Religion, obgleich des Licinius Name neben dem des Constantin in den Erlassen gezeichnet war. Constantin wußte es zu machen, daß der Dank

für alle Vergünstigungen ihm allein von Seiten der Christen ward.

Zuerst waren es Grenzstreitigkeiten, von welchen Constantin und sein Schwager Licinius Anlaß nahmen, hintereinander und aneinander zu kommen, und zu versuchen, wer von Beiden den Andern unter sich bringe. Schon im Jahre 314 kam es zum Krieg. Aber Licinius wurde am 8. Oktober in Pannonien geschlagen, sammelte ein neues Heer und verlor ein zweites Treffen. Constantia, des Licinius Gemahlin und Constantins Schwester, vermittelte einen Frieden, aber Constantin gewährte nur einen solchen, welcher dem Licinius höchst nachtheilig war.

In diesem Zusammenstoße Beider war die öffentliche Stimme der Christen unverkennbar für Constantin und gegen Licinius gewesen.

Das verdroß Licinius, und je mehr Constantin der Mann der Christenheit wurde, desto verstimmter wurde Licinius gegen ihn und gegen die Christen, und er fing an, Constantin gegenüber, die Heiden für sich zu gewinnen, namentlich auch dadurch, daß er seine Abneigung gegen die Christen auffallend in seinem Benehmen gegen dieselben hervortreten ließ.

Er behandelte sie mit Ironie, er chikanirte sie in kleinen und großen Dingen empfindlich. In seinem ganzen Herrschaftskreis verbot er den Christen, ihren Gottesdienst in der Stadt zu halten: er verwies sie damit ins Freie. „Die Luft", sagte er ironisch, „sey draußen gesünder für sie, als drinnen in den dumpfen Bethäusern der Städte". Ebenso zerriß er die christliche Gemeinschaft; er verbot das Zusammensеyn von Männern und Frauen beim Gottesdienste, und wollte, die Männer müssen ihren Gottesdienst allein halten, abgesondert, und ebenso abgesondert die Frauen. Er gebot, die Frauen müssen nur von Frauen den christlichen Unterricht erhalten, nicht von Männern, und darum müssen für das weibliche Geschlecht Lehrerinnen statt der Lehrer aufgestellt werden. Den Bischöfen verbot er in Synoden zusammenzutreten. Von seinem Hofe verbannte er Alles, was Christ war. Christliche Beamte draußen erfuhren von ihm Zurücksetzungen, Versetzungen, öffentliche Zeichen seiner Ungnade, selbst Be-

schimpfungen. Bei Vergehen von Christen ließ er das höchste Maaß von Strafen anwenden. Man sah Christen verwiesen, geächtet, und die Christen sahen darin Quälerei und Bedrückung, nicht Gerechtigkeit.

Die heidnische Partei und vor Allen die Priester darunter, denen Licinius sich ganz hingab, brachten ihn zuletzt dahin, daß er in der Landschaft Pontus Kirchen zerstören ließ und daselbst Märtyrerblut von Neuem floß. Bischöfe wurden hingerichtet, unter Todesarten, wie sie nur in den letzten Christenverfolgungen vorgekommen waren.

Die Politik war es, welche Constantin und Licinius einander als Feinde gegenübergestellt hatte; der Kampf um die Alleinherrschaft war es, was sie zum dritten und letzten Mal bewaffnet zusammenstoßen ließ; aber dieser Kampf zwischen dem Herrscher des Morgenlandes und dem Herrscher des Abendlandes um die Herrschaft über das ganze Reich nahm so von selbst die Farbe eines Religionskrieges an, eines Krieges der alten Götter mit dem neuen Gott, des Heidenthums mit dem Kreuze. Constantin selbst nannte das Vorgehen seines Schwagers Licinius „den Kampf eines Tyrannen gegen Gott". Die arge Verblendung des Licinius, welcher den Geist in der Zeit so gar nicht begriff, und von seinen heidnischen Priestern in einen Kampf sich hineinreißen ließ, der vornherein ungleich, vor der Schlacht entschieden war, gehörte mit zum Glücke Constantins. Die öffentliche Stimme der Christen rief, wie einst gegen Maxentius nach Italien, so gegen Licinius nach dem Osten, ihn, den Beschützer der Christen und des Christenthums.

Beide, Licinius und Constantin unterließen Nichts, den Krieg zwischen ihnen als einen Religionskrieg darzustellen.

Licinius versammelte die vornehmsten Träger der heidnischen Religion aus allen Landen um sich, Opferpriester, Zeichendeuter, ägyptische und andere Wahrsager. Was noch vom alten Orakelwesen übergeblieben war, das befragte er, und die Heidenpriester verhießen ihm aus Opfern und Vogelflug den Sieg. Zuletzt berief er alle seine Freunde und Vertrauten in einem dunkeln Haine zusammen, der vom Quellensturz rauschte und in dem die Mar-

morbilder der heidnischen Gottheiten aus dem Grünen leuchteten. Da opferte er mit ihnen, und hielt dann an sie eine redneriſche Anſprache, in der er ſich für berufen erklärte, die Verehrung der alten Götter im Reiche wieder herzuſtellen, und den bevorſtehenden Kampf einen Entſcheidungskrieg nannte, darüber, wer künftig herrſchen werde, die alten Götter oder der neue fremde, der gekreuzigte Gott. Er gelobte, während die Götteropfer noch rauchten, die Vertilgung der Chriſten, der Feinde der alten Götter.

Die Chriſten ſchaarten ſich um Conſtantin. Das Labarum, die Kreuzfahne ſeiner Leibwache, ſeiner tapferen Garde, umgab er mit einer eigenen Fahnenwache von fünfzig Mann, von welchen immer einer abwechſelnd die Fahne zu tragen hatte. Er erhob jetzt dieſe Fahne, als Fahne des Kreuzes, zum Heerpanier des Reiches.

Den 3. Juli 323 kam es zur erſten Schlacht bei Adrianopel und am 18. September zur zweiten bei Chalcedon. Beide verlor Licinius, und floh nach Nikomedia. Hier in dieſer ſtarken Veſte hätte er ſich länger vertheidigen können. Aber Byzanz und Chalcedon hatten ſchon dem Sieger ihre Thore geöffnet, alle Städte ſchienen dieſem Beiſpiele folgen zu wollen; Conſtantia eilte zu ihrem Bruder und bat für ihren Gemahl. Conſtantin verſprach ſeiner Schweſter, mit feierlichem Eid und Fürſten-Wort, er werde ihren Gemahl verſchonen, wenn er die Regierung freiwillig an ihn abtrete.

Auf dieſe Zuſage kam Licinius noch im September zu ſeinem Schwager, und trat ihm ſeinen Reichstheil ab. Conſtantin hatte ihn anſcheinend freundlich empfangen, bald ihn aber nach Theſſalonich geſchickt. Und hier ließ er, trotz des Eids und Kaiſer-Worts, das er ſeiner Schweſter gegeben, dieſen ſeinen Schwager heimlich ermorden.

Licinius hatte einen unmündigen Sohn hinterlaſſen; nach zwei Jahren ließ er auch dieſen ermorden. Ermorden ließ er auch Criſpus, ſeinen eigenen Sohn aus erſter Ehe, und bald darauf deſſen Stiefmutter, ſeine eigene Gemahlin Fauſta, im Jahre 326. So viel Blut verſpritzte er, an ſo Vielen aus der eigenen Familie wurde er zum Mörder, um ſicher auf ſeinem

Throne zu sitzen, als Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches. Sein Lobredner Eusebius aber verschweigt alles Das, dagegen spricht er viel von der „Gottseligkeit", welche „der Kaiser in diesem Kriege an den Tag gelegt habe". Den Licinius hatte er ermordet, noch ehe er sich völlig und öffentlich für das Christenthum erklärt hatte; seinen zweiten Neffen, seinen Sohn und die eigene Frau aber ließ er ermorden, nachdem er sich Jahre lang schon als Freund des christlichen Glaubens bekannt hatte.

Oeffentlich nämlich bekannte er sich als Solchen, sowie er mit den Siegen vom Jahre 323 Alleinherr des ganzen römischen Reiches geworden war. Da sprach er es unumwunden aus, daß er wünsche, den Erdkreis, wie politisch Eins, so religiös Eins, unter Einem Kaiser und unter Einem Gott, zu sehen.

Die politische Einheit des Reiches hatte Constantin als den Gedanken seines bisherigen Lebens verfolgt, und gewiß zog ihn das Einheitliche der Macht, die er in der christlichen Kirche vor sich sah, und in der er die neue Grundlage für das Reich fand, mehr zum Christenthum hin, als das, daß diese Kirche für alle Sünden Vergebung verhieß, was ihm Heiden als Beweggrund unterschoben.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Sieg des Christenthums.

Seit Constantin die Christen unter seinen Schutz und seine Begünstigung genommen hatte, gab er ihnen stufenweise immer mehr Rechte. Im Jahre 312 schon hatte er sie gleichgestellt mit den Genossen der anderen Religionen, und wie die heidnischen Priester, auch die Vorsteher der Juden von den lästigen Municipalämtern entbunden waren, so hatte er dieselbe Befreiung auch den christlichen Geistlichen eingeräumt. Noch vor 316 hatte er verordnet, daß die Freilassung von Sklaven auch in christlichen Kirchen rechtsgültig seyn solle, und wie er dieses Recht aus den

Heidentempeln in die christlichen Kirchen übertrug, so hatte er fortgefahren, Vorrechte, welche von jeher die alte Religion hatte, auch den Christen und ihrer Kirche zuzutheilen. Im Jahre 321 hatte er erlaubt, Vermächtnisse an die christlichen Kirchen zu machen, was durch frühere Erlasse ihnen versagt gewesen war.

Bis dahin hatte er aber das Christenthum nur gleichzustellen, nicht ausschließlich herrschend zu machen gesucht. Er selbst hatte fortwährend alle heidnischen Bräuche beobachtet, und wenn er zum Unterhalte der christlichen Bischöfe und Lehrer in Afrika über siebenzigtausend Thaler auf einmal schenkte, so zeichnete er auch das Heidenthum mit Wort und That aus, und ließ den Anhängern der alten Staatsreligion ebenso seine Freigebigkeit angedeihen.

Erst nach gesichertem Siege, vom Ende des Jahres 323 an, wandte er zuerst seine überwiegende, dann seine ausschließliche Gunst den Christen und der christlichen Religion zu, aber ohne selbst Christ zu werden. Von da an verschwinden die heidnischen Symbole auf den Münzen, die er schlug, und es erscheinen Münzen mit christlichen Symbolen. Die christlichen Beamten, welche die heidnische Partei unter Licinius zurückgesetzt, verwiesen, entlassen hatte, zeichnete er durch Ehren und neue Aemter aus. Den Hinterbliebenen der Märtyrer aus der letzten Verfolgung und allen denen, welche während derselben an ihrem Vermögen Einbuße erlitten hatten, wies er Entschädigungen an. Mehrere christliche Bischöfe wurden seine vertrauten Räthe, und gegen die Bischöfe überhaupt bewies er sich so, daß sie für ihn schwärmen mußten.

Es wird sich nachher zeigen, welche mächtige einflußreiche Stellung schon zu Anfang des vierten Jahrhunderts die christlichen „Bischöfe“ unter den Christen gewonnen hatten, und wie sehr es im Interesse des staatsklugen Constantin lag, zur Ausführung seiner Herrschafts- und Einheitsgedanken an diesen Bischöfen sich Bundesgenossen zu gewinnen.

Darum stellte er sich im Jahre 313, vor dem Kampfe mit Licinius, in seinem Schreiben an solche Bischöfe ganz auf brüderlichen Fuß mit ihnen. Er will nichts Anderes seyn als ein

Bischof, ein Wächter über das Reich; er vergleicht seinen Beruf als oberster Schutzwächter des Friedens mit dem Berufe der Bischöfe, und nennt seinen Beruf ein ebenso göttliches Amt als das Amt der Bischöfe; er schätzt sich glücklich, wenn nur auch die Bischöfe ihn so ansehen, als sey er ihr Genosse und Amtsbruder.

Es war noch im Sommer desselben Jahres 313, als er von seiner Ehrerbietung gegen die christliche Kirche als von einer wohlbekannten Thatsache sprach; aber eben diese Ehrerbietung treibe ihn, von den Bischöfen zu verlangen, daß sie keinerlei Spaltung und Entzweiung an irgend einem Orte dulden. Er empfindet es schwer, daß Spaltungen in den Landschaften seyen, welche die göttliche Vorsehung ihm übergeben habe.

Gerade seine Absicht und sein Bedürfniß, auf die Christen sich zu stützen, als Bundesgenossen im Kampfe mit seinen Gegnern und um die Alleinherrschaft, geboten ihm, in den Christen, in dieser ihm verbündeten Partei des Staates, Einigkeit und Einheit zu verlangen und herzustellen.

Denn nur die feste, geschlossene Einheit einer Partei ist eine Bundesgenossin, auf die man rechnen, und deren Kraft und Wirkung man berechnen kann. Nur als einheitliche, nicht als unter sich zwieträchtige und zerrissene, war die Christenheit die Macht, welche Constantin bedurfte.

Darum darf man sich nicht durch das Religiöse in Ton und Farbe täuschen lassen, welches die Schreiben Constantins aus dieser Zeit an sich haben. Es ist ihm nicht um die Einheit des christlichen Glaubens und Lebens an und für sich selbst, um des Glaubens selbst willen, dabei zu thun, sondern um sich und seine politischen Zwecke; und sein Freund, der Bischof von Cordova, ist es, welcher den Schreiben des Kaisers diejenige Färbung gibt, in welcher sie allein bei den Bischöfen und bei der Christenheit gefallen, wirken, den beabsichtigten Zweck erreichen können.

Er hatte schon im Jahre 313 auf „brüderliche Eintracht und Einigkeit" unter den Christen gedrungen; er sagte schon damals, daß ihn Nichts so sehr betrübe, als Entzweiung im Volke, Streit unter den Bischöfen, und er sah schon damals in den leidenschaftlichen Erörterungen der Theologen über Spitzfindigkeiten

in Glaubenssätzen nur „häßliche Zänkereien, Streitsucht, Privat-Feindschaft, Schlechtigkeit, Verkehrtheit, Gottlosigkeit und Wahnsinn, und in den Anstiftern derselben nur Menschen ohne Gesinnung und Halt, Volksverführer, Unterwühler der allerheiligsten katholischen Kirche, welche nicht nur ihre Pflicht der brüderlichen Einigkeit, sondern sogar die Ehrerbietung, welche man dem allerheiligsten Glauben schuldig sey, vergessen, und das Christenthum zum Spotte der Andersdenkenden machen"; er erklärte es schon damals „als seinen heißen Wunsch, die Streitigkeiten abzuschneiden und Alles zum schuldigen Dienst und Glauben zurückzuführen".

Beim Ausbruch des Streites zwischen Arius und dem Bischof Alexander von Alexandria schrieb er: „Das Erste, was er sich vorgenommen habe, sey, die Religion aller Völker so zu einigen, daß sie dieselbe Form und Beschaffenheit habe; und dann das Zweite für ihn sey, den schwer erkrankten Leib der bürgerlichen Gesellschaft wieder herzustellen. Das Eine habe er mit dem Auge des Geistes bisher verfolgt und durchzuführen gesucht, das Andere durch Waffengewalt; in der Ueberzeugung, es werde, wenn nach seinem Wunsch unter allen Dienern Gottes allgemeine Einigkeit zu Stande komme, die Frucht davon eine Veränderung auch im Politischen seyn, welche dem religiösen Sinn Aller entspräche".

Die bisherigen religiösen Spaltungen unter den Christen nannte er einen „unerträglichen Wahnsinn"; sie seyen „entstanden auf die unbesonnenste und leichtsinnigste Weise, und haben das religiöse Bewußtseyn der Gemeinden zerrissen". Solche Streitigkeiten, sagte er, mögen als Exercitien unter den Gelehrten angestellt werden, aber die Kirche solle man damit nicht beunruhigen. Die Streitenden „sollen freiwillig von den teuflischen Versuchungen abstehen. Der große Gott und der gemeinsame Erlöser Aller habe Allen das gemeinsame Licht aufgehen lassen; sie mögen ihm gestatten, daß er, sein Diener, unter seiner Vorsehung seine Bestrebungen zum guten Ziele bringe, damit die Gemeinden Gottes durch seine Ansprache, seine Bemühung und das Dringliche seiner Ermahnung zur geistigen Einheit gebracht werden. Sey

man einig in der Hauptſache, ſo dürfe doch nicht um unbedeutender Streitpunkte willen Trennung und Spaltung entſtehen."

Das Alles ſagte Conſtantin in einem Briefe an Biſchof Alexander und den Kirchenälteſten Arius zu Alexandria. Dieſen Brief mußte der Abfaſſer deſſelben, Biſchof Hoſius von Kordova, ſein vertrauter Rath, perſönlich nach Alexandria bringen.

Wer die Weltmonarchie, die politiſche Einheit aller Völker, unter ſeinem Scepter wollte, der mußte die religiöſe Uneinigkeit in der mächtigſten Partei, auf der er ſtand, verabſcheuen, und auf die religiöſe Einheit dringen.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Zahl der Verfolgungen. Standpunkt für dieſelben.

Von da an beginnt ein ganz neues Daſeyn der chriſtlichen Kirche. Noch hat das Chriſtenthum nicht die ausſchließliche Herrſchaft im Reiche. Es iſt noch nicht Staatsreligion; aber es iſt eine der anerkannten Religionen des Staats, und ſogar die von dem Alleinherrſcher des Reichs unverkennbar mit Vorliebe vor den anderen begünſtigte. Die Zeit der Verfolgungen war für das Chriſtenthum vorüber.

Man hat früher die Zahl dieſer Verfolgungen auf zehn feſtgeſetzt. Bei dieſer Zahl war nicht ſowohl die Wirklichkeit, als die Offenbarung des Johannes ins Auge gefaßt und maaßgebend geweſen. Die zehn Hörner des Thiers in der Offenbarung wurden damit in Verbindung gebracht, als Weiſſagungen der Leiden des Chriſtenthums. Andere ſtellten ſie mit den zehn Plagen Aegyptens zuſammen. Achtzig Jahre nach dem Schluß der uns bekannten Verfolgungen ſchrieb Sulpicius Severus: „Durch heilige Stimmen iſt verkündet worden, zehn Plagen müſſen über die Welt kommen. Da nun ſchon neun dageweſen ſind, wird die bevorſtehende die letzte ſeyn."

Anders zählte Auguſtinus zu Ende des vierten Jahrhunderts,

„Einige," ſchrieb er, „waren und ſind der Anſicht, die Kirche werde keine Verfolgungen mehr zu erdulden haben, als die ſchon erduldeten, bis zur Zeit des Antichriſts, nämlich zehn, ſo daß die von dem Antichriſt die elfte und letzte ſey."

Auguſtinus zählte eine unter Nero, eine unter Domitian, eine unter Trajan, eine unter Marc Aurel, eine unter Septimius Severus, eine unter Maximin, eine unter Decius, eine unter Valerian, eine unter Aurelian und eine unter Diocletian.

Er theilte die Anſicht nicht, daß in den zehn Plagen Aegyptens die zehn Verfolgungen gegen die Chriſten prophetiſch vorgebildet ſeyen; doch ſah auch er darin eine ſcharfſinnige Zuſammenſtellung des Einen mit dem Andern, eine Conjectur des menſchlichen Verſtandes, der manchmal die Wahrheit treffe, manchmal ſich irre.

Nach der bisherigen Darſtellung des Ganges der Verfolgung ergibt ſich, daß man die Leiden der Chriſtenheit nicht nach Zahlen beſtimmen kann. Die Verfolgungen haben auch keine Jahrzahl ihres Anfangs und ihres Aufhörens für das ganze Reich. Im erſten Jahrhundert hatte gar keine allgemeine Verfolgung Statt, weder unter Nero, noch unter Domitian und Trajan. Nur auf einzelnen Punkten des Reiches hatten die Chriſten zu leiden. Im zweiten Jahrhundert unter Marc Aurel und im dritten unter Severus und Maximin war das Gleiche der Fall. Erſt mit Decius begann das Planmäßige und Allgemeine der Verfolgung, und ſetzte ſich fort unter Gallus, Valerianus und Diocletianus nebſt deſſen Mitreichsfürſten.

In dieſen Verfolgungen hat die heidniſche Menge ſich nicht anders benommen gegen die Chriſten, als die chriſtliche Menge ſich ſpäter benommen hat gegen die Juden und gegen die Andersglaubigen unter den Chriſten.

Nur waren der vornehme Pöbel, wie der geringe Pöbel des chriſtlichen Mittelalters dem Grade und der Maſſe nach viel grauſamer gegen Juden und andersglaubige Chriſten, als die Heiden jemals gegen Chriſten waren; und die chriſtlichen Prieſter übertrafen an Erfindſamkeit in grauſamen Martern und Todes-

arten weit die Fanatiker des Heidenthums, als sie anfingen, ihre Inquisitionstribunale gegen die zu errichten, welche mit ihnen Eines Glaubens waren, und nur in einzelnen Punkten abwiechen. Niemals waren die Heiden irgendwo gegen die Feinde ihrer Götter so blutig gewesen, als die mittelalterlichen Christen im Eifer für ihren Gott, wie sie sagten, gegen die heidnischen Slaven, an der Elbe namentlich, und nach Entdeckung Amerikas gegen die heidnischen Mexikaner und Peruaner waren.

Und wenn die Ungebildeteren im Heidenthum Seuchen, Mißwachs, Hagelschlag, Ueberschwemmungen, jede Art von Landplage und Landesunglück den Christen Schuld gaben als Götterfeinden, so machte es das katholische Volk den Evangelischen unter ihnen gerade so, und katholische und evangelische Christen machten es den Juden so, und den Ketzern so, und den Philosophen so, und allen denen so, welche nicht in Allem auf ein Haar hinaus so dachten, redeten und waren, wie die anerkannte Staatskirche.

Wurden doch selbst die wahrhaft frommen Gemeinschaften zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von ihren evangelischen Brüdern selbst als Ursache manches Landesunglücks angesehen, z. B. in Württemberg, und in eben demselben Lande in öffentlichen Staatsausschreiben „schädliches Ungeziefer" genannt, von der evangelischen Landesregierung; und wurde doch von dieser auf sie völlig Jagd gemacht, fromme Männer und Frauen in Kerkern und Zuchthäusern herumgeschleppt, des Landes verwiesen, und überall herum als Etwas, das „ausgerottet werden müsse", bezeichnet und verfolgt; der Amtsentsetzungen und Geldstrafen gar nicht zu gedenken. Und das geschah im Jahrhundert der Aufklärung, von Christen gegen Christen, und zwar einzig und allein wegen einzelner Abweichungen von den kirchlichen Glaubenssätzen.

Diese Thatsachen muß man sich ins Gedächtniß zurückrufen, um richtig zu würdigen, was von Heiden gegen Christen geschehen ist.

Zudem fehlte es nicht an den boshaftesten Aufhetzungen der unteren Gesellschaftsschichten im Heidenthum gegen die Christen und das Christenthum, durch Männer theilweise, die ausgezeichneteren Geist hatten, aber Christen und Christenthum zu ver-

folgen, ſtatt Beide zu fördern, die Gaben ihres Geiſtes anwandten, entweder aus Haß und eingeathmeter Abneigung; oder aus oberflächlicher Kenntniß und vornehmem Vorurtheil; oder weil ſie das chriſtliche Volk und Leben für einen günſtigen Stoff hielten und nahmen, um ihren Witz in Schriften daran glänzen zu laſſen; gerade ſo, wie der unglückliche oder frivole Witz in unſerer Zeit bald das Judenthum, bald das Chriſtenthum, bald die Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, bald die edelſten Männer und Beſtrebungen der Vaterlandsliebe, der Freiſinnigkeit, der Wohlthätigkeit, des aufopfernden Chriſtenſinnes als Stoffe aufgegriffen hat, um ſich daran zu üben und zu glänzen.

Außer dem Witz hatte das Chriſtenthum aber auch die halb oder ganz heidniſche und die jüdiſche Wiſſenſchaft zu bitteren Gegnern und dieſelben zu überwinden gehabt, ehe es zum Siege kam.

Vierzigſtes Kapitel.

Der Geiſt des Heidenthums im Kampf mit dem Geiſt des Chriſtenthums.

1. Lucian.

Das iſt die Art und das Loos der Wahrheit immer und überall, daß ſie zwar ſiegen muß, unvermeidlich und unüberwindlich, aber daß ihr Sieg hervorgeht erſt aus langem und ſchwerem Kampfe und aus vielen Leiden nicht nur der einzelnen Wahrheitshelden, ſondern der Menſchheit.

Im Genuſſe des Segens, des ungetrübten Segens, welchen die längſt ſiegreich gewordene Wahrheit als alltägliche Frucht für Jedermann trägt, vergißt man oder kennt man nicht die Thränen und das Blut von Millionen Menſchen, die vergoſſen worden ſind, bis die Wahrheit im Siege war.

Man vergißt, trotz des Allerweltnutzens im täglichen Leben, bei jeder einzelnen wiſſenſchaftlichen Wahrheit den, der ſie

zuerſt gefunden, und das, was er darauf gewendet, was er darum entbehrt, was er dafür gelitten hat. Gerade die, welche eine früher gefundene wiſſenſchaftliche Wahrheit in ihrem Gewerbe reich, im Leben glücklich und angeſehen macht, fragen oft am wenigſten darnach, wem ſie das verdanken, und wie viel das Finden und der Sieg dieſer Wahrheit den gekoſtet hat, der ihnen die edle Frucht gab, die ſie jetzt zu genießen haben, ohne Verdienſt und ohne Entgelt.

So iſt es noch mehr mit der Wahrheit auf dem religiöſen Gebiete.

Man weiß nicht und fragt nicht darnach, wie viel ihr Sieg gekoſtet hat, und wie ſchwer und hart, wie entbehrungsvoll und wie allſeitiger Verfolgung ausgeſetzt die Lebenslage derer war, welche die Träger und Vorfechter der religiöſen Wahrheit geweſen ſind.

Nichts iſt trauriger zu leſen und zu hören, als was man öfters lieſt und hört, die Namen der Märtyrer, die Leiden der Wahrheitszeugen müſſen verſchwinden hinter den Erfolgen der Wahrheit. Das iſt Undank nicht nur, das iſt Unklugheit ſogar. Denn die Namen der Wahrheitszeugen verdienen nicht nur in der Geſchichte zu leuchten, ſondern es iſt hochwichtig und hochnöthig, daß ſie leuchten und ins Licht geſetzt werden, Anderen zum Vorbild und zum Sporn der Nacheiferung. Es iſt dieß beſonders hochnöthig in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo die meiſten Menſchen nicht einmal ſittlich edel genug mehr ſind, einen kleinen Lebensvortheil um der Wahrheit willen aufzugeben, geſchweige Freiheit, Ehre und Leben. Darum iſt es wichtiger, die Perſönlichkeiten hervorzuheben und ihre Kämpfe und Leiden, durch welche der Sieg der Wahrheit hervorgegangen iſt, zu ſchildern, als die Erfolge breit auszuführen, die ſich von ſelbſt ergeben.

Den Verfolgungen der Gewalt gingen die Verfolgungen durch Wort und Schrift zur Seite.

Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts richteten die heidniſche Wiſſenſchaft und der heidniſche Witz ihre Waffen gegen das Chriſtenthum, von da an, da es den vornehmeren Geiſtern anfing bedeutend und bedenklich zu werden, jenen Geiſtern, welchen

ſonſt jede Religion nur ein Punkt iſt, der außerhalb ihres Kreiſes und ihrer Beachtung liegt. Die bedeutendſten Gegner des Chriſtenthums waren der Satyriker Lucian von Samoſata und der Philoſoph Celſus.

Lucian ſchrieb um das Jahr 180 nach Chriſtus ein Buch, das weder allein, noch vorzugsweiſe gegen das Chriſtenthum gerichtet war, ſondern daſſelbe nur gelegenheitlich mit hereinzog. Dieſes Buch iſt der ſatyriſche Roman „Peregrinus Proteus".

Dieſer Roman aus der Zeit des Untergangs der alten heidniſchen Welt hat zu ſeinem Gegenſtande die Lebens- und Todes-Geſchichte des Peregrinus Proteus, eines cyniſchen Philoſophen. Mit der ernſthaften Miene des ächten Satyrikers erzählt Lucian, der Menſch, von dem er rede, habe nicht nur wirklich gelebt, ſondern die Geſchichte ſeines Todes, die er beſchreibe, ſey wirklich vorgefallen im erſten Jahre der 236. Olympiade, nach unſerer chriſtlichen Zeitrechnung im Jahr 165. Aber wenn auch nicht die Perſon überhaupt, doch die Perſon in dieſer Geſtalt, und deren Lebens- und Sterbensgeſchichte ſind von dem Satyriker erfunden.

Es gehörte viel germaniſche Gründlichkeit dazu und viel Unäſthetik derjenigen Art von philologiſcher Gelehrſamkeit, welche ſich langſam abgelebt hat und vorübergegangen iſt, um jahrelang und breit zu unterſuchen und ſich hin und her zu ſtreiten, ob dieſer Peregrinus Proteus wirklich gelebt habe oder nicht? ob er wirklich ſo geſtorben ſey oder nicht? wie viel an Perſon und Lebensſchickſalen wahr und wirklich ſey, und wie viel erdichtet?

Der antike Satyriker hat den Triumph im Grabe erlebt, daß dieſe Gelehrten, ohne Willen und Wiſſen, in ihrem Thun und Treiben eine lebendige Fortſetzung ſeiner Satyre bildeten, die als komiſcher Anhang eines ernſten ſatyriſchen Romans ſich ſelber daran feſtgehängt haben, und nun mit ihm in ſolcher Lage die Jahrhunderte hinabſchwimmen.

Lucian iſt in ſeinem Streben, wie in ſeiner Stellung zu ſeiner Zeit vielfach falſch aufgefaßt worden: er iſt einer von denjenigen Menſchen der Weltgeſchichte, welche dafür beſonders merkwürdig ſind und den Beweis liefern, wie Gott ſeine Werkzeuge

überall zu finden und zu gebrauchen weiß, und gerade da, wo der menschliche Sinn sie am wenigsten als solche sucht und findet.

Der Spötter Lucian war ein unzweifelhaftes Werkzeug des göttlichen Geistes, ohne das selbst zu wissen; und er hat dem Christenthum wider Willen genützt.

Er erschien gerade zur rechten Zeit, um, aus dem Lager des Heidenthums selbst, alle die Drapperien vollends herabzureißen, hinter welchen der alte Götterglaube als ehrwürdige Ueberlieferung sich bisher noch hielt. Das war etwas ganz Anderes, wenn das Einer that, der ein geborener Heide und kein Christ war, als wenn das ein Christ that. Darüber muß man sich auch nicht täuschen: Nicht Einer unter allen Christen, auch unter den gelehrtesten Christen nicht, wäre im Stande gewesen, den alten Götteraberglauben so tödtlich zu treffen in den Augen der Heiden, als Lucian ihn traf.

Auch das ist merkwürdig in dem göttlichen Gange der Weltgeschichte, daß ein Heide es war, dessen Geist die Brandraketen des Witzes in das Pantheon des Heidenthums werfen mußte, daß es vor jedem nur halbwegs Gebildeten und nüchtern Denkenden vollends in Asche brannte. Nur politische Gründe, nicht Ueberzeugung, konnten von da an, wo Lucians Satyren auf die alten Götter anfingen, in allen gebildeten Kreisen gelesen zu werden und zu wirken, für das Heidenthum eintreten. Kaiser Julian ist keine Einwendung dagegen. Wir werden auf seine Monomanie kommen: ihm war durch sein und seines Hauses Schicksal der Blick umflort.

Lucian war nicht ein Hasser des Christenthums; er kannte es nicht einmal; er kannte nur Christen, und das, was ihm vom Leben und Glauben der Christen zugetragen wurde, das Christenthum selbst nicht.

Lucian war ein Epikuräer, der ächte uns übrig gebliebene Ausdruck jener Gesinnung, welche in allen Völkern und Zeiten wiederkehrt, in den christlichen, wie in den heidnischen; jener Gesinnung, bei welcher die Leute unter dem Krachen und Brechen der längst zum Fall durch einander hangenden Verhältnisse nicht die ewige Idee zum Halt haben, sondern, wie das Evangelium sagt, essen und

trinken und guter Dinge ſind, weil ſie Alles für verloren halten, das Religiöſe, das Sittliche, das Staatliche.

Dieſe völlige religiöſe Entleerung war der Grundcharakter Lucians: Unglaube an ſich, an ſeine Zeit, an das Göttliche in der Welt, alſo an Gott. Er war geiſtreich, aber nicht geiſtvoll; und ſein Witz richtete ſich nicht gegen Eine Religion, ſondern gegen alle und jede Religion.

Zunächſt richtete er ſich gegen die heidniſche Götterlehre, wie ſie aus der älteſten Zeit bis auf ſeine Tage überliefert worden war. Dieſes Volksheidenthum geißelte Lucian als die unhaltbarſte Thorheit. Er machte die alten Götter und Göttinnen zum Geſpötte, indem er ſie ganz ſo, wie ſie in der Ueberlieferung und im Glauben des Volksheidenthums lebten, handelnd und redend auftreten ließ, und zwar ſo, daß ſie ſich ſelbſt lächerlich machten.

Dadurch bahnte Lucian dem Chriſtenthum vor. Er war ein Verbündeter deſſelben, indem er, ſeitab von dem letztern, der Mephiſtopheles des Volksheidenthums wurde, die Göttergewande empor hob und die Nichtigkeit deſſen der Welt aufzeigte, was hinter dieſen Göttergewanden war.

Aber er war nicht bloß ein Zerſtörer des Volksheidenthums. Er war auch ein beißender Gegner der neuheidniſchen Philoſophie, welche das Volksheidenthum idealiſiren, die alten Götter und Göttinnen verjüngen, die abgelebte und entgeiſtete Religion des Griechen- und Römerthums durch Vergeiſtigung neu beleben wollte. Auch dieſe Verſuche machte Lucian lächerlich. Er war der komiſch geſchäftige Maulwurf, der hüben und drüben aufſtieß, und eben ſo der Volksreligion, wie der Philoſophenreligion des Heidenthums an ihren letzten ſparſamen Würzelchen verderblich war.

Der Heide zeigte mit Lachen, daß am Heidenthum nichts mehr war, weder am gemeinen, noch am vornehmen Heidenthum; und war er jetzt ein unterwühlender Maulwurf, ſo war er auch wieder der todverkündende Kauz, der ſich auf die heidniſchen Tempel ſetzte.

Das Chriſtenthum haßte Lucian nicht, er fühlte ſich nur eben ſo weit darüber hinweg, als über jede Art von Heidenthum. Er war, eben als Epikuräer, einer derjenigen der alten Zeit, welche

der Geistreichheit verfallen waren, jener Anschauungsweise, die alles Höhere und Ewige läugnet und belacht, und den Ausgang aus diesem Leben für den Uebergang in das Nichts hält.

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist es auch, was er als thörichten Wahn in seinem Peregrinus Proteus belacht und lächerlich zu machen sucht; und das ist es auch, wobei er auf das Christenthum kommt, und was diesen Roman in der christlichen Kirchengeschichte bemerkenswerth macht.

Peregrinus Proteus wird von Lucian als ein Abenteurer eingeführt, welcher viele schändliche Verbrechen begeht, dem Ehebruch, der unnatürlichen Wollust, der Völlerei ergeben ist, zuletzt seinen eigenen Vater erdrosselt und darüber aus seiner Vaterstadt Parium landflüchtig wird.

So kommt er zu den Christen ins heilige Land. Er lernt dort bei ihnen ihre wundersame Weisheit aus dem Grunde, und thut es bald seinen Lehrern, den Priestern und Schriftgelehrten, so darin zuvor, daß sie wie Schüler neben ihm stehen. Er steigt von Stufe zu Stufe. Er wird bei ihnen Lehrer, Prophet, Vorsteher ihrer Versammlungen und ihres Gottesdienstes, er wird ihr Alles in Allem, er legt ihnen ihre heiligen Bücher aus und verfaßt viele derselben ihnen selbst. Zuletzt wird er als ihr Gesetzgeber von ihnen anerkannt und wie ein Gott von ihnen verehrt. Er ist das Haupt der Sekte.

Man hat wenigstens in dem Bisherigen eine Parodie des Lebens Jesu selbst sehen wollen; Lucians Worte und Darstellung geben dazu keinen zureichenden Grund.

Peregrinus wird dann unter den Christen bei einer Verfolgung gefangen und als Christ ins Gefängniß geworfen. Dadurch wächst sein Ansehen. Die Christen sehen in seiner Gefangenschaft ein großes Unglück für sich, und das gibt seinem natürlichen Hang, von sich reden und Aufsehen zu machen, neue Nahrung. Denn die Christen geben sich alle Mühe, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, und, bis das gelinge, ihm dieselbe wenigstens auf alle Art zu erleichtern. Aus fernen Städten Asiens kommen Gesandtschaften der christlichen Gemeinden, um für ihn zu sprechen und zu handeln, oder ihn zu trösten. Sie bringen ihm

Lebensmittel, Angenehmes jeder Art, sie bringen ihm Geld in Fülle, dem wegen ihres Glaubens Gefangenen. Greisinnen, Diakonissinnen und junge Waisen pflegen ihn mit unermüdlicher Sorgfalt, Liebesmahle werden in seinem Gefängnisse gehalten und heilige Reden. Der Märtyrerenthusiasmus wird auf das Höchste gesteigert.

Treffend ist der Spott Lucians in Einer Beziehung, nämlich in dem abenteuerlichen Hang einzelner Christen, durch Märtyrerthum, sey es Gefangenschaft oder Tod, sich berühmt zu machen.

Kam es doch wirklich vor, daß solche nach christlicher Glorie Abenteuernden in einer ganzen Schaar sich zu Ephesus vor den dasigen Statthalter drängten und sich von ihm erbaten, sie zu Märtyrern zu machen. Der heidnische Statthalter ließ Einige von ihnen hinrichten, die Uebrigen aber nicht; sondern er schickte sie mit den strafenden Worten fort: „O ihr Unglückseligen, wenn ihr durchaus sterben wollt, so habt ihr ja Abgründe genug, um euch darein zu stürzen, und Stricke genug, um euch daran zu hängen. Was braucht ihr die Gerichte damit zu plagen?“ –

Diese Scene bezeugt der christliche Kirchenvater Tertullian; und wenn Lucian Aehnliches sah oder hörte, so ist sein Spott Etwas, das nur wie heilsame Arznei wirken konnte.

Ganz anders aber ist es damit, wenn er die Christen dadurch lächerlich zu machen sucht, daß er „die große und allseitige Geschäftigkeit hervorhebt, mit der sie Alles betreiben, was einmal eine allgemeine und öffentliche Angelegenheit für sie geworden ist.“

Diese Stelle Lucians ist sehr beachtenswerth; sie muß hervorgehoben und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden.

Sie gibt einen tiefen Einblick in den bürgerlichen und religiösen Verfall des Heidenthums und in die Frische, in die, bürgerlich und religiös sich allwärts in den Gemeinden bekundende, Jugend des Christenthums.

Wo man aufhört, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, ja wo man die Theilnahme daran lächerlich findet und lächerlich macht: da hört das Gemeinwesen auf zu leben; da ist das Grab bereits offen, die Leiche der politischen und der

religiösen Verfassung zu empfangen und in seinem Schooße zu begraben.

Das ist einer der schönen Züge aus dem Leben der damaligen Christen, diese warme Theilnahme an den öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten ihrer religiösen Gesellschaft, und das enge Zusammenhalten unter sich für die Zwecke ihres christlichen Gemeinwesens.

Und Zeuge für die Wahrheit davon ist Lucian, ein Gegner, der diese höchste Tugend einer Gemeinschaft lächerlich findet; es lächerlich findet, daß sie, die Christen, wenn eines ihrer Mitglieder leidet, und gefangen oder geächtet ist, ihn nicht im Stiche lassen, sondern aus den weitesten Fernen her Christen kommen, ihm in seiner Noth Theilnahme und Ehre zu beweisen, nicht bloß mit Worten, sondern mit der That, mit ganzen großen Summen von Unterstützungsgeldern. Wo die um einer Sache willen Leidenden so sehr alle die Ihren zum Rückhalt haben, da muß sie siegen, weil in die blutigen Fußstapfen des eben Hingeopferten zu treten und für diese Sache einzustehen, der Mühe werth ist und alle Aufmunterung für sich hat.

Lucian gibt als Beweggrund, aus welchem die Christen alsbald, wo es ihnen nöthig scheint, Alles opfern, Hab und Gut, Freiheit und Leben hingeben, ihren Glauben an ein Fortleben nach dem Tode an.

„Diese armen Leute," sagt der Spötter, „haben die Ueberzeugung, sie seyen ganz mit Leib und Seele unsterblich, und sie werden ewig leben. Darum achten sie auch den Tod nicht, und sehr Viele opfern sich selbst freiwillig hin. Auch hat sie ihr erster Gesetzgeber beredet, sie seyen alle Brüder unter einander, wenn sie durch ihren Uebertritt die alten Götter verläugnen, und jenen in Palästina wegen Einführung neuer Mysterien an den Pfahl geschlagenen Sophisten verehren und nach seinen Geboten leben."

So sind die unbedingte Aufopferungsfähigkeit, die Todesverachtung, und die Quelle Beider, der hohe und begeisternde Unsterblichkeitsglaube, als allgemeine christliche Charakterzüge in jener Zeit den Christen von einem Feinde bezeugt.

Wo zwei Mächte auf einem Boden sich gegenüber stehen,

und die eine zwar an Zahl unendlich überlegen ist, aber am Leben hängt und nichts opfern mag, die andere dagegen an Zahl in der Minderheit ist, aber todverachtend für ihre Sache zu sterben weiß, damit ihre Sache lebe: da ist immer und überall vornherein schon entschieden, wer und was den Sieg gewinnt. Der unsittliche Lucian hatte von dieser sittlichen Wahrheit, dem Ergebniß aller Geschichte, keine Ahnung.

Er verachtet die Christen als Leute, die bis zur Thorheit leichtgläubig seyen. Die Leichtgläubigkeit hält er für den Hauptzug in ihrem Charakter, und darum werden sie aufs Leichteste die Beute eines Betrügers. Sie nehmen Alles an und glauben es, ohne sich von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben; und weil sie Brüder unter sich seyn wollen, so legen sie keinen Werth auf irdische Güter, und halten solche als Etwas, das Allen gemeinsam angehöre. Komme nun ein Betrüger zu ihnen, ein Charlatan, der Menschen und Dinge zu handhaben verstehe, so könne er in Kurzem sich sehr bereichern und dann die einfältigen Leute auslachen.

Man hat aus dieser Stelle ohne allen Grund gefolgert, „Lucian leite das Christenthum in letzter Beziehung aus einem Betrug ab.“ Lucian redet hier gar nicht von dem Anfange des Christenthums, sondern davon, wie es im Zeitalter Lucians war, oder wie er glaubte, daß es sey.

Ebenso ist es zu weit gegangen, wenn man dem Lucian unterschieben wollte, er habe überhaupt in der Rolle, welche er seinen Peregrinus Proteus spielen lasse, eine Parodie der Geschichte Jesu geben wollen. Von Jesus selbst spricht Lucian nirgends als einem Betrüger, am wenigsten als einem solchen, der die Leichtgläubigkeit der Glaubigen zu seiner Bereicherung ausgebeutet habe.

Das Wort „Sophist“ hat, wie in der ältesten Zeit, so auch bei Lucian ebensosehr eine gute, als eine schlimme Bedeutung, nachweisbar und unwidersprechlich. Das Wort Sophist bedeutet zunächst „Lehrer der Weisheit, der weise machen kann“. So haben die alten Sophisten ihren Namen, den sie sich selbst gaben, selbst ausgebeutet.

Lucian hatte schon seinem Berufe nach, als Satyriker, es

nur mit der Thorheit, Verkehrtheit und Nichtswürdigkeit der Gegenwart, dessen, was um ihn lebt und ihm vor Augen liegt, mit den zeitgenössischen Verirrungen und Gebrechen, zu thun, nicht mit längst dahingegangenen Personen verflossener Jahrhunderte. Er hat auch unverkennbar überall nur die Geißelung von Zeitgenossen im Auge, von Charlatanen, wie sie ihm schienen, welche leichtgläubige Christen betrogen, und von Christen, welche sich so leicht betrügen ließen. Leute, welche halb Schwärmer, halb Betrüger sind, tauchten überall noch da auf, wo das Sektenwesen in Flor gerieth, oder die Gläubigkeit und der Hang zum Geheimnißvollen mächtiger wurden, als die gotterleuchtete Vernunft und der ruhig prüfende und unterscheidende Verstand.

Dafür liefern das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert traurige Beispiele genug. Und daß in jenem zur Schwärmerei geneigten Zeitalter der Christen, in welchem Lucian schrieb, es an solchen Leuten nicht fehlte, liegt in der Natur der Sache und des Menschenherzens.

Die schönste Zeit eines Menschenlebens, die Jugend, mit ihren Idealen und Begeisterungsstunden, wird am leichtesten betrogen und ausgebeutet, weil sie, in einer idealen Welt lebend, sich leicht täuschen läßt. Ja sie ist selbst in ihrem Enthusiasmus dazu angethan, in Verirrungen und in Verkehrtheiten zu gerathen, welche dem nüchternen Weltverstand als Verrücktheiten erscheinen, als Phantastereien, wo nicht gar als Unsittlichkeiten oder Nichtswürdigkeiten. Es gehört Liebe dazu, in den Verirrungen des jugendlichen Enthusiasmus den edeln Kern, an den sie sich ansetzen und mit dem sie zusammen sind, herauszuerkennen und festzuhalten.

So hat, wie jeder Mensch, auch jede Religion ihre Jugendzeit, und damit die Zeit der Ideale, des Enthusiasmus, der Schwärmerei, der Täuschungen und der Verirrungen; und es fehlt ihr nicht an solchen, welche das benützen und ausbeuten. Und wo ringsum in allen religiösen Gesellschaften der sittliche Verfall, die Sucht nach Geheimem und Wunderbarem und die Charlatanerie so groß war, wie hätte es da in der christlichen Gesellschaft an Zeitgenossen fehlen sollen für die satyrische Geißel eines Lucian?

Es kann überall nur davon sich handeln, daß es Zeitgenossen sind und Erscheinungen seiner Zeit, von welchen der Satyriker theils Porträts, theils Karikaturen gibt.

Auch gibt er nicht in seinem Roman, Peregrinus Proteus, ein Gemälde bloß der christlichen Verirrungen, sondern ein allgemeines Zeitgemälde, ein Gemälde alles Dessen, was ihm als Verkehrtheit oder Verrücktheit in seiner ganzen Zeit erschien, im Philosophischen namentlich, im Gesellschaftlichen und im Religiösen.

Ja, Lucian wollte namentlich die alten Philosophen und ihre Grillen — als das erschienen ihm viele ihrer Lehren — verspotten; und in seinem Peregrinus Proteus ist es hauptsächlich nur der Cynismus, die praktische cynische Philosophie, was Lucian seiner Satyre unterwirft, nicht das Christenthum. Im Christenthum bietet sich ihm vielmehr bloß ein Seitenstück, wie es ihm vorkommt, zum Cynismus, weil auch das Christenthum Verachtung des Weltlichen und Zeitlichen zeigt, eine Bedürfnißlosigkeit, welche dem Genußmenschen Lucian ein Vorwurf ist, und eine Selbstverläugnung und Aufopferungsfähigkeit, die ihn ärgern, weil er selbst zu so Etwas viel zu sehr Weichling und Schwächling ist.

Aulus Gellius, der römische Schriftsteller, hat vor Lucian geschrieben, zwar kurz vor ihm, aber doch vor ihm. Nach dem Zeugniß dieses Schriftstellers hat wirklich es einen Cyniker Namens Peregrinus gegeben; er lebte als ein Zeitgenosse Lucians; und Gellius hat ihn selbst gekannt und gehört. Dieser Philosoph der Bedürfnißlosigkeit und der Verachtung des Genusses und der Erdengüter war nach der Schilderung des Gellius, die er in seiner Schrift: „Attische Nächte", von ihm gibt, ein ernsthafter und charaktervoller Mann, und Gellius sagt, er selbst habe ihn Vieles vortragen hören, was lehrreich und sittlich schön gewesen sey.

Freilich von dem, was der Spötter Lucian dem Philosophen Peregrinus andichtet, weiß Gellius nichts, weder von seiner Rolle unter den Christen, noch von dem Ende, das ihn Lucian in seinem Romane selbst wählen läßt. Der Schlemmer Lucian, der Anhänger der epikuräischen Lebensanschauung, war vielleicht von

Peregrinus, dem Verächter alles Epikuräismus und aller Epikuräer, persönlich so berührt worden, daß er empfindlich ward, ganz abgesehen davon, daß einfache, strenge Menschen den Leichtfertigen und Ueppigen, wie Gottesfürchtige den Gottlosen, schon durch ihr bloßes Daseyn in der Welt und durch ihre Nähe ein Aergerniß sind, und ihren Haß und ihre Galle reizen.

Lucian schmolz, um sich an dem Philosophen zu rächen, wie einst Aristophanes ein erdichtetes Zerrbild von Sokrates auf die Bühne brachte, Alles, was ihm, um ihn lächerlich zu machen, von den Zeitrichtungen brauchbar schien, zu dem Karikaturbild Peregrinus Proteus ein, und, so weit ihm der vorgefundene Stoff nicht zureichte, dichtete er hinzu.

So wenig, als der älteste Cynismus, waren die Cyniker zur Zeit Lucians in ihrer freiwilligen Armuth und Bedürfnißlosigkeit ohne Hochmuth, Ueberspannung, Eitelkeit und Affektation, und vielfach geplagt von der Sucht, aufzufallen und Aufsehen zu erregen, von der Sucht nach Barokem und Abenteuerlichem.

Diese Eitelkeit und diese Sucht, Aufsehen und von sich reden zu machen, an den Philosophen der neuen cynischen Schule zu züchtigen, indem er sie lächerlich zu machen suchte, tritt als Hauptbestreben Lucians hervor. Nicht das Christenthum, sondern diese Art von Philosophie ist es, wonach er seine satyrische Geißel schwingt, und nach der Gewohnheit und dem Recht eines jeden Satyrikers, überall her zu seinen Karikaturen brauchbares Beiwerk zu nehmen, sucht er die cynische Philosophie auch dadurch lächerlich zu machen, daß er sie mit Christen und Christlichem verhängt und sie dadurch herabzuziehen glaubt. Und so läßt er seinen Philosophen sogar mit der christlichen Märtyrertodsucht ausstaffirt auftreten, und diese seine Eitelkeit dadurch strafen, daß die heidnische Obrigkeit ihm alle Gelegenheit abschneidet, durch sie zum Märtyrer zu werden.

Den unter den Christen gefangenen Philosophen nämlich entläßt zuletzt der Statthalter von Syrien, ohne ihn auch nur einer Züchtigung werth zu achten; er findet als ein aufgeklärter philosophisch gebildeter Mann die passendste Strafe für ihn darin, daß er seiner Ruhm- und Eklatsucht die Märtyrerkrone, nach der er

geizt, und die im Kerker ihm vorschwebte, plötzlich entzieht und ihn als einen ganz ungefährlichen Menschen laufen läßt.

Bald darauf speist Peregrinus Götzenopferfleisch, und die Christen schließen ihn wegen des Genusses dieser verbotenen Speise aus. Von da an hat er nichts mehr mit ihnen zu thun, sondern er wird ganz Cyniker, reist in der Welt herum, trägt den äußersten Grad des Cynismus zur Schau, und als das Alles seiner eiteln Ruhmsucht noch nicht Genüge thut, steigert sich diese bis zum Wahnsinn, und er verfällt darauf, zum Triumph seiner Philosophie öffentlich vor allem Volk sich selbst zu verbrennen.

Vorher aber läßt er dieses sein Vorhaben in alle Welt ausposaunen. Er kündigt es nicht nur seinen Schülern an, sondern überall hin läßt er Boten und Sendschreiben auslaufen, seine Anhänger zu dem tragischen Schauspiel einzuladen, in welchem er den Herkules auf dem Oeta übertreffen will. Endlich, beim Nationalfest zu Olympia, führt er seinen Einfall aus, und stürzt sich vor dem versammelten Volk in den brennenden Scheiterhaufen.

Lucian nimmt die ernsthafteste Miene von der Welt an, und versichert, er habe als Augenzeuge diesem pompös-tragischen Ende seines Philosophen angewohnt; und bald darauf habe er sich den Spaß gemacht, einigen Abergläubischen zu erzählen, als Peregrinus sich in die Flammen des Holzstoßes gestürzt, habe die Erde gebebt, und nachdem die Flammen ihn verzehrt haben, sey ein Adler aus der Asche empor geflogen, und der habe mit Menschenstimme gerufen: „Die Erde verließ ich, zum Olympus eil' ich."

Dieses Mährchen, das er ihnen erzählt habe, sey allgemein geglaubt worden; ja es sey bald erweitert in Umlauf gewesen; denn Andere haben hinzu gemacht, sie haben den Peregrinus noch nachher in weißem Gewand in der Halle umher wandeln sehen.

So wenig, als in andern Zügen seines Romans, spielt hier Lucian auf die reine Quelle des Christenthums an, sondern einzig nur verbraucht er, um seinen Philosophen zu karikiren und die Phantasterei seiner ganzen Zeit lächerlich zu machen, Stoffe, wie sie ihm die Zeitgenossen selbst lieferten. Greiflich ist die Uebertragung nicht des Feuertodes Polykarps — denn diesen Zug nahm er

vom alten Herkules her — aber der Sagen von Polykarps Ende auf Peregrinus.

Aus dem Holzstoß des Polykarp ja ließen Sage und Glaube der Zeit eine Taube hervorfliegen, und einer seiner Freunde sah ihn im Traum, wie er in weißen Kleidern ihm erschien. Für das Sinnige und Poetische eines solchen Dichtens und Glaubens seiner christlichen Zeitgenossen gingen einem Epikuräer das Gemüth und das Auge ab.

Lucian nahm überhaupt als Epikuräer, gemäß der völligen Gleichgültigkeit dieser philosophischen Schule gegen alles Religiöse, vom Christenthum selbst keine Kunde; es war ihm ein ganz ferne liegendes Gebiet; und er kannte nur, was er Verkehrtes oder ihm verkehrt Scheinendes an Christen beiläufig sah oder über sie hörte; und das Alles nahm er dann nur als Etwas, das in der allgemeinen Verkehrtheit der Zeitrichtung da sey und mit ihr zusammenhänge. Der Uebermuth des vornehmen Lebemanns hielt sich für den Aufgeklärten, und die Christen für die in der Bildung Zurückgebliebenen. Er glaubte hoch über den Christen zu stehen, während er tief unter ihnen stand, er der hinter seiner Zeit Zurückbleibende war, und die Zeit selbst, unsichtbar getragen und belebt vom christlichen Geiste, hoch über seinem Haupte vorüberzog, in mächtigem Fortschritt zur Weltverjüngung.

Lucian hatte dabei wenigstens weder Haß gegen die Christen und Verfolgungssucht in sich, noch suchte er zur Verfolgung aufzuregen; im Gegentheil, Alles in seinen Schriften zielt dahin, daß man diese gutmüthigen und leichtgläubigen Schwärmer und Thoren, für welche er sie allein hält, nicht verfolgen, sondern unangefochten ihre Wege gehen lassen solle; am allerwenigsten solle man durch blutige Maaßregeln ihrer Schwärmerei Vorschub thun und ihr Gelegenheit geben, sich im Glanze des Märtyrerthums zu zeigen.

Bosheit und boshafte Angriffe, oder auch nur solche Anspielungen auf Christen und Christliches hat Lucian weder in dieser, noch in einer seiner anderen Schriften. In seiner Geschichte des Schwarzkünstlers und falschen Propheten Abonoteichos erwähnt er zwar

beiläufig der Christen, lächerlich aber macht er nur die Taschenspielereien des Abonoteichos, dessen vorgebliche Wunder und die Leichtgläubigkeit der Zeit; und Abonoteichos war eine wirkliche, berüchtigte Gestalt dieser Zeit, die gelebt hat, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Ganz anders stellte sich einige Jahrzehnte vor Lucian, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, unter Kaiser Marc Aurel, gegen den christlichen Glauben, wie gegen die Christen, der Philosoph Celsus.

Ein und vierzigstes Kapitel.

2. Celsus.

Wir kennen den giftigen Angriff des Celsus auf das Christenthum nur aus Auszügen, welche sich in der Gegenschrift des Origines finden. Celsus nannte seine Streitschrift „Ein Wort der Wahrheit". Diese Schrift des Celsus ist der erste Versuch einer wissenschaftlichen Bekämpfung des Christenthums in einem besonderen Werke.

Diese Bruchstücke der Streitschrift des Celsus sind für die Kirchengeschichte viel bedeutender, als man sie lange genommen hat, und erst in neuster Zeit ist diese Bedeutung derselben stärker betont worden.*)

Bedeutungsvoll ist diese Streitschrift namentlich auch dadurch, daß sie das Urbild ist aller Angriffe auf das Christenthum bis auf unsere Tage, und weil nichts wesentlich Neues seitdem gegen dasselbe vorgebracht worden ist.

Die Streitschrift dieses nicht näher bekannten griechischen Philosophen Celsus läßt zuerst einen Juden auftreten, und diesen vom Standpunkte des Judenthums aus das Christenthum be-

---

*) Von Bindemann, über Celsus und seine Schrift gegen die Christen in Illgens Zeitschrift für historische Theologie, 1842, und von Baur, das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte, 1853.

kämpfen. Erst nach diesem tritt der griechische Philosoph selbst gegen Juden und Christen auf. Aus dem Ganzen erhellt, daß Celsus nicht nur einen Theil derjenigen christlichen Schriften kannte, die jetzt in unserem Neuen Testament aufgenommen sind, und die Sitten, Einrichtungen, Bräuche und Parteiungen der Christen, sondern auch, daß ihm Alles bekannt war, was Haß und Verläumdung des Judenthums mündlich und schriftlich gegen das Christenthum geschleudert hatte.

Den Juden läßt er zuerst die Erzählung von der Geburt Jesu angreifen. Er sey der Sohn einer armen Mutter, welche von ihrer Hände Arbeit gelebt habe, und von ihrem Manne der ehelichen Untreue überwiesen worden sey. Von ihm verstoßen und umherirrend, habe sie in Schande und Verborgenheit Jesus geboren. Dieser sey noch als Knabe in ägyptische Dienste getreten, habe daselbst geheime Künste erlernt und nach der Rückkehr in sein Vaterland es dahin gebracht, daß er sich selbst einen Gott genannt habe. Sein wahrer Vater sey ein Soldat mit Namen Panthira gewesen. Daß das eine stehende jüdische Verläumdung war, beweist der jüdische Talmud, in welchem Jesus auch „Sohn des Panthira" heißt. Dann läßt er den Juden fragen, ob denn die Mutter Jesu schön gewesen sey? ob Gott wegen ihrer Schönheit sich in sie verliebt habe? und wie es sich mit dem Reiche Gottes reime, daß er ihre Verstoßung zugelassen habe? Warum Jesus als Kind nach Aegypten geflüchtet worden sey? ob Gott auch sich fürchte, getödtet werden zu können? und wenn es heiße, ein Engel vom Himmel habe den Befehl zur Flucht nach Aegypten gebracht — ob denn der große Gott, der um Jesu willen schon zwei Engel gesandt habe, seinem eigenen Sohne keine Sicherheit zu Hause habe schaffen können? Wie denn die Christen den für einen Gott haben halten können, welcher nicht nur von Allem, was er verheißen, nichts geleistet, sondern sogar, als ihn die Juden überführt, verurtheilt und für todeswürdig erklärt haben, sich verborgen habe, auf der schimpflichsten Flucht ergriffen und von denen, die seine Jünger genannt wurden, selbst verrathen worden sey. Ein Gott hätte doch nicht die Flucht ergreifen, noch gebunden hinweggeführt werden sollen, am wenigsten aber hätte

der für den Erlöser, für den Sohn des Allerhöchsten, für einen Engel Gehaltene von denen verlassen und ausgeliefert werden sollen, die mit ihm stets in vertrauter Gemeinschaft zusammen gelebt und ihn zu ihrem Lehrer gehabt haben.

Nach diesem läßt Celsus seinen Juden auch Jesu Voraussagungen seines Schicksals angreifen.

Welcher Gott, heißt es, ja welcher verständige Mensch werde, wenn er voraus wisse, daß ihm solches bevorstehe, nicht ausweichen, sondern sich selbst hineinstürzen? Habe er dem einen seiner Jünger vorausgesagt, er werde ihn verrathen, dem andern, er werde ihn verläugnen — warum sie dann vor ihm als Gott nicht so viel Scheu empfunden haben, ihn nicht zu verrathen und ihn nicht zu verläugnen? habe er aber als Gott dieses vorausgesagt, so habe ja das Vorausgesagte mit Nothwendigkeit geschehen müssen? Gott habe also seine Jünger und Propheten, die mit ihm aßen und tranken, zu Missethätern und Frevlern gemacht.

Auf das geht der Jude auf die Art über, auf welche Jesus sich als Gott und Gottes Sohn habe ausweisen wollen.

Wie die Sonne, sagt der Jude, dadurch, daß sie Alles erhelle, sich selbst ausweise, so hätte es auch der Sohn Gottes machen müssen. Was er in dieser Beziehung Gotteswürdiges gethan habe? was er überhaupt in Worten oder Thaten Großes vollbracht? warum er nicht wenigstens zuletzt noch als Gott sich gezeigt, von der Schande sich befreit und sich und seinen Vater an denen gerächt habe, welche sich an ihm vergriffen? wie man es also den Juden verargen könne, daß sie ihn nicht für einen Gott halten, und selbst auch solches Leiden auf sich nehmen, im Glauben, daß er zum Heile der Menschen das erduldet habe? habe er ja, so lang er gelebt, nicht einmal seinen eigenen Jüngern die Ueberzeugung beizubringen vermocht, daß sein Tod diesen Zweck habe und nothwendig sey? ob es nicht ein Widerspruch sey zwischen dem Thun der jetzigen Christen und dem der ersten Jünger, wenn die jetzigen Christen mit Jesus sterben, jene aber, welche mit ihm im Leben zusammen waren, seine Stimme hörten und seinen Unterricht genoßen, im Angesichte seines Leidens und

Sterbens nicht mit ihm und nicht für ihn geſtorben, und nicht zur Verachtung des Todes begeiſtert worden ſeyen?

Gegen die Auferſtehung Jeſu legt Celſus ſeinem Juden Folgendes in den Mund: Wenn, ſagt der Jude, man auch zugeben wollte, daß die Auferſtehung Jeſu von ihm vorausgeſagt worden ſey, ſo haben ja ſchon Andere früher das von ſich auch vorausgeſagt, und ihr Intereſſe dabei gehabt, durch ein ſolches Vorſpiegeln Leichtglaubige zu bereden, wie Zamolxis, der Sclave des Pythagoras, bei den Scythen, Pythagoras ſelbſt in Italien, Rampſinit in Egypten, Orpheus bei den Odryſen, Proteſilaos in Theſſalien, Herakles, Tynaros und Theſeus. Es ſey wohl zu erwägen, ob jemals Einer, der wirklich geſtorben geweſen ſey, wieder auferſtanden ſey, oder ob nicht ein anderer Leib aufſtand, als der des Geſtorbenen.

Was? ſagt der Jude weiter; wie die Chriſten glauben können, was Andere ſagen, das ſeyen nur Mythen? Ihr chriſtliches Trauerſpiel jedoch habe mit dem Ausruf am Kreuze beim Hinſcheiden Jeſu in dem Erdbeben und der Finſterniß den ſchönſten und überzeugendſten Schluß gehabt? Ob dieſer darin beſtehe, daß derjenige, welcher im Leben ſich nicht habe helfen können, im Tode das Leben wieder an ſich genommen habe und auferſtanden ſey, und die durchbohrten Hände *) und andere Zeichen ſeiner Todesſtrafe gezeigt habe?

Wer überhaupt den Auferſtandenen geſehen habe? fragt der Jude. Ein ſchwärmeriſches Weib, wie die Chriſten ſelber ſagen; oder ſolche, welche zu derſelben Prophetenſippſchaft gehört und die Anlage gehabt haben, davon zu träumen; oder ſolche, die, weil ſie es wünſchten, ſich in ihrer Phantaſie eingebildet haben, er ſey ihnen erſchienen. Solches Sehen gewünſchter Erſcheinungen durch die Einbildungskraft ſey ja ſchon vielen Anderen begegnet.

---

*) Ein Beweis, daß nur die Hände, nicht die Füße Jeſu, durchbohrt waren. Wäre das Letztere der Fall geweſen, Celſus hätte das benützt; denn es hätte ihm einen ſtarken Einwand geboten.

Noch glaublicher sey es, daß Etliche durch ein solches Wunder die Uebrigen in Erstaunen setzen und andern Betrügern in die Hände arbeiten gewollt haben. Hätte Jesus seine göttliche Kraft wahrhaft offenbaren wollen, so hätte er seinen Feinden, seinem Richter als Auferstandener erscheinen, überhaupt vor Jedermann sich zeigen sollen; er hätte, wenn er dadurch seine Gottheit hätte beweisen können, sogleich vom Kreuze hinweg verschwinden sollen.

Der Jude bringt noch eine Reihe anderer Einwendungen gegen die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu vor, und zieht zuletzt aus Allem den Schluß, Jesus sey ein bloßer Mensch gewesen, und zwar ein solcher, als welchen ihn die wahrhafte Betrachtung erscheinen lasse und das Urtheil der Vernunft.

Nachdem Celsus seinen Juden hat ausreden lassen, tritt er, der Philosoph, selbst auf den Kampfplatz. Er selbst, vom Standpunkte der Philosophie aus, erklärt, Jude und Christ streiten miteinander über den „Schatten eines Esels", wie das griechische Sprüchwort sagt, oder wie wir nach dem deutschen Sprüchwort sagen würden, um des Kaisers Bart: Beide glauben ja Dasselbe, daß nämlich von dem göttlichen Geiste die Erscheinung eines Welterlösers vorher verkündet worden sey. Im Glauben an diese Prophezeiung seyen sie ja einig, und uneins nur darüber, ob der Geweissagte schon erschienen oder noch zu erwarten sey.

Dann wirft er dem Christenthum vor, es habe keine wirkliche vernünftige Grundlage. Auch wisse man selbst nicht recht, mit wem man bei den Christen reden solle; es gebe da so viele Spaltungen, daß sie fast kaum den Namen gemein haben. Willkür und Neuerungssucht, Streit und Sektirerei seyen ihr Element.

Eigentlich sey die Furcht die Grundlage ihres Glaubens. Durch Schreckbilder vor künftigen Strafen schrecken sie die Menschen ein.

Der Herakles-, Asklepios- und Dionysos-Glaube der Griechen sey weit vernünftiger, als der Jesus-Glaube der Christen. Jene, welche Menschen gewesen seyen, werden als Menschen wie Götter gehalten ihrer verdienstlichen Thaten wegen. Von Anderen, wie von dem Hyperboräer Abaris und dem Hermotimos

aus Klazomenä, werde Aehnliches erzählt, wie von Jesus, ohne daß man sie für Götter halte.

Die Verehrung, welche die Christen ihrem Jesus erweisen, sey um nichts besser, als die Antinousverehrung des Hadrian. Die Christen haben keine Ursache über die Verehrer des Zeus zu lachen, aus dem Grund, weil man sein Grab in Kreta zeige. Sie wissen ja nicht, was die von Kreta dabei thun, und die Christen verehren ja selbst einen Begrabenen.

Kein Gebildeter, kein Philosoph, kein Mann von Verstand und Welt gehe zu den Christen. Unwissende und Thoren — das seyen ihre Leute; die dürfen vertrauensvoll zu ihnen kommen; solche halten sie ihres Gottes würdig. Ja, sie erklären offen, sie wollen und können keine Andern unter sich haben.

Daß die Christus-Religion so tief ins Volk herabstieg und an Leuten ohne Unterschied des Standes die Ihren suchte und fand — das war dem aristokratisch gebildeten Celsus das Widerwärtigste.

Es seyen ja, sagt er, fast lauter Leute, die gar nicht öffentlich aufzutreten wissen und in keine anständige Gesellschaft kommen, Handwerker und Arbeiter, Weber, Schuster, Gerber, Leute ohne Bildung und Sitte. Kommen sie in ein Haus, so wagen sie vor den älteren und verständigeren Herren des Hauses kein Wort zu reden; wenn sie aber Kinder und Weiber des Hauses allein haben, so seyen sie in Sachen ihres Glaubens gleich geschäftig und beredt, und sprechen die wunderlichsten Dinge. Sie bereden solche, sie sollen sich nicht an den Vater und den Lehrer halten, sondern nur ihnen, den Christen, folgen. Jene seyen im Eiteln befangen und wissen den rechten Weg nicht; sie allein, die Christen, wissen, wie man sein Leben einrichten müsse; und wenn ihnen die Kinder folgen, werden sie die Seligkeit erlangen für sich und für ihr ganzes Haus.

Gerade einer der schönsten Züge des Christenthums, den es vor allen Religionen der Welt voraus hat, und durch den es namentlich auch als die menschlichste und göttlichste Religion zugleich sich ausweist, seine Lehre von der Sündenvergebung, ist dem Philosophen Celsus ein Gräuel.

Daß das Christenthum Vergebung verheißt und Vergebung hat für alle Sünden; daß es unter Bedingungen Allen den Himmel öffnet, für Alle einen Erlöser und Erlösung weiß; daß es Keinen will in Verzweiflung untergehen lassen, sondern Allen die Umkehr, die Entsühnung, die Wiedergewinnung des Seelenfriedens und den Himmel offen läßt; daß es sucht und retten will, was schon für verloren gegeben und genommen wird; daß es an die Möglichkeit zum Guten bei Allen glaubt, und in jeder Menschenbrust, auch in der des von der Welt ganz verurtheilten Sünders, noch einen Punkt annimmt, von welchem aus der Geist des Göttlichen seine Arbeit beginnen und den ganzen Menschen umwandeln könne; — dieser höchste Vorzug der Christus-Religion war dem Celsus geradezu abscheulich.

Weil er Gott nicht als den Vater im Himmel erkannte und begriff, war es ihm zu hoch, daß Menschen dieses Vaters Kinder seyen, und Vergebung finden, wenn sie wieder aus der Irre und Ferne zu ihm zurückkehren.

Das Christenthum, sagt Celsus vorwurfsvoll, sey ja eine Religion, welche den Sündern sogar einen Vorzug gebe in der Gnade Gottes, und jedem Verbrecher, jedem Thoren, jedem Elenden die Aufnahme in das Reich Gottes in Aussicht lasse. Sonst, in den Mysterien anderer Religionen, seyen es die Reinen, die keiner Schuld Bewußten, die ein gutes und gerechtes Leben hinter sich haben, die Edeln, welche aufgefordert werden, sich zu reinigen von Unreinem und von Fehlern; im Christenthum seyen es gerade die anerkannten und erwiesenen Sünder, welchen das Reich Gottes sich nahe.

Sündenvergebung sey überhaupt etwas Unmögliches. Wer den natürlichen Hang zur Sünde noch durch die Gewohnheit des Sündigens verstärkt habe, der werde durch Strafen nicht anders, noch weniger aber durch theilnehmende Barmherzigkeit. Die Natur vollkommen zu ändern, sey zu schwer. Das wisse Jedermann. Aber ebensowenig sey Sündenvergebung etwas, das Gottes würdig sey. Die Christen stellen sich Gott ja vor, als gleiche er den Menschen, die sich durch Mitleiden erweichen lassen; der Christen-Gott mache aus Mitleiden mit ihrem Jammer es

den Bösen leicht, und die Guten, welche nichts Böses thun, verwerfe er.

So sehr mißverstand Celsus die schönen Lehren des Evangeliums, und seine Verbitterung verblendete ihn so, daß er, der Menschenkenner, vergaß, wie sehr man ein guter Mensch seyn kann und doch ein Gebot Gottes verletzen; und wie sehr man ein böser Mensch seyn kann, ohne ein Verbrecher zu seyn, kein äußeres Gesetz verletzen, aber dabei nicht bloß nichts Gutes thun, sondern lieblos, voll Haß und ein Teufel in Menschengestalt seyn kann.

So sey das Christenthum wider die Vernunft. Die Christen freilich glauben darüber sich damit hinüber zu helfen, daß sie sagen: Bei Gott sey kein Ding unmöglich.

Am stärksten ist sein Angriff auf den Glauben der Christen an eine göttliche Offenbarung, an eine Herabkunft Gottes auf Erden.

Christen und Juden streiten sich, ob Gott oder der Sohn Gottes schon herabgekommen sey oder erst herabkommen werde, statt sich zu fragen, wie man sich eine solche Herabkunft Gottes überhaupt vernünftig vorstellen könne. Celsus wirft folgende Fragen auf: „Warum kam Gott herab? Um zu sehen, wie es bei den Menschen stehe? Wußte er denn nicht Alles? Wie? er wußte es? Und hat es nicht verbessert? und vermochte es nicht zu verbessern mit seiner göttlichen Macht? Er konnte es nicht verbessern, ohne daß Jemand von ihm gesandt wurde zu diesem Zwecke?“

„Oder, fährt Celsus fort, wollte Gott vielleicht, weil er den Menschen noch unbekannt war, und darin einen Abmangel seiner Größe zu sehen meinte, den Menschen sich bekannt machen, und sehen, wer glaube und wer nicht? — Gott aber, antwortet Celsus darauf, hat für sich selbst nicht nöthig, von den Menschen erkannt zu werden; er theilt uns nur zu unserem Besten die Erkenntniß seines Daseyns mit. — Wenn aber Gott in Jesus erschienen seyn soll, um, wie die Christen sagen, das Leben der Menschen gerecht zu machen, warum ist dann das Gott erst nach so langer Zeit eingefallen? Hat er etwa zuvor nicht daran gedacht?“

Darauf erklärt Celsus die Menschwerdung Gottes für eine Unmöglichkeit; der Begriff Gottes spreche dagegen. Es sey nichts Neues, sondern Altbekanntes, daß Gott gut, schön, selig, der Inbegriff alles Guten und Schönen sey. Wenn Gott zu den Menschen herabsteige, so müsse eine Veränderung in ihm vorgehen; diese Veränderung aber wäre ein Uebergang vom Guten zum Bösen, vom Schönen zum Häßlichen, vom Seligen zum Unseligen. Wer eine solche Veränderung sich wünschen könne? Ueberdieß könne zwar das Sterbliche seiner Natur nach sich ändern und umgestalten, das Unsterbliche aber bleibe immer sich selbst gleich. Darum sey eine solche Veränderung, wie eine Menschwerdung Gottes, etwas für Gott an sich Unmögliches.

Freilich, sagt Celsus weiter, die Christen meinen, es sey Gott möglich, wirklich Mensch zu werden mit einem sterblichen Leibe; da aber das eine Unmöglichkeit sey, so sey nur denkbar, daß er, ohne sich wirklich zu verändern, für die, welche ihn sehen, sich den Schein einer solchen Veränderung gebe. Wäre aber das der Fall, so würde Gott zur Lüge und Täuschung sich herablassen. Lüge und Täuschung aber sey immer etwas Böses, und nur als Heilmittel zu gebrauchen, entweder bei Freunden, um sie zu heilen, wenn sie krank und von Sinnen seyen, oder gegen Feinde, um einer Gefahr zu entgehen. Beides aber sey bei Gott nicht der Fall.

Welchen Zweck auch man sich für eine derartige Gottes-Offenbarung denken könnte? Die Juden sagen, weil das Leben des Bösen voll sey, müsse ein Gesandter Gottes kommen, um die Bösen zu strafen und das Leben zu reinigen. Die Christen sagen, wegen der Sünden des jüdischen Volkes sey der Sohn Gottes schon gesandt worden, und die Juden haben, weil sie ihn zum Tode gebracht und ihm Bitteres zu trinken gegeben, Gott gegen sich erbittert.

Mit diesen ihren Vorstellungen und Reden kommen ihm Juden und Christen vor wie ein Schwarm Fledermäuse, oder wie aus ihrem Nest hervorkriechende Ameisen, oder wie Frösche um einen Sumpf herum, oder wie eine Würmerversammlung in einem Leichnam, unter sich darüber im Streite, welche von ihnen die größesten

Sünder ſeyen. So könnten die Frösche ſagen: „Wir ſind es, denen Gott Alles vorher verkündet. Um unſertwillen läßt er die ganze Welt, Himmel und Erde, nur um mit uns zu verkehren. Uns allein ſchickt er ſeine Geſandte, und er kann nicht aufhören, immer neue zu ſchicken, weil ihm Alles daran liegt, daß wir auf immer bei ihm ſind". So könnten die Würmer ſagen: „Gott iſt; und wir ſind die Nächſten nach ihm, in Allem Gott gleich; und uns hat er Alles unterthan gemacht, Erde, Waſſer, Luft und Sterne. Um unſertwillen iſt Alles da, zu unſerem Dienſte iſt Alles beſtimmt. Weil aber unter uns Etliche ſind, die geſündigt haben, ſo wird Gott kommen, oder ſeinen Sohn ſenden, damit er die Gottloſen verbrenne und die Uebrigen mit ihm das ewige Leben haben".

Der Menſch, ſagt Celſus nach dieſem, ſey überhaupt nicht der Zweck der Welt, ſondern nur zur Erhaltung des Alls entſtehe und vergehe alles Einzelne, und was dem Einen oder dem Andern ein Uebel zu ſeyn ſcheine, ſey nicht an ſich ein Uebel, wenn es dem Ganzen nütze.

Celſus kennzeichnet ſich ſelbſt dadurch, daß er, der Bekämpfer des chriſtlichen Offenbarungs-Glaubens, ſich, um zu zeigen, wie wenig Gott Alles für den Menſchen geſchaffen haben könne, gar ſo weit verirrt, die Menſchen ausführlich mit den Thieren zu vergleichen, und den Vorzügen der Menſchen die Vorzüge der Thiere in der Art gegenüber zu ſtellen, daß die Thiere beſſer wegkommen, als die Menſchen.

„Die Welt, ſchließt er aus ſeinen aufgeſtellten Sätzen, iſt für den Menſchen ſo wenig als für den Löwen, Adler oder Delphin, ſondern nur dazu geſchaffen, daß ſie ein in allen Theilen vollkommenes Werk Gottes in ſich ſelbſt iſt; alles Einzelne bezieht ſich nur inſofern auf einander, als es ſich zugleich auf das Ganze bezieht. Gott ſorgt für das Ganze. Seine Vorſehung verläßt es nicht. Es wird nicht ſchlechter. Gott zieht ſich nicht auf einige Zeit in ſich zurück. Er zürnt um der Menſchen willen ſo wenig, als um der Affen und Mücken willen. Jedes Einzelne hat in ſeinem Theil ſeine beſtimmte Stelle erhalten".

Seit mehr als anderthalb Jahrtausenden nährt sich von dem, was hier Celsus gegen das Christenthum, als eine göttliche Offenbarung, zu Markte bringt, Alles, was Gegner des Christenthums heißt, bis auf unsere Tage. Alle die, welche der Ansicht sind, daß es Nichts gebe, als was sich von der menschlichen Vernunft hienieden begreifen und messen lasse, haben sich auf den Standpunkt des Celsus gestellt, und theilen die langweilige und geistlose Ansicht, daß „Gott und Welt nur in einander seyen, und Alles sich in derselben Ordnung, welche ein für allemal fest stehe, in einem ewigen, stets in sich zurückgehenden Kreislauf bewege".

Die ungeläuterte Ansicht von der Auferstehung, welche viele Christen hatten, führte den Celsus zu einem heftigen Angriff auch auf diese Lehre.

Thöricht, sagte er, sey es, zu meinen, daß, nachdem Gott, wie ein Koch ein Feuer angezündet habe, Alle darin gebraten werden, sie, die Christen, aber allein unversehrt bleiben und selbst die längst Gestorbenen mit ihrem Fleisch aus der Erde hervorgehen werden. Das mögen Würmer hoffen. Welche Menschenseele aber nach einem verwesten Leibe verlangen werde? Wie denn ein ganz zu Grunde gegangener Leib, zu dem, was er zuvor gewesen, wieder hergestellt werden könne? Selbst unter den Christen gebe es Etliche, welche das für etwas Abscheuliches und Unmögliches erklären. Die andern Christen wissen darauf nichts zu antworten, und nehmen ihre Zuflucht dazu, daß sie sagen, Gott sey Alles möglich, also zu der ungereimtesten Behauptung von der Welt. Gott sey doch gewiß das Unanständige nicht möglich, noch könne Gott das Widernatürliche wollen. Gott sey die Vernunft alles Seyenden, und könne nichts gegen die Vernunft, nichts gegen sich selbst thun.

Bei der Vergleichung des Christenthums mit der platonischen Philosophie entscheidet sich natürlich Celsus zu Gunsten der letzteren. Enthalte auch das Christenthum Etwas, das einen Verständigen für sich gewinnen könne, so komme ihm das doch nicht ausschließlich zu, es sey nur etwas Gemeinsames, und etwas, das schon die Griechen weit besser gesagt haben, ohne jene Drohun-

gen und Verheißungen von Gott oder einem Sohne Gottes. Plato gebe seine Lehren nicht für übernatürliche Offenbarungen aus. Plato verlange nicht, daß man vor Allem glaube. Plato sage nicht, so oder so ist Gott und einen solchen Sohn hat er, und er ist selbst herabgekommen und hat mit mir gesprochen. Plato verschließe Keinem den Mund, der die Wahrheit seiner Lehren untersuchen wolle. Plato führe bei Allem vernünftige Gründe an; er gebe nicht vor, etwas Neues zu erfinden, oder als vom Himmel gekommen zu verkündigen; er sage, woher er es habe.

Nach diesem bemüht er sich den Christen zu beweisen, daß sie Vieles aus Plato genommen, aber es mißverstanden oder entstellt haben. So haben die Alten die Welt, als aus Gott entstanden, ein Kind Gottes genannt. Aus Mißverstand dieser Wahrheit reden die Christen nun von einem „Sohne Gottes".

Hätte Gott, gerade weil er so groß und so schwer erkennbar sey, seinen eigenen Geist in einen uns ähnlichen Leib eingesenkt und hieher gesandt, damit wir ihn hören und von ihm lernen können, so hätte dieser göttliche Geist in einem Menschenleibe auch alle andern durch Größe, Schönheit und das Ausdrucksvolle seines ganzen Wesens übertreffen müssen: Jesus habe ja aber so wenig etwas darin Ausgezeichnetes gehabt, daß er sogar klein und häßlich gewesen sey. Wäre überhaupt Gott plötzlich von oben herab erschienen, so wäre kein Unglaube möglich gewesen. Und wenn Gott, wie Zeus bei dem Komödiendichter, aus langem Schlafe erwacht, das Menschengeschlecht von seinen Uebeln befreien wollte, warum er denn das, was die Christen Geist nennen, in einen Winkel, und seinen Sohn zu den Juden geschickt habe?

Mit dieser niedrigsten Art von Anschauung der Weltgeschichte geht Celsus auf einen Punkt über, welcher seinen Angriffen wirkliche Blößen bietet, und zwar bis auf die neueste Zeit. Das ist die völlige Gleichstellung und Gleichverbindlichkeit des Alten und Neuen Testamentes, so klar im Neuen Testament gerade das Gegentheil, und zwar aus Jesu eigenem Munde, steht.

So sagt Celsus: „Wenn die jüdischen Gottes-Propheten Jesus als den Sohn Gottes vorausgesagt haben, wie kann Gott durch seinen Gesetzgeber Moses die Gebote ergehen lassen, Reichthümer

zu erwerben, zu herrschen, die Erde anzufüllen, die Feinde zu tödten, Alles auszurotten? Und wie kann der Sohn Gottes die gerade entgegengesetzten Gebote geben? Wie kann er dem Reichen, dem Herrschsüchtigen, dem nach Weltehre Strebenden den Zutritt zum Vater verschließen? Wie kann dieser Sohn Gottes die Menschen heißen, sich weniger als die Raben um Speise und Vorrath bekümmern? Wie kann er verlangen, daß man von dem, der einmal geschlagen hat, sich zum zweitenmal schlagen lasse? Wer also lüge, Moses oder Jesus?

Oder ob der Vater, als er den Sohn sandte, seine durch Moses gegebenen Gebote vergessen, oder die eigenen Gesetze bereut, und einen Boten mit entgegengesetzten Befehlen gesandt habe? Ob es nicht so sey, daß die Christen, wie die Juden, zu demselben Gott sich bekennen; wenn aber der Lehrer der Christen, Jesus, etwas ganz Anderes zum Gesetze mache, als der Juden Gesetzgeber, Moses, daß sie dann behaupten, sie, die Christen, haben einen anderen Gott?

Lächerlich sey es, daß die Christen die erweislichen Götter als Idole verlästern, und doch auf der andern Seite ihren Gott, der nicht einmal ein Idol, sondern ein Todter sey, verehren, und einen ihm ähnlichen Vater suchen. Wenn sie glauben, daß ein Geist von Gott zur Verkündung der Wahrheit herabgekommen sey, so könne dieß nur der Geist seyn, welcher das verkünde, wovon Männer des Alterthums, wie Plato, erfüllt gewesen seyen.

Wenn die Christen aus Sondersucht Jemand haben müssen, an den sie sich halten, so hätten sie doch Einen sich auswählen sollen, der eines edeln Todes gestorben und einer göttlichen Verherrlichung würdig wäre. Dafür machen sie Den zu einem Gott, der das berüchtigtste Leben mit dem schmählichsten Tode beschlossen habe. Sie können sich überhaupt Gott nur so vorstellen, als wäre er ein körperliches Wesen, und hätte einen menschenähnlichen Körper.

Nachdem Celsus in diesen und andern Punkten den christlichen Glauben angegriffen hat, nennt er die Christen Aufrührer und Auflehner gegen die übrige Menschheit, zwischen der und sich sie eine Mauer ziehen wollen. Sie seyen im Kriegszustand gegen

das Heidenthum, mit all der Arglist und dem Betrug, womit schon die ersten Anhänger Jesu nach dessen Tode aufgetreten seyen.

Wenn man bedenkt, wie sehr vorgefaßte Meinungen und Leidenschaftlichkeit in unseren Tagen den Blick sonst scharfsichtiger Männer, welche geborene Christen waren, verfinstert und beirrt haben, so begreift es sich, wenn durch das Gleiche der Blick des sonst scharfsichtigen und dialektisch gewandten Heiden Celsus so verfinstert und beirrt wird, daß ihm die schöne Kindlichkeit und Einfalt im Charakter der Jünger Jesu und in ihren Schriften sich ganz verdeckt, und er in ihnen „Betrüger schlimmster Art" und den Betrug als den Weg erkennen will, auf welchem das Christenthum zum Leben und zur Macht gekommen sey.

Es wird dann begreiflich, wenn er den Unsinn behauptet, es sey nach Allem das Wahrscheinlichste, daß die Jünger Jesu und ihr Anhang es darauf angelegt haben, die Lüge in der Welt zu verbreiten, Jesus sey vom Tode wieder auferstanden; begreiflich, wenn er sie mit jenen Wunderthätern, Zauberern und religiösen Charlatanen zusammenstellt, welche das religiöse Bedürfniß und den Aberglauben des Jahrhunderts im römischen Reiche gewinnsüchtig auszubeuten suchten; begreiflich, wenn er nur den Unterschied macht, daß diese es einzeln thun, die Anhänger Jesu aber nach seinem Tode eine ganze „Bande der Art" gebildet haben.

Die Verfinsterung des Hasses reißt den kenntnißreichen Heiden bis zu der Verrücktheit hin, die Evangelien, die in ihrer ganzen Form den Stempel der reinsten Ehrlichkeit tragen, für Erdichtungen zu halten und auszugeben, ja Jesus selbst für einen Bethörer und Betrüger.

Er sagt, „die Evangelisten haben die evangelische Geschichte größtentheils erdichtet, und ihre Erfindungen nicht einmal sehr scheinbar zu bemänteln verstanden". So sehr entging ihm, wie manchen Neueren, daß gerade das für die Wahrhaftigkeit eines Erzählers spricht, wie für die Wahrheit derselben, von Mehreren erzählten Thatsachen, wenn nirgends ein Bestreben sich zeigt, Alles abzuecken, abzuglätten und auszugleichen, sondern Lücken, scheinbare Blößen, ja Widersprüche gefunden werden können.

„Gleich Solchen, sagt Celsus, welche in der Trunkenheit selbst Hand an sich legen, haben die Evangelisten und ihr Anhang das, was ursprünglich niedergeschrieben gewesen sey, dreimal, viermal, ja noch öfter verändert, um das zu läugnen, was ihnen als falsch nachgewiesen worden sey".

„Wer denn eine solche Erscheinung, wie die bei der Taufe, gesehen, und eine solche Stimme vom Himmel gehört habe, als eben nur diejenigen, welchen es von Nutzen gewesen sey, dieses glauben zu machen? Erdichtung sey es, wenn die Evangelisten erzählen, Jesus habe Alles, was ihm begegnen werde, voraus gesehen und voraus gesagt".

Bethörung durch Jesus selber sey es gewesen, wodurch die erste Gemeinde gestiftet worden sey, die neue jüdische Sekte. In Egypten habe Jesus die „Zauberkünste" erlernt, durch welche er nachher in seinem Heimathland unter den Juden Aufsehen erregt habe.

Celsus wagt nicht die Thatsächlichkeit der Wunder Jesu zu läugnen. Aus dem Mund eines solchen Feindes ist das ein gewichtiges Zeugniß für die Wunder Jesu. Nur sie herabzuziehen, nimmt er einen Ansatz. Er möchte sie gerne auf Eine Stufe mit den Wunderthaten der Zeitcharlatane setzen, und er spricht von Solchen, welche auch von den Egyptern es gelernt haben, mitten auf dem Markt um wenige Groschen ihre hohen Kunststücke aufzuführen, Dämonen auszutreiben, Krankheiten wegzublasen, Heroenseelen heraufzurufen, Nichtlebendiges wie Lebendiges sich bewegen zu lassen, wohlbesetzte Tafeln hinzustellen u. s. w.

Es mußte dieser Angriff des Celsus auf das Christenthum darum ausführlicher hier berührt werden, damit Jedermann sehen könne, daß das Hauptsächliche, was heute noch gegen das Christenthum vorgebracht wird, schon vor siebenzehnhundert Jahren von dem Heiden Celsus gegen dasselbe gesagt worden ist; und damit die Freunde des Christenthums, welche oft ganz unnöthig sich ereifern, daraus erkennen, daß die Sonne am Himmel bleibt, trotz der einzelnen Wolken, die sie theilweise auf einen Augenblick verhüllen, und die vorübergehen, und zerfließen.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Verjüngungsversuche des Heidenthums. Neupythagoräismus. Porphyrius.

Wie Celsus und Lucian, so schrieben noch Andere, jeder in seiner Weise, gegen das Christenthum. Aber alle eigentlichen Streitschriften gegen das Letztere sind nachher vernichtet worden durch die Hofgeistlichkeit des christlich gewordenen römischen Kaiserthums. Als sie längst nichts mehr schaden konnten, wurden sie vernichtet, aus Unkenntniß ihres Werthes für die Geschichte. So namentlich, was Porphyrius gegen das Christenthum schrieb.

Porphyrius war kein ganzer Epikuräer wie Lucian, auch kein mit Platonismus zersetzter halber Epikuräer, sondern ein ganzer Neuplatoniker.

Man weiß aus Trümmerstücken seiner Angriffe nur so viel, daß Porphyrius „fünfzehn Bücher Reden gegen die Christen", wovon Eusebius Einiges im Auszug anführt, geschrieben hat; und auch eine Sammlung der alten, vorgeblichen, Orakelsprüche, nebst einer Auslegung derselben.

In dem letztern Werke, wovon größere Bruchstücke ebenfalls Eusebius uns erhalten hat, sagt Porphyrius, man müsse nicht Jesus lästern, sondern nur die Christen bedauern, welche Jesus als Gott verehren. Er schaut in Jesus einen außerordentlichen Menschen, der aber das Unglück gehabt habe, von Schwärmern mißverstanden zu werden.

Aus den Bruchstücken des ersteren Werkes, des Werkes „gegen das Christenthum", ersieht man merkwürdiger Weise, daß schon Porphyrius im dritten Jahrhundert nach Christus das besonders hervorhob, was christliche Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts besonders stark betont und hervorgehoben haben, nämlich den Zwiespalt zwischen Petrus und Paulus, den er als einen völligen Gegensatz zwischen Beiden hinstellte. Daneben suchte er einzelne Stellen des Alten Testamentes als schwache Seiten desselben aufzuzeigen, und die allegorische Auslegung derselben

nicht nur als Blößen, welche die Christen sich damit geben, sondern geradezu als Täuschung zu rügen.

In den Weissagungen des Daniel sah er Aufzeichnungen, die erst nach den Ereignissen in der Form des Prophetischen gemacht worden. Auch hierin war er der Vorgänger Derer, welche im neunzehnten Jahrhundert Dasselbe aufstellten.

Mit Celsus theilte er denjenigen Punkt seines Angriffes, der nachher oft wiederkehrte: daß nämlich von Gott gegebene Gesetze durch einen Gottgesandten abgeschafft worden seyn sollten, das sey ein unlösbarer Widerspruch.

Aber aus allen Bruchstücken erhellt, daß Porphyrius eine edle Gesinnung und Geist hatte, Eigenschaften, die er selbst als Gegner des Christenthums nicht verläugnete.

Die neuplatonische Philosophie eignete sich überhaupt mehr, als die epikuräische und stoische, dazu, das Christenthum richtiger anzuschauen und zu würdigen. Schon die altplatonische Philosophie wies ja auf die Abhängigkeit der Menschen von Gott, auf eine höhere Weltordnung und auf die Unsterblichkeit der Seele hin, auf ein höheres Leben nach dem Tode; schon sie nannte die Gemeinschaft mit Gott und der höheren Welt die einzige Quelle der Heiligung und Erleuchtung für die Menschen, die man mit allem Eifer suchen müsse. Sie schon hatte auf eine Religion der Zukunft hingewiesen, auf eine vollkommene Religion, in welcher die Idee der Religion, welche die Grundlage aller Religionen sey, sich darstellen werde. Sie schon hatte die Volksreligion zu vergeistigen gesucht.

Namentlich diese letztere Richtung suchte man zu verfolgen von da an, als die Einsichtigeren unter den Heiden erkannt hatten, daß das Heidenthum, wenn es nicht der Auflösung verfallen solle, einer durchgreifenden Umgestaltung bedürfe, neuer Kräfte und Formen, einer Reform in Geist, Lehre und Leben. Es ist schon oben gesagt worden, daß dieses Bestreben im Neuplatonismus seinen vollkommenen Ausdruck gefunden habe, und daß der Ausbau desselben zwar dem dritten Jahrhundert, der Anfang aber schon dem Zeitalter des Augustus angehöre.

Der Vorläufer des Neuplatonismus war der Neupythagoräismus.

Man griff zuerſt zurück auf die alte Weisheit des Pythagoras, auf die geheimen Weihen der Pythagoräer und ihre Entſagungen, oder vielmehr auf das, was in der Sage und Ueberlieferung davon umlief, um daran etwas anzuknüpfen, was für das religiöſe Bedürfniß des Zeitalters erſt gemacht werden müſſe.

Alle diejenigen heidniſchen Schriftſteller, die aus dem erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit auf uns gekommen ſind, noch mehr die aus dem zweiten und dritten Jahrhundert, haben etwas ganz Eigenthümliches, von den eigentlichen antiken Schriftſtellern ganz Verſchiedenes in Ton und Färbung. Es iſt das etwas, was man mit den Ausdrücken „enthuſiaſtiſch" und, im beſſeren Sinne des Wortes, „phantaſtiſch" in unſerer Zeit bezeichnet.*)

Gerade in Schriftſtellern, wie Plutarch und Seneca, iſt es unverkennbar, daß ſich ihrer Darſtellung Etwas angeſetzt hat, was nicht bloß in ihnen, ſondern in den Beſſeren ihres ganzen Zeitalters, lebte und webte. Dieſe Schriftſteller ſind der Ausdruck des Geiſtes in ihrer Zeit vielmehr, als daß ſie den Geiſt in ihrer Zeit gemacht haben. Die Schriftſteller in unſern Tagen, mit Hülfe der Preſſe, haben nicht einmal das Vermögen, den Geiſt in der Zeit zu machen, ſondern ſie ſind, mehr oder weniger, nur der Ausdruck des Geiſtes in der Zeit.

Wie viel weniger konnten, ohne die Preſſe, die Schriftſteller des Alterthums den Geiſt in ihrer Zeit machen; und wie viel mehr ſind gerade die guten wie die ſchlechten Schriftſteller als Belege anzuſehen für das, was im Guten und Schlechten Geiſt war in dem untergehenden Alterthum!

So iſt in dem großſinnigen und hochherzigen Plutarch, der vom Jahre 50 bis 120 lebte, der Enthuſiaſt, bei all ſeiner Gediegenheit, unverkennbar, viel Idealismus; und bei Seneca ein Sichſelbſtſteigern ins Erhabene hinein, etwas Hochgeſpanntes,

*) Auf dieſes, was den Philologen Jahrhunderte lang nicht zum Bewußtſeyn kam, noch weniger den Kirchenhiſtorikern, hat Schloſſer in ſeiner Weltgeſchichte zuerſt aufmerkſam gemacht.

manchmal faſt Ueberſpanntes, Ueberſchwängliches, wie es die einfache geſunde Natur nicht an ſich hat. Ein wahres Suchen nach Gott in den Göttern und nach Gottheitsoffenbarungen in der Natur und im Menſchenleben ſpricht aus Aelian, Schwärmeriſches und Träumeriſches aus Apulejus. Der Erſtere lebte um 222, der Letztere um 170.

Es war die geiſtige Luft ihrer Zeit, die ſie einathmeten, und die ſie in ihren Schriften ausſtrömten. Dieſe Luft war es auch, in welcher das eigenthümliche Gewächs hervortrieb, welches als „neuer Pythagoräismus“ ſich kund gab. Der vornehmſte Träger deſſelben war Apollonius von Tyana.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Apollonius von Tyana.

Apollonius hat vom Jahre 3 nach Chriſtus bis ins Jahr 96 gelebt. Das Heidenthum neu zu geſtalten und neu zu beſeelen, unternahm er um das Jahr 50. Er erregte weit umher und lang Aufſehen, das meiſte aber unter der Regierung des Kaiſers Domitian, jenes Tyrannen, vor dem die Welt damals eingeſchreckt zitterte.

Apollonius erſcheint in der Geſchichte als eine doppelte Perſon, zuerſt ſo, wie er wirklich war, lebte und handelte, als eine geſchichtliche Perſon; und dann ſo, wie er nach zwei Jahrhunderten idealiſirt wurde, mit der beſtimmten Abſicht, ihn zum Lebensbilde und Träger eines vergeiſtigten heidniſchen Glaubens zu machen.

Dem wirklichen Apollonius muß, wie es ſcheint, zugeſtanden werden, daß er eine Fülle deſſen in ſich hatte, was von edlem Geiſt in ſeinem heidniſchen Zeitalter war, eine ſchwärmeriſche Religioſität, und fromme Glaubensinnigkeit; daß er den Beruf in ſich fühlte, dem Unglauben, wie dem Aberglauben ſeiner Zeit entgegenzutreten; und daß er es redlich meinte, als er

auftrat und umherzog, Reformator der altväterlichen Religion zu werden.

Seine religiöse Anschauung scheint ein poetisch-philosophischer Pantheismus gewesen zu seyn. Sein Leben, nämlich sein geschichtliches Leben, ist in Dunkel gehüllt, und nur wenige geschichtliche Nachrichten sind uns überliefert, aber immer noch bedeutend genug, um als Streiflichter auf seine wahre Persönlichkeit zu fallen. Höhere Gaben hatte er, und, wenn er auch nicht, wie jener Hierokles ihm nachrühmt, die Sprache der Thiere verstand, so war er doch ein erleuchteter Religionsphilosoph, der zugleich die Gabe des magnetischen Hellsehens hatte, und durch diese nicht nur den Leuten Geheimes offenbarte und Zukünftiges weissagte, sondern auch merkwürdige Heilungen machte.

Daß Selbsttäuschung und Phantasterei, wie man vielfach behaupten wollte, bei ihm mit unterlief, ist aus den uns erhaltenen geschichtlichen Nachrichten nicht zu ersehen. Durchgedrungen ist er nicht mit dem, was er wollte, ob ihn gleich Manche für einen Götterboten, ja einige Schwache für einen auf die Erde herabgekommenen Gott hielten und ihn so verehrten.

Er selbst verschwindet sogar bald wieder aus dem Fluß der Geschichte vor Anderem, wie seine Bestrebungen zu einer sittlich-politischen Wiedergeburt seiner Zeit. Was er aber wollte, war, wie das, was der alte Pythagoras wollte, ein neues Leben, nicht eine neue Wissenschaft. Dem Leben seiner Zeit wollte er einen neuen Geist, einen edleren Geist, und neue freie Formen geben, dem ganzen Daseyn der Menschen wieder Weihe und Verklärung durch religiöse Innigkeit — so viel läßt sich ahnen hinter dem Schleier, welcher seine Person, sein Wollen und Thun verhüllt.

Aus dem Neupythagoräismus trieb bald der Neuplatonismus hervor, auf einem Durchgangsweg. Mit dem Neupythagoräismus hatte die Philosophie der Zeit sich in die Bahn des Sittlich-Religiösen geworfen, und um den religiösen Zeitbedürfnissen vom Heidenthum aus Befriedigung zu geben, kam man darauf, Alles zusammen zu nehmen, was bisher überall in aller Welt und Zeit Quelle der Erkenntniß und des Glaubens gewesen war, das

Beste aus Philosophie und Theosophie aller Schulen im Morgen- und Abendland auszuwählen, von den Sagen der alten Götterlehre das Unwürdige und Unzeitgemäße abzuschälen, und sie auf ihre religiöse Grundbedeutung, auf die Idee, aus denen sie ausgeflossen, zurückzuführen, endlich alles Das mit einander zu einer Weltreligion einzuschmelzen, in welcher Glauben und Wissen, Lehre und Leben Eins wären, und damit die unruhige Sehnsucht der Zeitgenossen nach einer höheren Offenbarung zu stillen.

Ueber ein Jahrhundert dauerte dieses Streben, in den Lehren und Formen aller Religionen und Philosophien die höhere, ihnen zu Grunde liegende Wahrheit zu suchen und aufzufinden, und sie alle als Strahlenbrechungen des Einen Lichtes zu begreifen, und in ihrer Form, im Symbol, die darin unkenntlich gewordene Idee, in kindischem Spiele den hohen Sinn wieder zu erkennen, im Aberglauben selbst — das religiöse Ahnen und Glauben, dessen Entartung nur der Aberglaube ist.

Die, welche dahin strebten, gingen von dem richtigen Gedanken aus, daß etwas von Wahrheit in allen Religionen ist, und daß die Eine ungefärbte Wahrheit in mancherlei Strahlenbrechungen erscheint, gleichwie Gottes ewige Schöpferkraft in den verschiedenartigsten Schöpfungen und Phasen mit mancherlei Abstufungen sich spiegelt.

Zu diesen auswählenden und einschmelzenden Religionsphilosophen des Heidenthums, welche es verjüngen wollten, und welche man wegen ihres Auslesens und Vereinigens überall hergenommener Stoffe „religiöse Eklektiker und Synkretisten" genannt hat, gehörte namentlich der Rhetor Philostratus der Aeltere, der zu den Umgebungen der Kaiserin Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, gehörte, und im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts n. Chr. eine „Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana" schrieb.

Philostratus gibt zwar an, es sey diese seine Lebensbeschreibung des Apollonius auf Grundlage erst aufgefundener Denkwürdigkeiten des Damis, der ein Begleiter des Apollonius gewesen sey, von ihm verfaßt; die Schrift des Philostratus aber zeigt sich auf jedem Blatt als ein philosophisch-historischer Tendenzroman.

Apollonius erſcheint darin ganz idealiſirt, als das Urbild eines frommen, heiligen Weiſen, der von den Göttern wunderbar verherrlicht worden. Man ſpürt, wie hier Wahrheit und Dichtung zuſammengefloſſen ſind; aber es iſt unmöglich, die eine von der andern auszuſcheiden. Doch muß Wahrheit der idealiſirenden und poetiſch ausſchmückenden Darſtellung, ein Stück Geſchichte dem Romane und ſeinen Erfindungen zu Grunde liegen; denn die Zeitferne der Dichtung von der Wirklichkeit iſt keine ſehr weit abſtehende: Apollonius ſtarb im Jahr 96, und Philoſtratus ſchrieb zwiſchen den Jahren 220 und 230, alſo etwa 125 Jahre nachher.

Bei Philoſtratus erſcheint Apollonius, als was er wohl in Wirklichkeit aufgetreten war, als ſittlich-religiöſer und politiſcher Weltreformator und Wunderthäter. Dieſem ſeinem erkannten Berufe widmet er ſein ganzes Leben, und wo er auftritt, iſt er eifrig, eine richtige Erkenntniß der Götter und der göttlichen Dinge zu verbreiten, Liebe zum Göttlichen und einen die Götter fromm ehrenden Sinn zu wecken, und diejenige Weiſe zu lehren, auf welche man die Gottheit verehren müſſe, damit es ihr wohlgefalle.

Er iſt ſtets auf der Wanderung, ſeine Unterhaltung hat überall vorzugsweiſe Religiöſes zum Gegenſtand und Zweck. An keinem heiligen Ort geht er vorüber, an welchem höhere Erinnerungen haften, und welcher fromme Gefühle zu wecken geeignet iſt; keinen Tempel läßt er unbeſucht. In Tempeln weilt er am liebſten, in ihnen hält er Vorträge, und dieſe Vorträge wirken eifrigere Verehrung der Götter und glaubigeres Zuſtrömen der Menſchen zu den Häuſern der Götter.

Neben der Religion als Glauben iſt es die Sittlichkeit, wofür er glüht und ſpricht. Ueberall geht er darauf aus, das erſchlaffte Jahrhundert zur ſtrengeren Sitte der Vorzeit zurückzuführen, das Leben der Geſellſchaft, das von Laſtern entweiht iſt, zu reinigen, und dadurch in das Leben des Staates wieder Geſundheit und Wohlgefühl zu bringen.

Beſonders dringt er auf Selbſterkenntniß und auf ein ſorgfältiges Hören und Beachten der Stimme des Gewiſſens. Gerecht ſeyn ſoll vor Allem der Menſch, ſagt er; aber kein Unrecht thun, iſt noch nicht als gerecht ſeyn anzuſehen.

Seine Sittenlehre, wie seine Glaubenslehre, will eine für alle Völker und Lande, für alle Menschen angemessene seyn. Sie bindet sich an keine Oertlichkeit, an keine Nationalität; sie ist eine allgemein menschliche. Sie soll sich ausbreiten über die ganze Welt.

In diesem Sinne gibt er alles Geheime, alles Mysteriöse, für das die alten Pythagoräer eine so große Vorliebe hatten, ganz auf, er hat keine besondere Lehre für einen engeren Kreis, ob er gleich einen solchen Kreis von Schülern um sich hat. Er lehrt diese nur, was er Alle lehrt, und die Ersteren haben nur den täglichen Umgang und das stete Anschauen seines reinen und für das Wohl der Menschen wirkenden Lebens voraus.

Wie seine Lehre für alle Welt ist, so zieht er auch selbst persönlich durch die Welt, durch alle damals bekannten Länder und Völker. Wie sein Leben ein fortgehendes Wirken für die Menschheit ist, so ist es auch eine fortgehende Wanderung.

Ueberall trägt er öffentlich vor; Jeder, der will, kann ihn hören. Er schreibt nichts, Alles soll lebendig sich fortpflanzen, es soll sich fort*leben* und *gelebt* werden; und seine Schüler in seiner vertrauten Nähe erhalten von ihm keinen andern Beruf, als diese seine aufs *Leben* gerichtete Lehre weiter zu verbreiten, und ihr immer mehr Klarheit und zugleich Vertiefung in den Menschenherzen zu geben.

Die ganze Zukunft seiner Lehre übergibt er einzig dem Leben, nicht der Schrift, und die Umgestaltung der Welt nach seinen religiösen, sittlichen und politischen Grundsätzen erwartet er nicht von schreibenden Philosophen und Theologen, sondern vom Leben derer, welche diese seine Grundsätze in ihr Leben aufnehmen, und durch die Ausprägung dieser Grundsätze in That und Leben die Menschen dafür gewinnen.

Weil seine Sendung auf die *Lebensumgestaltung* geht, eifert er nicht bloß gegen die sittlichen Mängel und Gebrechen, welche in seiner Zeit sind, sondern, als gegen die Quellen derselben, gegen die *Unwissenheit* und *Gleichgültigkeit* seiner Zeit in göttlichen Dingen.

Er eifert gegen die Zeitlaster, weil ihm solche Laster nicht bei Einzelnen, die ihm begegnen, sondern überall, wo er wandert,

aufſtoßen. Er eifert gegen die Feigheit ſeiner Zeit, welche ſich tyranniſiren läßt von Einem, der nicht werth iſt zu herrſchen.

Philoſtratus läßt ſeinen Apollonius der Tyrannei des Domitian mit dem Heldenmuth eines Weiſen entgegentreten, welcher keine Gefahr ſcheut. Apollonius iſt der Vorfechter der Freiheit. Alle ſeine Lehren, alle ſeine Hauptſätze gehen darauf, daß der Menſch frei ſey, und frei ſeyn müſſe im Staat, und Alles dafür einzuſetzen habe, daß er frei ſey.

So wenig war in der Zeit der tyranniſchen Kaiſer Roms, wo Alles am Gebäude der Republik geſtürzt war, oder ſtürzte, oder, dem Sturze nahe, durch einander hing, die Idee der Freiheit aus der Welt verſchwunden: Etwas, wovon die meiſten Theologen und Philologen in ihren gelehrten Studien bis heute keine Kenntniß oder Ahnung zeigten.

Gerade dieſe Idee erſcheint durchaus lebenskräftig noch in den Jahrhunderten, in welchen alles Heidniſche zuſammenbricht, und ſie fällt, über dem untergehenden Heidenthum allein überlebend, der Chriſtusreligion in die Arme, weil dieſe ſie als die gleiche Idee erkennt, die ſie ſelbſt in ihrem Kreiſe hat.

Zeigt Apollonius ſich als den ächten Weiſen in ſeiner Begeiſterung und in ſeinem Muthe für die Freiheit, ſo erweist er ſich auch als denſelben darin, daß er ſo lebt, wie er lehrt, und daß ſeine ganze perſönliche Erſcheinung eine lebendige Darſtellung ſeiner Grundſätze iſt. Er ſteht nicht nur geiſtig höher, als ſeine ganze Zeit, er iſt nicht nur der Träger der Gedanken, welche eine beſſere Zukunft im religiöſen, im geſellſchaftlichen und im politiſchen Leben begründen ſollen; ſein ganzes Leben iſt der ſchönſte Ausdruck dieſer Gedanken ſelbſt; in edler Einfachheit, ſelbſt ſtreng ſittlich, lebt er von Jugend auf; heilig, gottgefällig. Fleckenlos rein iſt ſein Leben, ein Bild ſittlicher Vollkommenheit.

Niemand aber kann ſittlich vollkommen, ſoweit es Menſchen ſeyn können, und zugleich geiſtig groß ſeyn, ohne daß er in alle Folgerungen und Folgen ſeiner Grundſätze perſönlich eintritt, für das Wohl der Menſchheit wirkt, ſo lang er lebt, das Leben einſetzt, und wo es nöthig wird, es läßt, um noch leidend und ſterbend, ja eben durch Leiden und Sterben für die Menſchheit zu wirken.

Das ist menschlich schön, und das nannten die alten Griechen das Göttergleiche im Menschlichen. Sie sahen aber nie etwas Anderes, als etwas Reinmenschliches darin, und es fiel niemals einem Heiden ein, in dem „Todesmuth, mit welchem Einer die Sache der Freiheit gegen die Tyrannei vertheidigte und das Leben aufzuopfern entschlossen war", Etwas zu sehen, das, wie es kürzlich wo hieß, „ihn zu einer übermenschlichen, göttlichen Erscheinung machte".

Nur in einer Zeit, wo die Gelehrsamkeit den Weisen entmarkt hat, und die Lasterhaftigkeit die Kraft des Willens abgestumpft, und die Sucht nach Geld und Genuß die Aufopferung für seine Ueberzeugung zu etwas Seltenem gemacht hat — nur in einer so äußerst elenden Zeit kann man etwas Göttliches, nämlich seiner Natur nach Göttliches, darin finden, daß Einer für seine Idee stirbt oder wenigstens todesmuthig für seine Idee eintritt.

Kein Heide, auch Philostratus nicht, am allerwenigsten dieser, hat darin, wie ein Neuerer meint, ein besonderes Merkmal der Gottheit des Apollonius gefunden; und Niemand in der Heidenwelt war so tief selbst damals gesunken, um ein Gottheitsmerkmal darin zu finden.

Das aber ist groß, in der Darstellung, wie in der Anschauungsweise des Philostratus, also aller derer, welche den Grund aller Religionen, die Idee der Religionen, in allen religiösen Erscheinungen aufzusuchen beflissen waren, — daß sie, als Heiden, nur menschlich fanden, was Christen als göttlich bedünken wollte, und von ihnen als solches verkündet wurde und wird; und daß sie in einer Zeit, in welcher, für die Freiheit einzutreten, es Lebensgefahr brachte, dafür eintraten, mit der That, mit der Schrift, mit der Zustimmung.

Das ist der Punkt, worin sich das edle Heidenthum und das edle Christenthum auch berührten; zwar selten, aber doch nicht so selten, als inmitten der Christenheit sich oft neuzeitige Heiden und neuzeitige Christen berühren.

Sein Blut zu vergießen für die Sache der Freiheit und der Menschheit, dazu kommt es für Apollonius nicht; seine Unerschrockenheit und Todesverachtung sind größer, als der Muth des

Tyrannen Domitian, eine solche Persönlichkeit dem Tode zu überliefern; Domitian verschont ihn. Selbst der Tyrann hat Ehrfurcht vor dieser sittlichen Erscheinung.

Apollonius hat nicht nur die Gabe des Sehers, sondern auch wunderthätige Kräfte; und auch über seine Geburt und sein Ende legt sich der Verklärungsschein des Wunderbaren: Außerordentliches geschieht bei Beiden.

Das war das Ideal, welchem Philostratus den Namen des Apollonius von Thana gab. Es ist unverkennbar, daß Philostratus sehr viele Hauptzüge dazu von dem Christusbilde borgte, wie es aus den Evangelien zurückstrahlt. Die Wissenschaft der heidnischen Zeit war so weit gekommen, sich zu der Einsicht zu erheben, daß das Christenthum in dem Christus seiner Evangelien das Ideal eines Menschenlebens habe, und daß es zugleich durch seine Eigenthümlichkeit, als höhere Offenbarung, gewaltig viel voraus habe vor dem Heidenthum.

Das leuchtende Bild, welches als Christus den Mittelpunkt des Christenthums und seinen Höhepunkt darstellte, sollte ein Gegenbild finden in einem heidnischen Weisen, Lehrer und Veredler der Menschheit. Philostratus entkleidete das Christusbild des Jüdisch-Nationalen, und nahm die menschlich großen Züge davon herüber zu dem Gebilde, das er machte, und das er Apollonius von Thana nannte.

Er behielt darum die übernatürliche Offenbarung, die wunderbaren Ereignisse bei der Geburt und beim Ende bei, nur in seiner Weise umgewandelt; zugleich aber schuf er Ihn, das Ideal der Christen, um zu einer Persönlichkeit, welche dem gebildeten Geschmacke seines heidnischen Zeitalters mehr angepaßt war, als das Christusbild der Galiläer und der späteren Christen.

Er bildete aus Wahrheit und Dichtung einen heidnischen Weltreformator, einen „Messias des Heidenthums", der als ein Lehrer der Weisheit in der Nacht der Völkerunwissenheit, und als ein Heros der Freiheit im Zeitalter der Tyrannei leuchten sollte.

Philostratus und die ihm Gleichgesinnten übersahen nur Eines, nämlich das, daß dieser ihr Apollonius von Thana, in dieser seiner Gestalt als Messias des Heidenthums, ein Dichter-

gebilde aus dem Kopf eines Philosophen, ein sittlich großer Romanheld war; und daß dagegen das Christusbild der Evangelien lebte, nicht bloß wirklich dageweſenes Leben war, sondern in der Kraft seines Geistes und im Feuer seiner Liebe noch gegenwärtig fortlebte, lebendig war in den Seinen. Sie übersahen, daß Jesus von Nazareth der wirkliche Messias, der wirkliche Christus war, dessen Seyn und Leben seine Jünger mit Augen angeschaut hatten, als die Erscheinung des Göttlichen im Menschlichen, und die als Träger dessen, was er ihnen aufgetragen, in Verfolgung, Gefahr und Tod gingen, — „weil sie sahen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater." —

Die poetisch-philosophische Verherrlichung dessen, welcher als der Messias des Heidenthums gelten sollte, blieb auch etwas Todtgeborenes. Apollonius wurde kein Mittelpunkt, kein Höhepunkt; weder neuer Lebensgehalt, noch neue Lebenskraft ging von dem nachgemachten Messias Apollonius aus, weil er bloß etwas Geschriebenes und nicht etwas Lebendiges war, der Held eines Buchs und nicht der Held des Lebens.

Diese Bestrebung der heidnischen Wissenschaft hat recht dazu gedient, zu zeigen, daß zu einer Weltumwandlung eine wirkliche Persönlichkeit, nicht bloße Gedanken der Studierstube, daß zu einer Neugestaltung des Menschenlebens ein höchstes Stück Leben, ein außerordentliches Individuum, ein wirklicher, im Leben großer, außerordentlicher Mensch gehört, der eine Sendung von Gott und Kraft Gottes in sich hat.

Die Literatur der Christen, welche damals die Vertheidigung des Christenthums übernahm, stand sehr zurück hinter der Literatur des feindlichen Heidenthums, sowohl in der Form, als in philosophischer Bildung: nicht die Literatur, sondern der lebendige Christus in der Gemeinde, die Fortsetzung seiner Person im Leben seiner Kirche — das war es, was dem Christenthum den Sieg vornherein verbürgte und gewährte.

Weil Christus Leben war, hat er die Welt überwunden und für sich erobert; Leben aus Gott, eingegangen in das Leben der Menschheit, hat das Heidenthum besiegt und begraben, und

iſt der Lebensgehalt und die Lebenskraft des neuen Weltalters und der kommenden Jahrtauſende geworden.

So lange und wo immer der chriſtliche Glaube Leben war, war er im Sieg und in Kraft; und wo er herabſank zum Lehrſatz, da hörte das Leben des Glaubens und damit ſeine ſiegreiche Kraft auf. Vor dem Glauben als Leben mußte die geiſtreiche Philoſophie eines Philoſtratus, vor dem lebendigen Jeſus-Chriſtus der ihm nachgedichtete Apollonius-Meſſias in Ohnmacht verſchwinden als ein leeres Scheinbild.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Der Neuplatonismus.

Daß kein denkender Heide den Apollonius, weder in ſeiner Wirklichkeit, noch in ſeiner idealiſirten Geſtalt, für einen Gott hielt, dafür zeugt der Zuruf des Hierokles an die Chriſten: „Ihr erklärt Chriſtus für Gott, weil er einige Blinde ſehend gemacht und einige andere derartige Thaten verrichtet haben ſoll; und doch halten die Griechen den großen Apollonius, der ſo viele Wunder gethan hat, darum noch nicht für einen Gott, ſondern nur für einen von den Göttern geliebten Menſchen.“

Hierokles dichtete neue Mährchen zu dem von Philoſtratus idealiſirten Leben des Apollonius hinzu, und ſuchte Jeſus als einen unbedeutenden magiſchen Wunderthäter und als tief unter Apollonius ſtehend hinzuſtellen. Er half dadurch weder dem Apollonius, noch dem Anſehen des Heidenthums auf.

Bezeichnend aber iſt es, daß die Philoſophiſchen unter den Heiden daran hauptſächlich im Chriſtenthum ſich ſtießen, daß Jeſus Gottheit zugeſchrieben wurde. Die höhere Offenbarung wollten ſie gerne ſtehen laſſen, die Gottheit Jeſu aber blieb ihnen ein Stein des Anſtoßes.

Der philoſophiſche Geiſt des Heidenthums ging ſchnell über die Stufe des Philoſtratus hinaus. Eine höhere Offenbarung

hatte ſchon dieſer angenommen. Die Neuplatoniker ſuchten über das Chriſtenthum hinaus zu gehen, und auf dem Boden der heidniſchen Welt Etwas zu erzielen, welches geiſtiger, geſchmackvoller und allgemein anſprechender wäre, als das Chriſtenthum.

Aus dieſem nahmen ſie Manches heraus und eigneten es ſich an, um damit über das Chriſtenthum zu ſiegen; und gerade das aus dem Chriſtenthum nahmen ſie in ihre Lehre herüber, was der Zeit am meiſten zuſagte, was reizte, die Phantaſie erregte, Lehrer wie Lehre in das Licht des Uebernatürlichen hob, und beiden eine höhere Weihe und Ehrfurcht zu verſchaffen geeignet war.

Das war unter Anderem beſonders die Inanſpruchnahme übermenſchlicher Kräfte und Gaben, einer übernatürlichen Gewalt über die obere und untere Welt.

Der Neuplatonismus in dieſen ſeinen Beſtrebungen nimmt in der Lebensgeſchichte der Kirche Jeſu nicht nur dadurch eine bedeutende Stellung ein, daß er als Gegenſatz auftrat, und chriſtliche Elemente, um das Chriſtenthum zu bekämpfen, in ſich aufnahm, ſondern auch dadurch, daß aus dem Neuplatonismus heidniſch-philoſophiſche Elemente in die nun folgende Entwicklung des Chriſtenthums übergingen, als dieſes das griechiſche Heidenthum vollends überwunden hatte. Da nahm auch, wie ſchon während des Kampfes, ſo noch mehr nach dem Siege, das ſiegende Chriſtenthum vom Geiſte der beſiegten gegneriſchen Lehre in ſich auf.

Die Neuſchöpfung des Heidenthums als eine Religion mit übernatürlicher Offenbarung, mit Einem Gott, und in einer für Alle paſſenden Geſtalt, war das Ziel des Neuplatonismus.

Nachdem der philoſophiſche Geiſt, wie ſchon früher berührt worden, mit dem Anfange der Kaiſerzeit ſeine erſten Keime getrieben hatte, durch den Neupythagoräismus hindurch gegangen war, eine Zeit lang als jener „Eklekticismus und Synkretismus“ Beifall gefunden hatte, trat er unter dem Namen des Neuplatonismus hervor.

Es war ein und derſelbe Geiſt, nur auf verſchiedenen Entwicklungsſtufen und unter verſchiedenen Namen, vom Anfang der

augusteischen Zeit. Dort war die Wurzel dessen, was im dritten Jahrhundert Neuplatonismus hieß.

Die Glaubigkeit dieser Art des heidnisch-philosophischen Geistes kam nachweisbar aus dem Christenthum.

Ammonius Sakkas, d. h. der Sackträger, von christlichen Eltern geboren, fing an zu philosophiren, und im Laufe dieser Studien ward es ihm so, daß er glaubte, auf dem Wege der philosophischen Schule werden die Ideen, welche in der Zeit waren, siegreicher und wohlthätiger werden, als auf dem Wege derjenigen Glaubensform, welche das Christenthum damals an sich hatte, als er geboren und erzogen worden war.

Ob er nun gleich auf diesem Wege dem Zeitchristenthum entfremdet wurde, so hatte er doch die Ideen des Christenthums in sich, und aus einem Theile dieser, aus der Philosophie Platos, aus den Gedanken und Träumen der Neupythagoräer und aus allerlei asiatischen Elementen machte er diejenige Mischung, welche das System des Neuplatonismus heißt. Er starb um die Mitte des dritten Jahrhunderts. Zu Alexandria hatte er eine Schule gegründet, keine Schriften geschrieben, sondern seine Lehre nur lebendig in seine Schüler gepflanzt. Diese nannten ihn den „Gottgelehrten".

Der ausgezeichnetste darunter war Plotin. Alle seine Schüler trugen längere Zeit seine Lehre als eine Geheimlehre umher; erst später schrieben sie dieselbe auf, und namentlich Plotin in einem größeren Werke, welches der Welt sein und seines Meisters „Schauen" darlegte; als höhere Eingebungen wollten sie ihre Gedanken angesehen wissen.

Zunächst bestanden diese Kundgaben des Plotin nur in einer Reihe unter sich nicht genau zusammenhängender Blätter, kleinerer und größerer Abhandlungen. Erst Porphyrius ordnete diese in sechs „Enneaden" oder Abtheilungen, jede zu neun Büchern. Der Hauptsitz, von welchem aus Plotin lehrte, war nicht Alexandria, sondern Rom.

Er war geboren zu Lykopolis in Aegypten 205 n. Chr., war elf Jahre Schüler des Ammonius gewesen, und hatte, um die Rollen des Pythagoras, des Platon und des Apollonius nachzu-

ſpielen, Reiſen ins ferne Morgenland gemacht, um mit der Weisheit der Aegypter die der Perſer und Indier zu verbinden; ehe er aus Perſien zurückkehrte, ſorgte er dafür, daß ihm der Ruf voranging, als wohne ihm nun nicht nur die vollkommenſte Erkenntniß der Gottheit, ſondern auch übernatürliche Macht über die obere und untere Welt bei.

Er liebte es überhaupt, eine geheimnißvolle Erſcheinung aus ſich zu machen. Er bildete ſich ein, eine erhabene dämoniſche Perſönlichkeit zu ſeyn, und that, als wäre er nicht, wie andere Sterbliche, in die Welt gekommen. So lang er lebte, ſchwieg er darüber, wann, wo und von wem er geboren worden.

Zu Rom machte er großes Glück. Nicht nur die vornehmſten Frauen und Männer, ſondern ſelbſt der Kaiſer Gallienus und deſſen Gemahlin ſchlürften mit Bewunderung und Ehrfurcht die Weisheit des Aegypters ein, als eines Sehers und eines Heiligen, welcher, losgeriſſen von den Banden des Sinnenlebens, ſchon hier, durch die himmliſche Schönheit angeregt und durch das göttliche Feuer entzündet, die Gottheit unmittelbar zu ſchauen gewürdigt worden ſey.

Noch in der Schule des Ammonius zu Alexandria wußte er den Glauben von ſich zu verbreiten, als habe er Gewalt über die Geiſterwelt und ſey mächtigen Zaubers kundig. Seine Mitſchüler erzählten ſich Thaten ſeiner magiſchen Kraft, Bewährungen ſeiner Zaubermacht an Seele und Leib Anderer, ſo glaubig, als hätten ſie das Alles aus eigenem Erlebniß.

In Rom wurden noch größere Anſtrengungen gemacht, ihn in den Augen der Heiden mit einer Glorie zu umgeben. Einſt war ein ägyptiſcher Prieſter zu ihm gekommen, und hatte ihn eingeladen zu einer Geiſterbeſchwörung. Plotin verſprach anzuwohnen. Der ägyptiſche Prieſter ſagte, ſeine Geiſter erſcheinen nur an einem reinen Ort, und in ganz Rom eigne ſich keiner zu einer Geiſtererſcheinung, als der Tempel der Iſis. Hier wurde der Geiſt gerufen, und ein Geiſt erſchien, aber nicht ein bloßer Dämon, ſondern ein Gott. Da rief der ägyptiſche Prieſter: „Heil dir, Plotin, Heil dir! Einen Gott, nicht einen niedern Dämon haſt du zum Schutzgeiſt.“

Befragt konnte die Gotterſcheinung nicht werden, auch verſchwand ſie gleich wieder, weil — einem der anweſenden Freunde die Vögel, die er, zum Schutz gegen die Macht der Dämonen, in Händen halten mußte, in der Hand erſtickt waren.

Durch ſolches Zuſammenſpiel von Prieſtern und Weiſen wurden die Leute glauben gemacht, Plotin habe einen der Himmliſchen zum Genius, und ſeine Schüler und Verehrer ſprachen von dem „göttlichen“ Auge Plotins, das er ſtets auf dieſen ſeinen himmliſchen Genius gerichtet habe.

Einer der Verehrer Plotins lud ihn eines Tags zu einem Götteropfer ein. Er lehnte den Gang zum Tempel ab. „Die Götter,“ ſagte er, „kommen ja zu mir in mein Haus; was ſoll ich ſie außer demſelben aufſuchen.“

Seine Verehrer erzählten ſich und Andern von der Zaubermacht des Meiſters, von ſeiner geiſtigen Magie, womit er die innerſten Gedanken der Menſchen erforſche, beabſichtigte Verbrechen vereitle, vollführte Verbrechen aus der Nacht ans Licht ziehe, Beſtohlenen die Diebe anzeige und zu ihrem Eigenthum verhelfe.

Das waren aber nur die niederen Erweiſe ſeiner außerordentlichen Natur. Seine Schüler wußten viel Größeres von ihm nachzurühmen. Einer erzählte wörtlich: „Mit aller Kraft ſtrebte er aus den bittern Fluthen dieſes blutbefleckten Lebens hinanzuklimmen. Und da er ſich ſo im göttlichen Lichte öfters mit ganzer Seele zu dem höchſten Gott über alle Zeitlichkeit erhob von Stufe zu Stufe, da erſchien ihm jener Gott ſelbſt, er, der keine Geſtalt hat, den kein geiſtiges Bild ausdrückt, ſondern der über Verſtand und allen Begriff erhaben iſt. Ziel und Lebensbeſtimmung war ihm, dem höchſten Gotte zu nahen, Eins mit ihm zu werden. Und zwar wurde er, ſo lang ich bei ihm lebte, viermal dieſer Seligkeit gewürdigt, durch eine unbeſchreibliche Wirkung.“

Abſichtlich war Plotins Schreiben nur ein flüchtiges Hinwerfen von Gedankenblitzen, um auch dadurch den Schein der Eingebungen, des Prophetiſchen, ſich zu leihen, höchſt dunkel, myſteriös, im Tone der Begeiſterung und mit verſtecktem Sinn der Worte. Sein Reden und Schreiben, wie ſeine perſönliche

Erscheinung trugen das Kleid des Hierophanten. In seiner Weise suchte er sein vergeistigtes Heidenthum, seine neuplatonische Religionsphilosophie, nach und nach an die Stelle der Volksreligion zu setzen. Er weigerte sich, wie wir sahen, zu den Götteropfern zu kommen, um eine Bemerkung machen zu können, wodurch Andere veranlaßt werden sollten, zu seinem Haus und zu seiner Lehre zu kommen, als zu dem jetzt Höheren. Und um es recht als das Höhere einleuchtend zu machen, suchte er es mit dem Nimbus des Uebernatürlichen und Wunderbaren zu umgeben. Auch Fasten, Nachtwachen, Kasteiungen trug er zur Schau. Er bekehrte Viele zu seiner Lehre und zu seinem Leben; und es war nahe daran, eine „heilige Stadt" derer zu gründen, die seiner Lehre anhingen, eine Musterstadt, einen Musterstaat im Kleinen. Der Kaiser Gallienus hatte ihm schon dazu eine zerstörte Stadt in Campanien angewiesen; die Ausführung aber stieß auf Hindernisse. Im Jahre 270, in seinem sechs und sechzigsten Jahre, starb Plotin an einer Halsgeschwulst, aus Vernachlässigung aller ärztlichen Vorschriften.

Sterbend sprach er: „Ich bin im Begriff, den Gott in mir zu der Gottheit im All zurückzuführen." Und wie er verschied, „erschien eine Schlange als Sinnbild seiner göttlichen Seele unter dem Bette, auf welchem der Sterbende lag, und verschwand in einer Mauerritze." So erzählt sein Schüler Porphyrius. Auch das Obige ist Alles von diesem in seinem Leben Plotins berichtet. Porphyrius erzählt so, daß er den Eindruck macht: er selbst ist glaubig, und will seinen Meister verherrlichen, aber nicht lügen. Er ist ganz eingenommen und begeistert für ihn.

Weil die tieferen Gedanken auch des Neuplatonismus, soweit sie Wahrheit waren, wie dessen Träumereien und Einbildungen, in den christlichen Glauben hinüberspielten, und von ihm in seinem Flusse mit aufgenommen wurden, müssen hier kurz die wesentlichsten Grundzüge dieser Religionsphilosophie ausgehoben werden.

Diese Religionsphilosophie suchte die Wahrheit nicht auf dem Wege des selbstbewußten Denkens und Untersuchens, sondern durch unmittelbares Schauen zu ergreifen, im Zustande der Begeisterung. „Die Erkenntniß der Wahrheit," sagt Plotin, „wird nicht durch

Beweis gewonnen, noch durch irgend eine Vermittlung; sie ist ein Schauen der Vernunft in sich selbst. Nicht wir schauen die Vernunft, sondern die Vernunft schaut sich; auf andere Weise kann man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Ist Jemand zu solchem Schauen, zu solcher wahrhaften Einigung mit dem Göttlichen gelangt, so verachtet er selbst das reine Denken, welches er sonst liebte."

Diese mystische Versenkung in die Gottheit ist es, wodurch diese Philosophie zur Wahrheit kommen will.

Die Vernunft muß nach ihr eins werden mit dem Urwesen. Dieses Urwesen hat verschiedene Namen. Bald heißt es das Erste, bald das Eine, bald das Gute, bald das über dem Seyenden Stehende. Mit diesen Namen kann und soll aber das Wesen dieses Ureinen nicht ausgesprochen, sondern nur bildlich angedeutet werden, denn es ist ein Unaussprechliches und Unbegreifliches. Es ist ohne Gestalt, ohne Verschiedenheit, nicht Kraft, sondern über der Kraft, das Vollkommene an sich, die Einheit des Seyns und Denkens, es ist sich selbst genug und keines Dinges bedürftig.

Eine Ausstrahlung oder Ausströmung Gottes wurde die Welt auch von früheren Lehren genannt. So sagt auch Plotin: „Das Feuer entsendet Wärme, der Schnee Kälte, die duftenden Gegenstände hauchen Gerüche aus, und jedes Organische, sobald es zu seiner vollendeten Ausbildung gekommen ist, erzeugt etwas ihm Aehnliches. So läßt auch das Vollkommenste und an sich Ewige in der Ueberfülle seiner Vollkommenheit, dasjenige aus sich hervorgehen, was gleichfalls ein Immerdauerndes und nächst ihm das Beste ist, die Vernunft oder Weltintelligenz, welche der unmittelbare Abglanz, das Abbild des Ureinen ist. Das Ureine verliert bei dieser Ausstrahlung der Vernunft Nichts, es schwächt sich dadurch nicht; die Vernunft aber enthielt in sich die Welt der Ideen, das All des unveränderlichen, wahrhaften Seyns. In der Vernunft oder Weltintelligenz gibt es keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern nur die stets bleibende Gegenwart, und ebensowenig eine räumliche Trennung als eine zeitliche Veränderung: sie ist die wahre Ewigkeit.

Aus der Vernunft oder Weltintelligenz strömt die Weltseele

aus, die ſchaffende Thätigkeit der Vernunft, ihr auf das Aeußere gerichtetes Denken. Die Weltſeele iſt das Abbild der Vernunft. Selbſt von der Vernunft erfüllt, verwirklicht ſie dieſelbe wieder in einer Außenwelt. Sie ſtellt die Ideen äußerlich dar an der ſinnlichen Materie. Sie iſt die Bildnerin des ſichtbaren Weltalls, das ſie geſtaltet aus der Materie, das ſie durchdringt und belebt.

Dieſe drei Urkräfte, das Ureine, die Vernunft und die Weltſeele, der Vernunft ſchaffende Thätigkeit, ſind Alle gleich ewig und alles Beſtehende geht von ihnen aus. Die Welt beſteht erſtens aus den Elementen und ihren Zuſammenſetzungen, Luft, Feuer, Waſſer, Erde, Steinen, Pflanzen, Thieren, die Alle beſeelt ſind, nur auf andere Art beſeelt, als der Menſch; zweitens aus den Geiſtern. Dieſe zerfallen in Götter, Dämonen, Menſchen. Die Götter theilen ſich in zwei Claſſen, in überweltliche, und in innerweltliche.

Die altväterlichen Griechengötter mußten natürlich von den Neuplatonikern geſchont werden. Sie deuteten die alten Göttermythen allegoriſch aus, und ſahen die Götter und Göttinnen, was ſie urſprünglich auch waren, nur als die zu Perſonen gemachten Kräfte und Eigenſchaften des göttlichen Weltlebens an. In ihren Kreiſen der Eingeweihten wurde gelehrt, das Volk könne ſich genügen laſſen an der Verehrung der Landesgottheiten, der Weiſe aber müſſe ſtreben, ſich unmittelbar mit dem Ureinen und Höchſten, mit der ewigen Gottheit zu vereinigen.

Die Götter, von denen ſie als Perſönlichkeiten redeten, waren ihnen nur Namen für höhere Geiſter im Dienſte der Gottheit. Neben dieſen höheren Geiſtern, und niedriger als dieſe, ſtanden ihnen die Dämonen, von welchen ſie eine Claſſe der guten und eine Claſſe der böſen Dämonen annahmen. Auch lehrten ſie, mit allen dieſen über dem Menſchen ſtehenden Geiſtern könne der Menſch durch Magie in Verbindung treten. Denn da alles Erſcheinende Kraft der Einheit des Weltprincips nothwendig zuſammenhänge, ſo ergebe ſich daraus von ſelbſt die Möglichkeit der Weiſſagung und der Magie.

Alle Menſchenſeelen waren nach den Neuplatonikern aus der Vernunftwelt, der Idealwelt, obwohl aus dem göttlichen Geiſte

geboren, und urſprünglich in der höheren Welt zu Hauſe, herabgeſunken; aus dem göttlichen Leben zu einem zeitlichen Daſeyn erniedrigt; doch geſchah dieß unfreiwillig. Zu der ihr angewieſenen Zeit muß jede Seele in die Körperwelt herabſteigen. Sie folgt darin nur einer inneren Nöthigung. Denn jede einzelne Seele hat, wie die Weltſeele die Natur, dem Geiſterreich und der Sinnenwelt zugleich anzugehören. Darum verläßt ſie mit ihrem Herabſteigen in die Körperwelt die Idealwelt nicht ganz; ſondern, wie ein Sonnenſtrahl, ſagt Plotin, zugleich die Sonne und die Erde berührt, befindet jede Menſchenſeele ſich ſo wohl in der Körperwelt wie in der Ideenwelt. Zwiſchen dem Höheren, der Vernunft, und dem Niederen, dem Sinnlichen, theilt ſie ſich; bald iſt ſie mit dem Sinnlichen verflochten, und nimmt an den Schickſalen des Sinnlichen Theil; bald wendet ſie ſich ihrem Urſprung, der Vernunft, zu.

Darum, ſagt Plotin, kann unſer Sinnen und Trachten nur dahin gehen, uns unſerer eigentlichen Heimath, der Ideenwelt, zuzuwenden, und unſer beſſeres Selbſt durch Ertödtung der Sinnlichkeit, durch Asceſe, ganz von der Theilnahme am Körperlichen zu befreien. Iſt aber die Seele in die Ideenwelt, dieſes Abbild des Urguten und Urſchönen, einmal aufgeſtiegen aus der Körperwelt, ſo gelangt ſie von da zum letzten Ziele, durch die unmittelbare Vereinigung mit Gott, durch das entzückte Schauen des Ureinen, durch das Sichverſenken in Gott.

So ſprach die neuplatoniſche Religionsphiloſophie als Beſtimmung des Menſchen es aus, dahin zu trachten, wieder eins zu werden mit Gott. Der Menſch iſt frei, ſagte Plotin.

Die Freiheit des menſchlichen Willens hebt der Neuplatonismus mit ſtarker Betonung hervor.

Der Einfluß der chriſtlichen Ideen zeigt ſich aber darin unverkennbar, daß er mit Worten, welche an neuteſtamentliche erinnern, ſagt, der freie Wille des Menſchen ergreife das Gute nicht eher, als bis er durch einen Zug von Oben dieſe Richtung erhalte. Denn die Menſchenſeele ſey, obgleich frei, doch an ſich träge, die Menſchenvernunft ohne Reiz für das Höhere. Darum müſſe dieſe erſt durch die himmliſche Schönheit angeregt, jene

durch das göttliche Feuer entzündet werden. Gebe sich die Seele dieser Einwirkung von Oben hin, so übe sie die Tugend.

So nahm der Neuplatonismus die geistige Auffassung der Erlösungslehre aus dem Christenthum herüber in seine neuphilosophische Weltreligion, welche erst werden sollte, und nicht war, auch nicht wurde, weil sie das Beste borgte von dem, das schon war, und dessen Zukunft sicher seyn mußte, weil es die Wahrheit einfach gab, für Alle, und, daß es die Wahrheit war, dadurch zeigte, daß es die Armen, die weltlich Unmächtigen, die Hirten auf dem Felde, zuerst ansprach, und bloß durch sich, aus den Kreisen der Verachteten, hinaufstieg bis zum Kaiserthron und bis zur Weltherrschaft.

Auch die Lehre vom „Gottgleichwerden" hat der Neuplatonismis mit dem Christenthum gemein, und ebenso borgte er davon die Lehre von der „Wiedergeburt und vom Schauen Gottes".

Nach Plotin ist die Tugend nämlich von zweierlei Art. Die Einen bleiben auf der niederen Stufe der Tugend stehen, der gemeinen Tugend, welche er die bürgerliche nennt. Diese genügt nach ihm nicht, sie führt nur halb zum Ziele. Andere erheben sich zu der höheren Tugend, welche Vollkommenheit wirkt, und zu der es nur die Seelen der Edeln und Weisen bringen. Die bürgerliche Tugend beschränkt sich nach ihm auf Beherrschung und theilweise Unterdrückung der sinnlichen Lüste, auf Verbannung jedes falschen Wahnes und Ausübung dessen, was gute Gesetze dem Bürger vorschreiben. Diese Art von Tugend geht darauf, die Seele von den Schlacken zu reinigen, die sie an sich hat, weil sie mit dem Körper verbunden ist, welcher ein Kerker und ein Verderben der Seele genannt wird.

Zur höheren Religiosität, zur eigentlichen Seligkeit in Gott (Gottseligkeit), bringt es Keiner auf dieser Stufe des Sittlichen; er kennt, ehrt und übt nur die Landesreligion. Anders ist es mit dem Weisen, der auf der höheren Stufe des sittlichen Lebens steht. Da er innerlich gereinigt ist von den Schlacken, ist das Ziel seiner Seele nicht mehr, von Fehlern frei zu seyn, sondern mit dem Ureinen sich zu vereinigen, eins zu werden mit der Gottheit.

Mit seiner gereinigten Seele ist eine volle Umwandlung vor-

gegangen, ein unaufhaltſamer Drang zieht ſie zu dem göttlichen Lichte, und ſie verſinkt in demſelben, nicht mehr durch alltägliches Denken, oder durch Aufſteigen von einem Begriff zum andern, ſondern durch unmittelbare, übernatürliche Anſchauung. Abgeſtorben, ſoweit es die Natur erlaubt, dem Fleiſche und den Lüſten des Fleiſches, alſo auch der ſinnlichen Liebe, hat der Weiſe ſchon hier ſeine ſeligen Augenblicke, in welchen er, ſeiner ſelbſt vergeſſend, der höheren und reinen Liebe voll, ſich wieder mit der Gottheit vereint. Die volle Heimkehr zu der Gottheit aber wird der Seele durch den Tod des Leibes zu Theil.

Das ſind die Grundzüge der neuplatoniſchen Religionsphiloſophie, wie ſie ſich in der Hauptquelle derſelben, in den für prophetiſche ſich gebenden, hingeworfenen Gedanken Plotins, erkennen läßt. Es iſt Vieles darin, auf das dieſe Religionsphiloſophie durch ſich ſelber kommen konnte und kam, aber auch Vieles, was geradezu dem Chriſtenthum nachgebildet iſt, und nur in philoſophiſcher Verarbeitung, als wär es ein Anderes, ausgeboten wurde.

So hatte der altväterliche Glaube des Heidenthums urchriſtliche Gedanken und Ausdrücke ſich angeeignet, um ſich theils damit zu ſtärken zur Bekämpfung des Zeit-Chriſtenthums, theils um ſich damit zu verjüngen und als eine vergeiſtigte Religion zu erſcheinen.

So erhob ſich in dieſem Neuplatonismus die Philoſophie der alten Welt zu ihrem Höhepunkt, indem ſie alle Dinge und alles Seyn auf Einen letzten Grund zurückführte, auf Gott, den Ureinen, der als göttlicher Geiſt, als Weltſchöpfer und Erhalter ſich geoffenbart, und von welchem eine geiſtig-ſittliche Erlöſung der in die Sinnenwelt gebannten Menſchenſeelen ausgehe. Aber zugleich iſt der Neuplatonismus der Tod der altweltlichen Philoſophie; denn in ihm löst ſich das Denken in das Schauen, das Wiſſen in das Glauben auf; und eben damit löst er die alte Philoſophie ſelbſt auf, da dieſe alte Philoſophie einzig und allein auf der Grundlage des natürlichen und vernünftigen Denkens ruhte, der Neuplatonismus dieſe Grundlage aber ganz verließ, und als unmittelbare göttliche Offenbarung ſich gab, bloß vermittelt durch ein Entzücktwerden und Schauen.

Es war ein letztes Aufglänzen und Leuchten des Religionsgeistes der alten Welt. So verfeinert und mit neuen Ingredienzien versetzt, wurde der altweltliche Religionsgeist noch einmal ein Lieblingstrank der höheren gebildeten Gesellschaft durchs ganze römische Reich hin. Viele berauschten sich darin; aber verjüngt hat er weder sie, noch die Welt. Keiner wurde dadurch neugeboren, und die Welt, weil sie dürstete und dadurch unbefriedigt blieb, wurde nur noch mehr hingewiesen und hingedrängt zu dem lebendigen Wasser, welches der Lebensstrom der neuen Welt wurde, dessen Quell unter dem Kreuz auf Golgatha hervorsprang, und welches auch bald das Bessere des Neuplatonismus in seine Strömung aufnahm. In dieser Strömung verlor er sich im sechsten Jahrhunderte ganz, nachdem er seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts nur noch kümmerlich sich erhalten hatte.

Viele hat diese verfeinerte Religionsphilosophie der alten Welt vom Christenthum abgeführt, wenigstens eine Zeit lang war sie für Viele eine blendende Erscheinung; aber unendlich Mehrere hat sie dem Christenthum zugeführt.

Unter seinem Aufglänzen und Leuchten jedoch kämpften die Vertreter dieses altweltlichen Religionsgeistes mit größerer Gewandtheit und Kraft, mit mehr Nachdruck und Nachhalt, als es je zuvor geschehen war, gegen das Christenthum.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Waffen und Kampfart des Porphyrius und Jamblichus.

Bei den Bestrebungen, durch ihre Religionsphilosophie das Christenthum zu ersetzen und zu verdrängen, hatten die Neuplatoniker Waffen und eine Kampfart, welche beide von denen der Vorgänger sehr verschieden waren.

Plotin sprach mit keinem Worte weder von dem Christenthum, noch von Jesus Christus. Er entwendete nur Gedanken aus der Christus-Religion, und schmolz sie um und ein in seine

Religionsmiſchung. Erſt ſeine Schüler und Nachfolger ſchwiegen nicht mehr über Chriſtus und Chriſtenthum. Sie erhoben Chriſtus als einen ausgezeichneten Weiſen, als einen Gottbegeiſterten, als Einen, der übernatürliche Thaten gethan.

Aber ſie trennten Jeſus Chriſtus von dem Chriſtenthum; ſie unterſchieden zwiſchen ihm und dieſem.

Aus den Werken des Kirchenvaters Auguſtinus erhellt nicht bloß das, ſondern ſogar, daß ſie vorgaben, die Chriſtuslehre, ſo wie ſie Jeſus ſelbſt vorgetragen habe, ſey eine und dieſelbe geweſen mit derjenigen, welche ſie, die Neuplatoniker, jetzt vortragen; ſie ſey aber von ſeinen Jüngern und Anderen vielfach verfälſcht worden.

War bisher das Chriſtenthum überhaupt angegriffen und bekämpft worden, die Chriſtus-Religion als ſolche, wie ſie ſich in der Zeit entfaltet hatte: ſo trennten die Neuplatoniker jetzt den Meiſter von den Jüngern, und die Lehre des Meiſters von der Lehre der Jünger, vollends aber das Zeitchriſtenthum von dem Urchriſtenthum.

Hatte Celſus noch das Chriſtenthum überhaupt als Betrug hinzuſtellen geſucht, Betrug nicht bloß von Seiten der Jünger und Verehrer, ſondern Betrug von Seiten des Stifters ſelbſt: ſo hatte der mächtige Geiſt des Chriſtenthums den Widerſtand des heidniſchen Geiſtes bereits ſo weit überwunden, und imponirte dem Letzteren bereits ſo ſehr, daß man der Wahrheit des urchriſtlichen Geiſtes nicht mehr wagte entgegenzutreten, nämlich von Seiten der geiſtigen Menſchen nicht; ſondern die Angriffe wurden nur gegen dasjenige Chriſtenthum gerichtet, welches ſich als ſolches in der Gegenwart gab.

Das Zeitchriſtenthum entſprach wirklich damals bereits in Vielem nicht dem Urchriſtenthum im Leben, noch viel weniger in der Lehre.

Es gab ſeitdem nur zu viele Jahrhunderte, in welchen das Leben und die Lehre der Chriſten nur zu grell abſtachen gegen das Leben und die Lehre Jeſu und der erſten Gemeinde. Und es gehörte weder Bosheit, noch Scharfſinn dazu, um im dritten und vierten Jahrhunderte zu ſagen, Leben und Lehre der Chriſten

seyen andere geworden, als die Lehre Jesu selbst, und sogar als die Lehre und das Leben der Apostel und der Verfasser der Evangelien.

Bis dahin hatte sich der Kampf gegen das Christenthum im Ganzen gewendet; jetzt wendeten die Neuplatoniker ihre Waffen nur gegen das, was sich der Lehre Jesu angesetzt habe, gegen die Unwahrheit, welche zu der Wahrheit hinzugekommen und mit ihr vermengt worden sey.

Sie lobten jetzt, wie der Kirchenvater Augustin sagt, Christus und verläumdeten das Christenthum; sie enthielten sich jeder Lästerung gegen Jesus, und goßen Angriffe und Lästerungen aus auf seine Schüler und deren Nachfolger. Seine Schüler, nicht er selbst, haben ihn zum Gott gelogen, zum Schöpfer des Alls, während er doch nichts Anderes gewesen sey, als ein Mensch, wiewohl ein Mensch von der allerhöchsten Weisheit. Sie gaben die Wunder, von welchen das Gerücht überall hingekommen, als wirkliche von ihm verrichtete Wunderthaten zu, er selbst aber habe sich niemals Gott genannt. Ehren müsse man ihn als einen der frömmsten und weisesten Männer; und die wieder erweckten heidnischen Orakel, deren natürlich die Neuplatoniker als dienlicher Organe für ihre Bestrebungen sich sogleich bemächtigten, verkündeten zu gleicher Zeit Jesus als einen der frömmsten und weisesten Menschen.

Damit er aber die hohen Gestalten der altweltlichen Religion der Heiden nicht überstrahle, fuhren die Neuplatoniker fort, heidnische Persönlichkeiten früherer Tage zu Idealen von Weisheit und Frömmigkeit aufzuschmücken, mit einem übernatürlichen Schein zu umgeben, um dadurch die Lichtgestalt Jesu zu überglänzen.

Wie Philostratus das Leben des Apollonius mit dem Lichte des Wunderbaren verklärt hatte, so thaten Porphyrius und Jamblichus mit dem Leben des Pythagoras; sie dichteten seine Gestalt um, daß er nicht mehr als Mensch, sondern ganz vergöttert, als eine göttliche Erscheinung da stand. Sie glaubten darin sich nur dasselbe zu erlauben, was nach ihrer Meinung die Evangelisten und andere Christen sich mit Jesus erlaubt haben.

Porphyrius starb im Jahr 304, und ihm war als Groß-

meiſter der neuen Religionsphiloſophen Jamblichus von Chalcis gefolgt.

Dieſer Letztere ſagt in ſeinem Leben des Pythagoras ausdrücklich, Pythagoras habe ſchon als Jüngling den Eindruck eines Gottes gemacht, und Alle, die ihn geſehen und gehört haben, ſeyen mit Bewunderung erfüllt worden bei ſeinem Anblick; Viele haben mit gutem Grunde den Glauben gehabt, Pythagoras ſey der Sohn eines Gottes. Dieſer ſelbſt aber habe im Vertrauen auf den Glauben an ihn, auf ſeine von Kindheit an empfangene Geiſtesbildung, und auf die natürliche Gottähnlichkeit ſeines Weſens ſich der hohen Gaben, die in ihm waren, nur um ſo würdiger erzeigt. In Allem, was er geredet und gethan, ſey etwas Auszeichnendes geweſen, und ſeine edle äußere Erſcheinung, der Spiegel ſeiner Seele, wie ſeine Frömmigkeit, ſeine Kenntniſſe und das Eigenthümliche ſeiner Lebensweiſe, ſeine ewig heitere Seelenruhe, nie getrübt durch irgend eine Leidenſchaft, durch keinen Neid und keine Streitſucht, durch keine Anwandlung von Zorn oder Lachen, haben, ſo lange er in Samos gelebt, den Menſchen ihn erſcheinen laſſen, als ſey er ein guter Geiſt höherer göttlicher Art.

In Unteritalien ſey ſeine Erſcheinung wie die Erſcheinung eines Gottes angeſehen und ſeine Geſetze und Vorſchriften ſeyen von den Einwohnern angenommen worden wie göttliche Gebote, und man habe geglaubt, auch im Kleinſten nicht dürfe man davon abweichen.

Die Gemeinden ſeiner Schule haben in ſchönſter Eintracht zuſammengelebt, ſelig geprieſen von den Leuten, und es ſeyen ſeiner Gemeinde alle Güter unter ſich gemein geweſen. Er aber ſey zu dem Kreiſe der Götter gezählt worden, als ein guter, menſchenfreundlicher Geiſt göttlicher Art; und Einige haben in ihm den wieder auf die Erde gekommenen Gott Apollo, Andere einen der höheren Geiſter aus dem Monde, wieder Andere irgend einen der olympiſchen Götter geſehen, welcher zum Heil und zur Verjüngung des Menſchenlebens in menſchlicher Geſtalt ſeinem Zeitalter erſchienen ſey, damit er mit dem heilbringenden Lichte des ſeligen Lebens und der Weisheit die ſterbliche Natur begnade. Ein größeres Heil, als von den Göttern durch dieſen Pythagoras

gegeben ſey, ſey noch nie in die Welt gekommen, noch werde ein ſolches je kommen.

So ſtellten die Neuplatoniker den Pythagoras nicht nur neben Jeſus, ſondern über denſelben. Je weniger ſie aber auf dieſem Wege Sieger in der Welt wurden, deſto giftiger wurden ſie gegen das Chriſtenthum, und endlich ſelbſt gegen die Perſon der Chriſten. Als ſie ihre geiſtigen Waffen unzulänglich ſahen, hetzten ſie die weltliche Gewalt gegen die Chriſten. Ideale Neuplatoniker, wie Hierokles, ſchürten und ſtifteten die diocletianiſche Verfolgung mit an, und wurden blutige Fanatiker. Jamblichus ſelbſt aber hatte das Schickſal, den Sturz des Heidenthums überleben und den Sieg des Chriſtenthums bis zum Kaiſerthron hinauf mit anſehen zu müſſen. Der Kampf aber mit den Neuplatonikern wurde für die chriſtliche Wiſſenſchaft eine Schule des Denkens und einer höheren gelehrten Bildung. Sie konnten von ihnen lernen und lernten viel von ihnen.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Mani und die Manichäer.

Eine andere, dem Chriſtenthum Gefahr drohende, Bewegung ergriff von Oſten her, aus Aſien herüber, die morgenländiſche Kirche, theilte ſich ſchnell dem Weſten mit, dehnte ſich durch ganz Europa aus, und erſtreckte ihre Nachwirkungen durchs ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit herein.

Das war die Lehre des Mani und ſeiner Schüler. In den Landen, welche die Gränzen Aſiens und Europas bilden, wie im ferneren Indien und tief hinten in China waren in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung tief- und weitgreifende religiöſe Bewegungen, welche in einander ſpielten; und ſelbſt die große Völkerwanderung, welche vom hinterſten Aſien hervor ſchon ein Jahrhundert vor Chriſtus ihren Anfang nahm, hing mit dieſen Kämpfen der Religionen in den fernen Morgenländern zuſammen.

Namentlich auch in Persien waren Bewegungen, welche religiös und politisch zugleich waren. Im Jahre 227 unserer Zeitrechnung hatten die Perser das Fremdjoch der Parther abgeworfen, und das nationale Fürstengeschlecht der Sassaniden, das auf den Thron kam, suchte seine Herrschaft auf eine Reform der Religion Zoroasters fester zu begründen, und die nationale Erhebung religiös zu kräftigen. Es wurden Versammlungen der Magier, der Schriftgelehrten des Glaubens, ausgeschrieben. Auf diesen Concilien der zoroasterischen Schriftgelehrten entstand bald Zwiespalt, der aus der Versammlung hinaus in das Volk trat, und zu einer großen religiösen Bewegung, zu einem Religionskampf wurde. Es trafen nicht nur die Altgläubigen und die Neugläubigen der Zoroaster-Religion feindlich mit einander zusammen, sondern auch das Christenthum, welches unter der für das Religiöse ganz gleichgültigen Herrschaft der Parther unbeanstandet sich hatte ausbreiten können, war ein mächtiges Element in diesem Kampfe.

Mitten unter diesen religiösen Bewegungen kam Mani darauf, alle kämpfenden Parteien dadurch zu vereinigen, daß er das, was sie trennte, und den Kampf angefangen hatte und nährte, in der Einheit eines höheren Dritten aufzuheben versuchte. Er unternahm es, die sich bekämpfenden Volksreligionen in einer allgemeinen Weltreligion, das Nationale und vollends das Parteimäßige im Menschheitlichen und im Geistigen aufgehen zu lassen, und einer neuen Religion, die er bildete, von dem, was jeder der streitenden Parteien lieb war, so viel einzuschmelzen, daß jede dadurch begnügt, versöhnt und seiner neuen allgemeinen Religion geneigt werden könnte.

Er verschmolz Gedanken und Bräuche der altpersischen Religion, der Religion des indischen Buddha und des Christenthums mit einander, suchte diese religiösen Bestandtheile in seiner Art zu färben und scheinbar zu vergeistigen, soweit sie gröberer Art waren, und eben dadurch etwas allgemein Annehmliches zu bereiten. Vorzugsweise aber stützte er sich auf die christliche Partei in Persien und Parthien, und auf das Christenthum selbst.

Mani, wie er von den Syrern und Persern genannt wird, Manes, wie ihn die Griechen, Manichäus, wie ihn die Lateiner

heißen, trat zwischen den Jahren 260 und 270 als Lehrer auf, und zwar im östlichen Persien.

Mani war ein geborener Babylonier, aus einer angesehenen Magierfamilie, in der Lehre der Magusäer erzogen, d. h. derjenigen Partei der Zoroaster-Religion, welche zwar den altpersischen Dúalismus, d. h. die urwesentliche Zweiheit der Weltprincipien, ein gutes und ein böses Princip annahmen, aber auch Ideen fremder Religionen nicht abwiesen.

Man hat keine geschichtlich genaue Kenntniß weder vom Leben noch von der Lehre des Mani. Die Ueberlieferungen des Abendlandes über ihn weichen sehr ab von denen des Morgenlandes. Die abendländischen Ueberlieferungen sind die früheren, und die morgenländischen Aufzeichnungen über ihn sind erst aus dem neunten und zehnten Jahrhundert. Aber auch die abendländischen sind so spät, daß die morgenländischen darum vorzuziehen sind, weil sie offenbar, wie aus inneren Gründen erhellt, aus alten einheimischen Quellen geschöpft haben, während die abendländischen die Spuren des Mißverstands, der Unkunde und der Leidenschaftlichkeit an der Stirn, namentlich auch Widersprüche in sich selbst tragen; zudem sind die letzteren nur noch in lateinischer Uebersetzung vorhanden, die nach einer griechischen Uebersetzung eines ursprünglich syrischen Textes gemacht ist.

Nach der morgenländischen Ueberlieferung war Mani ein Mann von hohen und vielseitigen Geistesgaben, Dichter, Musiker und Maler, Mathematiker, Astronom und Geograph. Später trat er zum Christenthum über und wurde Presbyter zu Ahwaz. Möglich, daß er in den Parteikämpfen seines Vaterlandes, in der nationalen und religiösen Bewegung seiner Zeit, gerade an der Spitze der Christen eine dritte Partei zu bilden, den Kampf der beiden anderen Parteien des altpersischen Glaubens benützen, sie zu unterdrücken und zur Herrschaft zu kommen hoffte.

Aber bei seinem Uebertritt in die christliche Gemeinde hatte er manche Anschauung aus der altväterlichen Religion der Parsen in sich mitherübergebracht, und wenn er vor Christen Vorträge hielt oder mit Juden und Anhängern Zoroasters sich stritt, traten diese parsische Färbungen seines Christenthums hervor. Er machte

ſich dadurch einer Hinneigung zur Lehre Zoroaſters und einer Feindſeligkeit gegen das alte Teſtament verdächtig und wurde von den Chriſten als Irrlehrer ausgeſtoßen. Da erſt kam in Mani, dem feurigen und kühnen Geiſte, der Gedanke zur Reife, eine Weltreligion zu bilden und darin die Gegenſätze der Volksreligionen zu verſöhnen. Er achtete ſich für berufen, Reformator des Zeit-Chriſtenthums zu werden, das ihm von jüdiſchen Zuthaten und Satzungen entſtellt ſchien, es von dieſen fremdartigen Zuſätzen zu reinigen, dieſes ſo gereinigte Chriſtenthum in ſeiner Einheit mit der gereinigten Lehre Zoroaſters darzuſtellen, und dem Chriſtenthum in der von ihm gegebenen Geſtalt Bahn zu brechen im perſiſchen Reiche.

Dieſes ſein Chriſtenthum nannte er die wahre und vollkommene Weltreligion. Das Poetiſche, Phantaſiereiche ſeiner Vorträge und die feurige Beredtſamkeit, mit der er ſprach, gewannen ihm ſchnell vielen Anhang, ſelbſt die Gunſt Schapur's, des Königs. Aber die Magier verfolgten und verdächtigten ihn, er mußte fliehen im Jahr 270, durchreiste Aſien bis nach China, ſchöpfte, der Strömung des Buddhaismus nachgehend, die Lehre des Buddha in China, Indien, Thibet und der Mongolei, und nahm davon, was ihm gut ſchien, in ſeine neue Religion mitherüber. Nach dieſen Reiſen zog er ſich eine Zeit lang, und zwar, wie die Ueberlieferung ſagt, ohne zu eſſen und zu trinken, in eine einſame Grotte in Turkeſtan zurück, und vollendete hier das „Ertenki-Mani", das Buch, das nachher ſeinen Anhängern als ihr eigentliches Evangelienbuch galt.

Dieſes Buch war von ihm nicht nur mit ſeltſamen Malereien geſchmückt, welche ſeine Lehre ſymboliſch darſtellten, ſondern ſeine Lehre ſelbſt war darin mit glühenden Farben morgenländiſcher Poeſie geſchrieben. Der Name „Ertenki" wird einerſeits als Bilderbuch verdeutſcht, andererſeits wird geſagt, es heiße ſo viel als „Herrliche Lehre" oder Evangelium.

Zu Ende des Jahres 271, nach dem Tode Schapur's, war er nach Perſien zurückgekehrt, gewann neuen Anhang und die Gunſt des Königs Hormuz; aber nach deſſen Tode wurde er ein Opfer des Haſſes der Magier. Er wurde als Religionsverfälſcher

verurtheilt, daß ihm bei lebendem Leibe die Haut abgezogen, und diese ausgestopft, zum warnenden Beispiel, an den Thoren der Hauptstadt aufgehängt werde. Dieses Urtheil wurde an ihm im Jahr 277 vollzogen.

Die abenteuerlichen abendländischen Berichte sagen unter Anderem: Die Lehre des Mani gehe bis auf das Ende des apostolischen Zeitalters zurück. Ein sarazenischer Handelsmann, Namens Scythianus, welcher das Morgenland, Aegypten und Griechenland durchreiste, habe seinem Schüler Terebinthus vier Bücher diktirt, in die er seine Geheimlehre niedergelegt habe. Nach dem Tode des Meisters habe Terebinthus zu Babylon sich niedergelassen, sich Buddha genannt und vorgegeben, er sey von einer Jungfrau geboren und auf einem einsamen Gebirge von einem Engel erzogen. Nachdem ihm ein Sturz vom Dache den Tod gebracht, seyen jene Bücher in den Besitz eines jungen freigelassenen Sklaven gekommen, dieser habe sich die geheime Weisheit derselben angeeignet, sie weiter ausgebildet und sey damit unter dem Namen „Mani" in Persien aufgetreten. Aus den heiligen Schriften der Christen habe er seiner eigenen Lehre einen christlichen Anstrich gegeben, und sich vor den Christen den im Evangelium verheißenen Paraklet genannt u. s. w. Auch nach der abendländischen Ueberlieferung aber wurde er lebendig geschunden, und erlag dem vereinten Haß der Magier und der Christen.

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Mani die Weissagung vom Paraklet auf sich bezogen und sich eben damit als den Vollender der von Jesus Christus gestifteten Religion hingestellt habe. Gewöhnlich nannte er sich zwar nur einen Apostel Christi. Aber spätere Anhänger seiner Lehre erklärten ausdrücklich, Zoroaster, Buddha, Christus und Mani seyen Ein und Dasselbe, Menschwerdungen des Einen göttlichen Lichtwesens. Und der Kirchenvater Augustinus, der in seiner Jugend selbst Manichäer war, läßt in der Schrift, in welcher er den Manichäismus bekämpfte, einen Anhänger Manis unumwunden sagen: „Mani ist gekommen, und hat uns durch seine Predigt Anfang, Mitte und Ende gezeigt; er hat uns belehrt über die Einrichtung dieser Welt, warum, aus was und wenn sie erschaffen worden, über Tag und

Nacht, über den Lauf der Sonne und des Mondes. Davon finden wir Nichts bei Paulus und den anderen Aposteln, und betrachten darum Mani als den verheißenen Paraklet".

Sein Versuch einer neuen Religion hatte dem Meister selbst den Untergang gebracht; aber schon bald nach seinem Tode hatte er Anhänger von Persien bis an die äußersten Enden Galliens und Spaniens, diesseits und jenseits der Küsten des mittelländischen Meeres, und zwar so zahlreich und bedrohlich, nicht nur für das ächte Christenthum, sondern für das römische Reich und dessen Ruhe, daß Kaiser Diocletian jenes überaus strenge Gesetz vom Jahre 287 gegen die „infame Sekte der Manichäer" erließ.

Mehreres an der Lehre des Mani hatte besonderen Reiz für die Stimmung jener Jahrhunderte: Die Weisheit, welche zu besitzen sie vorgab, und die tiefere Naturkenntniß, die Mani wirklich gelehrt zu haben scheint; die phantastisch poetische Ausstaffirung der Lehre, welche Naturphilosophie und Religion, Ethik und Physik zugleich war und den Aberglauben ganz besonders begünstigte; am Meisten aber das Versprechen, nicht bloß das Geheimniß des Weltzusammenhangs, sondern alle Geheimnisse zu lösen, Herz und Geist über die Gegensätze, von denen die Zeit zerrissen war, zu erheben, und von Dunst und Zweifel zu befreien; endlich der Geheimbund und die Organisation des Geheimbundes, welcher die Anhänger der Lehre des Mani umschloß.

Mani's eigene Lehre ist von dem, was seine Schüler im Laufe der Jahrhunderte daraus machten, nicht mehr genau zu unterscheiden, da die Schriften des Mani verloren gegangen sind.

Wir heben nur Einiges aus den Anschauungen des Manichäismus heraus, Solches, was ihn besonders kennzeichnet.

Mani nahm zwei Grundwesen an, ein gutes und ein böses, Beide von Ewigkeit her bestehend, das Eine in einem Reiche des Lichtes, das Andere in einem Reiche der Finsterniß; Beide bestanden neben einander, aber in Feindschaft. Auf der einen Seite ist das Reich des Lichtes, Gott, die Weltseele, das Gute; auf der anderen Seite das Reich der Finsterniß, der Satan, die Materie, das Böse. Lange unter sich selbst in beständigem Aufruhr und Kampf, vereinten sich die Mächte der Finsterniß zum gemein-

noch eine zweite Seele gegeben, einen geistigen Auszug aus den Stoffen der Materie, eine Seele voll Sinnlichkeit und Begier; und war die erste Seele in ihm dem Lichte zugewandt, so war die andere Seele in ihm der Finsterniß zugeneigt, und beide Seelen in ihm machten sich die Herrschaft streitig.

Um die Sinnlichkeit und Begier der niederen Seele im Menschen noch zu reizen, gestattete der Herrscher der Materie dem von ihm geschaffenen Menschen den Genuß der Früchte aller Bäume, verbot ihm aber den Genuß vom Baume der Erkenntniß, damit er in Unkenntniß seines himmlischen Ursprungs und in Abhängigkeit von ihm, dem Herrn der Materie, bliebe.

Aber auch das war umsonst. Christus, der in der Sonne wohnende Sohn des ewigen Lichtes, der Sonnengeist, nahm die Gestalt einer Schlange an, und führte den Menschen dazu, daß er dem Gebot des Herrn der Materie ungehorsam ward und vom Baume der Erkenntniß genoß.

Auf das schuf der Herrscher der Materie mit seinen Dämonen das Weib. Sie reizten den Menschen zur Begattung. Dadurch wurden immer neue „Seelenkerker" geschaffen. Die Lichtseele vervielfältigte sich, aber ihre Kraft wurde eben durch die Vervielfältigung zersplittert und immer mehr geschwächt. Die sich vervielfältigende Lichtseele sank immer tiefer in die Bande des Sinnlichen, in den Bann der Materie.

Die Lehre der Manichäer ist die noch heute oft sich kundgebende Ansicht, daß die Geschlechtslust und ihre Folge, die Zeugung, der Kern des Bösen, der Hauptreiz zur Sünde sey. Die Vermischung des ersten Menschen mit dem Weibe und die Fortzeugung der Geschlechter habe die Lichtnatur des Menschen immer tiefer in die Bande der dämonischen Natur verstrickt.

Durch falsche Religionen, durch das Judenthum und das Heidenthum, sey, sagte Mani, noch zudem von dem Herrscher der Materie und seinen Dämonen die Nachkommenschaft der ersten Menschen irre geleitet worden. —

Die Religion ist von Gott nach der Lehre des Mani und seiner Schüler, und der Drang des Menschen, die Gottheit zu verehren, ist ein Beweis, daß der Menschen überall seines h

lischen Ursprungs Ahnung in sich hatte. Alle die verschiedenen Religionen vor dem Christenthum sind die Beweise davon. Das Ursprüngliche in den Religionen der Heiden wie der Juden ist göttlicher Art. Nur das Heidenthum und das Judenthum, wie sie geworden sind, sind Verfälschungen der ursprünglichen Religion. Die Mächte der Finsterniß verfälschten diese, und im Laufe der Zeit so sehr, daß die wahre Religion, die ursprünglich zu Grunde lag, ganz verdunkelt wurde, und nur noch Funken der Wahrheit durch das aufgetragene Gewölke der Verfälschung durchschimmerten.

Um das Menschengeschlecht aus dieser Nacht zu erlösen, und es zum vollkommenen Bewußtseyn seines Ursprungs aus dem Lichtreiche zu erheben, mußte der Sonnengeist selbst, „der Sohn des ewigen Lichtes, der zur Rechten des Lichtes thront", zur Erde niedersteigen.

Unter der Regierung des Tiberius erschien Christus in Judäa, jener Sonnengeist, der in Buddha und Zoroaster schon anderswo erschienen war, er, der hohe erlösende Geist, der Sohn des ewigen Lichtes.

Er erlöste die Menschheit dadurch, daß er den Menschen die Bahn vorzeichnete, auf welcher sie wandeln müssen, um sterbend in das Lichtreich zurückzukehren. Er belehrte die Menschen über ihre Lichtnatur, und über die Mittel zu ihrer Erlösung von den Banden der Materie.

Der Fürst dieser Welt wußte nicht, mit wem er es eigentlich zu thun hatte, er wußte nur, daß er hier einen starken Bekämpfer seines dunkeln Reiches vor sich hatte, und er wußte es unter den rohen und verdorbenen Juden einzuleiten, daß er gekreuzigt wurde.

Aber der wahre Christus, sagen die Manichäer, der Sohn des ewigen Lichtes, der Sonnengeist, hat nicht gelitten und ist nicht gestorben. Dieser Christus ist nach ihrer Lehre zwar in menschlicher Gestalt erschienen, aber nicht in menschlichem Wesen. Er ist der Göttliche geblieben, und hatte keinen wirklichen Leib, sondern einen bloßen Scheinleib; und auch sein Leiden und Sterben am Kreuz war nur ein Scheinleiden. Was

von der menſchlichen Geburt, was von ſeiner Taufe in den Evangelien erzählt iſt, hatte für den Manichäer keine Wahrheit. Denn der Reine, ſagte dieſe Lehre, konnte ſich nicht in den unreinen Grund der Zeugung ſtürzen, und der Lichtſtrahlende bedurfte der Taufe nicht. Er hatte auch keine Brüder und keine Schweſtern, aß nicht und trank nicht, und die Geſchichte ſeines Leidens iſt Nichts, als eine ſymboliſche Darſtellung der Schmerzen, welche die in der Materie gefangene und darum leidende, gleichſam gekreuzigte Lichtſeele durch die Materie zu erdulden hat.

Der „leidende Jeſus", ſagen die Manichäer, ſey nichts Anderes als ein Symbol der Weltſeele und ihrer Kämpfe. Jede Seele ſey ein Theil des „leidenden Jeſus", und leide, weil das gefeſſelte Licht durch die Materie leide.

Dieſe gefangene Seele, den „leidenden Jeſus" oder das an die Materie gebundene Licht zu läutern und zu befreien in der ſittlichen wie draußen umher in der natürlichen Welt, ſey eben der erlöſende Sonnengeiſt ſelbſt in die irdiſche Welt eingetreten.

Wenn in der Schrift geſagt ſey, Chriſtus habe gelitten am Holze, ſo ſey das von dem Leiden der Natur zu verſtehen, beſonders in der Pflanzenwelt. Das Licht, das in der Natur, zumal in gewiſſen Pflanzen, zerſtreut ſey, kämpfe mit der Materie, arbeite ſich aus der finſteren Erde empor, und ſtrebe ſich in Blüthen und Früchten immer freier zu entwickeln. Die Pflanze ſehne ſich nach dem Lichte, die Pflanzenſeele ſchmachte nach ihrer Befreiung; aber ſie ſey noch gebunden an die grobe und zähe Materie des Holzes. Durch den Tod der Pflanze trete ihre Erlöſung ein, durch ihn werde das gebundene Licht darin frei.

Das ſey das immer ſich wiederholende „Leiden der Natur". Denn mit jeder Pflanze, die aus dem dunkeln Schooß der Erde hervorbreche, werde der „leidende Jeſus", das Symbol der noch an die Materie gebundenen Lichtſeele, ſtets wieder aufs Neue geboren, um aufs Neue zu leiden, zu ringen und zu ſtreben, und den Kampf des Lichtes mit der Materie, der Finſterniß, durchzumachen.

Daß das Licht frei werde von der Materie, das ſey das ganze Geheimniß der Erlöſung; und nur ſofern das lichtſtrahlende

Kreuz als Symbol des Lichtes gefaßt werde, könne man sagen, daß von dem Kreuze das Heil der Welt ausgehe.

Der in der Menschheit erschienene Sonnengeist aber, der „leidenlose Christus", der Erlöser habe für sich selbst sein Werk nicht ganz auf Erden vollendet: die Juden waren nach Mani noch zu roh und verdorben, um ihn recht zu begreifen; selbst die Apostel haben ihn nicht ganz verstanden, und seine Lehre sey nachher noch verfälscht worden. Mißverstanden von Anfang an, durch die Apostel zu einem jüdischen Gebilde verunstaltet, habe das Werk Christi am Meisten dadurch gelitten, daß eine Menge Irrthümer und absichtliche Verfälschungen in die Lehre desselben nach seinem Hingang hineingetragen worden seyen. Der Einfluß der Mächte der Finsterniß auf die Schriften, welche angeblich die Lehre Jesu enthalten sollten, sey unverkennbar, und diese Schriften seyen theils verfälscht, neben dem, was die Apostel selbst schon verkehrt aufgefaßt haben, theils seyen sie ganz unterschoben, von unbekannten Leuten verfaßt.

Das habe Jesus vorausgesehen und darum die Verheißung gegeben, er, der in seinem Erdenleben so sehr Mißverstandene, werde einen Andern an seiner Stelle senden, den „Paraklet".

Unter diesem Paraklet verstanden Mani und seine Jünger nicht den heiligen Geist, — denn dieser ist bei den Manichäern etwas vom Paraklet ganz Verschiedenes — sondern einen Apostel, größer, als Jesu unmittelbaren Jünger und nächsten Apostel.

Dieser noch größere Apostel sey in Mani erschienen und sein Beruf sey eben gewesen, die Lehre Jesu von aller Entstellung zu reinigen, dessen Werk fortzusetzen und zu vollenden. Nun erst sey das Reich Gottes herbei gekommen.

Die durch Mani erst gereinigte Christuslehre enthalte die vollkommene Wahrheit, die reine Vernunftwahrheit. Was damit nicht zusammenstimme, sey falsch, und Mani's Lehre sey der Maaßstab, an welchem man das Wahre und Falsche auch in den heiligen Schriften bemessen könne und müsse.

Dieser Rationalismus und diese Vernunftkritik des Manichäismus findet sich bei dem Kirchenlehrer Augustinus, dem früheren Manichäer, also ausgedrückt:

„Du glaubst Alles ohne Weiteres, und verdammst die höchste Gabe der Natur, die Vernunft, sagt der Manichäer Faustus bei Augustin. Uns lehrt der in der heiligen Schrift verheißene Paraklet, was wir aus derselben anzunehmen und was zu verwerfen haben. Wir erwägen, was darin von Christus habe gesagt werden können, und was nicht. Denn viele Worte haben eure Vorgänger den Aussprüchen unseres Herrn eingewoben, welche jetzt den Namen des Herrn an sich tragen, aber mit dessen Religion nicht zusammenstimmen. Weder von Christus noch von dessen Aposteln sind die Evangelien geschrieben, sondern lang nach ihrem Hingang, von wer weiß welchen Halbjuden. Von dem neuen Testament nehmen wir bloß das an, was zur Verherrlichung des Sohnes von ihm selbst oder dessen Aposteln gesagt ist, und was als solches unter der Prüfung sich herausgestellt hat; gegen das Uebrige, welches auf Mißverstand und Unkunde beruht, verwahren wir uns".

Uebrigens ist auch bei der Beurtheilung der Manichäer nicht zu vergessen, daß es nur Gegner sind, welche uns ihre Lehre überliefert haben, und daß, was uns überliefert ist, sichtbar in Bruchstücken besteht, welche bei den verschiedenen Gegnern sehr verschieden gefärbt sind.

Erweislich ist in der That nicht, daß Mani sich selbst, oder daß ihn seine wahren Schüler den Paraklet nannten; es scheint im Gegentheil durch die Berichte der Gegner als das Wahre durchzuschlagen, daß die sich fortentwickelnde Vernunft, die wachsende Einsicht in den Schriftinhalt, das durch die Jahrhunderte sich erweiternde Verständniß, nicht ein einzelner Geist, sondern der allgemeine fortschreitende Geist, von den geistigeren Manichäern unter dem Paraklet verstanden war, welcher in die volle Wahrheit leiten werde.

Als derjenige, welcher das Christenthum wieder in seine Geistigkeit herzustellen sich berufen fühlte, schrieb Mani eine Reihe eigener Schriften, „das lebendige Evangelium", wahrscheinlich eins und dasselbe mit dem Buch „Ertenki-Mani"; das „Buch der Geheimnisse"; das „Buch der Hauptstücke"; den „Schatz des Lebens" und mehrere Briefe, besonders einen, welcher den Titel „Grund des Glaubens" hatte.

Außer wenigen Bruchstücken daraus, welche uns die widerlegenden Gegner geben, sind alle für uns verloren gegangen; die Manichäer aber verehrten diese Schriften hoch; und daneben noch andere, angeblich apostolische Schriften, z. B. ein Evangelium des Thomas, ein Evangelium des Philippus, einen Brief an die Laodicener.

Eine strenge Ascese war von Mani als der zur Erlösung führende Weg gelehrt, ein sorgfältiges Meiden aller Einflüsse der Materie, eine Enthaltung von aller Berührung mit dem, was finster, gemein und ungeistig sey, und Liebe und Eifer, Alles, was von Licht in der sichtbaren Natur, namentlich in der Pflanzenwelt, zerstreut sey, zu sammeln und in sich aufzunehmen.

Für Seelen, welche während eines einmaligen Lebenslaufes auf Erden noch nicht zur völligen Reinigung gelangen, lehrte Mani die Nothwendigkeit eines wiederholten Lebenslaufes auf Erden, in welchem diese Seelen den Läuterungsprozeß in einem neuen Körper wieder von Neuem beginnen müssen.

Für erlösbar erklärte Mani alle Seelen, diejenigen ausgenommen, welche freiwillig sich dem Dienste der Materie ergeben, sich ganz in das Materielle und in die Erde sich eingraben. Von denen sagte er, sie müssen auch das dereinstige Loos der Materie theilen.

Dieses einstige Loos der Materie schilderte Mani also: Durch einen Weltbrand werde die letzte Läuterung der sichtbaren Welt vollbracht werden. Dieser werde Alles, was noch Lichtangehörig sey, von der Finsterniß scheiden. Die Materie werde, aller Lichttheile beraubt, in ihr Nichts zurücksinken, Satan vollständig überwunden, sein Reich gegen das Licht völlig machtlos seyn; und die finstern Gewalten werden im Gefühl ihrer Unmacht gegen das Licht, sich einander selbst anfallen und bekämpfen.

Man hat gesagt, Mani habe gegen die bereits sichtbar gewordene christliche Kirche eine Gegenkirche bilden wollen, und zwar unter hierarchischen Formen.

Auch hierin ist mit Vorsicht zu unterscheiden, was die Lehre Mani's ursprünglich war, und was nachher von Andern aus der Lehre Mani's gemacht wurde.

Denn, was nach der Angabe der Gegner Grundaufstellung des Mani war, die Messung der Wahrheit des Schriftinhalts am Richtscheit des Geistes, der Vernunft, das war nicht nur nicht hierarchisch, sondern der äußerste Gegensatz alles Hierarchischen.

Ebenso hat die Geschichte des ganzen Verlaufes des Manichäismus an sich selbst bewiesen, daß die Manichäer Alles eher waren, als Anhänger der Hierarchie oder Eiferer für dieselbe. Im Gegentheil, eben die Hierarchie war es, welche den Manichäismus am bittersten zu allen Zeiten verfolgte, nachdem sie, und obgleich sie dasjenige aus ihm sich angeeignet hatte, was Nebensache desselben war, und dasjenige für verdammlich erklärt hatte, was Hauptsache in demselben, und was eben das Gegentheil aller Hierarchie war.

Nur den Schein einer Hierarchie hatte die Gliederung der manichäischen Gemeindeverfassung.

Mani hatte, ganz als Erneurer des Christenthums zur Form seines ursprünglichen Geistes, als welcher er gelten wollte, nach dem Vorgange Jesu zwölf Apostel ausgesandt, seine Lehre zu verbreiten. An die Stelle dieser zwölf Apostel traten später zwölf Lehrer (Magister). Und wie Jesus jenen weiteren Kreis von Jüngern ausgesandt hatte, so hatte auch Mani zwei und siebenzig Jünger als weiteren Kreis neben dem engeren der Zwölfe. An die Stelle dieser zwei und siebenzig Jünger traten dann später zwei und siebenzig Bischöfe. Diese standen unter den zwölf Magistern. Nach den Bischöfen kamen dann die Presbyter (Aelteste); nach diesen die Diakone; nach diesen die Evangelisten. Diese fünffache Ordnung entsprach den fünf reinen Elementen.

Das war die Gliederung Derjenigen, welche an der Spitze des Ganzen, als die Leitenden, standen.

Man war schon der Ansicht, als wäre über den zwölf Lehrern noch ein Höherer gestanden, ein Stellvertreter des Mani nach dessen Tod, ein „Princeps"; das ist ein Irrthum. Keine lebende Persönlichkeit, sondern der ewig lebendige Geist, der Paraklet, war der oberste Leiter des Ganzen.

Alle diese Leitenden der Gemeinde waren hervorgegangen aus den „Auserwählten", oder, wie sie auch hießen, „Vollkom-

menen"; denn die Gemeinde hatte zwei Grade. Der höhere Grad war derjenige der „Erwählten"; der niedere Grad war derjenige der „Zuhörer", d. h. der Masse aller übrigen Mitglieder der Gemeinde.

Die „Erwählten" hatten sich den strengen Pflichten der Entsagung zu unterziehen, einem Leben, welches das Einfachere sogar entbehrte, was das Menschendaseyn und die Erde sonst an überall erlaubten Genüssen haben und bieten.

Die strengen Pflichten, oder die drei großen Gelübde derselben, waren zunächst das „Gelübde des Mundes", das „Gelübde der Hände", das „Gelübde des Schooßes".

Das Gelübde des Mundes ging dahin, etwas Unheiliges weder selbst zu reden, noch anzuhören, oder zu sehen; keine anderen als reine Speisen zu genießen; namentlich Eier und Fleisch, deren Genuß im heißen Morgenlande blutvoll und leidenschaftlich macht, nicht zu essen, sondern nur Feld- und Gartenfrüchte, namentlich Melonen und Oliven, die letzteren mit Beziehung darauf, daß das Oel eine Nahrung des Lichtes ist; nicht zu trinken Milch, noch weniger Wein oder irgend ein berauschendes Getränk; den Wein nannten die Manichäer „die Galle des Fürsten der Finsterniß". Der dicke morgenländische Wein macht das Blut schwer, wenn er ohne Wassermischung getrunken wird.

Das zweite Gelübde, das der Hände, ging dahin, sich jeder unrechten Handlung zu enthalten, welche der Mensch mit den Händen verrichten mag; ja es ging noch weiter, sich alles Dessen zu enthalten, was in das Materielle verstricken könnte, aller Thätigkeiten des Erdenlebens, welche an sich gemein wären, oder, wie die industrielle Thätigkeit, gemeine Leidenschaften im Menschen wecken oder nähren könnten; oder wenigstens den Geist der Pflege des Geistigen entzögen.

Man findet, daß das „Gelübde der Hände" von den Gegnern des Manichäismus dahin beschränkt wurde, als hätte es sich bloß darauf bezogen, keine Pflanze und kein Thier zu verletzen. Gerade hieraus kann man sehen, wie vorsichtig man Aussagen von Gegnern über Lehre und Leben bedeutenderer Menschen aufnehmen muß. Jeder Tag zeigt dieß uns heute noch an Mit-

lebenden, wie sehr Unkunde oder böser Wille entstellt, und wie leicht die Entstellungen durch die prüfungslosen Menschen sich fortpflanzen. Eine solche Entstellung macht sich fast durch alle Theile des Manichäismus, so weit wir diesen durch Gegner kennen, fühlbar, fast handgreiflich.

Eines ist es, was alle bisherigen Kirchengeschichtschreiber ohne Unterschied nicht beachtet haben, nämlich das, daß die „Gegenkirche" der Manichäer im sechsten Jahrhundert ihren Untergang fand „an dem Haß ebensowohl der Magier, als der bereits völlig ausgebildeten Hierarchie der Bischöfe".

Das Letztere mußte durchaus ein Fingerzeig seyn, daß die Manichäer keinerlei Hierarchie zugethan waren; es erhellt dieß einfach daraus, daß die Hierarchen des Heidenthums wie die Hierarchen des Christenthums sich die Hände boten, die Manichäer auszurotten.

Das dritte Gelübde war das der Keuschheit für die Erwählten. Auch dieses Gelübde — soweit es die Lehre des Mani selbst betrifft — ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Es ist aus den Berichten der feindseligen Kirchenlehrer, der Väter der katholischen Kirche, wie aus den Darstellungen heute lebender Theologen greiflich, daß sie die Mänichäer und ihre Lehre nicht aus Unkunde bloß, sondern aus vorgefaßter Meinung, karrikiren. Es geschieht jedem Lehrer Unrecht, wenn man das, was seine Schüler oder gar oft um Jahrhunderte später lebende Anhänger, wie Mani solche hatte, aus seiner Lehre machten, mit der Lehre des Meisters vermengt, und das dann als seine Lehre ansieht und ausgibt.

Die Auserwählten blieben unverehlicht. Wie sie ihre Hand rein hielten von allem Erwerb an Geld und Gut, so sollte sie das Gelübde der Keuschheit auch außer Berührung erhalten mit den Reizen des ehlichen Lebens. In freiwilliger Armuth, ohne Weib und Kind, sollten sie über der materiellen Welt und ihrer Gesellschaft stehen, und die bleichen, magern Gestalten dieser Auserwählten sprachen für sich selbst von der Strenge ihrer Entsagungen zu den weiteren Kreisen der Manichäer, welche von ihnen knieend den Segen empfingen und sie ehrten als Priester, Lehrer

und Beichtväter, als die Befreier der von der Materie gebundenen Seelen und des in der Welt gefesselten Lichtes. Man hat sie mit den Brahminen der Indier verglichen, und ihre Stellung mit derjenigen Stellung, welche die Brahminen in Indien über die niederen Kasten haben, als Mittler zwischen der Gottheit und dem Volke.

Aber sie selbst und ihre Richtung waren doch ganz anders. Denn hüllten sich auch die Auserwählten mit ihrem höheren Wissen und mit ihrem Leben in ein Geheimniß, so konnte doch jeder Fähige aus dem Stande der Zuhörer unter die Auserwählten sich erheben; die Auserwählten ergänzten sich aus der zuhörenden Masse. Und war es auch aus Indischem hergenommen, dieses Wesen der Auserwählten, so war es doch zu einem Anderen, Neuen gemacht, das weder brahminisch, noch überhaupt hierarchisch war, weil es den Gegensatz alles Hierarchischen als einen Grundcharakter in sich hatte, nämlich die freie Kritik alles und jedes Schriftinhalts. Zeigt sich doch durch das ganze Mittelalter hindurch gerade der Manichäismus als das Lager, von wo aus immer wieder neue Angriffe auf den Glaubenszwang der katholischen Kirche ausgehen, nicht bloß „Ketzereien", sondern auch Solches, was Licht war in der Nacht, und was reinigend wirkte in der dicken, schwülen Luft!

Es wird berichtet, Taufe und Abendmahl haben bei den Manichäern nicht zum allgemeinen Gottesdienste, sondern nur zum geheimen Gottesdienste der Auserwählten gehört. Augustin sagt das. Doch möchte auch dieser Bericht mit Vorsicht aufzunehmen seyn, wie Manches, was über ganz andere Dinge und Personen Augustinus sagt. Nach Augustins Darstellung scheint es sogar eher wahrscheinlich, daß, was über Taufe und Abendmahl der Manichäer überhaupt berichtet wird, auf grobem Mißverstand oder auf Entstellung beruht.

Wenn vielfach ihnen nachgesagt worden ist, und in fast allen neuen Kirchengeschichten, mit wenigen Ausnahmen, ihnen nachgesagt wird, Taufe und Abendmahl haben zu dem geheimen Cultus bloß der Auserwählten gehört, so beruht das auf offenbarem Mißverstand in Betreff der Taufe, bei welcher Oel statt Wassers

gebraucht worden seyn soll. Eben das, daß die einen Gegner behaupten, die Taufe sey mit Oel, die andern, sie sey mit Wasser bei den Manichäern verrichtet worden, weist darauf, daß es sich um etwas ganz Anderes handelt, als um die gewöhnliche Taufe, wenn von einer Oeltaufe die Rede ist. Keineswegs „forderte die Naturanschauung der Manichäer die Oeltaufe"; denn das Wasser war ihnen ein reines Element. Die Oelung aber war eine altmorgenländische religiöse Weihe, und wenn Einer aus den Zuhörern auf die höhere Stufe der Auserwählten übertrat, wurde diese Salbung mit Oel an ihm vollzogen. Das wurde so mißverstanden, als ob das erst die Taufe gewesen wäre — die Taufe hatten ja jedenfalls die meisten der Manichäer längst vorher, ehe sie nur Zuhörer, geschweige Auserwählte wurden. Getauft waren alle Die, welche Christen waren, ehe sie in die Sekte der Manichäer eintraten.

Ebenso muß die Nachricht Augustins, daß das Abendmahl mit Oel statt mit Wein und nur von den Auserwählten gefeiert worden sey, mit Vorsicht aufgenommen werden. Auch hier waltet offenbar ein Mißverstand, und die Auserwählten bedienten sich beim Abendmahl wohl nicht des Saftes der Rebe, aber des süßen Saftes jenes Baumes, welcher Oel und Wein zugleich gibt, des Weins der Palme neben dem Oel der Palme.

Die Richtung des Manichäismus neigte überhaupt vom Sinnlichen, also auch von allem Gepränge dessen ab, was man äußerlichen Gottesdienst, Formen des Cultus, nennt. Ihr Gottesdienst war sehr einfach. Wöchentlich feierten sie den Sonntag, als den Tag des Herrn des Lichtes. Daran wurde gefastet. Nur Ein großes Fest feierten sie, und zwar am Todestage Manis, der in den März fiel. Dieses Fest hieß Bäma, d. h. Fest des Lehrstuhles, „Stuhlfeier".

In dem Versammlungssaale war da ein Lehrstuhl zur Schau gestellt, prachtvoll geschmückt, von kostbaren Teppichen überhangen. Fünf Stufen, Sinnbilder der fünf Ordnungen ihrer kirchlichen Verfassung, führten zu diesem Stuhl. Alle Manichäer warfen sich vor dem Stuhle nieder, und bezeugten ihm dadurch ihre Ehrfurcht.

Die „Zuhörer" lebten ganz wie andere Menschen, aßen Fleisch, tranken Wein, wuschen sich, bauten das Feld, trieben Handel und jedes Gewerb, standen in öffentlichen Aemtern, sammelten Vermögen, lebten in der Ehe und zeugten Kinder, und hatten dabei die Auserwählten mit Nahrung zu versehen, für sie Brod zu backen, für sie Früchte zu pflücken.

Die Auserwählten dagegen beteten für die Hörer, und gaben ihnen, wofern sie Reue fühlten und zeigten, die Verkündigung, daß ihnen ihre Sünden vergeben und erlassen seyen. Die Buße war im Manichäismus die Bedingung der Vergebung. Den Auserwählten, auf ihrer höheren Stufe, konnte die Reue nur sehr schwer eine Sühne schaffen, wenn sie gegen eines ihrer drei Gelübde sich vergingen. Den Zuhörern aber verkündeten sie Vergebung nach eingetretener Reue, da sie nur gesündigt haben als solche, die sich noch nicht zur sittlichen Freiheit erhoben haben; als solche, in deren Innerem die Macht der Finsterniß, die Materie, noch überwiege, weil der Lichtkeim in ihnen noch nicht stark genug und siegreich geworden sey; denn in wem das Licht zur Herrschaft gelangt sey, der thue nothwendig Gutes.

Die Auserwählten erscheinen so in einem Verhältniß zu den Hörern, wie später in der katholischen Kirche der Clerus zu den Laien; aber gleich wieder mit dem wesentlichen Unterschied, daß bei den Manichäern keinerlei Gewissenszwang, keine Herrschsucht und keine Oberherrschaft, nichts von blindem Gehorsam, sondern Freiheit des Glaubens und Lebens, Freiheit der Kritik, also durchaus nichts von dem war, was eben das Wesen des Hierarchischen ausmacht.

Sie waren Lehrer, die Auserwählten, und trugen den Hörern die Lehre vor, wenn auch nur in ihrer symbolischen Einkleidung. Die Masse der Hörer vermochte es auch an und für sich schon nur allmählich, zu dem tieferen Sinn der einzelnen Lehren, zu dem geistigen Kern, sich zu erheben. Das Ganze des Geistes, der in der Lehre lag, zu fassen und zu überschauen, vermochte die Mehrheit nicht, obwohl es gerade geistigere Menschen waren, die sich von der Lehre und der Gemeinde der Manichäer anziehen ließen, wie Augustinus selbst in seiner Jugend. Und

edlere Gemüther gerade, wie ausdrücklich berichtet wird, waren es, die sich verlocken ließen, Manichäer zu werden, männliche und weibliche „schöne Seelen".

Wir werden später sehen, wie sich in der damaligen Christenheit die Parteien, die Lehrmeinungen und die Irrthümer des Denkens und Lebens befehdeten, wie sehr es dunkelte, und wie die Versuchung nahe lag, in etwas ganz Absonderlichem, das sich vollends als die allein wahre Kirche des Lichtes und der Reinheit gab, Aufschluß aller Räthsel des Lebens und Glaubens und eine Erhebung über das, wodurch die Zeit zerrissen war, zu suchen und zu finden.

Die üppige Einbildungskraft, von welcher theils schon Manis Lehre, theils die Vorträge späterer Manichäer getragen waren, und welche durch Bilder in der Art morgenländischer Poesie die Sinne reizten, that auch das Ihre dabei. So hatten die Manichäer ein hohes „Lied der Liebe". In diesem feierten sie die Vermählung, durch welche sich die Gemeinde der Lichtseelen mit ihrem Bräutigam, Christus, dem Herrn des Lichtes, vereinigte.

Ein milder Sinn leuchtet durch trüben Dunst und Phantasterei des Manichäismus auch darin hindurch, daß er den rohen Einbruch in das Naturreich, die mörderische und verwüstende Verletzung der Thierwelt und der Pflanzenwelt, verwarf und verdammte, als Frevel nicht nur an der Natur, sondern an Gott, dem Schöpfer. Man muß sich dabei an die ursprüngliche Schönheit und Wahrheit der Idee halten, welche dieser Seite der Lehre zu Grunde lag, und welche nur, auf die Spitze getrieben, entweder sich selbst karikirte, oder von Feinden karikirt wurde.

Noch ist hervorzuheben, daß die Manichäer Paulus als den einzigen Apostel angesehen wissen wollten, welcher die Lehre Jesu verstanden habe. Von den pauliniſchen Briefen sagten sie, sie seyen ächt, aber Paulus sey noch in manchen Stücken zu sehr Jude gewesen, um die volle Wahrheit zu erkennen, und einzelne Stellen seiner Briefe seyen von Andern gefälscht.

Die schnelle und große Verbreitung und Bewegung, welche die Lehre des Mani in der ganzen römischen Welt nach sich zog, rief jenes blutige Gesetz Diocletians gegen diese neue Religions-

weise hervor und andererseits einen Kampf der christlichen Vorfechter gegen den Manichäismus. Gewiß ist, daß zur Verbreitung desselben die sittliche Strenge im Leben der Manichäer beitrug, und daß das, was man bei den Bischöfen der allgemeinen christlichen Kirche sah, namentlich seit dem Ende des dritten Jahrhunderts der Geiz, der Gewissenszwang, die Herrschsucht und die Verweltlichung derselben, den dunkeln Grund abgab, auf welchem sich die manichäische Gegenkirche wie etwas Lichtes und Besseres erhob.

Gefährlich war dem Christenthum die Lehre des Mani besonders dadurch, daß er an die Stelle der einfachen Wahrheit der heiligen Schriften den trüben Dunst setzte, der aus alten Naturreligionen und neuen gnostischen Einbildungen gemischt war; daß er die Freiheit des Willens, die Selbstbestimmung des Menschen fast aufhob, und der Christenheit die Grundlagen ihres Glaubens zu nehmen suchte.

Er hat aber nicht nur tief hinein in die religiöse Entwicklung der nächsten Jahrhunderte ein Ferment abgegeben, sondern der geistvolle C. R. Hagenbach sagt in seinen Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte:*) „Das manichäische Gift hat sich weit mehr, als man glauben sollte, in die Kirche einzuschleichen gewußt, und spukt im Grunde noch in manchen Vorstellungen der Gegenwart, die man für christlich hält, und die es doch nicht sind. Manichäisch ist jede die Allgewalt Gottes beschränkende Annahme von einer absoluten Macht des Bösen, von einer selbstständigen Gewalt des Teufels, von einer über dem Menschen waltenden dunkeln Nothwendigkeit; manichäisch ist die trübe Lebensansicht, welche die sinnliche Welt, die Gott geschaffen, als den Sitz des Bösen, oder gar als ein Werk des Teufels betrachtet, womit ein Christenmensch sich nicht befassen dürfe, ohne sich zu verunreinigen; manichäisch aber auch die pantheistische Verwirrung des sittlichen und des natürlichen Gebietes; manichäisch die heuchlerische Symbolik, die hinter christlich klingendem Ausdruck ihren unchristlichen Sinn verbirgt; manichäisch endlich alle Scheidung von Geweihten und Ungeweihten."

*) I. 278.

An Ungesundheit kam dem Manichäismus nur etwas gleich, aus dem derselbe Manches sich aneignete, nämlich der Gnosticismus.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Die Ebioniten.

Wenn die neuplatonischen Gegner des Christenthums die Gottheit Jesu angriffen, so hatten sie im Innern der Christenheit selbst einen christlichen Bruchtheil für diese ihre Ansicht auf ihrer Seite. Das waren die Ebioniten.

Nach dem grausen Untergang der heiligen Stadt, als das Juden-Christenthum auch äußerlich keinen rechten Boden mehr hatte, hielten sich im heiligen Lande noch immer viele solche Christen jüdischer Abkunft, welche der Fortbewegung des Christenthums, wie sie der Apostel Paulus angeregt und der Evangelist Johannes weitergeführt hatte, sich nicht anschloßen, und befangen blieben in dem engen Kreise ihrer jüdischen Anschauung.

Hatte das Christenthum nach Außen mit dem feindseligen Judenthum zu kämpfen, so erwuchs auch noch im Innern des Christenthums selbst ein durch die Jahrhunderte sich fortziehender Kampf des christlichen Geistes mit jüdischen Elementen, theils Ideen, theils Formen, welche es in sich aufgenommen hatte, und diese hat es noch heute nicht alle ganz überwunden.

Es war eine nothwendige göttliche Ordnung, die in der Sache und in den Umständen selbst lag, daß Judenthümliches und Heidenthümliches in das werdende Christenthum eingingen, und seiner Entwicklung dienen mußten; aber eben damit wurde auch solches mit herüber- und hereingebracht, was widerchristlich war, darum Kampf hervorrief, und erst überwunden werden mußte, zum Theil erst noch in der Zukunft überwunden werden muß.

Die unter dem Namen der Ebioniten, d. h. der Armen, bekannt gewordenen Christen jüdischer Abkunft, sowie die

neben ihnen stehenden Nazaräer hat der Kirchenvater Hieronymus am kenntlichsten mit den Worten gezeichnet: „Indem sie Juden und Christen zugleich seyn wollen, sind sie weder Juden, noch Christen.“ Auch unter ihnen waren zwei Schattirungen. Die eine, welche den anfänglich alle Christen unter den Juden bezeichnenden Namen beibehielt, nämlich den Namen Nazaräer, war weniger ausschließlich; sie glaubte sich zwar durch das Ceremonialgesetz des Mose noch fortwährend gebunden, forderte aber die Beobachtung desselben von denen nicht, die aus den Heiden zum Christenthum gekommen waren, und sprach darum den Letzteren das Heil nicht ab. Sie waren nicht nur darin die milderdenkenden Juden-Christen, sondern sie hatten auch überhaupt einen höheren freieren Standpunkt. Sie ließen den Apostel Paulus als wahren Apostel gelten, und glaubten an die übermenschliche Natur Christi, nicht aber an seine Gottheit. Von dem messianischen Reiche hatten sie eine sehr sinnliche Erwartung, als einem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden ganz in der Art, wie die gewöhnliche jüdische Messias-Vorstellung sinnlich dasselbe sich ausmalte.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts fand Hieronymus noch Synagogen der Nazaräer mit Aeltesten und Vorstehern, aber zugleich fand er etwas bei ihnen, durch das sie sich vor vielen rechtglaubigen Christengemeinden auszeichneten: er fand sie „in schöner Bruderliebe verbunden“. Ihren Glauben schöpften sie vorzüglich aus einem ihnen eigenen Evangelium, aus dem sogenannten Evangelium der Hebräer, einer Ueberarbeitung des Matthäus-Evangeliums mit beträchtlichen Abweichungen.

Die andere Schattirung der Ebioniten, die der Ebioniten im engeren Sinne des Worts, sah im Christenthum nur eine Vollendung des Judenthums, in dem Apostel Paulus einen Abtrünnigen, in der strengen Beobachtung des alten Gesetzes etwas zum Seelenheil unbedingt Nothwendiges, in Jesus nur den Sohn der Maria und des Joseph, und in diesen seine wahren rechtmäßigen Eltern; für Jerusalem hatten sie eine Verehrung, „als wäre es das Haus Gottes“, wie Irenäus von ihnen sagt. Jesus war ihnen der Messias, aber nur ein Mensch, welcher bei der Taufe mit göttlichen Kräften ausgerüstet worden, und dessen

Messiasthum darin bestanden habe, daß er, als der Letzte und Höchste unter den Propheten des alten Bundes, das Gesetz durch das Licht seiner Lehre verklärt und es durch neue Gebote erweitert und vervollkommnet, und dann darin, daß er dieses Gesetz durch sein Leben vollkommen erfüllt habe. Sein Tod war ihnen etwas, das nicht seyn sollte. Sie erhellten sich diese dunkle Partie im Leben des Messias nicht durch diejenige Auffassung, durch welche die heiligen Schriften und der Glaube der andern Christen sie erhellten; sondern nur dadurch, daß sie sich festhielten an den Verheißungen seiner Wiederkunft, welche sie von Jahr zu Jahr erwarteten, seine Wiederkunft zum Gericht über seine Feinde und zur Aufrichtung des irdisch-messianischen Reiches.

Zu Anfang des dritten Jahrhunderts kam es in Rom zu einem Streit über die Lehre von der Person Jesu. Da zeigte sich, daß längere Zeit selbst in Rom die ebionitische Ansicht über die Lehre des Apostels Paulus unter der dortigen Gemeinde vorherrschte. Die Anhänger der ebionitischen Ansicht beriefen sich für dieselbe darauf, von den Tagen der Apostel an sey sie die herrschende Ansicht unter allen römischen Bischöfen gewesen bis auf den dreizehnten, und erst unter dessen Nachfolger sey sie mit dem neuaufgenommenen Lehrsatz, daß Christus ein göttliches Wesen sey, vertauscht worden. Die Gegner der ebionitischen Ansicht behaupteten dagegen, nach dem fünften Buch der Kirchengeschichte des Eusebius, im acht und zwanzigsten Kapitel, es habe eine Reihe älterer Kirchenväter die Gottheit Christi gelehrt, und sie führten diese mit Namen auf; aber unter allen diesen Namen ist keiner aus den Bischöfen und Vätern dieser Gemeinde.

Die Ebioniten legten auch großen Werth auf alle Arten von Bußübungen, namentlich auf Fasten, auch auf die Enthaltsamkeit des geschlechtlichen Lebens und auf Ehelosigkeit. Die levitische Verfassung sollte nach der ebionitischen Ansicht auch Verfassung der christlichen Kirche seyn, diese also hierarchisch gestaltet werden. Das geht aus der Schrift hervor, welche den Titel: „Der Hirte des Hermas" führt, und im zweiten Jahrhundert von Rom aus verbreitet wurde, und welche die Grundzüge der ebionitischen Ansicht nicht verläugnen kann.

Zweierlei war es eben, was der ebionitiſchen Anſchauung ſelbſt in ſolchen Gemeinden, welche von dem Apoſtel Paulus geſtiftet waren, Eingang und Anhang verſchaffte, einmal, weil für die Juden-Chriſten in dieſen Gemeinden die ebionitiſche Ueberlieferung über die Lehre und das Leben Jeſu und ihr Anſchluß an das Alte Teſtament immer noch etwas Anſprechendes hatte; dann auch, weil unter vielen Gliedern in allen Gemeinden bald genug ein Zug zur Hierarchie ſich kund gab.

Es ging manches Ebionitiſche in das Leben und in die Verfaſſung der allgemeinen chriſtlichen Kirche über, wenn auch nicht in die Glaubenslehre derſelben; und darauf verloren ſich Ebionismus und Ebioniten im ſiebten Jahrhundert vollends ganz.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

Die Gnoſtiker.

Der geſunden und natürlichen Entwicklung des Chriſtenthums drohte beſonders Gefahr von dem Gnoſticismus.

Der Gnoſticismus iſt dasjenige Element in der chriſtlichen Wiſſenſchaft, das noch immer nachwuchert, wenn es auch dem Namen nach ſeit vielen Jahrhunderten untergegangen iſt. Das iſt jene Art oder vielmehr Unart von Wiſſenſchaft, welche vom praktiſchen Leben und von der lebensvollen Geſchichte ganz abſieht, und nicht bloß ſich ſelbſt in eine phantaſtiſche Spekulation verliert, ſondern alles Gegebene und Wirkliche in abgezogene Begriffe, wenn es noch gut geht, ja nur zu oft in leere Einbildungen auflöſen und verflüchtigen möchte.

Wie die wahre Wiſſenſchaft beſcheiden das Karge ihres Wiſſens und das Unendliche ihres Nichtwiſſens anerkennt, ſo iſt die falſche Wiſſenſchaft, jene Ab- und Unart der Wiſſenſchaft, voll Hochmuth. Sie glaubt ſich mitten im Idealen und ſieht herab auf das Reale. Ohne alles Verſtändniß der Wirklichkeit, ganz unpraktiſch, ohne Schick in das Leben und unbrauchbar für das

Leben, spielen die, welche dieser Abart der Wissenschaft verfallen sind, mit Träumen, Einbildungen, und, wenn es hoch kommt, mit alles Inhalts entleerten Begriffen; nicht mit Idealen, sondern mit kernlosen Schaalen, wie die Kinder voll Freude über buntfarbige Seifenblasen sind, die sie im Sonnenschein in die blaue Luft steigen lassen.

Nichts ist trauriger, als eine Poesie ohne gesunden Menschenverstand, und als eine Wissenschaft, ganz losgerissen vom praktischen Leben. Die letztere ist nicht nur die einseitige Wissenschaft, sondern die ungesunde Wissenschaft, eine halbe Leiche, weil sie in der Stubenluft und im Inhaltlosen, nicht im frischen Leben, sich hält.

Wie gesund haucht Einen auch da die heilige Schrift an, und vor Allem das Evangelium des Johannes und die Briefe des Paulus!

Es überkam den letzteren Apostel die trübe Ahnung vom Einschleichen dieses Elements, als er von den Aeltesten aus Ephesus zu Milet Abschied nahm (Apostelgesch. 20, 29.); und an die Korinthergemeinde schrieb er ja: Die Gnosis (die leere Spekulation) blähe auf, die Liebe dagegen baue am Reiche Gottes (1 Korinth. 8, 1.).

Gerade demjenigen, dem der Geist des Christenthums von Haus aus zugewandt war, der That und dem Leben, kehrte die Gelehrsamkeit, die sich des Christenthums als eines Stoffes für die Spekulation bemächtigen wollte, den Rücken, und statt sich damit zu befassen, was auf das zeitliche und ewige Heil der Menschen von Einfluß war, fieng die christliche Gelehrsamkeit *an*, sich mit Fragen zu beschäftigen, welche mit der Herzensbesserung, mit der sittlichen Neubildung der Welt durchaus nichts zu thun hatten, mit den Fragen über Wesen, Natur und Rangordnung der himmlischen Kräfte und Geister, über Entstehung, Entwicklung und Ende der Welt, über Geist und Materie, über das Urwesen Gottes, über Absolutes und Endliches, über den Ursprung des Bösen, über das Reich der bösen Geister und ihres Oberhauptes, und über Derartiges.

Solche Fragen tauchten nicht etwa hie und da auf aus der

Strömung des sittlich thätigen Lebens der Christenheit, sondern die Beschäftigung mit solchen Fragen sollte als das wahre Christenthum gelten, das religiöse Wissen vom religiösen Leben ganz abgelöst werden, der Wissende, als der „geistige Christ", hoch oben stehen und sich fühlen über dem bloß praktischen Christen, der es nicht zum Standpunkt des Wissenden gebracht.

Das wahre Christenthum ist so, daß es das Ideale und die geschichtliche Wirklichkeit, das Göttliche und das Menschliche, die fromme Beschaulichkeit und das Praktische innig vereinen kann und will; aber es ist gegen sein Wesen, das Eine von dem Andern zu trennen, und es geht darauf aus, wie Augustinus sagt, „die Menschen zu Christen zu machen, nicht zu Gelehrten", nicht zu „Wissenden", sondern zu guten, aus rechter Erkenntniß Gottes in christlicher Liebe thätigen Menschen.

Die Christus-Religion war etwas zu Kerngesundes, als daß sie das Spekuliren und Theoretisiren für etwas Vorzügliches hätte erklären können gegen das Thun und Leben. Die sittliche Welt, das Reich Gottes in Bruderliebe, der Himmel auf Erden in schönen Menschenseelen — das ist die Welt und der Wirkungskreis des Christenthums von Anfang an gewesen, nicht die Welt der Träume und der erträumten Geheimlehren.

Hatte man doch schon im apostolischen Zeitalter angefangen, christliche Grundlehren bloß geistig auszudeuten, wie z. B. die Lehre von der Auferstehung, als sey sie bereits geschehen, als eine bloß sittlich-geistige Auferstehung der Menschen. Diesem vergeistigenden und verflüchtigenden Wesen trat Paulus mit dem praktischen Christenthum entgegen, warnte seinen Schüler Timotheus davor, als vor Etwas, das „viel zum ungöttlichen Wesen helfe" (2 Timoth. 2, 16.), und ermahnte ihn, ein rechtschaffener und unsträflicher Arbeiter im Dienste Gottes zu seyn.

Hatte doch auch Johannes seinen ersten Brief gegen solche besonders gerichtet, welche läugneten, daß Gott in Christus Mensch geworden, weil das Göttliche sich nicht sinnlich offenbare, und welche eine hoch über dem Volksglauben stehende Einsicht göttlicher Dinge zu haben meinten, wenn sie alles Körperliche an Christus für Schein erklärten, für eine Erscheinung des Geistes,

und sein Leben für eine fortwährende Gottheitserscheinung im bloßen Geiste, nur mit dem Scheine der Leiblichkeit, — gegen die Doketen und den Doketismus!

Hatten doch endlich die Nikolaiten ebenfalls in geistige Ueberschwänglichkeit sich hinein verstiegen, um desto leichtsinniger den Sinnengenüssen sich hinzugeben, unter dem Vorwand, das Christenthum sey etwas bloß Geistiges, und das Leibliche komme gar nicht in Betracht; und Das alles noch im ersten Jahrhundert, im apostolischen Zeitalter!

Gerade diese Nikolaiten, diese geistig über den Volksglauben erhaben sich Dünkenden, waren zügellos unsittlich geworden, frevelhaft wollüstig. Denn offenbar gegen sie geht der Brief des Juda und der zweite Brief des Petrus. Spätere Gnostiker, namentlich ägyptische, waren in ihrer sittlichen Lebensweise ganz das Nachbild dieser Nikolaiten.

Die Doketen waren die eigentlichen Anfänger des Gnosticismus. Sie waren es, welche die geschichtliche Grundlage des Christenthums zuerst verließen, als ob es eine solche gar nicht gebe. Sie waren die Anfänger der Ueberhebung, welche sich als „eine über den Volksglauben erhabene Einsicht in die göttlichen Dinge", unter dem Namen der Gnosis und des Gnosticismus, später weiter entwickelte.

Es kam nämlich nur zu bald die Zeit, in welcher man, statt christlich, „theologisch" zu seyn, für den Ausbund des Christenthums hielt und ausgab, und in welcher das Hereinziehen der Philosophie in das Christenthum nahe daran war, den geschichtlichen Inhalt des letztern, um die christliche Religion recht allgemein zu machen, seines Besondern und Wesentlichen zwar nicht ganz zu entkleiden, aber dieses so zu beschneiden, damit es für Alle bequem passe: ein Versuch, der, wenn er hätte durchgeführt werden können, der Christus-Religion ihren Geist und ihr Wesen ausgezogen, und sie zu jenem dünnen Sublimat verflüchtigt hätte, das jetzt noch von vornehmen Theologen in vornehmsten Kreisen als Christenthum ausgeboten wird.

Das Wort Gnosis kommt auch im guten, nicht bloß im

bösen Sinne in den Schriften des neuen Bundes vor. Dann bedeutet es die tiefere Einsicht in die Wahrheiten des christlichen Glaubens, in das Wesen und in den inneren Zusammenhang der Lehre. Wörtlich heißt Gnosis ein „höheres Wissen", und bei dem Apostel Paulus, wie bei den nachmaligen Gnostikern vorzugsweise ein Wissen in Sachen der Religion. Von einer solchen tieferen Einsicht in die christliche Wahrheit, von einem solchen höheren Wissen, welches sich bewußt war der Gründe des Glaubens, und dieselben auch Anderen klar zu machen vermochte, spricht der Apostel als von einer Gnadengabe Gottes (1 Korinth. 12, 8.).

Nicht das höhere Wissen an und für sich drohte dem Christenthum verderblich zu werden, da das wahre, höhere Wissen nur ganz unzertrennlich mit dem Leben, mit der Praxis verbunden seyn muß und gar nicht anders gedacht werden kann; das Verderbliche lag in dem, was diejenigen, welche sich selbst die Gnostiker, d. h. die Wissenden, nannten, daraus machten, in dem Eigendünkel und in dem Hochmuth eines geistigen Vornehmthuns, einer aufgeblähten Wissenschaftlichkeitssucht, die voll glänzender großer Redensarten, aber ohne große Thaten war, ohne alle sittliche Tüchtigkeit im Leben, phrasenreich und tugendarm, und hinter welcher nichts war, gar nichts, wo es galt, sich selbst zum Opfer zu bringen und vor den Riß zu stehen — eine Erscheinung und Erfahrung, welche sich zu allen Zeiten wiederholt haben.

Ganz besonders kenntlich haben sich die Gnostiker dadurch gezeichnet, daß sie mit einer Vermessenheit ohne Gränzen einzelne Sätze, ja einzelne Worte, aus den christlichen Schriften herausnahmen, ohne irgend sich um deren Zusammenhang mit dem Ganzen zu kümmern, und daß sie diese Sätze oder Worte ganz willkürlich aus- und umdeuteten; und zweitens dadurch, daß sie die Geschichte und den Buchstaben der heiligen Schriften, Alles, was ihnen von dem Inhalt des religiösen Glaubens nicht behagte, geradezu als Allegorie behandelten, d. h. daß sie den Lehren und den Erzählungen nicht ihren natürlichen Sinn ließen, sondern ihnen einen bildlichen Sinn unterschoben, welcher von dem Wortinhalt nur zu oft ganz verschieden war.

Man hat gesagt, die christlichen Gnostiker mit ihrer allegorischen Deutung der christlichen Lehrsätze und Geschichten haben nichts Anderes gethan, als was die altgriechischen Philosophen, namentlich Plato und die Stoiker, an den religiösen Mythen des griechischen Volkes auch gethan haben.

Dem ist aber nicht so: der Unterschied zwischen dem Verfahren Beider ist ein ungeheurer, so groß, als der zwischen Mythus und Geschichte.

Die Gnostiker hatten einen geschichtlich gegebenen Lehrinhalt und eine wirkliche Geschichte Dessen, der noch gar nicht lange auf Erden gelehrt und gelebt hatte, vor sich, den wirklichen Inhalt des Urchristenthums. Plato und die Stoiker aber hatten keine wirkliche Geschichte, und vollends keinen festen gegebenen Lehrinhalt des Volksglaubens vor sich, sondern Mythen, welche von Haus aus Mythen waren, und nichts anders als Mythen seyn sollten und wollten.

In Mythen kleideten die alten Griechen Jahrhunderte lange vor Plato viel Naturlehre und Philosophie, und selbst Stücke ihrer ältesten Geschichte ein. In Mythen waren ursprünglich ihre ältesten Religionslehren eingekleidet. Das Meiste der altgriechischen Mythologie war sinnbildliche Darstellung von Ideen, die man nicht erst nachher in die Mythen hineinlegte, sondern die von Haus aus, gemäß der poetischen Natur des Griechenvolkes, darin lagen, weil der älteste Geist der Griechen ein durchaus poetischer war, und selbst die sittlichen und religiösen Ideen nicht anders gab und geben konnte, als daß die Wahrheit eingekleidet ward in das Gewand der Dichtung.

Es ist in die Augen springend, daß alle bedeutenden Mythen des griechischen Volksglaubens niemals was Anderes waren und seyn sollten, als sinnbildliche Darstellungen einer Idee, und nichts Thatsächliches. Der Mythus war der poetische Schleier einer Idee; er war nicht das Wirkliche, nichts Wesenhaftes.

Darum hatten die altgriechischen Weltweisen nur ihre Pflicht erfüllt, wenn sie in einer Zeit, in welcher für Thatsächliches genommen wurde, was von Haus aus nur sinnbildliche

Darstellung einer Idee war, die Idee als den blanken Kern herausschälten, und die alte Mythe nur als die dichterische Einkleidung, als die schöne Schaale der Idee, aufzeigten.

Sie legten nichts in die Mythen hinein; sie legten nur aus, was von Haus aus darin lag.

Die Lehre und das Leben Jesu aber waren von Haus aus keine Mythen, sondern wirkliche Geschichte. Darin lag Anderes, als die Gnostiker hineinlegten. Sie nahmen die Wahrheit und das Wesenhafte heraus, und schoben ihre Hirngespinnste dafür unter, Seifenblasen ihrer Einbildungskraft, zwar mitunter wohl auch Gedanken, aber solche nur, die sehr glänzend waren und Schwache blenden konnten, Seelen blenden konnten, welche nicht wußten, daß alles wirklich Große und Wahre, alles Lebenstüchtige, ganz einfach ist, und sich ganz einfach gibt; gerade so ist und sich gibt, wie Jesus Christus in seinem Leben, wie seine Lehre in der Bergpredigt und im Evangelium des Johannes. Es ist unnachahmlich wahr und tief, was das Lucas-Evangelium in seiner einfachen Weise (Luc. 10, 21.) Jesus sprechen läßt: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es offenbaret den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir."

Nur wenn Einem dieses Wahre und Lebenstüchtige am Leben und an der Lehre Jesu in seiner schönen Einfalt und Tiefe zurückgetreten wäre vor den blendenden Erscheinungen der Spekulation und alles Dessen, was sich als die Wissenschaft der Zeiten gibt, nur dann könnten Einem die Gedanken und vergeistigen wollenden Umdeutungen der Gnostiker höher vorkommen, als die einfachen Wahrheiten des Evangeliums, und diese Art von Wissen höher, als der in Liebe thätige Glaube derer, welche in Einfalt und Unscheinbarkeit das lebendige Christenthum in sich darstellen; welche zwar das Christenthum nicht geradezu immer „wissen", aber es leben, und deren Leben den christlichen Geist nicht bloß sinnbildlich, wie es die Mythen für ihre Idee thun, sondern warm und lebendig vor Augen stellt.

Wie Plato und die Stoiker den ursprünglichen Sinn der

altgriechischen Mythen ausdeuteten, so sahen die alexandrinischen Juden, namentlich Philo, darin nicht eine Auslegung des ursprünglich darin enthaltenen Sinnes, sondern eine allegorische Deutung dieser Mythen, d. h. ein Bestreben, dem wörtlichen Inhalt dieser altreligiösen Ueberlieferungen ihre philosophischen Ideen zu unterstellen, um das religiöse Bewußtseyn der Denkenden und Wissenden mit dem Volksglauben zu vermitteln, und das Volk dadurch herauf zu ziehen.

Die alexandrinischen Juden, wie sie so dastanden vor der Uebermacht der großen Bildung der politisch untergegangenen griechischen Nationalität, vor jener ewigen Bildung, die der Geist Gottes so hatte werden lassen, und vor der darum jetzt noch alle bildungsfähigen Christen ebenso stehen! Da mußte ihre enge Anschauungsweise einen Riß bekommen; da mußte vor dieser neuen großen Welt der Gedanken und des Lebens ihr ganzes bisheriges Denken und Leben ihnen zusammenschrumpfen.

Weil sie aber am altväterlichen Jüdischen hingen und an der Gottesoffenbarung ihres Volkes, und in ihrem hohen Nationalgefühl weder sich, noch Andern zugestehen konnten, daß die Griechen in manchen Stücken tiefere Einsichten gehabt haben, als die erleuchteten Juden; so sahen Philo und seine Freunde in den Wahrheiten, welche die griechischen Weisen fanden, nur Ausflüsse der Offenbarung, wie sie in den Schriften des alten Bundes, den heiligen Büchern des Volkes Israel, niedergelegt war; und sie bedienten sich nun auch der Allegorie, um aus den heiligen Schriften des alten Bundes heraus- oder vielmehr in sie hineinzudeuten, was sie an philosphischen Ideen bei den Griechen gefunden hatten. So mußte Plato nichts Anderes gesagt haben, als was Mose schon gesagt hatte, und, um Mose schon das sagen zu lassen, wurde ein kühner Gebrauch von der Allegorie gemacht.

Aber selbst die kühnste allegorische Deutung reichte nicht aus, um die Anschauungen der heiligen Schriften des alten Bundes mit den Ansichten der griechischen Philosophie ganz in Einklang zu bringen; und doch war die platonische Philosophie die Mode des Tages nicht nur, sondern die Denkenden der gebildeten Gesellschaft waren dafür enthusiasmirt.

Da ging Philo sogar so weit, zu behaupten, Mose rede in zweierlei Weise von Gott und göttlichen Dingen. Für das gemeine Volk und die Unmündigen, welche die reine Wahrheit nicht ertragen können, rede er von Gott als wie von einem menschlichen Wesen, und wenn er vom Höchsten so rede, als habe er Reue, Zorn, Schmerz und Haß, so rede er nur darum so von Gott, damit die Schwachen, die zum Gehorsam aus Erkenntniß und Liebe sich nicht erheben können, wenigstens aus Furcht vor ihm dem göttlichen Gebote gehorchen. Für die Eingeweihten aber rede er von Gott so, wie Gott wirklich sey, und denen zeige er ihn als das vollkommenste Wesen, welches über alle Beschränkungen erhaben und mit nichts Irdischem zu vergleichen sey.

Andere Alexandriner fanden diesen Weg Philos bedenklich. Um nicht Mose, wie Philo that, als einen Gottesmann mit zweierlei Wort auf den Lippen darzustellen, und ihn so vor manchem Böswilligen bloß zu stellen, sagten sie und mit ihnen die Essener, später ihnen nach die Ebioniten, jene Stellen der Schriften des Mose seyen nicht ächt, sondern eingeschoben von fremder, unheiliger Hand. Mose habe die volle Wahrheit gelehrt, und den siebzig Aeltesten, seinen Nachfolgern, überliefert. Aber von den Letzteren sey, wider den ausdrücklichen Willen des Mose selbst, des Gesetzgebers, die heilige Lehre schriftlich abgefaßt worden, und viele falsche Zusätze haben sie darauf verunstaltet.

Das war die Brücke zum Gnosticismus.

Es kam nämlich das Christenthum in die Welt. Das verkündete statt des Gesetzes die Gnade, statt des streng züchtigenden Jehovah den Gott der Liebe. Hatte schon der Apostel Paulus das Gesetz, das durch Mose gegeben war, als etwas Unvollkommenes angesehen, nur gegeben zur Zucht der harten Herzen Israels und zu ihrer Vorbereitung auf das Evangelium: so wandte man jetzt zu Alexandria nicht nur die allegorische Deutung auf die heiligen Schriften des alten und des neuen Bundes an, sondern die judenchristliche Gelehrsamkeit ging jetzt zu der Behauptung vor, nicht nur die Ordnung des alten Bundes, und ihre Offenbarungsschriften als Gesetz, seyen unvollkommen, sondern

auch der Gott, der sie gegeben, sey ein unvollkommenes Wesen, und an dessen Stelle habe sich in Christus der vollkommene, bisher verborgene Gott geoffenbart. Nicht weil Mose auf zweierlei Weise von Gott rede, für das Volk und dann wieder für die Eingeweihten; nicht weil, wie Andere gemeint haben, in das rein göttliche Gesetz sich viel Falsches als Zusatz eingeschlichen habe; sondern weil der Gott, welcher jene Schriften eingegeben habe, ein unvollkommener sey; darum seyen Gott in diesen Schriften menschliche Schwächen und Leidenschaften zugeschrieben, und daraus erklären sich die rohen Ceremonien, der blutige Opferdienst und so vieles Mosaische, was gegen den Geist des neuen Bundes so sehr absteche.

Mit dieser Stellung gegen die Schriften des alten Bundes gingen sie daran, die bisherige alexandrinische Religionsphilosophie in das Christenthum hineinzutragen, oder richtiger, eine neue Art von Religionsphilosophie zu machen, indem sie aus der altgriechischen Philosophie, und zwar aus allen ihren Zweigen, selbst aus der Astronomie und Physik, Stoffe nahmen, als Hauptbestandtheile ihres neuen Lehrgebäudes, und dann aus den Schriften des alten und des neuen Bundes, was ihnen gut dünkte, auszogen und zusammenstellten; dabei Alles, was nicht an und für sich schon mit ihren Ansichten gleichlautete, allegorisch aus- und umdeuteten, selbst die Gesänge Homers.

Das war der mancherlei Stoff zu der neuen Religionsphilosophie, die sich selbst als *christliche Gnosis* bezeichnete. Der Kern derselben waren Ideen der griechischen Philosophen Heraklit, Pythagoras, Plato, Aristoteles und Empedokles; das Christenthum diente ihnen mehr nur als Zusatz und als Färbungsmittel. So schillert das Ganze christlich, während die Grundbestandtheile heidnisch sind, umgearbeitete, vermischte, mit allerlei Neuem versetzte altgriechische Philosophie der Religion.

So machten sie den Demiurg des Plato ohne Weiteres zu dem Gott des Judenthums; beide, der Jehovah der heiligen Schriften und die philosophisch-poetische Figur des platonischen Demiurg, seyen ein und derselbe.

Bei Plato jedoch ist sein Demiurg nichts Anderes, als eine

mythiſche, eine poetiſche Figur, unter der er die ſchöpferiſche Macht der Ideen darſtellt; der Gedanke dieſer ſchöpferiſchen Macht iſt darin Perſon geworden; indem darin die Vielheit der Götter des griechiſchen Volksglaubens ſich aufhebt in die Einheit eines Weltſchöpfers, der aber bei Plato eben nur wieder die Perſonifizirung der ſchöpferiſchen Macht der Ideen iſt.

Nach den Gnoſtikern war es nun eben der Demiurg, der beſchränkte und unvollkommene Gott des Judenthums, welcher mit ſeinen Geiſtern in der Mitte geſtanden ſey, zwiſchen dem böſen Prinzip der Materie, dem Reiche der böſen Geiſter und ihres Oberhaupts, und zwiſchen dem vollkommenen Gott und den höheren Geiſtern, in welche das göttliche Weſen ausgeſtrömt ſey. Dem Reiche des unvollkommenen Gottes des Judenthums ein Ende zu machen und das in der Welt gebundene Göttliche zu erlöſen, ſey das göttliche Weſen perſönlich in die Geſchichte eingetreten und Chriſtus erſchienen. In Jeſus Chriſtus ſey die geſammte Weltordnung wieder ihrer Herſtellung und ihrer Vollendung entgegengeführt. Jeſus Chriſtus ſey der Mittelpunkt der Weltentwicklung.

Dieſer Jeſus Chriſtus der Gnoſtiker aber iſt nicht der unſerer heiligen Schriften, ſondern ein ſolcher, wie ihn die Gnoſis ſich ſelbſt gemacht hat. Denn über den Glauben der Kirche, als über einen Volksglauben, als über die ungeiſtige, natürliche Anſchauungsweiſe, fühlten ſich die Gnoſtiker ſehr erhaben, und für ihr Chriſtenthum und ihre Anſchauung von Chriſtus galt ihnen nicht die heilige Schrift als Hauptquelle, ſondern die Tradition, die Ueberlieferung uralter Weisheit, wie ſie ſagten, die ſich unter den Eingeweihten als Geheimlehre fortgepflanzt habe.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Einzelne Gnostiker.

1. Cerinth.

Es gab verschiedene Arten von Gnostikern. Sie unterscheiden sich, je nachdem in ihrer Lehre das Morgenländische oder das Griechische, das Christliche oder das Jüdische vorherrscht.

Bald nähert sich der Gnosticismus in der einen Partei dem Heidenthum unter dem Ueberwurf und dem Namen Christenthum. Bald will er ein reines Christenthum aufstellen, wie Marcion, ein von allen fremdartigen Beimischungen geläutertes. Bald, wie in den unächten klementinischen Homilien, nähert sich der Gnosticismus dem Judenthum möglichst innig, und das Christenthum erscheint darin nur als die gereinigte und erweiterte alttestamentliche Religion.

Die eine Form der Gnosis ging immer über die vorhergehende hinaus oder verneinte sie, und der Verlauf der Gnosis in den obengenannten drei Hauptformen bildet zusammen das, was man Gnosticismus nennt.

Auf einen bestimmten einzelnen Mann, welcher der Urheber der ganzen Richtung gewesen wäre, läßt sich der Gnosticismus nicht zurückführen, nur die einzelnen Schattirungen desselben knüpfen an Namen und Häupter an. Die Hauptvertreter des Gnosticismus haben ihr Vaterland in Syrien und in Aegypten.

Der Uebergang von der schon im apostolischen Zeitalter aufkeimenden jüdisch-heidnischen Gnosis zu der ägyptischen Gnosis erscheint in Cerinth.

Cerinth lebte in Kleinasien, zu der Zeit, als der Evangelist Johannes ein Greis war, und sein Geist hatte sich von der Bildung der Alexandriner genährt. Nach Irenäus lehrte Cerinth, nicht der vollkommene und höchste Gott unmittelbar, sondern ein untergeordneter Geist, ein göttliches Mittelwesen, im Dienste des höchsten überweltlichen Gottes, habe die sichtbare Welt geschaffen.

So erscheint schon hier der Demiurg der späteren Gnostiker als Weltschöpfer. Derselbe habe auch als „Gott der Juden" diesen das Gesetz gegeben. Der untergeordnete Weltschöpfer habe den vollkommenen Gott selbst nicht völlig erkannt, sondern sey nur ein Werkzeug desselben gewesen, um Göttliches zu offenbaren, und das Gesetz, das er gegeben habe, habe zwar den Willen des vollkommenen Gottes nur unvollkommen dargestellt, sey aber doch vorbildend und vorbereitend für das Christenthum gewesen. So sey der höchste Gott der Welt unbekannt geblieben, und auch Jesus, der Sohn Josephs und der Maria, habe diesen Anfangs nicht erkannt. Der wahre Messias sey nicht der Mensch Jesus, sondern der göttliche Logos (das Wort, wie Luther den Logos des Johannes im ersten Kapitel seines Evangeliums übersetzt) sey der Messias, der Christus von Oben, der Christus vom Himmel, der höchste himmlische Genius.

Die ausgezeichnete Frömmigkeit des Menschen Jesus habe ihn würdig gemacht, daß der Logos, dieser über die Engel unendlich erhabene himmlische Geist sich bei der Taufe Jesu durch Johannes in Gestalt einer Taube auf ihn herabließ. Dadurch sey Jesus zur Erkenntniß des bisher unbekannten vollkommenen Gottes gelangt, durch ihn sey er zur Vollbringung wunderbarer Thaten befähigt worden, und so habe er diesen Gott der Welt geoffenbart. Das Christenthum sey des höchsten Gottes einzige unmittelbare Offenbarung, und diese Offenbarung in der Welt auszubreiten, sey die Lebensaufgabe Jesu gewesen. Der mit dem Menschen Jesus seit der Taufe verbundene göttliche Logos habe in ihm gewirkt, bis an sein Leiden. Beim Anfang des Leidens Jesu sey der himmlische Christus wieder von ihm gewichen. Das Leiden Jesu habe nicht die Bedeutung gehabt, die Menschheit zu erlösen, sondern es sey etwas, das ihm als Mensch im Kampfe mit den Feinden seiner Sache widerfahren sey. Nur das Leben und die Lehre Jesu nahm Cerinth als erlösend an.

Bei dieser Darstellung der Lehre Cerinths, wie sie Irenäus gibt, ist nicht zu übersehen, daß sie nur abgerissen und auszugsweise, und zwar von einem Gegner, gegeben ist.

Nach Epiphanius wollte Cerinth wenigstens einen gewissen

Theil des alten Ceremonialgeſetzes beobachtet wiſſen, natürlich nur bis zur Entfaltung des meſſianiſchen Reiches und ſeiner Herrlichkeit. Denn, nach Cajus und Dionyſius, zwei chriſtlichen Gegnern des Glaubens an ein tauſendjähriges Reich, lehrte und erwartete Cerinth ein tauſendjähriges meſſianiſches Reich. Nach Epiphanius erwartete Cerinth den Anfang dieſes tauſendjährigen Reiches mit der Auferſtehung Jeſu, deſſen Auferſtehung am dritten Tage nach ſeiner Auferſtehung er geläugnet und ſie erſt dann erwartet habe, wenn das Reich der meſſianiſchen Herrlichkeit eintreten, und zu deſſen Aufrichtung der göttliche Logos, der den Menſchen Jeſus bei ſeinem Leiden verlaſſen habe, ſich mit dem nun auferweckten Jeſus wieder vereinigen würde.

Nach dem römiſchen Cajus und dem alexandriniſchen Dionyſius ſoll Cerinth dieſes tauſendjährige Reich des Meſſias als eine Zeit voll ſinnlicher Genüſſe erwartet haben. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß Cerinth die Herrlichkeit des tauſendjährigen Reichs allegoriſch meinte, daß er die Ceremonial-Religion des alten Bundes nur als eine Symbolik für ſeine Gnoſis feſtgehalten wiſſen wollte, daß er, als ein feinerer, geiſtiger Ebionit, in den Schriften des alten Geſetzes ächte und unächte Beſtandtheile unterſchied, und ſelbſt die ächten Beſtandtheile ſinnbildlich und vorbildlich nahm, und ſie durch myſtiſch allegoriſche Ausdeutung und Umdeutung zu heben ſuchte, um etwas daraus zu machen, das ſich der durch Jeſus Chriſtus der Welt unmittelbar gewordenen Offenbarung des höchſten Gottes mehr annähere. Es geht aus dem, was Cajus und Dionyſius ſagen, ſelbſt hervor, daß ſie die Anſchauungen und Lehren Cerinths zu ungeiſtig, zu grob auffaßten und darſtellten, in gegneriſcher Leidenſchaftlichkeit. Cajus geht ſogar ſo weit, den Cerinth zum Verfaſſer der Apokalypſe zu machen; Cerinth habe ſie geſchrieben, bloß aus Gegenſatz und Widerpartſucht gegen das geiſtige Evangelium des Johannes.

Cerinth fand viel Beifall und Anhang, und er iſt wirklich das Mittelglied zwiſchen der Gnoſis des apoſtoliſchen und der des nachapoſtoliſchen Zeitalters. Die cerinthiſche Gnoſis iſt auf der einen Seite ebionitiſch getränkt und gefärbt, auf der andern

Seite hat sie schon das an sich und in sich, was das Wesen des späteren alexandrinischen Gnosticismus ausmacht.

Im siebenzehnten Jahrhunderte fanden Missionäre in Persien eine Sekte, die glaubte an ein Reich des Lichts und der Finsterniß, an ein göttliches Mittelwesen Fetahil, das die Welt geschaffen habe und im Kampfe mit den finstern Mächten liege, und an den Täufer Johannes, als an den ächten Messias; in Johannes sey der Erlöser erschienen; das Judenthum aber durch trübe Planetengeister eingesetzt worden, und Jesus ein falscher, von den Planetengeistern gesalbter, Prophet gewesen. Heilige Bräuche waren ihnen tägliche Waschungen und die Taufe, welche sie alljährlich zu neuer Weihe an sich wiederholten.

Heiße man diese Nazoräer, Zabier, Johannisjünger oder Mandai-Jahia, es ist ein gnostisch gefärbtes Johannesthum, hat aber nicht die Bedeutung wie Cerinth und seine Richtung für die Entwicklung des Gnosticismus.

Fünfzigstes Kapitel.

Einzelne Gnostiker.

2. Basileides.

An der Spitze derjenigen Gnostiker, deren System bekannt ist, und welche im Christenthum die vollkommene Religion des Geistes, im Judenthum eine Vorstufe des Christenthums erkannten, steht Basileides.

Seiner Geburt nach ein Syrer, gehört er seiner Lehre nach zu den ägyptischen Gnostikern. Er lehrte zu Alexandria um das Jahr 120 bis 130.

Was die aufgefundene Schrift „Philosophumena" von der Lehre des Basileides enthält, scheint urkundlich zu seyn, und verdient vor allen anderen Berichten Glauben.

Nach dieser Darstellung ist seine Lehre folgende gewesen: Die „nicht zeitlich existirende Gottheit", das reine Nichts, das

Urwesen, das Basileides nach andern Berichten auch den unbegreiflichen, den verborgenen, den unaussprechlichen, den namenlosen Gott nannte, ist der Quell alles Seyns. Nicht durch Emanation, sondern durch bloße Willensäußerung, durch ein Wort, das er sprach (ganz wie Gott im Alten Testament das Licht schuf), setzte dieses Urwesen das Chaos ins Daseyn. Das Chaos trug den „Samen des Alls", den Weltsamen, in sich. In diesem Weltsamen lagen die mit Entwicklungskraft begabten Keime aller künftigen Gestaltungen. Auf diese Keime wirkte der Unaussprechliche und Unbegreifliche, als „unbewegter Beweger", ein, und zog sie durch seine Schönheit an.

In dem Chaos lag namentlich eine dreifache „Sohnheit" eingeschlossen, von gleichem Wesen mit dem nicht zeitlich existirenden Gotte.

Die erste, aus den feinsten Theilen bestehende Sohnheit erhob sich sogleich nach der Schöpfung, durch die anziehende Schönheitsmacht des Unbegreiflichen, mit der Schnelligkeit des Gedankens, nach Oben zu der unmittelbaren Nähe des höchsten Gottes, als Pleroma, d. h. als Ort der Seligen, als selige Geisterwelt.

Die zweite Sohnheit strebte gleichfalls nach Oben, war aber, weil sie aus gröberen Theilen bestand, dazu nicht ohne Weiteres fähig. Sie bildete sich gleichsam ein geflügeltes Wesen, den heiligen Geist, an, mit dessen Hülfe sie sich erhob. An der Gränze der seligen Geisterwelt angelangt, mußte der heilige Geist, weil er andern Wesens war, zurückbleiben, und bildete die Veste als Gränze zwischen der seligen Geisterwelt und der untern Welt.

So war der heilige Geist zwar von der Sohnheit getrennt, aber dennoch wohnte ihm (wie einem Gefäß, aus welchem die Salbe geschüttet ist, sagt Basileides) noch immer gleichsam ein Geruch der Sohnheit bei, ein bis zur untern Welt hinabdringender Geruch.

Die dritte Sohnheit blieb in dem großen Haufen des Weltsamens noch zurück, der Reinigung bedürftig.

In der untern Welt entstand nun aus dem Weltsamen zuerst der große Archon, d. h. Weltherrscher. In diesem stellte

sich die dem Chaos inwohnende Macht, Schönheit und Herrlichkeit als in einem Brennpunkt vereint dar. Er stieg empor bis zur Veste, und in der Meinung, daß hier die letzte Gränze sey, hielt er sich für den höchsten und alleinigen Gott aller Dinge.

Um nicht allein zu seyn, erzeugte er sich einen Sohn. Dieser Sohn war, so hatte es der unbegreifliche Gott, das Urwesen, vorher bestimmt, ungleich besser und weiser noch als sein Erzeuger, und der letztere schuf sich in seinem Sohn eine herrliche ätherische Welt, die Ogdoas, d. h. die heilige Achtzahl, oder den obern, bis zum Monde reichenden Himmel.

Darauf stieg aus dem Weltsamen ein zweiter Weltherrscher (Archon) empor. Dieser zeugte sich ebenfalls einen Sohn, der ihn an Einsicht und Weisheit übertraf, und schuf sich und ihm die Hebdomas, d. h. die heilige Siebenzahl, ein tiefer liegendes himmlisches Reich, den Planetenhimmel.

Der übriggebliebene Weltsamen wurde zu „unserer Stufe", wie Basileides diese Welt gewöhnlich nennt, die Menschenwelt, die unterste der Welten. Sie entfaltete sich ohne einen eigenen Archon, oder Weltherrscher, aus ihren Keimen nach den Naturtrieben, welche ihr von dem Urwesen bei der Schöpfung eingepflanzt waren.

Das war die Weltschöpfungslehre des Basileides. Nicht weniger fantastisch war seine Lehre von der Erlösung.

Er ging dabei aus von der Stelle im Römerbriefe (Röm. 8, 19.), wo der Apostel Paulus von der seufzenden Kreatur spricht, welche auf die Offenbarung der Kinder Gottes warte. Die Kinder Gottes sind nach Basileides die „pneumatischen", d. h. geistigen Menschen, und deren Aufgabe ist, zu bilden und zu vollenden diejenigen Seelen, welche ihrer Natur gemäß auf dieser „unserer Stufe" ewig zurückbleiben müssen. Von Adam bis Mose habe der Weltherrscher des Planetenhimmels geherrscht. Mose aber habe den Juden auch den Namen und das Wesen des *großen* Weltherrschers, des Herrn der ätherischen Welt, geoffenbart. Alle Propheten vor Christus haben den Geist der Weissagung von diesem höheren Weltherrscher empfangen.

So sey die Zeit der Erfüllung, die Zeit zur Offenbarung

der Kinder Gottes gekommen. Da habe zuerst der Sohn des „großen Weltherrschers“ die Gedanken des Heils, welche die erhöhten Sohnheiten hatten, erfaßt, und zwar durch des heiligen Geistes Vermittlung, welcher die erste Sohnschaft, die selige Geisterwelt, begränzte. Durch diesen seinen Sohn habe auch der „große Weltherrscher“, der sich bisher für den alleinigen Gott gehalten habe, diese Heilsgedanken erfahren. Nun habe er mit Furcht und Zittern seinen Irrthum erkannt, seine Selbstüberhebung bereut, und freudig den Rathschluß des Heils gepriesen.

So habe die ganze Ogdoas, der obere bis zum Monde reichende Himmel, die Heilsbotschaft, das Evangelium, aufgenommen. Vom Lichte dieses Evangeliums sey darauf auch der Sohn des „zweiten Weltherrschers“, des Herrn über das tiefer liegende himmlische Reich, über die Hebdomas oder den Planetenhimmel, ergriffen worden, und dieser habe in gleicher Weise auch dieses ganze tiefer liegende himmlische Reich belehrt.

Von da sey das neue Licht zuletzt herabgedrungen auf „unsere Stufe“.

Derjenige, welcher zuerst davon ergriffen worden sey, sey Jesus gewesen, der Sohn der Maria, der Erstling der Kinder Gottes, welche sich aus der dritten in dem Weltsamen zurückgebliebenen Sohnheit entfaltet haben. Auch Jesus, der Soter (d. h. der Retter, der Befreier, der Erlöser, der Heilbringer, altdeutsch Heiland), sey keimartig von der Schöpfung her vorhanden gewesen in dem großen Haufen der Mischung aller Samen und Kräfte; und auch seine „Wiederbringung“ sey nach einem Rathschluß des Ewigen und Unbegreiflichen gebunden gewesen an eine bestimmte Zeit, an eine durch den Lauf der Gestirne festgestellte Zeit.

So erklärte Basileides die Stelle Matth. 2, 1.

Das Leiden Jesu, als des Messias, war nach Basileides nichts Anderes als etwas, das bedingt war durch die nothwendige Ausscheidung der seelischen („psychischen“) und der leiblichen („somatischen“) Elemente seines Wesens, welche er aus dem Chaos, aus der Urmischung aller Samen und Kräfte von der Schöpfung her, mitgebracht habe.

Der leibliche Theil, der aus dem Chaos, aus der Urmischung, aus der Gestaltlosigkeit, herstammende Theil, sey nach dem Tode Jesu wieder dahin zurückgekehrt; sein seelischer („psychischer") Theil aber sey aus dem Grabe auferstanden und bei der Himmelfahrt zurückgeblieben in der Hebdomas, in dem tiefer liegenden himmlischen Reiche, welchem dieser Theil seines Wesens auch seiner Natur nach angehört habe.

Der Kern seines Wesens aber, sein Geistiges („Pneumatisches"), habe der dritten „Sohnheit" angehört, und sey, völlig gereinigt, durch alle Stufen hindurch emporgestiegen zur seligen Sohnheit, in den Ort, wo der Ewige und Unaussprechliche, der höchste Gott, wohne.

Und wie Jesus, der Erstling, emporgestiegen sey, so müssen auch alle übrigen Elemente der zurückgebliebenen Sohnheit gereinigt emporsteigen, nachdem sie, ihrer Aufgabe gemäß, der seufzenden Kreatur zu ihrer Ausbildung und Vollendung geholfen haben.

Endlich werde Gott über die ganze Welt etwas verbreiten, das Basileides „die große Unwissenheit" nennt. Er werde es verbreiten zu dem Zwecke, daß Keiner je in Versuchung gerathe, durch das Wissen von höheren Stufen in seiner Seligkeit gestört zu werden, und zu ringen und zu trachten nach Höherem, das über seine Natur sey.

Diese „Unwissenheit" werde sich zuerst über diejenigen Seelen verbreiten, deren Natur es bedinge, daß sie ewig und unsterblich auf „unserer Stufe" bleiben. Dann werde sie den „Weltherrscher der heiligen Siebenzahl" (der Hebdomas) und sein ganzes Reich ergreifen; und endlich den „großen Weltherrscher der heiligen Achtzahl" (der Ogdoas) und den ganzen oberen Himmel.

So werde sich die „Wiederbringung aller Dinge" vollenden.

Das sind Grundzüge der Lehre des Basileides, wie sie in der Schrift „Philosophumena" uns aufbewahrt sind; es ist das nur Etwas von dem Systeme, nicht das ganze System. Berichte bei Irenäus und Epiphanius weichen von dieser Darstellung der Philosophumena ab, in Einzelnem sogar sehr ab. Die Ursache davon ist, daß die beiden Letztern die Lehre des Meisters und

die späteren Umbildungen derselben durch Schüler theils verwechseln, theils vermischen, und daß später Manches als Lehre des Meisters wie der Schüler umlief, was Beiden fremd war.

So sagt schon der Verfasser der Philosophumena, unterscheidend zwischen dem Meister und den Schülern, die Basileidianer nehmen unendlich viele Kreaturen, Reiche und Gewalten an; sie zählen namentlich 365 Himmel, entsprechend den Tagen des Jahres, und sie nennen darum den großen Archon (Weltherrscher) auch Abrasax oder Abraxas, da dieser Name nach seinen griechischen Buchstaben, welche bekanntlich im Griechischen zugleich Zahlzeichen sind, nach seinem Zahlenwerthe = 365 sey.

Irenäus und Epiphanius stellen die basileidische Schöpfungs- und Erlösungslehre also dar:

„Zuerst bestanden zwei anfangslose, einander entgegengesetzte Kräfte (Principien), die Kraft des Bösen und die Kraft des Guten, die Kraft des Lichts und die Kraft der Finsterniß. An der Spitze des Lichtreiches thront der namenlose Gott, der Unaussprechliche. Dieses Urwesen, in welchem alle Lebenskeime, alle Vollkommenheiten, verschlossen lagen, entfaltete seinen innern Reichthum, und es traten zuerst, damit etwas Endliches hervorgebracht werden könnte, die in ihm noch unentwickelten Kräfte selbstständig hervor. Es waren sieben Aeonen (nach der Zahl der Wochentage, der Planeten u. s. w. Offenb. 1, 4.), d. h. sieben göttliche Kräfte, die in folgender Ordnung aus dem Urwesen hervortraten, oder von ihm ausgestrahlt wurden, um seine Herrlichkeit zu offenbaren: 1) Der Geist oder der Erstgeborne (der Nus); aus diesem ging hervor 2) die göttliche Vernunft (der Logos, der Offenbarer des göttlichen Geistes); dann aus diesem der göttliche Verstand (die Phronesis, die Einsicht, die Denkkraft); und aus dieser die Weisheit (die Sophia)."

Das waren die vier geistigen Kräfte. Weitere Ausflüsse waren drei sittliche Kräfte: Die Macht des Könnens (die Dynamis, die sittliche Kraft); die Gerechtigkeit oder sittliche Vollkommenheit (die Dikaiosyne); und der innere Friede (die Eirene).

Diese sieben göttlichen Kräfte sind aber nicht abgezogene Begriffe oder Eigenschaften, sondern sie sind lebendige, persönliche

Wesen. Sie sind das Mittelglied zwischen dem unbegreiflichen und unaussprechlichen Urwesen, dem unergründlichen Gott einer-, und anderseits der aus ihm entwickelten Schöpfung. Sie bilden mit dem göttlichen Urwesen selbst, dessen Entfaltung sie sind, die oberste hochheilige Achtzahl (Ogdoas), den obersten Himmel, als den Grund alles Daseyns.

Aus diesen sieben göttlichen Kräften nämlich strömte stufenweise die ganze Geisterwelt aus. Die erste Ordnung der sieben zeugte eine zweite Ordnung je wieder von sieben Geistern. Diese zweite Ordnung zeugte eine dritte; die dritte eine vierte und so fort; jede immer mit je sieben Geistern. Jeder Himmel, oder mit andern Worten jedes Geisterreich, jede Stufe, ist das untergeordnete Abbild der vorigen Stufe, des vorhergehenden Geisterreiches. Außer der ersten heiligen Achtzahl sind es im Ganzen 365 Stufen- oder Geisterreiche oder Himmel, und eben so viele Klassen von Geisterwesen; gerade so viele als Tage des Jahrs.

Alle diese Geisterreiche zusammen werden mit dem Ausdruck Abraxas benannt. Dieses mystische Zahlenwort faßt alle diese Himmel oder Welten zusammen, in welche die Fülle der Gottheit ausgegossen ist, und welche das reine Spiegelbild Gottes sind, in welchem Gott selbst erst sein eigenes Wesen erkennt.

Alle diese Geisterreiche sind Ausströmungen des Urwesens; stufenmäßig entwickeln sie sich von Oben nach Unten. Die eine Welt liegt immer tiefer als die vorhergehende. Es ist ein allmähliges Herabsinken bis zur untersten Klasse der Geisterwesen, bis zur letzten Stufe. Diese letzte Stufe, die aber immer noch ein Lichtreich ist wie die andern Stufen, ist die gegenwärtige Welt, auf welcher die Menschen leben; und der oberste der sieben Geister dieser letzten Stufe ist der Gott der Juden, der alttestamentliche Gott.

Dieser hat mit seinen andern Geistern des letzten Lichtreichs die unterste Welt geschaffen, unsere sichtbare Welt. Er hat dieß aber nicht frei aus sich gethan, er hat nicht unabhängig und selbstständig als Schöpfer dabei gehandelt, sondern er hat bloß als Werkzeug gedient und bloß die Gedanken des höchsten Gottes, der Vorsehung, vollzogen, ohne weder den Umfang noch die

Absicht dieser Gedanken des Höchsten zu begreifen, eben weil er nur ein bloßes Werkzeug desselben war. Die Gesetze, nach welchen alles Leben sich bilden sollte, waren den Naturen gleich bei ihrem Entstehen eingepflanzt; diesen ganzen Stoff zu unserer Welt fand dieser Archon schon vor, und er setzte die in dem Stoff liegenden, Leben bildenden Gesetze bloß in Wirksamkeit, so daß diese Bildung und Gestalt gewannen.

Diese Schaffung der sichtbaren Welt wird also beschrieben:

Als der Unaussprechliche in den dreihundertfünfundsechzig Lichtwelten oder Geisterreichen sich entfaltete und offenbarte, drangen einzelne Lichter in das Reich der Finsterniß hinüber; und da erwachte in den Bewohnern des Reiches der Finsterniß eine glühende Begier nach dem, was sie für viel besser erkannten, als ihre eigene arme Natur. Gierig sogen sie von den ausstrahlenden Himmelsfunken an sich, was sie zu erreichen vermochten.

So hatten sich Lichtkeime und Finsterniß, Geisteskraft und Materie mit einander vermischt; und um diese Geisteskraft von der Materie, diese Lichtkeime von der Finsterniß zu befreien, wurde die sichtbare Welt geschaffen; es galt, endlich das Lebendige vom Tode wieder abzusondern, die Rückkehr alles dem Licht Verwandten in seine Heimath, die „Wiederbringung aller Dinge", zu bewerkstelligen, und die blinde Natur und alles Grobstoffige und Schlackenartige an ihr zu vernichten.

Der Weltherrscher des untersten uns sichtbaren Himmels erhielt darum mit seinen sechs Geistern (Engeln) den Auftrag, die Lichttheile, welche von den dunkeln chaotischen Mächten, von der Materie eingesogen waren, in eine ordentliche Gestalt zu fassen, und er schuf die Erde aus diesem Gemische von Materie und Geist, von Finsterniß und Licht, von Tod und Leben, mit Allem, was darauf ist.

Die Vermischung des Guten und Bösen, des Geistes und der Materie sollte aber nur eben zum vollkommenen Siege des allein ewig dauernden Lichtreiches führen. Die herabgefallenen Lichttheile oder Lichtwesen müssen zu ihrem Urquell, zur Gemeinschaft mit dem höchsten Gott zurückgeführt werden, durch Läuterung und Verklärung.

Diesen ganzen Läuterungsprozeß leitete nun der Weltherrscher der irdischen Welt durch Seelenwanderungen. Von der niedersten Stufe der irdischen Weltordnung, den Steinen, bis zur höchsten Stufe, dem Menschen, hinan, strebten nun die gefallenen Lichttheile, die durch die Materie gebundenen Seelen, auf Läuterung und Ablösung von dem Fremdartigen, das sich ihnen angesetzt hatte, hin, auf immer mehr Freiheit.

Seit Erschaffung der sichtbaren Welt waren die von der Materie umschlossenen, in feste Gestalt gefaßten Lichtkeime oder Seelen in Wanderung begriffen, um sich von dem fremden Stoff immer mehr zu befreien. Fortschreitend durchliefen sie alle Formen des Lebens, von den untersten Stufen an, auf welchen der Himmelsfunke ganz der Macht der Finsterniß oder der Materie zu unterliegen scheint, und nicht zum Selbstbewußtseyn zu kommen vermag, von der Stufe des Steinreichs und der über ihm liegenden Stufe des Pflanzenreichs, durch die Gattungen und Arten der Thiere hindurch zu dem menschlichen Daseyn, und zwar wieder durch alle die mancherlei Klassen und Zustände desselben hindurch.

Um den Aufenthalt der Seele in Thierkörpern aus der Schrift nachzuweisen, wurde der neunte Vers des siebenten Kapitels im Brief an die Römer herbeigezogen, und das Wort des Apostels Paulus: „Ich lebte einst ohne Gesetz“ so gedeutet, als habe er damit gesagt: „Ehe ich in meinen jetzigen Leib kam, lebte ich in Gestalt eines Körpers, der keinem Gesetz unterworfen war, in Gestalt eines vierfüßigen Thiers oder Vogels“.

Engel sind es, welche, theils ganzen Völkern, theils einzelnen Menschen vorgesetzt, den Läuterungs- und Verklärungsprozeß leiten. Sie begleiten die Seelen auf ihren Wanderungen durch die verschiedenen Stufen und Körper, stehen ihnen in ihren Kämpfen bei, und suchen sie zum Lichte zu erheben. Die Seelen bedürfen dieses Beistandes; denn in jedem neuen Zustande drängt und hängt sich fremder Stoff immer wieder an den ursprünglichen Lichtkeim an. Aus der die Seelen umgebenden irdischen Natur dringen gewisse unreine Mächte in die Seelen ein, und namentlich auch thierische Geister. Die Eigenschaften von Wölfen, Affen,

Böcken umgaukeln als Bilder die Menschenseelen und machen die Begierden der letztern thierähnlich. Wegen dieser immer neu sich zudrängenden Anhängsel und dieser zuwachsenden Seelenstoffe bedarf der Lichtkeim im Menschen einer immerwährenden Anstrengung, der Arbeit und des Kampfes gegen diese Feinde.

Glückliche oder unglückliche Verhältnisse des einzelnen Menschen in diesem Erdenleben sind Folgen seines Verhaltens in einem früheren Zustande und derjenigen geistigen Beschaffenheit, in welcher er in die Zeitlichkeit eingetreten ist. Jedes Leiden ist Strafe entweder für früher begangene Sünden, oder für ein im Menschen liegendes, wenn auch noch nicht zur sündlichen That gewordenes Böses. Der Frömmste hienieden kann Schlimmes erfahren, er büßt dann die Schuld eines früheren Daseyns ab, aber er wird auch die Früchte seiner jetzigen Tugend in demjenigen Leben ernten, welches auf das gegenwärtige folgt.

In 2 Mose 20, 5. ist gesagt, daß der Herr die Missethat der Väter heimsuche an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, „wofern diese ihn hassen". Ganz unbekümmert um diese letztere Beschränkung, und um den klaren Sinn des Uebrigen, bezog die Schule des Basileides diese Stelle auf die Seelenwanderung und ihre Vergeltung.

Der höchste Gott, sagt Basileides selbst nach Clemens von Alexandria, ist gerecht, er verleiht nur Gutes und läßt kein Wesen unverdient leiden. Die Leiden und Kämpfe hier unten ergeben sich von selbst aus der Einkerkerung der Seelen in diese fremdartige Welt, aus der sie sich herausarbeiten sollen. Das Böse kann nie übermächtig werden. Es gleicht dem Roste, der sich an das Eisen ansetzt, ohne es zerstören zu können; und alle schlimmen Erfahrungen dienen nur zur Seelenläuterung.

Dennoch vermochte der Weltherrscher des untersten Himmels in der sichtbaren Welt es nicht, den Prozeß der Läuterung und Verklärung dieser Welt bis dahin zu führen, daß die Seelen zu ihrem Urquell, zur Gemeinschaft mit dem höchsten Gott, zurückkämen. Der beschränkte niedere Weltherrscher vermochte das nicht, und der höchste Gott selbst griff als Erlöser in den Weltlauf ein. Er sandte aus den Himmeln den höchsten der aus Gott aus-

geflossenen Geister, den Nus, seinen Erstgeborenen, herab, der sich, in Gestalt einer Taube einherschwebend, mit Jesus verband, in dem Augenblick, als sich dieser fromme und gerechte Mensch von Johannes im Jordan taufen ließ.

Von nun an verkündete der Sohn Gottes durch sein Organ, den Menschen Jesus, den verborgenen Gott und dessen erhabenen Plan, als der Erste, welcher das offenbarte; er setzte die gefallenen Geister mit dem Lichtreich in Gemeinschaft, und theilte ihnen das göttliche Leben des Lichtreiches mit, indem er allen den Seelen, deren geistiger Keim gehörig entfaltet ist, den „Auserwählten", die sich darum an ihn innig anschließen, die Fähigkeit gibt, befreit von den Banden der Welt in die himmlische Heimath sich zu erheben, durch Eingehen auf das dargebotene Heil mittelst des Glaubens und der Hoffnung.

Dieser, mit dem Menschen Jesus verbundene erstgeborene Sohn Gottes war der verheißene und erwartete Christus. Selbst der Weltherrscher der sichtbaren Welt kam erst durch die Erscheinung des Nus, des Sohnes Gottes, in dem Menschen Jesus, zum Bewußtseyn der höheren Weltordnung. Die Kunde des Heils durch Christus war aber auch für ihn so überraschend, daß er darüber in Staunen und Furcht gerieth, als er den Ausspruch des erlösenden Geistes vernahm.

Darauf beziehe sich, so läßt Clemens von Alexandrien Basileides selbst sagen in einem erhaltenen Bruchstück, die Stelle in den Sprüchen Salomos 1, 7.: Furcht ist der Weisheit Anfang.

Ein neuer Beweis, wie die Gnostiker Bibelstellen für sich benützten; aber auch, wie sie ihre Gedanken poetisch darzustellen suchten, um ihnen bei den Hohen der Welt Eingang zu verschaffen. Sie ließen den herrschenden Weltgeist vor dem Evangelium erschrecken in Staunen und Ueberraschung, und sich ihm unterwerfen. Denn der Archon, d. h. der Weltherrscher der sichtbaren Welt, unterwarf sich der höheren Weltordnung und ihrem Evangelium.

Nach Basileides und seinen Schülern war Jesus bis zu der feierlichen Einweihung durch die Taufe nur Mensch. Erst von da an, als der Nus, der Geist Gottes, über ihn gekommen sey,

sey er auch der Sohn Gottes gewesen, und es habe Gott auch hier erst erklärt: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe".

Darum feierten auch die Schüler des Basileides den Tag der Taufe Jesu als den wichtigsten Tag in der Weltgeschichte, als den Tag des Eintritts der Erlösung in die Menschenwelt.

Dieser Tag war ihnen der sechste Januar, und das einzige Fest, das sie feierten. Epiphaniä nannten sie es, das Fest der Erscheinung des Geistes Gottes in der Menschenwelt, das Fest der Offenbarung.

So ging dieses Fest der ersten Gnostiker in die christliche Kirche über, als noch heute gefeiertes Erscheinungsfest. Unsere Kirche legt diesem Fest andere Worte unter, der Sinn aber ist zuletzt der gleiche.

Die Person des Menschen Jesu und den Geist Gottes hielten Basileides und seine Schüler immer aus einander. Was Jesus gelitten hat, das hat er nach ihnen nicht als Erlöser der Welt gelitten, sondern nur als Mensch.

Basileides läßt ausdrücklich Jesus leiden, wie andere Menschen nach ihm leiden müssen, um sich selbst zu reinigen und zu verklären. Clemens von Alexandrien führt aus einer Schrift des Basileides die Stelle an, wo es heißt: „Wenn man mich dadurch in Verlegenheit bringen will, daß man von bestimmten Personen sagt, dieser hat also darum, weil er litt, nach eurer Ansicht gesündigt; so werde ich entgegnen: Er hat zwar nicht gesündigt, er war aber leidenden Kindern gleich. Wenn du jedoch noch stärker in mich dringst, so werde ich sagen: Jeder, den ihr mir auch immer nennen möget, ist Mensch, und nur Gott vollkommen. Kein Mensch dagegen ist, wie Hiob 14, 4. sagt, von Flecken rein."

Daß diese Worte des Basileides auf Jesus gehen, ist aus der Art, wie Basileides hier redet, von selbst klar. Clemens von Alexandrien setzt aber auch ausdrücklich hinzu, sie beziehen sich auf Jesus, welchen die Schule des Basileides nicht für vollkommen sündlos, sondern nur für so annahm, daß er die Sünde in sich ganz überwunden hatte.

„Sollte jemals," sagte Basileides, „irgend Einen ein Leiden treffen, der gar nicht gesündigt hat, was gewiß selten ist; so leidet auch ein Solcher nicht durch Tücke irgend einer bösen Macht, sondern nur so, wie ein unmündiges Kind leidet, das nicht gesündigt zu haben scheint, und entweder in einem früheren Zustand gesündigt hat, oder Kraft und Reiz des Bösen in sich hat."

Basileides hielt die zeitlichen Leiden der Menschen nicht nur für eine reinigende und läuternde Kraft, sondern für eine Wohlthat höherer Art, für eine besondere Gnade von Gott, da sie dazu dienen, schon in diesem Leben Sünden abzubüßen.

Wenn die Zeitgenossen die Leiden der Märtyrer auf Rechnung des Satans, des bittersten Feindes der Christenheit, und seiner überall aufregenden Arglist, setzten, so sagte Basileides: „Ich behaupte, daß auch die, welche den Verfolgungen unterliegen, eigentlich für frühere, ihnen vielleicht selbst unbewußte Fehler büßen; und es ist dabei eine große Gnade von Gott für sie, daß sie nicht für wirkliche Sünden dulden, sondern bloß wegen der Anklage, daß sie Christen seyen. Darin muß für sie ein solcher Trost liegen, daß sie gar nicht zu leiden glauben. Sie sind vor Allen glücklich zu preisen, weil es ihnen vergönnt ist, die Sühne für Alles vollkommen zu vollbringen durch freiwillige Hingabe ihres Lebens für die Sache des Reiches Gottes."

Den Glauben nannte Basileides die Hinneigung der Seele zu dem Unsichtbaren, zu dem, was nicht in die Sinne falle, zu Etwas, das der Anschauung nach nicht gegenwärtig sey; er nannte es auch ein geistiges Ergreifen, welches ohne Beweis die Wahrheit finde; ein Hingeben der Gedanken an das von dem Erlöser gegründete Reich.

Die Hoffnung nannte er das, daß die Menschenseele die sichere „Erwartung hege auf die Welt des Guten".

Basileides erklärte zugleich die sittliche und geistige Verschiedenheit der Menschen daraus, daß die einzelnen Menschenseelen verschiedenen, in die Zeitlichkeit herabgesunkenen Funken oder Keimen des Lichtreichs entstammen; und so fühlen diejenigen Keime, welche aus den höheren Geisterreichen ausgeflossen seyen, in sich mehr Anziehungskraft für die höhere Welt, als diejenigen,

welche aus den untersten der dreihundert fünf und sechzig Himmel oder Geisterreichen ausgeflossen seyen.

Später sprach man davon, Basileides habe die Möglichkeit, erlöst zu werden und zur himmlischen Heimath sich emporzuheben, nicht allen Menschenseelen ohne Ausnahme in Aussicht gestellt, sondern auch ganz stoffige und ganz erdene Menschen angenommen, als unerlösbar. Gewiß ist, daß sein Sohn Isidor wenigstens jedem Menschen die Freiheit des Willens zuschrieb; und daraus ist eher zu schließen, daß auch Basileides selbst die Willensfreiheit des einzelnen Menschen nicht aufhob, und seine Erlösungsfähigkeit nicht abhängig machte bloß von der größeren oder kleineren Kraft des Lichtfunkens in ihm.

Die Lehre des Basileides von der Theilnahme an der Erlösung lautete kurz zusammengefaßt dahin: In dem Grad, als der Mensch dem dunkeln Einfluß der Sinnenwelt um ihn her sich entziehe, über die Materie sich erhebe, der Leidenschaften, die von dem Gebundenseyn an die Materie ihm anhaften, Herr werde, und sich hineinlebe in das Ideale, in die geistige Gemeinschaft mit Gott, welche ihm Christus geöffnet habe, in dem Grade nehme er Theil an der Erlösung. Durch die ganze Schöpfung sey eine Saat des Urlichts, ein der Seele verwandtes höheres Leben verbreitet. Dieses müsse der Mensch mit Liebe umfassen, und sich frei machen von dem Stoffe des Bösen, das von der Urfinsterniß herrühre, ebenfalls durch die ganze Schöpfung verbreitet sey, und böse Begierden aufrege. Der Mensch solle dahin gelangen, gleich Gott Alles zu lieben, weil Alles mit Allem verwandt sey, nichts zu hassen und nichts zu begehren.

Die Sittenlehre des Basileides überhaupt war ernst und edel. Er selbst war ein edler, sittlicher und milder Geist, ferne jeder sittlichen Ausschweifung, aber auch allem Uebertriebenen in der Lebensweise. Es gab viele Christen zu seiner Zeit, welche die christliche Freiheit zum Muthwillen mißbrauchten, aber zugleich auch viele, welche überstreng sich gebärdeten, und die Ehelosigkeit, wie überhaupt die Enthaltsamkeit, als das Allerhöchste priesen. Basileides empfahl die Ehe, schlug die Ehelosigkeit sitt-

lich nicht hoch an, und ließ sie überhaupt nur gelten, wenn durch sie höheren Zwecken des göttlichen Reiches gedient werde.

Seine Lehre vom Glauben und von der Hoffnung hatte er offenbar der Lehre des Paulus nachgebildet. Er selbst aber gab vor, er habe seine Lehre aus Aufzeichnungen der Geheimlehre Jesu selbst. Er habe sie von dem Apostel Matthias und von Glaukias, einem angeblichen Erklärer der Geheimlehre des Petrus. Auch ältere jüdische Mystik benützte er.

Das Losungswort „Abraxas", mit welchem Basileides nichts Anderes als die Gesammtheit der dreihundert fünf und sechzig Geisterreiche bezeichnete, wurde von Späteren gebraucht, um den Aberglauben damit auszubeuten, als ob das Wort eine Zauberformel wäre und Zauberkraft in sich schlöße. Noch hat man aus dem Mittelalter viele geschnittene Steine, auf welchen man dieses Wort liest, umgeben von magischen Figuren. Diese Abraxasgemmen wurden als Talismane getragen.

Weder von den Schriften des Basileides, noch von denen seines Sohnes Isidor ist etwas übrig, außer Bruchstücken bei Clemens von Alexandrien und der Darstellung seines Systems bei dem ungenannten Verfasser der Philosophumena. Solche, die sich nach Basileides nannten, fanden sich noch bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts. Er hatte ächte Schüler; aber auch solche bald, die seine Lehre fälschten, und eine geistige und sittliche Entartung mit dem glänzenden Namen des Meisters deckten.

Wie es den ältesten und den neuesten Philosophen gegangen ist, so ging es ihm: es kamen solche Nachtreter, die sich für berufen achteten, über den Meister hinaus zu gehen, einzelne seiner Sätze auf die Spitze zu treiben, andere zu verrenken oder ins gerade Gegentheil zu verdrehen.

Die „falschen Basileidianer" sind sehr berüchtigt. Sie breiteten sich namentlich im Abendland aus. Sie spielten die starken Geister unter dem Namen Christen und Gnostiker. Sie nannten sich die Vollkommenen und wahrhaft Freien. Für solche, sagten sie, gebe es kein bindendes Gesetz, und durch Dinge, die nur das Fleisch angehen, könne die ihres himmlischen Ursprungs und ihrer Freiheit einmal bewußt gewordene Seele nicht mehr befleckt

werden. So erlaubten sie sich alle Genüsse und Lüste in voller Ungebundenheit, und um ganz ungenirt zu seyn, verwarfen sie selbst das Sittengesetz des Alten Testamentes.

Basileides hatte dieses heilig und den geschichtlichen Zusammenhang des Christenthums mit dem Alten Testament festgehalten. Diesen Zusammenhang zerrissen seine falschen Nachtreter ganz. Sie brachen völlig damit. Sie verwarfen den Weltherrscher der sichtbaren Welt, den Gott der Juden, um sein Gesetz verwerfen zu können. Er sey ein Abgefallener, sagten sie, ein offener Gegner der Lichtwelt, ein böses Wesen, der mit seinem Gesetz verworfen werden müsse, damit das Licht und die Freiheit Raum gewinne.

Dann gingen sie weiter, und setzten sich, weil der wahrhaft Weise und Freie über alle positive Religion erhaben seyn müsse, auch über die Lehre und das Sittengesetz des Christenthums hinaus.

Wie der Jehovah des alten Bundes, so wurde der geschichtliche Jesus Christus von ihnen beseitigt, in genial seyn sollendem Leichtsinn, und die klare gegebene Wahrheit der Schrift mit frivolster Keckheit in ihr Gegentheil umgedreht.

Sie sagten: Um die Macht des Gottes der Juden zu zerstören, sey der himmlische Nus, der Geist Gottes, aus dem Lichtreich herabgestiegen, und den Juden in Gestalt Jesu erschienen. Als die Juden ihn kreuzigen wollten, habe er auf dem Wege zur Kreuzigung die Gestalt des Simon von Cyrene angenommen, und diesem, der das Kreuz Jesu trug, die Gestalt Jesu gegeben. Denn vermöge der magischen Kraft, die ihm ingewohnt habe, sey es diesem himmlischen Geiste leicht gewesen, die Gestalten zu wechseln, und die getäuschten Juden haben, statt des Erlösers, den sie zu verderben geglaubt, jenen Simon gekreuzigt; der Nus aber, der Sohn Gottes, sey triumphirend über seine elenden Feinde in das Lichtreich zurückgekehrt.

So suchten sie den leidenden und sterbenden Erlöser zu beseitigen. Der Gekreuzigte, sagten sie, sey ja nur ein Trugbild; nur schwache, zur Wahrheit nicht durchgedrungene Leute können den Gekreuzigten für einen Gegenstand der Verehrung halten, und Märtyrer zu werden wegen des Glaubens an den Gekreu-

zigten, sey lächerlich, und zeuge von einem niedrigen geistigen Standpunkt.

Sie machten sich darum nichts daraus, obwohl sie sich Christen nannten, unter den Verfolgungen Jesus zu verläugnen, an den Götzenmahlen Theil zu nehmen, und den heidnischen Ausschweifungen sich zu überlassen. Sie hielten und erklärten das sogar für ein Zeichen wahrhaft freier Geister.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Einzelne Gnostiker.

3. Valentin.

Ausführlicher und durchsichtiger ist die Lehre des Gnostikers Valentin für uns.

Valentin ist etwas später als Basileides, aber immer noch dessen Zeitgenosse. Er ist ein Aegypter, zu Alexandria geboren etwa um das Jahr 110, begab sich um 140 nach Rom, und starb im Jahr 160.

Er bildete die Lehre des Basileides von den Ausflüssen oder Ausstrahlungen der Gottheit vollkommener aus. Der Boden aber, auf dem auch er zunächst stand, war Philosophie des Heidenthums, der Naturgrund der altgriechischen Theogonien, und daneben platonische Ideen.

Auf diesen Grund versuchte er eine Religion des Geistes aufzubauen, aber ganz phantastisch, in einer eigenthümlichen Mischung von sinnreichem Verstand und farbiger Einbildungskraft, von wirklichem Tiefsinn und geistreich schillernder Spielerei. Phantasie, woran man gewöhnlich ihm einen Reichthum zuschreibt, hat Valentin gar nicht, so wenig als irgend einer der Gnostiker. Die Gelehrten verwechseln die Phantasie, das Vermögen der Ideale oder der künstlerischen Gestaltung, mit dem niederen Vermögen der Gleichnisse, der Einbildungskraft.

Neigung zur Poeſie hatte Valentin. Es wird von ihm erzählt, er habe viele Poeſien verbreitet. Und auf dieſes Poetiſche in ihm muß man bei ſeiner Lehre ſehen, und Vieles ſymboliſch erklären, was, wenn man es wörtlich als religionsphiloſophiſche Lehre nehmen würde, als Unſinn erſcheinen müßte.

Für die Lebensgeſchichte der Kirche Jeſu liegt es ganz außer ihrem Zweck, ſämmtliche Spielarten des Gnoſticismus, überhaupt die Lehrmeinungen, im Einzelnen darzuſtellen, ſondern nur ſoweit ſie entweder zu berühren oder auszuführen als unumgänglich iſt für die Zeichnung des Einfluſſes, den ſie im Guten oder Böſen auf die Entwicklung des Lebens der Chriſtenheit hatten.

So übergehen wir Alles, worin Valentin nur Erweiterer des Baſileides iſt, und heben nur Einiges heraus, was ihm eigen iſt, und was die Art ſeiner Lehre in ihrem Verlockenden, das ſie für ſchwache, einbildungsreiche, beſonders jugendliche Gemüther hatte, und das Gefährliche uns zeigt, das ſie für die Chriſten der Zeit hatte, nicht für die Maſſe, das einfache Volk, aber gerade für die aufſtrebenden Geiſter.

Eigenthümlich iſt dem Valentin die Vorſtellung und Lehre, daß eine geſchlechtliche Spaltung von Ewigkeit her der Quell aller Lebensentwicklung ſey. Nach ihm entwickelten ſich aus dem göttlichen Urgrund, dem Unergründlichen, dem Aeon, die göttlichen Kräfte, als Offenbarer des Aeon und als Darſteller deſſelben ſelbſt auch Aeonen genannt, und zwar alſo: Weil ſtets daſſelbe Geſetz durch alle Stufen des Daſeyns hindurchgehe, und alles Geſchaffene in den Gegenſatz von Männlichem und Weiblichem zerfalle, die untere Welt aber der oberen entſpreche, ſo ſey auch die Entfaltung der oberen Welt nach demſelben Geſetze erfolgt. Die Spaltung der Geſchlechter auf Erden habe ein höheres Urbild; und aus dem Ur- oder Ungrund, dem Quell alles Lebens und Seyns, dem Unbegreiflichen, Alten und Niealternden, dem Ewigjugendlichen, in welchem Alles als geſchloſſene Einheit ruhte, ſeyen je zwei Aeonen hervorgetreten, ein männlicher und ein weiblicher Aeon, ein zeugender und ein empfangender. Durch deren Verbindung und Ineinanderwirken habe ſich alles Leben fortgebildet.

So sey aus dem Urgrunde zuerst die übersinnliche Welt hervorgegangen. In seliger und erhabener Einsamkeit thront er, der für sich Seyende, der unterschiedslose Gott, das rein Absolute, nur sich selbst bekannt. Ihn umgibt das tiefe Schweigen, die Stille, und mit dieser verbunden das Denken seiner Selbst, die Idee seiner Selbst, seine Selbstanschauung in unendlich reicher und seliger Fülle. Diese Selbstanschauung und das ihn umgebende Schweigen bilden mit ihm, dem Höchsten, die erste Syzygie, d. h. himmlische Ehe.

Der so selig in sich ruhende, seiner Selbst bewußte Gott offenbarte sich dann aus Liebesfülle, damit auch andere Wesen die Seligkeit seiner Anschauung genießen möchten, in drei Aeonenreihen. Der Unbeschränkte nahm Beschränkung an, der Anfangslose setzte einen Anfang, und aus der ersten himmlischen Ehe des Schweigens und der Selbstanschauung entsprang eine zweite Aeonenehe, nämlich der Geist Gottes, der Nus, und seine Braut, die Wahrheit. Aus dieser zweiten himmlischen Ehe ging der Logos hervor und das Leben, die Zoe. Der Vermählung dieser beiden Letzteren entsprang der Mensch, d. h. das Urbild des Menschen, der ideale Mensch, und seine Braut, die Kirche, mit der er sich verband.

Das war die erste und höchste Aeonenreihe, die heilige Acht (Ogdoas).

Von überschwänglichem Danke gegen den Unergründlichen erfüllt, offenbarten der Logos und das Leben die göttliche Herrlichkeit, die ihnen gegeben worden war, in neuen Ausstrahlungen einer zweiten Aeonen- oder Geisterreihe, der heiligen Zehn in fünf Aeonenpaaren. Und aus dem Urbild des Menschen und seiner Verbindung mit der Kirche strahlte in sechs Paaren die dritte Aeonen- oder Geisterreihe aus, die heilige Zwölf. Diese fünfzehn himmlischen Ehepaare oder dreißig Aeonen machten zusammen das Pleroma, d. h. die Fülle des göttlichen Lebens aus, im Gegensatz gegen das Chaos, das Gottentleerte, die Materie, das Reich des Bösen.

Der vom Urgrund ausgehende Lebensstrom durchströmte alle Aeonen und zog sie Alle mit seligem Verlangen zum Urvater hin.

Aber nur Einer aus ihnen, der herrlichste und vollkommenste, der Nus, auch der Erst- oder Eingeborene genannt, vermochte es, die Tiefen des Urgrunds, des Allvaters, zu durchschauen und die Vollkommenheit des göttlichen Lebens. Die Anderen sind noch nicht genug dazu vorbereitet und es ist ihnen vorher versagt. Sie fügen sich dieser Beschränkung. Nur der vom Urgrund entfernteste Aeon, die letzte Ausstrahlung, die Weisheit (Sophia), die auch das geringste Maaß des Göttlichen empfangen hatte, verzehrte sich in Sehnsucht nach der Erkenntniß des Urgrunds, und sprang weithinaus aus der ihr angewiesenen Sphäre. Von unendlicher Liebe und Sehnsucht zu der unendlichen Anmuth des Allvaters hingezogen, hätte sie ihre Vermessenheit, diesen umfassen zu wollen dadurch gebüßt, daß das Uebermaaß des Entzückens sie vernichtet hätte, daß sie in der Unendlichkeit des Urgrunds verschwommen wäre. Durch die Barmherzigkeit des Allvaters vor diesem Untergang bewahrt, wurde sie in ihre Schranken zurückgewiesen, und das, was sie dem Verderben so nahe gebracht und den Frieden des ganzen Himmelreiches gestört hatte, das leidenschaftliche Element in ihrem Wesen, das Pathos, von ihr ausgeschieden.

Damit aber kein Aeon ferner seine naturgemäßen Schranken durchbreche, und damit die gestörte Harmonie der oberen Welt wieder hergestellt werde und ihre Vollendung erhalte, erzeugte der Erstgeborene, der Nus, ein neues himmlisches Paar, den himmlischen Christus und den heiligen Geist. Der Erstere belehrte die Aeonen über des Urvaters unnahbares, unerfaßliches Wesen, das bloß annähernd erkannt werden könne durch die Vermittlung des Eingeborenen. Der heilige Geist aber theilte ihnen die wahre Ruhe mit und neue Gotteskräfte. Von ihm geführt, umgeben sie den Thron des Allvaters und stimmen in Wechsel-Chören Preis- und Danklieder an. Zur Ehre des Urvaters bringt ein jeder Aeon das Beste dar, was er vermag, und aus den mannigfaltigen Gaben aller Aeonen wird ein über alle Maaßen herrliches Aeonenwesen gebildet, der Soter oder Erlöser, Jesus. Dieser neue Geist, welcher alles Schönste und Herrlichste, was jeder einzelne Aeon hatte, in sich vereinigte, und der darum die vollendete Schönheit selbst ist, war von nun an

das Glanzgestirn der oberen Welt. Schaaren erhabener Engel wurden zu seinem Dienste geschaffen, die ihn anbetend fortan umgeben. Eine Gattin wie die anderen männlichen Aeonen hat er vorerst noch nicht, aber der Beruf, zu dem er verordnet ist, soll ihm eine solche zuführen, eine Braut wunderbarer Art.

Als nämlich das Pathos, das leidenschaftliche Element im Wesen der himmlischen Sophia, der Weisheit, von ihr ausgeschieden wurde, sank es hinab in das öde Reich des Dunkels und der Leere, als ein Mißgeschöpf, als eine unreife Geburt ihrer Mutter, als eine Zwitternatur, der oberen Welt angehörig durch ihre Mutter, die himmlische Sophia, und einer anderen fremden Welt durch ihren Fall in die Tiefe des Dunkels und der Leere. Zum Unterschiede von der himmlischen Mutter, der himmlischen Weisheit, führte sie den Namen niedere oder irdische Weisheit, in verdorbenem Hebräisch Achamoth.

Hat die Achamoth auch nur ein dämmerndes Aeonenbewußtseyn, so ist doch immer noch Aeonennatur in ihr, und dieser ihr Antheil an der himmlischen Natur steht in Gefahr, von dem Reiche des Dunkels und der Leere verschlungen zu werden. Die ganze himmlische Welt muß daher Mitleiden mit der Unglücklichen haben, bis diese, die aus der himmlischen Welt stammt, geläutert und gereift derselben wiedergegeben ist.

Die Achamoth zu retten und sie zu der seligen Gemeinschaft der Himmlischen zurückzuführen, gaben darum alle Aeonen zusammen ihr Bestes her zur Bildung des Retters, des Erlösers. Dieser war dazu bestimmt, daß er die so tief gefallene Achamoth erlösen und sie als Braut in den Kreis der Fülle des göttlichen Lebens heimführen sollte. Das schönste und vollkommenste Gebilde des Himmels sollte mit der schwächlichen unzeitigen Geburt des Letzten und Geringsten der Aeonen zur ewigen Geisteseh̃e sich verloben, gemäß der Art der göttlichen Liebe und des göttlichen Erbarmens.

Durch Vermittlung des himmlischen Christus wurde der formlosen Achamoth Gestalt verliehen, um sie vor der Auflösung ihres Wesens im Reiche des Dunkels und der Leere zu bewahren. Jetzt erst erwacht das Bewußtseyn ihrer hohen Abkunft in ihr,

und im dunkeln Gefühl ihrer Abtrennung von der himmlischen Welt wird sie von einer unbeschreiblichen Sehnsucht ergriffen, des Lichtes, aus dem sie stammt, sich wieder zu bemächtigen. Sie will über die Grenze und die Schranke, die ihr gesteckt ist, hinaus, und eindringen in die obere Heimath. Aber soll auch nach göttlichem Rathschluß sie erlöst und zurückgeführt werden, so kann das doch erst nach langem Entwicklungsprozeß und nicht so unvorbereitet geschehen. Durch himmlische Vermittlung hört sie den Namen Jao, als die Bezeichnung des Allvaters nach seiner Unergründlichkeit. Sie fühlte ihr Unvermögen, in das himmlische Licht zurückzukehren, und gerieth in einen leidenden Zustand voll Weh und wechselnden Empfindungen, wie sie sich beschämt an die Stätte ihrer Verbannung zurückgeschreckt sah. Bald weinte und klagte sie, daß sie in schauerlicher Einöde, im Dunkeln und Leeren gelassen sey; bald lachte sie wieder auf, wenn sie des Lichts gedachte, das sie einst in ihrer Mutter bewohnte, und wenn die Hoffnung sie erhellte, dereinst doch wieder heimzukommen; bald quälte sie die Furcht, es möchte ihr auch das Leben wie das Licht entschwinden; auch das peinigte sie, daß sie sich mächtig hingezogen fühlte zu dem himmlischen Geiste, der ihr Gestalt verliehen. Mitten unter diesen Arten des Leidens aber, die sie durchlief, wurde sie zur Mutter der Welt und des Demiurgen.

Als sie nämlich, hülflos umirrend und wie verloren, mit Hülfeflehen zu dem himmlischen Lichte sich wandte, da kam der Erlöser, welchem vom Urvater alle Gewalt gegeben war, und welchem alles Sichtbare und Unsichtbare, Throne, Göttlichkeiten und Gewalten, gehorchen mußten, voll Erbarmen herab. Begleitet von seinen Engeln kam er herab zur Achamoth, sie zu trösten. Diese verhüllte sich zuerst mit einem Schleier aus Scham. Als sie aber seine freundliche Absicht errieth, lief sie auf ihn zu, und zog aus seiner Erscheinung höhere Kraft.

Der Erlöser tröstete sie durch die Hoffnung ihrer Erlösung und heilte sie von ihrem Leid bis auf einen gewissen Grad; denn ganz konnte er sie nicht von ihrem Leiden scheiden, da es zu tief in ihr wurzelte; aber das bisher in ihr nur dämmernde Bewußtseyn ihres himmlischen Ursprungs und die Aussicht einstiger Wie-

derherstellung brachte er in ihr zu voller Klarheit. Und sie selbst fing an schöpferisch zu werden. Aus ihren verschiedenartigen Stimmungen entquollen die mannigfaltigen Gestaltungen der unteren Weltschöpfung.

Schon damals, als sie durch die Nennung des Namens Jao, der sie in ihre Verbannungsstätte zurückschreckte, von Staunen und Schrecken gefesselt stand, erstarrten die Felsen; und als sie über das, was ihr versagt war, Thränen des Schmerzes weinte, sprudelten diese als Quellen hervor und Ströme entstanden und das Weltmeer bildete sich. Und als sie getröstet war durch den Erlöser, und als die Aussicht auf die Erlösung den Schmerz überwand und ihr Antlitz erheiterte, da spannte sich über den Felsen und über dem Meere die Klarheit des Aethers aus mit der Heiterkeit des Lichtglanzes.

Seit ihrem Fall in das Reich des Dunkels und der Leere herab, war das Element des Grobstofflichen oder Materiellkörperlichen und das Element des Psychischen oder Leidensfähigen in ihr; und als der Erlöser sie von ihren Leiden heilte, erfüllte sie der Anblick der Lichter desselben mit solcher Freude, daß sie, von ihnen befruchtet, nach dem Bilde derselben, eine geistige Frucht hervorbrachte, nämlich das Pneumatische. Diese drei in ihr vermischten Elemente traten aus ihr heraus als die drei Grundkräfte der niederen Welt. Diese individualisirten sich zu besonderen Lebensstufen, und es waren jetzt da die Welt der plumpen Materie, deren Herr Satan ist und seine Dämonen, welche jetzt erst entstanden sind; die Welt des Psychischen oder Seelischen unter der Herrschaft des Demiurg, welchen die Achamoth aus der Blüthe des psychischen Elementes zum Bildner und Herrscher der irdischen Welt geboren hat; die Welt des Pneumatischen oder der Geistwesen, die unter der unmittelbaren verborgenen Leitung der Achamoth bleibt.

Die Achamoth selbst zog sich in den „Ort der Mitte", zwischen dem himmlischen Geisterreich und der irdischen Welt, zurück, wo sie von dem himmlischen Christus himmlische Ideen empfängt, und sie durch den Demiurg ausführen läßt, ohne daß dieser von ihrem Daseyn oder ihren Einwirkungen etwas ahnt.

Von ihr, seiner Mutter, die er nicht kennt, bewegt und getrieben, schafft sich der Demiurg zu seiner Wohnung und Herrschaft die sieben unteren Himmel, was im ersten Buche des Mose Himmel und Erde heißt; er erschafft das Rechte und das Linke, das Leichte und das Schwere, das Niedersinkende und das Aufschwebende. Alles, was er erschaffen hat, hat seine Mutter durch ihn gewirkt; aber ohne eine Ahnung davon, glaubte er selbst der Schöpfer zu seyn, und ließ in diesem Irrthum auf Erden von sich verkündigen: Ich bin Gott und außer mir ist kein Anderer.

Er hat zwar den Menschen geschaffen aus Erdenstoff, und hat ihm aus seinem eigenen Wesen, dem Seelischen, die Seele als Lebenshauch eingeblasen; aber seine Mutter Achamoth war es, welche, vom himmlischen Erlöser befruchtet, etwas vom himmlischen Geistwesen, den Keim des Pneumatischen beigab, ohne Wissen des Demiurg. So empfing das Menschengeschlecht nur den Leib und die niedere Seele vom Demiurg, den Geist aber aus der himmlischen Welt, durch die Achamoth und den Erlöser.

Der Demiurg versetzte den von ihm geschaffenen Menschen in den dritten seiner Himmel, und gab ihm ein Gesetz. Das übertrat der Mensch, und der Demiurg stürzte ihn aus dem Paradiese, dem dritten Himmel, auf die Erde herab, und bekleidete ihn statt des ersten ätherischen Leibes mit einem dunkeln, schwerfälligen, materiellen Leib.

Das Menschengeschlecht breitete sich auf Erden aus, und es entfalteten sich in ihm dreierlei Naturen: Pneumatische Naturen oder Geistwesen, geistige Menschen, die frei von der Knechtschaft jedes äußeren Gesetzes, und siegreich über die Triebe und Genüsse der Sinnlichkeit, sich selbst ein Gesetz sind, und der himmlischen Geisterwelt entgegenreifen; materielle Naturen, grobsinnliche, fleischliche Menschen, welche allem Geist und allem Gesetze feind, Sclaven wilder Leidenschaften und niederer Begierden sind; psychische oder seelische Naturen, besser als die materiellen, aber ohne die Weihe des Geistes, welche der Zucht des äußeren Gesetzes bedürfen und sich zu äußerem Wohlseyn und Frieden erheben, aber auch von der Materie sich herabziehen lassen und zu ihr herab-

sinken können; Menschen ohne Lust und Kraft, zum göttlichen Leben sich zu erheben.

Den Menschen mit den höheren Geist- und Lichtfunken in sich, den pneumatischen Naturen mit ihrer Sehnsucht nach der himmlischen Geisterwelt, mit ihrem Streben, zu einem göttlichen Leben sich zu erheben, war der Demiurg abgewandt, der Vater und König des Psychischen. Die Menschen der Materie, die reinsinnlichen, fleischlichen Naturen, waren ihm zuwider; sie verfielen meist dem Heidenthum und überhaupt dem Verderben. Hingezogen dagegen fühlte er sich ganz besonders zu den psychischen Naturen, welche Lebenskraft und Seele hatten, ohne dem Geistigen, dem Idealen nachzustreben, ohne Sinn und Zug für das Höhere, für die Welt der Ideen und des göttlichen Lebens.

Das Volk der Juden fand er so angethan, und zu ihm wandte er seine Neigung. Dieses Volk erkor er zum Volke seines Eigenthums, dieses wurde sein auserwähltes Volk, ihm gab er ein strenges äußeres Gesetz zur Zucht; ihm ließ er durch seine Propheten einen zukünftigen Messias verkünden, einen der psychischen Natur des Volkes entsprechenden Messias.

Zu Propheten, Priestern und Königen dieses seines Volkes wählte er aber oft unwillkürlich pneumatische Naturen, höhere Menschen, welche die Weihe des Geistes hatten, und aus ihrem Munde vernahm er zu seinem Befremden Weissagungen höherer Art. Diese hatte ihnen die Achamoth eingegeben, ihm aber waren sie unverständlich. Das waren die Seher des Alten Testaments.

Als nun die Zeit erfüllet war, schuf er seinen Messias und sandte ihn den Juden, einen Menschen, eingehüllt in einen Körper seelischer Art, der wunderbar künstlich so zubereitet war, daß er betastet und gesehen werden, und auch leiden konnte. Aber es war kein materieller Leib, sondern ein ätherischer Leib. Er wurde zwar von Maria geboren, aber „wie Wasser durch einen Canal, ging er durch sie hindurch", ohne irgend etwas Materielles von ihr anzunehmen. Denn mit der Materie durfte er nicht sich berühren oder gar diesen Stoff an sich nehmen, weil alles Materielle, also auch der Leib von Fleisch, nach gnostischer Ansicht nicht

der Erlösung fähig ist. So hatte er, obgleich er in Nazareth seine Kindheit verlebte und in Judäa als Messias auftrat, nicht wahre menschliche Natur an sich. Jesus ahnete jedoch selbst nicht, was bei seiner Taufe im Jordan geschah. Als er für sein ihm vom Demiurg aufgetragenes Amt sich weihen zu lassen, der Taufe des Johannes sich unterzog, da öffnete sich über ihm der Himmel, und der himmlische Christus kam auf ihn, auf Jesus, den irdischen Christus, in Gestalt einer Taube herab und vereinigte sich mit ihm für die nächste Zeit zu Einer Person, um durch ihn die Erlösung, wie sie im himmlischen Geisterreich beschlossen war, zu vollbringen.

So hielt auch der Gnostiker Valentin den irdischen Jesus und den himmlischen Christus als zwei unterschiedene Wesen auseinander, und nahm nur eine zeitweise Vereinigung an, auf ein Jahr. Ein Jahr lang blieb der himmlische Erlöser, vereinigt mit dem irdischen Christus, auf der Erde, und verkündete seine göttliche Lehre, die Gnosis, um die Menschen zu erlösen, d. h. sie wieder in das Lichtreich zurückzuführen.

Die Erlösung besteht darin, daß in den pneumatischen Menschen ihre geistige Natur zum klaren Bewußtseyn gebracht wird und ihre himmlische Abkunft; und darin, daß die Erkenntniß des Allvaters in ihnen geweckt und ihre Verbindung mit der höheren Welt eingeleitet wird; endlich darin, daß die psychischen Naturen durch das Vorbild der pneumatischen zur Nacheiferung angeregt werden. Und die Erlösung vollzieht sich nicht durch die Sittlichkeit, sondern durch die Wahrheit, nicht durch Heiligung, sondern durch Erkenntniß; denn wer die Erkenntniß der Wahrheit hat, ist schon dadurch heilig.

Das gilt aber nur für die geistigen Naturen. Nur für sie ist die Erkenntniß der Wahrheit der Weg zur Vollendung. Für die psychischen Naturen ist der Weg dazu nicht das Wissen, sondern der Glauben. Beide Wege führen zur Vollendung, aber nicht zu einer gleichartigen Vollendung. Der erstere Weg führt zu höherer Seligkeit. Die meisten Juden bleiben für die Erlösung unempfänglich. Obwohl der Erlöser mit ihnen persönlich in Verbindung tritt, erheben sie sich doch nicht zu seiner Religion

des Geistes, sie werden nicht zu geistigen Menschen. Sie bringen vielmehr Leiden und Kreuzestod über ihn.

Aber von dem Augenblick an, wo das Leiden des psychischen, irdischen Jesus beginnt, trennt sich der himmlische Christus von dem irdischen Christus, der himmlische Erlöser von dem irdischen Erlöser, und kehrt in seine Heimath, in das höchste Reich himmlischer Seligkeit, zurück. Nur der irdische, der psychische Christus, wird gegeißelt und gekreuzigt, mit ihm aber auch durch besondere göttliche Anordnung der ihm von der Achamoth her inwohnende Lichtgeist, das Pneumatische in ihm: es sollten an ihm die Leiden nachgebildet werden, welche einst die himmlische Sophia, als sie aus ihrer Sphäre sprang, erdulden mußte. Und wie durch die Leiden der Letztern die Befestigung des himmlischen Reiches und Frieden kam in die obere Welt, so sollte durch das Leiden des irdischen Christus dasselbe geschehen, Friede kommen auf Erden und die Menschenwelt der höheren Welt zugeführt werden.

Aber auch das Leiden Jesu, des irdischen Christus, war nur Schein, wie sein Leib nur den Schein eines materiellen Leibes hatte; sein Kreuz aber wurde von da an das Sinnbild der Erlösung.

Die Wirksamkeit des himmlischen Erlösers aber dauert vom Orte seiner Herrlichkeit herab auf Erden fort, und in Folge derselben werden seitdem Alle, welche mit ihm in Verbindung treten, erlöst, die Einen durch die Erkenntniß der Wahrheit, durch die Gnosis, die Andern durch den Glauben, die Pystis. Diejenigen, welche das Christenthum, die Religion des Geistes, geistig in sich aufnehmen und zur Wahrheit hindurchdringen, sind die ächten Christen. Aechte Christen also sind die Gnostiker. Sie sind die Auserwählten unter den Menschenkindern.

Die Vollendung aller Dinge aber wird darin bestehen, die Weltentwicklung wird darin ihr Ziel erreicht haben, daß auf diesem Wege der Erlösung alles pneumatische und psychische Leben, das noch in der Materie gefangen ist, ihr entzogen seyn wird Dann ist die Zeit des sehnsuchtsvoll bräutlichen Harrens für die Achamoth vorüber, wenn alle geistigen Keime zur Reife gekommen sind, und alles geistige Leben von der Materie sich befreit, alles

psychische sich annähernd vergeistigt hat. Der himmlische Erlöser, begleitet von zahllosen Schaaren dienender Engel, führt die Achamoth, die erhabene Dulderin, mit sich in den höchsten Ort der Seligkeit ein, und Beide bilden von da an eine Syzygie, eine himmlische Ehe.

Das sey es, sagt Valentin, was unter dem evangelischen Gleichnisse vom Bräutigam und der Braut zu verstehen sey, und der oberste Himmel sey für Beide das Brautgemach.

Zugleich werde Alles in das ewige Lichtreich aufgenommen; denn die pneumatischen Menschen folgen der Achamoth, nachdem sie das Seelische an ihnen abgelegt haben und zu reinen Geistern geworden sind.

Wie der himmlische Erlöser mit der Achamoth, so werden sie mit den Engeln vermählt, welche den Erlöser umgeben, jede geistig gewordene Menschenseele wird eine Engelsbraut in den hehren Räumen des oberen Himmels, wo ewig ungetrübte Wonne, Seligkeit ist.

Die durch den Glauben Erlösten, die Frommen, aus den psychischen Naturen, gehen mit dem Demiurg in den Ort der Mitte ein, wo seine Mutter Achamoth zuvor gewesen. Da ist dann der Ruheplatz für die gerechten psychischen Naturen, da ihr Lohn für ihre Frömmigkeit. Auch dahin dringt noch ein beseligender Nachhall von der unaussprechlichen Wonne des oberen Himmels, in welchen nichts Psychisches eintreten darf; auch diese Räume sind erfüllt von dem Abglanz der unbeschreiblichen Herrlichkeit der höchsten seligen Welt.

Zu gleicher Zeit wird das in der unteren Welt verborgene Feuer hervorbrechen, und die Materie, alles Endliche und Sichtbare, verzehren, und zuletzt sich selber mit. Nur die unsichtbare Welt, das Lichtreich, wird ewig dauern, der obere Himmel, und sein Abbild, der Ort der Mitte, Alles Andere ist dann in sein Nichts zurückgesunken.

Auch Valentin berief sich für seine Lehre auf christliche Quellen. Er nannte als Hauptquelle die Geheimlehre des Theodabes, eines angeblichen Schülers des Apostels Paulus; eigentlich aber spann er dieses glänzende Gespinnste der Einbildungs-

kraft nur aus ſich ſelbſt heraus, indem er anknüpfte an Ideen des Baſileides und des Plato, und an Worte und Sätze der heiligen Schriften, die er willkürlich herausgriff und kühn aus- und umdeutete.

Schüler von ihm ſpannen das noch weiter aus, und verſchiedenartig. Er hatte Schüler in Oſt und Weſt. In Rom glänzten als ſolche Ptolemäus und Herakleon, im Morgenlande Axionikus und Bardeſaanes.

Zwei und fünfzigſtes Kapitel.

Einzelne Gnoſtiker.

4. Die Ophiten.

Wie Baſileides, lebte Valentin ſittlich ſtrenge; Heiligung des Lebens verlangte er von ſeinen Schülern. Aber auch dieſe arteten bald aus, wenigſtens die Nachtreter ſeines Schülers Markos, die Markoſier. Dieſe führten einen Cultus mit prunkenden Ceremonien ein, und eine doppelte Taufe, eine pſychiſche Taufe auf den irdiſchen Chriſtus zur Vergebung der Sünden, und eine zweite, pneumatiſche Taufe, zur Verlobung der vergeiſtigten Seele mit dem künftigen himmliſchen Bräutigam, und dieſe Verlobungstaufe wurde in einem hochzeitlich geſchmückten Gemach vollzogen. Wenn dem Bericht des Irenäus ganz zu glauben wäre, ſo hätte ſchon Markos ſelbſt ſeine Lehre durch ſehr ungeiſtige Mittel zu fördern geſucht. Nach Irenäus nämlich ſoll derſelbe beſonders darauf ausgegangen ſeyn, ſchöne, reiche und angeſehene Frauen in ſeinen gnoſtiſchen Orden zu ziehen, und dieſe habe er durch Zauberkünſte und Liebestränke bethört, und ſie als Prophetinnen für die Zwecke des Ordens gebraucht.

Einige Verwandtſchaft mit der Lehre Valentins zeigt die Lehre der Schlangenbrüder (Ophiten).

Man hat vermuthet, dieſe Sekte ſey ſchon vor der chriſtlichen Zeit da geweſen und aus Phrygien gekommen, habe ſich

erst später in Aegypten mit dem vermischt, was das Gedankenspiel der Gnostiker im phantastischen Gewand als christliche Ideen gab, und sich dann als eine gnostische Schattirung aufgethan.

Das Orientalische überwiegt über die Anschauungen der griechischen Bildung in der Lehre dieser Sekte, ebenso ist ihre Lehre ausgeprägter pantheistisch und dualistisch als die der anderen Gnostiker. Der Satan erscheint bei ihnen in einer ganz eigenthümlichen Gestalt.

Wir heben aus ihrer Lehre nur so viel aus, als sie unterscheidend kennzeichnet. Aus dem mann-weiblichen Urgrunde gingen nach der Lehre der Schlangenbrüder hervor: Die „Idee der Menschheit", aus dieser der „Menschensohn" oder der Idealmensch, und aus diesem der heilige Geist, auch Mutter des Lebens und die himmlische Sophia genannt. Die himmlische Sophia gebar den himmlischen Christus oder die vollkommene männliche Lichtnatur, und die unvollkommene weibliche Lichtnatur, die Achamoth. Diese wollte seyn wie Gott, und stürzte sich in den Abgrund, in den dunkeln Ocean des Chaos. Ueber diesem schwebte die gebärende Mutter, setzte die trägen Massen desselben in Bewegung, entschlossen daraus sich eine eigene unabhängige Welt zu bilden, und die anziehende Kraft des Lichtes in ihr zog die Materie an sich. Die Materie aber, die sich mit ihrem Lichtwesen vermischte, verdunkelte dieses so sehr, daß selbst das Bewußtseyn ihres höheren Ursprungs anfing ihr zu schwinden, sie es verlor und sie sich in ihrer Gottentfremdung einbildete, unabhängig und selbst die höchste Macht zu seyn. In diesem Zustande des sich selbst für den höchsten Gott haltenden Hochmuths zeugte sie den Demiurg Jaldabaoth, d. h. den Sohn des Chaos. Dieser schuf die sichtbare Welt.

Dieser „Sohn des Chaos", der Schöpfer der Erdenwelt, ist nicht nur ein beschränktes, sondern ein boshaftes Wesen, voll Hochmuth, Selbstsucht und Grimm. Weil er für den alleinigen Gott der Erde und des Himmels gehalten seyn will, strebt er sogar seine Mutter zu verdrängen, ob er gleich weiß, daß noch viel höhere Gewalten über ihm sind; er weiß das, weil auch in ihm ein Funke des göttlichen, seiner Mutter inwohnenden Lichtes

ist. Betrogen von ihrem Sohne, der sich ganz von ihr ablöst, steht die Achamoth da; aber eben das weckt das Gefühl ihres Falles in ihr, und die verdunkelte Erinnerung an ihre höhere Abkunft und das Lichtreich erhellt sich in ihr. Die Materie, die sie aus dem Chaos an sich gezogen hat, wird ihr drückend. Sie sehnt sich, davon frei zu werden, und in Reue über ihre Verirrung und Gottentfremdung nimmt sie, was von Lichtkraft in ihr ist, zusammen, und es gelingt ihr so in mächtigem Aufstreben, wobei sie durch einen Lichtschein von Oben gestärkt wird, sich aus dem Bereiche des Chaos zu erheben, hinauf bis zum Orte der Mitte, der zwischen dem ewigen Lichtreich und der unteren Welt ist. Hier ist sie dem Urquell des Lichtes näher, und durch die Kraft, die aus ihm ihr zuströmt, macht sie sich von aller Materie los, die noch in ihr und an ihr ist; zwar nur allmälig.

Von hier aus durchkreuzt sie nun fortwährend die Plane Jaldabaoths. Dieser aber hat nach seinem Bild einen Erzengeist oder Planetenfürsten um den andern geschaffen, bis es sechs waren, und er der Siebente, ihr Herr. Da rief er voll Hochmuth und Herrschsucht aus: „Ich bin der Vater und Gott, über mir ist Niemand". Seine Mutter Achamoth aber, die es hörte, sprach darein sofort die Worte: „Lüge nicht, Jaldabaoth! Ueber dir ist der Vater von Allem, der Urmensch, und der Menschensohn".

Dieser Ruf herab in die untere Welt und der nie gehörte Name Mensch setzte die sechs Sterngeister des Jaldabaoth in Erstaunen. Sie hießen: Jao (Jehovah), Sabaoth, Adonai, Elohim, Horais und Astaphai. Jeder dieser Sechs hatte seinen eigenen sichtbaren Himmel. Als sie den Ruf der Achamoth hörten, fragten sie, was das bedeute? Damit aber diesen seinen Engeln der Gedanke vergehe, als stehe eine höhere Gewalt über ihm, und als sey der Mensch etwas Erhabenes, sprach er: „Kommt, laßt uns einen Menschen machen, nach unserem Bilde". Die Planetengeister Jaldabaoths hatten schon Gedanken daran gezeigt, gegen ihn sich zu empören und sich unabhängig von ihm zu machen. Auch in der Absicht, davon sie abzuziehen, veranlaßte er sie, einen Menschen, der ihm unterthan wäre, hervorzubringen. Sie bildeten auch einen Menschen, aber es war eine

unbehülfliche Masse, geistlos, unvermögend sich aufzurichten und auf der Erde kriechend wie ein Wurm. Sie brachten ihn zu Jaldabaoth. Um ihn zu beseelen und aufzurichten, blies dieser ihm seinen Odem ein. Seine Mutter Achamoth aber war es, welche diesen Gedanken in ihrem ungerathenen Sohne durch geheimen Einfluß angeregt hatte. Sie wollte mittelst des Menschen ihrem Sohne den himmlischen Lichtfunken, der in ihm war, entziehen, und indem Jaldabaoth dem Menschen seinen Odem einblies, entzog er sich ahnungslos seinen eigenen himmlischen Lichtkeim, den er von seiner Mutter her hatte, und trug ihn im Hauche ganz in den Menschen hinüber.

Der Mensch, der nun den göttlichen Lichtfunken, Vernunft, in sich hatte, hob sich kräftig von der Erde auf, nicht mehr ein niederes Geschöpf, sondern ein Abbild des himmlischen Menschen, er erkannte und pries den über Jaldabaoth erhabenen Vater des Alls, und erhob sich schon in seinen Gedanken zu der höheren Welt.

Erbost, daß er sich betrogen sah, habe Jaldabaoth mit finsterem, zornigem Gesicht in den tief unten liegenden Schlamm der Materie hinabgeblickt. Sein durch Leidenschaft schrecklich entstelltes Angesicht habe sich in diesem Auswurf der Materie abgespiegelt, sey dort lebendig geworden und habe sich zu einer Gestalt verkörpert, zur Gestalt des Oyhiomorphos, zum Satan, der von da an Beherrscher dieses Theils der Materie geworden. Satan, ein Wesen voll Haß und Neid, ließ selbst wieder aus sich sechs böse Geister hervorgehen.

Dem ersten Menschen den göttlichen Funken wieder zu entziehen, und ihn sich unterthänig zu machen, schuf Jaldabaoth das erste Weib aus der Vernunft des ersten Menschen. Achamoth aber entzog die höhere Kraft, die das Weib von dem ersten Menschen erhalten hatte, heimlich dem Weibe, und verbarg diese Kraft in dem Baume der Erkenntniß. Von diesem Baume zu essen, verbot Jaldabaoth dem ersten Paare aufs Strengste. Sein Gesetz sollte den Menschen in Knechtschaft halten.

Achamoth aber, die höhere Weisheit, reizte die Menschen zum Ungehorsam gegen das Verbot; nach einer Schattirung der Ophiten, den Kainiten, indem sie die Gestalt einer Schlange

annahm; nach der andern Schattirung, den Sethiten, indem sie den Schlangengeist Satan sich dienstbar machte, der das erste Weib zum Ungehorsam brachte, daß sie und ihr Mann von der verbotenen Frucht aßen. Kaum war das geschehen, so gingen ihnen die Augen auf, daß sie den wahren Gott, den Allvater, erkannten und sich von Jaldabaoth lossagten; sie waren auf Einmal zum Selbstbewußtseyn gelangt, zum Bewußtseyn ihrer höheren göttlichen Natur. Sie waren durch den Ungehorsam gegen das Gebot des neidischen Jaldabaoth aus unmündiger Kindheit in die Freiheit des Geistes gelangt, und der sogenannte Sündenfall war nach ophitischer Lehre in Wahrheit der Anfang der Erlösung der Menschen, weßwegen auch die Schlange seitdem das Symbol der helfenden Weisheit geworden sey.

So hatten allerdings die Ophiten aus der Bibel und deren Lehre vom Sündenfall gerade das Gegentheil herausgelesen. Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts sahen philosophische Geister in der Erzählung im ersten Buche des Mose denselben Grundgedanken eingeschlossen, wie die Ophiten. So sagte Schiller in seiner Abhandlung über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunden, im zehnten Bande seiner Werke: „Der vermeintliche Ungehorsam gegen das göttliche Gebot ist nichts Anderes, als ein Abfall des Menschen von seinem Instinkt, die erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, das erste Wagestück seiner Vernunft, der erste Anfang seines moralischen Daseyns". Und die gleiche Anschauung liegt auch der Hegelschen Philosophie zu Grunde.

Die mythologische Einkleidung der philosophischen Gedanken der Ophiten fährt aber also fort: „Zur Strafe ihres Ungehorsams sprach Jaldabaoth den Fluch aus über das erste Menschen-Paar und verstieß es aus der höheren Sinnenwelt, dem Paradiese, in die niedere Sinnenwelt, auf die Erde herab; und hatten sie bisher Leiber gehabt, welche der höheren Region entsprachen, so schloß er sie jetzt in finstere Leiber ein, welche die Seele niederdrückten.

Damit der Lichtsamen in den Menschen die Schmach der Mißhandlung nicht mitleide, hatte die Achamoth vor dem Aus-

bruche des Zorns Jaldabaoths den Lichtsamen wieder an sich gezogen. Das erste Menschenpaar in eine fremde ungewohnte Natur hinausgestoßen, und in solchem Körper, und Bedürfnisse fühlend, die nur durch Mühe und Klugheit gestillt werden konnten, innerlich matt und schwach, weil der Seele das höhere Licht wieder entzogen war, fühlte sich elend in seiner neuen Lage; und die himmlische Weisheit, die Achamoth, erbarmte sich der Menschen wieder und gab ihnen das himmlische Licht zurück. Mitten im Gefühl des Traurigen ihres Zustandes hält sie von nun an das Bewußtseyn aufrecht, daß nur ihr Leib dem Tode verfalle, ihre Seele aber unsterblich sey und einer schönen Zukunft entgegen gehe.

Jaldabaoth aber war fortwährend geschäftig, die Nachkommen der ersten Menschen seiner Herrschaft unterthan zu erhalten. Der Ophiomorphos, der Schlangengeist oder Satan und seine Geister verfolgten die Menschen mit Lockungen und Versuchungen. Der Schlangengeist vergaß es nicht, daß er um des ersten Menschen willen von seinem Vater Jaldabaoth verstoßen worden war. Das nährte den Haß gegen die Menschen in ihm, er suchte sie in den Schmutz der Materie, woraus er stammte, herabzuziehen, und fachte allerlei böse Gelüste in ihnen an, durch die sie in Laster verfielen, vorzüglich die Lust am Götzendienst.

Dem Jaldabaoth aber wie dem Satan entgegen wirkte die Achamoth, die höhere Weisheit, den Menschen zum Heile; und ihre Bestrebungen waren es, durch die es kam, daß das Geschlecht der guten und geistigen Menschen nicht ausstarb, aller Lockungen und Versuchungen des Satans ungeachtet, allen Bemühungen Jaldabaoths zum Trotz.

Es gelang zwar dem Satan, den größten Theil der Menschheit, die sich über die Erde ausbreitete, zu bezwingen und zu verführen. Das war die Welt der Heiden, die er beherrschte. Jaldabaoth aber brachte das Volk der Juden unter seine Herrschaft, daß es ihn anbetete und ihm diente. Er erweckte seinem Volke Propheten, welche Herolde seiner Herrschaft seyn und sie ausbreiten sollten. Aber Etliche dieser Propheten kamen unter den Einfluß der Achamoth; auch sie sprach durch ihren Mund, und Jaldabaoth und seine Geister wurden über deren Weissagun-

gen vom himmlischen Christus, dem Ideal-Menschen, und von dessen Erscheinen auf Erden. Sie selbst aber mußten dieses Erscheinen vorbereiten, und die Einleitung dazu geschieht in der Lehre der Ophiten in ähnlicher Weise wie in der Lehre Valentins.

Jaldabaoth sandte den von ihm den Juden verheißenen Messias, der als weltlicher Herrscher das Reich Jaldabaoths, das Judenthum, ausbreiten sollte.

Das sey Jesus gewesen, der auf wunderbare Weise durch Jaldabaoths Einwirkung von einer Jungfrau Geborene, und erkoren zum Messias habe ihn Jaldabaoth, weil er weiser und gerechter gewesen, als alle anderen Menschen. Bei dessen Taufe durch Johannes habe sich mit ihm der himmlische Christus vereinigt, den auf Bitten der Achamoth die himmlische, höchste Weisheit, seine und ihre Mutter, herabgesandt habe. Auf diese Vereinigung hin habe Jesus Wunder verrichtet, den höchsten Gott erkannt, und diesen, nicht den Jaldabaoth, vor den Menschen verkündet. Als das Jaldabaoth gesehen, habe er Jesus seinen Feinden in die Hände gespielt und ans Kreuz gebracht, ihn, seinen eigenen Messias, in der Hoffnung, mit ihm zugleich den himmlischen Messias zu vernichten. Aber der himmlische Christus habe sich noch vor der Kreuzigung von Jesus getrennt und sich in das Reich des Lichtes erhoben. Doch er und die himmlische Weisheit haben des leidenden und gekreuzigten Jesu nicht vergessen, sondern ihm Kraft aus der Höhe gesandt, die ihn wieder belebt und aus dem Grab erweckt habe. Den grobmateriellen Leib habe der Auferstandene im Grabe zurückgelassen, und nur, was Geist und Seele an ihm war (das Pneumatische und Psychische), sey ins Leben zurückgekehrt. Darum haben ihn auch die Jünger zuerst nicht erkannt, und irrthümlich nachher geglaubt, ihn in seinem irdischen Leibe gesehen zu haben.

Nach der Auferstehung in dieser seiner Geistigkeit sey er noch achtzehn Monate auf Erden gewesen, und habe, was er an höherer Wahrheit durch Eingebung der himmlischen Weisheit empfing, Einigen seiner Jünger mitgetheilt; nur Einigen; denn die Anderen seyen für solche hohen Geheimnisse nicht geistig genug gewesen. Eben weil mit Jesus der himmlische Christus nicht länger

als von der Taufe bis zur Kreuzigung vereinigt gewesen sey, habe er weder vor der Taufe noch nach der Auferstehung Wunder gethan. Dann sey er in das Lichtreich der Seligkeit erhoben worden; der himmlische Christus aber habe sich zur Rechten Jaldabaoths gesetzt, von diesem unbemerkt, und sey seitdem dafür thätig, alle pneumatischen Naturen, die auf Erden wohnen, alle Lichtseelen der Menschenwelt, durch die Lehre Jesu zu erwecken und an sich zu ziehen. Selbst dem Jaldabaoth und seinen Geistern entzieht er unmerklich alle ihnen inwohnenden Funken pneumatischen Lebens. Jaldabaoth und sein Reich werden ärmer und schwächer, und wenn ihnen zuletzt alle pneumatischen Naturen der Menschenwelt nicht nur, sondern auch die letzten Reste dessen, was sie selbst Pneumatisches in sich haben, entzogen seyn werden, wird das Reich Jaldabaoths ohne Rettung in die Materie versinken und darin untergehen. Indem der himmlische Christus alle Lichtelemente an sich gezogen hat, ist die Welterlösung vollendet, und es erfolgt das Weltende.

Diese Ophiten, d. h. Schlangenbrüder, ohne Unterschied der Schattirungen dieser Partei oder Sekte, waren durchgängig dem Judenthum feind. Sie nützten dadurch mit, daß sie das Christenthum vom Judenthum losrissen, und alles Jüdische aus dem Christenthum ihrer Zeit unversöhnlich auszumerzen suchten. So half selbst diese Sekte mit, das zu bekämpfen, was am Christenthum noch Engjüdisches hing, und ihm hinderlich war, zur Weltreligion zu werden.

Sie Alle stellen sich auch zu dem alten Testament in ein ganz eigenes Verhältniß: die Einen, die Sethiten, verachten und befehden zwar nicht feindselig das alte Testament, aber sie lösen durch ihre zersetzenden Umdeutungen überall den Kern desselben auf; während die Kainiten selbst diese Art biblischer Anschauung von sich abgestreift haben, und sich so feindselig zum alten Testamente stellen, daß sie geradezu alle diejenigen Personen, welche das alte Testament tief stellt oder verdammt, als Gefallene oder als Gottlose, mit schroffster Keckheit für die ächten Pneumatiker, für Märtyrer der Wahrheit erklären. Jaldabaoth, den Gott des Judenthums, erklärten sie für ein böses Wesen, und

die Schlange, das Symbol der Weisheit für sie, war es nach ihrer Lehre allein, was die Menschheit rettete: sie vermochte dieselben, vom Baume der Erkenntniß zu essen, und sie dadurch der Knechtschaft Jaldabaoths zu entziehen, der sie durch Unwissenheit und Verdummung niederhalten wollte. So verwahrten die Kainiten als Sinnbild des Wissens eine wirkliche Schlange in einem Käfig; und wenn sie ihre Mysterien feierten, öffneten sie den Käfig vor dem Tisch, an dem sie saßen, und auf welchen sie Brode gelegt hatten; diese Brode ließen sie von der Schlange umwinden, brachen sie dann und vertheilten sie unter sich, Einige küßten die Schlange.

Das sollen nach dem Bericht ihres Gegners Epiphanius die Kainiten ihre Eucharistie genannt haben. Ist an der ganzen Nachricht etwas Wahres, so deutet sie darauf, daß die Kainiten symbolisch ausdrücken wollten, wie sehr sie durch ihr Wissen, namentlich auch durch ihre Naturkenntniß, über den Volksglauben erhaben seyen. Starkgeistigkeit und Pantheismus waren es, worin sie sich gefielen. Epiphanius führt aus einer ihrer Schriften eine Stelle an, worin die göttliche Weisheit zum Menschen spricht: „Ich bin Du und Du bist Ich; wo Du bist, bin auch Ich; in Allem bin Ich zerstreut. Woher Du nur willst, kannst Du Mich einsammeln, und indem Du Mich einsammelst, sammelst Du Dich selbst ein".

Das Judenthum haßten sie als eine Fesselung des freien Geistes, eben darum auch die Schriften des alten Testamentes, als die Grundlagen dieses Judenthums, und den Geist, der diese Schriften eingegeben, den Jaldabaoth.

Darum sahen sie in allen denen, die sich gegen den Gott und Geist des Judenthums stellten, Solche, welche gekämpft und gelitten haben, die Menschheit zu befreien aus jüdischer Beschränktheit und priesterlichen Anmaaßungen, und die menschliche Kraft zur Selbstständigkeit zu entwickeln.

So erklärten sie Abel und Noah für Schwächlinge, alle Lieblinge Jehovahs im alten Testament für blinde Fröhner des Aberglaubens; Kain für den Starken, der den Schwächling beseitigt habe; die Einwohner von Sodom für die Menschen des

freien Lebensgenusses; den Korah und die Seinen für Verfechter der Freiheit und Gleichheit gegen Kastenzwang und Priester-Herrschsucht und Anmaaßungen. In dieser Art behandelten sie das ganze alte Testament, und ebenso Vieles im neuen Testament. Von Jesus sagten sie, er sey gekommen, dem Geiste den Sieg in der Menschheit zu verschaffen, und zu diesem Zwecke das Fleisch und das Reich Jaldabaoths zu vernichten. Diese Erlösung der Menschheit habe aber nur durch den Tod des Erlösers völlig erreicht werden können. Das haben die anderen Jünger nicht eingesehen, und nur Einer, Judas Ischarioth, habe die tiefere Einsicht gehabt, daß der psychische Messias sterben müsse, wenn der geistige Messias siegen und dem Reiche Jaldabaoths den Untergang bereiten solle. Die Geister Jaldabaoths, die Fürsten dieser Welt, haben Nichts so ängstlich gefürchtet, als die Kreuzigung des psychischen Messias und den Sieg des geistigen Messias. Dieses Geheimniß habe Judas, als ein Sohn des höheren Wissens, durchschaut, und die Erlösung der Menschheit befördert, indem er den psychischen Messias ans Holz gebracht und dadurch das Reich und die Welt des Judengottes dem schnellen Untergang zugeführt habe.

Man pflegt es als etwas ganz Besonderes anzumerken, daß von allen Gnostikern die Schlangenbrüder am längsten, und unter den Schlangenbrüdern die Kainiten nicht nur bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts sich als mächtige Sekte erhalten haben, gegen welche ums Jahr 530 Kaiser Justinian besondere Gesetze zu erlassen für nöthig hielt; sondern daß einzelne ihrer Lehren sogar noch im späteren Mittelalter zum Vorschein gekommen und verbreitet gewesen seyen.

Dabei hat man übersehen, daß solche ophitische Anschauungen durch alle Jahrhunderte hindurchgegangen sind bis auf unsere Tage, nämlich der Kern Dessen, was sich unter dem Geheimthun und unter der Vornehmheit des sinnbildlichen Redens bei den Ophiten versteckte.

Offener als bei irgend einer Art der Gnostiker tritt bei diesen die Selbstüberhebung der Wissenden über den Volksglauben in der Christenheit hervor, und das Bestreben, von dem geschrie-

benen Wort der heiligen Schriften sich loszumachen, und dem menschlichen Geiste seine volle, durch Nichts eingeschränkte Freiheit zu geben in Religion, Sitte und Staat.

Das ist es auch, was bei den furchtbar anwachsenden kirchlichen Anmaaßungen, Anmaaßungen nicht der großen christlichen Gemeinde, der Kirche, sondern Einzelner, namentlich der Bischöfe, und zuletzt des Pabstthums, die Anschauungen wie die Sekte der Schlangenbrüder mit innerer und äußerer Nothwendigkeit im Entwicklungsgange der nächsten Jahrhunderte von selbst halten mußte.

Das ist die Art der Vorsehung in der Natur, daß sie für die Gifte auch die Gegengifte hat. Und so ist es auch in der Geschichte der Menschheit.

Die freie Bewegung des Geistes fördert überall und zu allen Zeiten allein diejenigen Zwecke, welche alle edeln und frommen Menschen Zwecke Gottes heißen.

Jede Bindung des Geistes, also vorzugsweise des christlichen Geistes, da die christliche Religion vor allen Religionen Geist ist, fordert den Kampf des Geistes gegen diese Bindung heraus, als gegen etwas ganz Ungöttliches, und in diesem Kampfe kommt es immer zu Aeußerstem und zu schärfsten, oft vergifteten Waffen, bis daraus wieder die Freiheit und die Wahrheit hervorgehen.

Christus hatte, als er die Nähe „eines großen Umschwungs aller Dinge, ein neues Reich, das sich vorbereite, und dessen Geburtsstunde nicht mehr ferne sey", verkündete, dieses ein Reich des Geistes genannt. Er hatte ausdrücklich gesagt, daß dieses Reich ein innerliches seyn werde, gegründet zunächst im Herzen seiner Jünger und dann im Herzen aller Derer, welche sich durch die Wahrheit werden frei machen lassen. Er hatte sein Evangelium eine Geisteskraft genannt, welche, ausgegossen, Alles erneuern und durchdringen werde. Er hatte es das Salz der Welt genannt, indem er mit dem irdischen Salze und dessen Kraft, zu durchsäuern und kräftig zu machen, es verglich. Er hatte es das Licht genannt, indem er es mit der Sonne verglich, welche die Erde erleuchtet. Er hatte es das Leben genannt. Das Bürgerrecht in diesem neuen, allumfassenden Reiche

des Geistes hatte er an nichts Anderes geknüpft, als an eine durch die von ihm verkündete Wahrheit gereinigte Gesinnung und Willensthätigkeit, an ein durch seine Wahrheit verklärtes Glauben, Lieben und Hoffen.

Nicht mit Tinte auf Papier, sondern mit Geisteskraft und Leben in Menschenseelen gepflanzt, hatte er das Senfkorn hinterlassen, von dem er vorausgesagt, es werde zum weltüberschattenden Baume erwachsen, und seinen Sendboten an die Menschheit hatte er den Beruf und die Vollmacht mitgegeben, zu thun, wie er gethan, in Menschenseelen die höhere Gesinnung zu wecken durch Verkündung seiner Wahrheit, durch Pflanzung der Liebe die Selbstsucht in der Welt, durch Verbreitung des Lichts die Finsterniß zu überwinden, durch seinen Frieden die Gewissen zu versöhnen, die theils ins Irdische versunkene, theils in den Staub getretene Menschheit aufzurichten, und das ganze menschliche Leben zu verklären. Dafür sollten die Seinen arbeiten, daß Er der Geist der Menschheit, sein Leben das Leben der Welt werde. Was Er durch sein Leben, durch sein lebendiges Wort und durch sein Blut in der Welt gegründet hatte, das sollte durch seinen Geist, der in den kommenden Jahrhunderten wirke, fortgeführt werden bis zum Ende der Tage, bis zur Vollendung der Menschheit in seinem Geiste.

Dem aber, was so Christus wollte, hatte sich in seiner Gemeinde nur allzufrühe etwas ganz Anderes angesetzt, und drohte, sich jenem zu unterschieben.

Selbst die Ersten der Kirchenlehrer verfielen nicht nur in grobe Einseitigkeit und Ungeistigkeit, welche schlecht stimmten zu dem Allseitigen und dem Geistigen der ursprünglichen Christus-Religion; sondern sie wollten statt des Geistes den Buchstaben zum Herrscher machen, ja zum Despoten; sie wollten die freie Bewegung des Geistes und seine Forschungen binden und verdammen, ja den christlichen Geist selbst in dogmatische Formen einkerkern, und die Religion, welche von Anfang an Leben war und seyn sollte, zu etwas Gelehrtem und Gelerntem der Gelehrtenschule herabwürdigen.

Zugleich that sich das bischöfliche Wesen ganz in der Form

und in der Art des Prieſterthums der alten Welt auf, herrſchſüchtig und verfolgungsſüchtig gegen Andersdenkende, als Tyrann des Glaubens und des Lebens.

Ueberall, wo Solches auf chriſtlichem Boden im Fortgang der chriſtlichen Kirche ſich vordrängt, werden wir den Gegenſatz hervortreten ſehen, die Waffen des freien Geiſtes gegen die Anmaaßungen, welche den Geiſt knechten wollen, gegen die Diktatur menſchlicher Autorität; den Aufſtand des religiöſen Geiſtes, welcher ſich nicht in die Gefangenſchaft und unter die Herrſchaft menſchlicher Ueberlieferungen, Einfälle und Feſtſetzungen ergeben will.

So etwas liegt allen gnoſtiſchen Beſtrebungen, vorzugsweiſe denen der Ophiten, zu Grunde; und man darf das, ſo ſehr es durch arge Ausartungen verunſtaltet iſt, bloß wegen dieſer, denn doch nicht verkennen. Ueberall iſt das Beſtreben ſichtbar, den Geiſt von der Herrſchaft des todten Buchſtabens zu befreien und ihn über denſelben zu erheben. Die ungeſtörte Herrſchaft des Buchſtabens wäre mit Nothwendigkeit der Tod des jungen Chriſtenthums geworden.

In dieſer Bedeutung iſt auch Karpokrates, und vorzugsweiſe Marcion, zu faſſen.

Drei und fünfzigſtes Kapitel.

Einzelne Gnoſtiker.

5. Karpokrates und Andere.

Viel einfacher, als alle bisher aufgeführten gnoſtiſchen Lehren, war die Lehre des Alexandriners Karpokrates. Er war ein Zeitgenoſſe Valentins. Die wahre Religioſität ſchien ihm am Meiſten gefährdet durch Satzungen und Ceremonienweſen und durch ein Vielerlei der Glaubenslehre. Er faßte die Religion ganz geiſtig auf, als die Hingabe des Menſchen an Gott, die ewige Einheit, aus welcher alles Daſeyn ausgefloſſen ſey, und zu welcher alles Geſchaffene zurückſtrebe. Der Zug aller Weſen zu

dieser Einheit hin sey es, dem der Mensch sich hingeben müsse in Liebe und Glauben, woraus die entsprechenden Werke von selber folgen würden; und je mehr Einer sich diesem Zuge zu Gott hingebe, desto mehr verschwinde für ihn alle Selbstsucht, er wolle Nichts für sich selbst seyn und Nichts für sich selbst haben. Das sey die Gerechtigkeit, das die wahre Religiosität. Das Einsseyn mit Gott sey der selige und den Menschen verloren gegangene Zustand gewesen. Mit dem Abfall von dieser Einheit in den Geist der Welt, der für sich seyn, eine Welt bilden, und herrschen wollte, habe die Unseligkeit begonnen, und die ersten abgefallenen Weltgeister haben die Menschenseelen gerade durch religiöse Satzungen, die sie gemacht haben, davon abhalten wollen, dem Zuge sich hinzugeben, der zurück zur Wiedervereinigung mit Gott ziehe. So haben sie die Volksreligionen gemacht, die heidnische wie die jüdische, und gerade die jüdische Religion mit ihrem äußerlichen Satzungs- und Ceremonienwesen habe von Gott immer weiter abgeführt, und den Menschen die wahre Religion, das Wiedereinsseyn mit Gott in Liebe und Glauben, vorenthalten, und eben damit die Rückkehr in den verlorenen seligen Zustand.

Einige Weise, wie Buddha, Orpheus, Plato, Pythagoras und Aristoteles, haben die Erinnerung jenes seligen Zustandes lebendig in sich getragen, sich von den Banden ihrer Volksreligionen gelöst, und sich in die Einheit mit Gott zurückversetzt, der ihnen als der ewig Eine aufgegangen sey. Zuletzt sey der Sohn Josephs gekommen, Jesus, der hohe Mensch, dessen Seele das einst oberhalb Geschaute am Reinsten bewahrt habe. Darum sey er durch alles Irdische rein hindurchgegangen und habe die Satzungen der Weltgeister umgestoßen.

Daß das kein „offenes Heidenthum" ist, für was man neuerdings die Lehre des Karpokrates hat ausgeben wollen, ist klar. Weder das Bisherige ist heidnisch, noch das, wenn Karpokrates die wahre Religion darein setzt, daß der Mensch einerseits durch die Erkenntniß des Göttlichen, des Seyns und Willens Gottes, andererseits durch Erhebung der Seele und des Geistes über die Satzungen und Ceremonien der Volksreligionen, in die verlorene Einheit mit Gott, dem ewigen All und Eins,

zurückkehre, in Liebe und Glauben und mit den Früchten Beider.

Jesus war ihm nur unter den Heroen der Menschheit der größte, er, der mit besonderer Geisteskraft und besonderem Erfolg das Reich des Weltgeistes bekämpft, und den Satzungen desselben die wahre Erkenntniß gegenübergestellt und in die Welt gebracht habe.

Auch Karpokrates hatte das Schicksal, daß seine Schüler weiter gingen als er. Die geistige Freiheit, die er lehrte, konnte gar leicht mißbraucht werden, namentlich von der Genialitätssucht, und ebenso konnte seine Lehre, daß man Nichts in Selbstsucht für sich seyn und haben dürfe, so mißbraucht werden, daß einzelne Schüler die Gemeinschaft der Güter und das freieste Verhältniß der Männer zu den Frauen daraus folgerten. Nur muß man auch hier wie überall vorsichtig die Nachrichten der Gegner aufnehmen, und jedenfalls nicht Ausartungen Einzelner Allen und der Lehre aufbürden.

Nach der Lehre aber war jeder Menschengeist, der nicht in seinem ersten Erdenwallen zur geistigen Freiheit und zum Wiedereinssein mit Gott durchdrang, dem unterworfen, in immer neuen Körpern seinen Lauf zu machen, so lange, bis er zu jenem Ziele käme.

Selbst der Sohn des Karpokrates, Epiphanes, ein genialer Jüngling, unterlag frühe geistigen und sinnlichen Verirrungen, schon in seinem siebenzehnten Lebensjahre. Und der so frühe Verstorbene hatte schon eine religiös-philosophische Schrift geschrieben, aus der ein Bruchstück erhalten ist. Er hat es vielleicht eingeführt, daß am Schluß ihrer Liebesmahle (Agapen) Männer und Frauen in ungezwungener Freiheit sich hingaben, wofern überhaupt diese Nachrede der Gegner irgend einen Grund hat. Hat doch unsere Zeit, und ebenso die Reformationszeit, leider Beispiele genug aufzuweisen, wie leicht es selbst christliche und wissenschaftliche Männer nehmen, über Gegner die schmählichsten Nachreden zu glauben und weiter zu tragen, wo nicht gar zu erfinden.

Kunstsinnig waren die Schüler des Karpokrates. In ihren Heiligthümern hatten sie Bilder aller Heroen der Menschheit und erwiesen ihnen den „Cultus des Genius". Von ihrem Christus-

bild behaupteten sie, es sey ein treues Bild, das Pilatus nach dem Leben habe machen lassen. Schwärmerei soll dem Epiphanes nach seinem Tode auf Kephalonia einen Tempel errichtet haben.

Noch in diesem Jahrhunderte wollte der Saint-Simonismus in Frankreich seine Grundsätze als Christenthum des Karpokrates ausgeben, und der Marquis Fortia d'Urban in Avignon wollte in Cyrene eine Inschrift und Anderes, Schriftliches, aufgefunden haben, was Anfangs selbst von Kennern als von Karpokrates und seinen Schülern herrührend angenommen, bald aber als betrügerisches Machwerk des Saint-Simonisten Fortia d'Urban erkannt wurde.

Entartete Nachtreter des Karpokrates, wie entartete Nachtreter des Basileides boten im Hochmuth der Genialitätssucht dem Sittengesetze Trotz und lebten nicht bloß, sondern lehrten nach dem Grundsatz, „für den Vollkommenen gebe es kein Gesetz", woher man sie Antitakten (Satzungsgegner) und Antinomisten (Feinde des Gesetzes) hieß. Einzelne lehrten geradezu, „man müsse das Fleisch durch Sinnengenuß abschwächen und tödten". Ihnen glichen darin die Prodicianer und die Nikolaiten.

Die Gnostiker gaben und hielten sich überhaupt für den Adel der Menschheit, für das Geschlecht des Geistes, für die höheren Wesen dieser Welt, und darum für die Bevorrechteten, für die Freien. Die Prodicianer erklärten sich geradezu für die „Eugeneis", d. h. für das königliche Geschlecht unter den Menschen, für den Geisteshochadel, für die Prinzen der Menschheit. Als Solche, sagten sie, stehen sie über allem Gesetz. Sie achteten es tief unter sich, den Gottesdienst zu besuchen, und zu beten. Das sey nur für die Psychiker, sagten sie, für die, die nicht auf der Höhe des Geistes stehen. Die Nikolaiten hielten die Theilnahme an den heidnischen Opferfesten und an den Sinnengenüssen derselben mit der Freiheit ihrer Art von Christenthum wohl vereinbar.

Das waren aber nur Entartungen des Gnosticismus. Und sehr scharf sticht dagegen der schwärmerische Verzicht auch auf die unschuldigen Freuden des Erdenlebens ab, welcher die syrischen Gnostiker alle auszeichnet. Eben dieser Verzicht auf alle sinn-

lichen Genüsse, soweit sie ohne Nachtheil für das leibliche Leben entbehrt werden können, und die Beschränkung aller leiblichen Bedürfnisse auf das Wenigste, das, was man Ascese heißt, war eine Hauptanforderung der Meister der Gnosis im Osten, in Syrien und Assyrien, und ihre Schüler kamen dieser Forderung nach. Der Kern ihrer Lehre, der Dualismus, das gute und böse Prinzip, Geist und Materie im schroffsten Gegensatz, führte von selbst darauf, daß man sich jeder Berührung mit der Materie, in welcher das böse Prinzip seinen Sitz habe, entziehe. So enthielten sich Saturninus und seine Schüler nicht nur aller Fleischspeisen, sondern auch der Ehe.

Saturninus, der im Zeitalter Hadrians in Antiochien lebte, lehrte namentlich vom Reiche des Satanas, dem Herrscher der Materie, und seinem feindseligen Kampfe gegen das Lichtreich und von den Dämonen, welche das mit einem Lichtfunken begabte Menschengeschlecht unaufhörlich verfolgen, von den falschen Propheten, die Satan gesendet, und von dem Sohne Gottes, dem Nus, dem Gottesgeist, den der gute Gott in einem Scheinkörper auf die Erde herabgesendet habe, damit derselbe als Erlöser das Menschengeschlecht lehre, durch Gnosis und Ascese, d. h. durch Erkenntniß und Enthaltsamkeit, sich den Anfechtungen des Satans zu entziehen, sich von allem Materiellen zu läutern, und sich zum Lichtreich emporzuheben.

Tatian aus Assyrien, der nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, war von Justin, dem Märtyrer, zu Rom zum Christenthum geführt worden, hatte zuerst zur Vertheidigung der Kirche geschrieben, war aber später ein eifriger Gnostiker geworden, einer von der ächt syrischen Art, mit düsterster Weltansicht. Er verbot nicht nur jeden Genuß starker Getränke, sondern sogar die Ehe seinen Anhängern. Satansdienst, sagte er, sey die Ehe. Seine Anhänger bedienten sich selbst beim Abendmahl nicht des Weines, weil Tatian den Genuß des Weines überhaupt für sündlich erklärt habe. Sie reichten nur Wasser im Kelche. Ein Schüler Tatians, Severus, erklärte geradezu die Apostelgeschichte und alle paulinischen Briefe als nicht apostolisch, wegen ihrer christlichen Freiheit im Sittlichen.

Diese Art Gnostiker hießen Enkratiten, d. h. Anhänger des Enthaltsamkeitsvereins, auch Aquarier, d. h. Wassertrinker.

Der Gnostiker Bardesanes, der um das Jahr 170 am Hofe zu Edessa lebte, war es zuerst, welcher Kirchlichkeit mit seinen gnostischen Anschauungen verband. Die letzteren lehnten sich an Valentin an. Wie Valentins Schüler Herakleon, der einen Commentar zum Evangelium des Johannes schrieb, voll innerer Religiosität war, so war das auch Bardesanes, und sein Sohn Harmonius. Es hat sich überhaupt zu allen Zeiten gezeigt, daß Solche, für welche das Christenthum unabhängig vom Buchstaben der Schrift auf der inneren Erfahrung ruhte, mehr innere Religiosität hatten, als viele Kirchlichen und Schriftglaubigen.

Bardesanes und sein Sohn Harmonius wirkten auch weithin und auf Jahrhunderte hinaus, lang über die Entstehung des Islams hinaus, auf die asiatischen Christen, sowohl durch ihre eigenthümlichen christlichen Anschauungen, als auch namentlich durch ihre Hymnen, deren dichterischen Schwung und musikalischen Werth. Denn Bardesanes war der erste lyrische Dichter des Christenthums, und auch musikalisch hochbegabt. Seine und seines Sohnes Hymnen wurden noch im vierten Jahrhundert in der syrischen Kirche gesungen, und dadurch kamen auch zuerst gnostische Anschauungen in die weiteren Kreise des eigentlichen Volkes.

Dieser große Lehrer der syrischen Kirche zeichnete sich vor anderen Gnostikern auch dadurch aus, daß er das Praktische mit der Spekulation verband, und das Erstere mehr übte, als die Letztere. Von anderen syrischen Gnostikern unterschied er sich dadurch, daß er ihren Fatalismus bestritt und die sittliche Freiheit des Menschen vertheidigte; von vielen Lehrern der christlichen Kirche überhaupt aber dadurch, daß er die Spuren der göttlichen Offenbarung und der Gotteserkenntniß unter allen Völkern aufsuchte, und diese auch durch alle Trübungen hindurch erkannte und herausfand; ebenso, daß er Ausartungen und Uebertreibungen bekämpfte, sowohl bei Gnostikern, als deren Gegnern.

Er war ein begeisterter Vertheidiger und Verbreiter des Christenthums im Morgenlande, und eines der Beispiele, wie

man für die Christussache wirken konnte in den ersten Zeiten, ohne daß daran gedacht oder gar gefordert wurde, man müsse in jedem Punkte mit den anderen Christen übereinstimmen, um als Christ zu gelten und zu wirken. Gerade weil so viel Freiheit des einzelnen Christen im jungen Christenthum war, hatte es so viel Regsamkeit, Bewegsamkeit und Wirksamkeit. Das Eine und Mannigfaltige des christlichen Lebens und Anschauens war damals noch nicht dem Glaubenszwange gewichen und einer aufgenöthigten Einförmigkeit.

Es konnte überhaupt nicht ausbleiben, daß, wie der Gnosticismus den Widerspruch der neuen höheren Religion, des Christenthums, gegen die vorchristliche religiöse Entwicklung auszugleichen und zu vermitteln strebte, nun auch Bestrebungen aufkamen, den Gnosticismus mit der Kirche, die spekulative Richtung mit dem praktischen Leben auszugleichen und zu vermitteln.

Diese Aufgabe stellte sich namentlich Marcion.

Vier und fünfzigstes Kapitel.

Marcion.

Das Bild Marcions ist uns nur getrübt überliefert, durch seine Gegner und deren unverdeckte Leidenschaftlichkeit gegen ihn; und doch lassen selbst diese ihm noch so viel Günstiges übrig, daß sein Charakter als ein sehr edler, reiner erscheint, und seine Begeisterung für die Herrlichkeit des Christenthums eben so unzweifelhaft ist, als der aus dieser Begeisterung hervorgegangene Eifer, das Christenthum von dem zu reinigen, was sich nach seiner Ueberzeugung Unchristliches und Unwahres, Schädliches, im Laufe der Zeit diesem angesetzt hatte, das Christenthum in Lehre und Leben in derjenigen Ursprünglichkeit, wie er sie annahm, wiederherzustellen, und dadurch die Christenheit selbst wieder frei zu machen von den Banden altjüdischer Anschauung und Praxis, welche sich in den Gegenden namentlich, in welchen er aufgewachsen war, ins Christ-

liche wieder eingedrängt hatten und bereits überwiegend geworden waren.

Wie man auch im Einzelnen von Marcion und seinem Wirken denken mag, das wird unläugbar bleiben, daß er ein seiner Zeit weit voreilender Geist war; daß er Sinn für das Heilige, hohen Enthusiasmus für die Wahrheit des Christenthums hatte; daß er die Christenheit seiner Zeit zu ihrem Urquell zurückführen wollte; daß er von der Verfälschung der christlichen Lehre durch die Zeitrichtungen innerlichst überzeugt war; daß er, die ächte ursprüngliche evangelische Verkündigung seinen Zeitgenossen und der Menschheit wiederzugeben, den Glauben und den Willen hatte; und daß er nicht sich und das Seine geben wollte, sondern nur Christus und das, was ihm Christenthum war, nach einer nicht leichtsinnig sich gemachten Vorstellung, sondern nach einer mit tiefstem Ernst und schwersten Kämpfen gewonnenen Ueberzeugung. Die kommenden christlichen Jahrhunderte finden vielleicht eine der Schriften Marcions wieder auf, und urtheilen dann anders über ihn, als wir heute. Denn alle Schriften Marcions hat die siegende allgemeine Kirche vernichtet. Was wir von ihm wissen, wissen wir von erbitterten Feinden; und die Erbitterung gegen ihn war größer, als gegen irgend Einen; und darum ist selbst die Hoffnung schwach, daß nur Ein Exemplar Einer seiner Schriften noch dereinst im Morgenlande könnte aufgefunden werden.

Darum ist es auch so schwer, das wahre Bild Macions zu gewinnen. Unbeschreiblich groß war schon zu seiner Zeit die Verläumdungssucht sogar, nicht nur die Unbekümmertheit um die Wahrheit, religiösen Gegnern gegenüber, angewachsen; so groß der Fanatismus, daß er entstellte, verdrehte, nicht bloß anders, sondern dazu machte, geradezu log und sogar unterschob.

Marcion stellte sich selbst auf die Grenze zwischen gnostischer Spekulation und gangbarer Kirchlichkeit seiner Zeit, und begann frühe, Reformator der Kirche zu werden.

Gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts war er schon in Rom, wo er mit dem syrischen Gnostiker Cerdo in Verbindung

trat. Seine Heimath aber war Sinope in Pontus. Ob er und sein Vater zuerst Heiden waren und dann erst Christen wurden, oder ob er schon von Christen geboren war, ist unermittelt; wahrscheinlicher ist das Erstere. Denn darauf scheint es zu deuten, wenn Tertullian von Marcion sagt, er habe in der ersten Gluth des Glaubens sein ganzes Vermögen oder wenigstens einen großen Theil desselben an die Kirche hingegeben. Dafür scheint auch zu sprechen seine heftige Abneigung gegen alles Jüdische im Christenthum, und sein Erfassen des Christenthums als einer ganz neuen Religion, einer Geistesschöpfung unmittelbar vom Himmel herab, die unabhängig sey vom Judenthum, wie vom Heidenthum und von jeder Philosophie. Zwar erscheint sein Vater später als Bischof von Sinope; aber die jüdische Färbung des kleinasiatischen Christenthums zu seiner Zeit ist bekannt, und, wenn Marcion von Kindheit an darin aufgewachsen wäre, und diese Art Christenthum sogar im Blut gehabt hätte, wäre der Grad seiner Abneigung gegen Jüdisches und Judenchristliches etwas fast Unbegreifliches. Denn aus dieser Abneigung ging der unversöhnliche Kampf hervor, den er gegen das Jüdische im Christenthum begann, und der wahrscheinlich der Anlaß war, daß ihn die Gemeinde seiner Heimath ausschloß (excommunicirte), und zwar, nach der Andeutung einer alten Sage, wegen Ketzerei, weil er die Braut Christi, die Kirche, geschändet habe; was die Sage später dahin vergröberte, er habe eine Gott geweihte Jungfrau verführt. Selbst die kirchlichsten neueren Kirchengeschichtschreiber erklären das Letztere als unwahrscheinlich.

Hochmuth redeten ihm seine kirchlichen Gegner nach, aber ohne etwas Anderes beizubringen, als Solches, was nur für eine feurige Seele und für einen energischen, schroffen und excentrischen Charakter, nicht aber für Hochmuth spricht. Man weiß, wie zu allen Zeiten Nichtachtung kirchlicher Autorität in Glaubenssachen, ohne alle Rücksicht auf die Ueberzeugung und auf den edelsten Willen, für Hochmuth ausgeschrieen wurde. Nennen doch selbst noch in unseren Tagen katholische Gegner als erste Quelle der Reformation — den „geistlichen Hochmuth Luthers".

Entkleidet von dem, was seine Zeitrichtung ihm ansetzte,

entkleidet von den gnostischen Zeitanschauungen, wie von der Bilderſprache der kirchlichen Tradition, ſtellt ſich das Wollen und Wirken Marcions als folgendes heraus.

In rückſichtsloſer Erfaſſung der Gnade Gottes in Jeſus Chriſtus, genährt vorzugsweiſe von den Schriften des Apoſtels Paulus, behauptete er, das Chriſtenthum könne nur aus den heiligen Schriften des Chriſtenthums geſchöpft werden. Heilige Schriften des Chriſtenthums aber ſeyen nur die Schriften des neuen Teſtaments, und der Gegenſatz zwiſchen Lehren und Anſchauungen des Judenthums und des Chriſtenthums, der jüdiſchen und der chriſtlichen heiligen Schriften, ſey ein unverſöhnlicher. Er ſtellte in einer eigenen Schrift, unter dem Titel Antitheſen, alle diejenigen Lehren des Judenthums und Chriſtenthums zuſammen, welche einander wirklich widerſprechen, theils zu widerſprechen ſcheinen, um eienen offenen Gegenſatz beider Religionen, der jüdiſchen und der chriſtlichen Schriften, zu erweiſen.

Es fehlte ihm das Auge für die ſtufenweiſe Offenbarung, für die erziehende und vorbereitende Bedeutung des Judenthums; und es entging ihm in den Schriften des Apoſtels Paulus, daß dieſem Apoſtel die Disharmonie zwiſchen Geſetz und Evangelium ſich in Harmonie aufgelöst hatte. Er ſah nur im alten Teſtament das gebieteriſche und tödtende Geſetz, und im neuen Teſtament deſſen freimachenden Geiſt.

Ihm ſchien es, der wahre Gott ſey vor Jeſus der Welt gar nicht bekannt geweſen; weder in der Natur habe er ſich zu erkennen gegeben, noch im Geſetz. Erſt unter der Regierung des Kaiſers Tiberius ſey in der Perſon Jeſu Chriſti der wahre Gott den Menſchen offenbar worden. Der Gott der jüdiſchen Schriften ſtehe tief unter dem wahren Gott des Chriſtenthums. Ein Gott, welcher Rache, Zorn, Eiferſucht, Neid, Ruhmredigkeit und andere niedere menſchliche Leidenſchaften an ſich habe, könne nicht der wahre Gott ſeyn. Marcion ging das ganze alte Teſtament durch vom Sündenfall bis zum Schluß, und ſuchte daraus zu beweiſen, daß Widerſprüche in dieſem ſelbſt ſeyen. Der Hauptzweck des Geſetzes ſey blinde Gerechtigkeit, ganz ohne den Geiſt der Liebe, und ein Thun guter Werke ohne göttliches Leben. Allein Sucht

nach Ruhm und Lohn, und Furcht vor Strafe seyen die Triebfedern, die im alten Testament zum Gehorsam antreiben, und selbst der Zustand nach dem Tode sey nur ein den sinnlichen Wünschen der Juden schmeichelnder Zustand. Selbst der Messias des alten Testaments sey ein durchaus verschiedener von dem, wie er in Jesus erschienen sey.

Wie ganz anders sey der christliche Gott, ein Gott der Liebe, des Erbarmens, der aus freier Gnade sich zu uns herabgelassen habe, das Menschengeschlecht zu erlösen! Aug um Auge, Zahn um Zahn, sage das jüdische Gesetz. Liebe, Vergebung und Erbarmen sey der Gottesgeist des Christenthums. Die Messias-Verheißung des alten Testaments gehe nur dahin, das eine Volk der Juden aus der Knechtschaft zu befreien; alle Menschen zu erlösen, sey Jesus als der Messias vom Gott der Liebe gesendet worden. Sinnlich-irdisch sey das Reich, welches durch den Messias des alten Testaments den Juden verheißen werde; geistig, ewig und allumfassend sey das Reich Jesu, des christlichen Messias.

Marcion ging in seinen „Antithesen" alle Gegensätze durch, welche ihm das Leben Jesu dem Auftreten Jehovahs im alten Testament gegenüber an die Hand gab. Aber seine Absicht war keine andere, als die Herrlichkeit des Christenthums gegen das Judenthum, die Erhabenheit des Evangeliums über das alte Gesetz recht scharf beleuchtet vor Augen zu bringen, und dabei zu zeigen, daß der Geist des Christenthums der die Menschheit freimachende Geist sey, und daß Jesus gekommen sey, das Gesetz des Mose aufzuheben und die Fesseln zu lösen, welche den Menschen an das Materielle gebunden halten, jüdisch und niedrig. Durch Liebe und hingebenden Glauben führe Jesus Christus lösend und befreiend dem Reiche des wahren Gottes zu, und Jesu ganzes Leben auf Erden sey ein immerwährender Kampf mit dem Judenthum gewesen.

Jesus habe, obwohl nicht der, den die Juden erwarteten, sich für den Messias der Juden ausgegeben, aus Milde, um, an die Vorstellungen der Menschen anknüpfend, unter einem bekannten Namen Vertrauen zu erwecken, und so die Herzen zu gewin-

nen; Manches habe er gesagt, so wie er es sagte, aus Schonung der Schwachen, und die eigenste Meinung Jesu ergebe sich aus Luc. 9, 20., wo er den Jüngern verbiete, etwas von seiner Messiaswürde verlauten zu lassen, weil er das Volk noch ganz in jüdischen Vorurtheilen befangen gesehen habe. Eines Beweises für die himmlische Würde Jesu aus dem alten Testament bedürfe es gar nicht und es habe einer solchen Anordnung durch Voraussagung gar nicht bedurft, da ja Jesus gleich bei seinem Erscheinen sich als den Sohn des höchsten Gottes und als Christus beglaubigt habe, durch die That, durch seine ganze Persönlichkeit und sein Leben, durch seine Lehre und seine Wunder.

Marcion war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das ächte Christenthum den Beweis seiner Wahrheit in sich selbst habe, und daß es sich in seiner Wahrheit Jedem erweise, welcher ein tiefes Gefühl des innerlichen Christenthums gewinne, indem er es lebe. Die, welche so sich an Christus hingeben, und aus freier Liebe zu Gott ein heiliges Leben führen, das sich von aller Verunreinigung durch die Materie freihalte, werden in seinem überirdischen, himmlischen Reiche die vollkommene Seligkeit erlangen; die Andern, welche es nicht zum wahren Glauben und darum auch nicht zu der den Sieg über das Böse verleihenden Kraft eines göttlichen Lebens bringen, bleiben der Gerechtigkeit des Demiurgen überlassen und seinem Reiche, und werden nach dessen gerechtem Urtheil, je nach ihren Werken, entweder eine beschränkte Seligkeit oder die Verdammniß empfahen.

Denn Marcion sah in dem Gott des Judenthums nur den Demiurg, welchen er den bloß gerechten Gott nannte, den Gott der bloßen Strafgerechtigkeit, über den er den in Christus geoffenbarten Gott, den er den guten Gott nannte, den vollkommenen, heiligen und barmherzigen Gott, den Gott der Liebe und der Gnade, setzte; den Gott, der sich selbst der Heiden erbarmt, die vom Gott der Juden dem Fluche und dem Verderben preisgegeben seyen, und den Heiden den himmlischen Erlöser sendet, um auch ihnen die Kraft zu geben, sich von der Materie, dem Prinzipe des Bösen, und von dem die Materie beherrschenden Geiste frei zu machen.

Das heißt, wenn man die Worte Marcions der gnostischen und kirchlichen Bildersprache der Zeit entkleidet, nichts Anderes, als: Der wahre Gott, der gnädig verzeiht und liebend erlöst, kam erst durch Christus zur Erkenntniß der Menschen; die Offenbarung vor Christus war eine unvollkommene und deren Geltung ist eine durch das Christenthum aufgehobene.

Die Satzungen des Judenthums habe darum Christus theils durch die That, theils durch offene Erklärungen verworfen. Das Judenthum mit seinem Gesetz habe es nicht weiter als zur bloßen Werkheiligkeit gebracht, und machtlos den Kampf gegen das Reich des Bösen gekämpft. Habe sich doch selbst noch Johannes der Täufer an dem Herrn geärgert, weil Johannes im Judenthum befangen und von gemein-jüdischen Messias-Erwartungen angesteckt gewesen sey. Darum habe der Herr gesagt, der Täufer Johannes, obwohl der Größte in dem abgelaufenen religiösen Zeitalter, müsse doch nachstehen dem Geringsten unter Denen, welchen die Offenbarung durch Christus geworden sey, und die das Bürgerrecht haben im Zeitalter der Verehrung des wahren Gottes und in seinem Reiche. Das sey so sehr anerkannt selbst von denjenigen Jüngern des Täufers Johannes gewesen, die zu Jesus übertraten, daß sie ihn um ein neues Gebetsmuster gebeten haben, nur, weil sie annahmen, daß man zu einem andern Gott auch anders beten müsse.

Eine eigenthümliche Stellung aber nahm Marcion auch gegen die *christlichen* heiligen Schriften. Wie er das ganze *alte* Testament keinerlei Autorität seyn ließ für seinen christlichen Standpunkt und für christliche Fragen, so anerkannte er vom neuen Testament nur zehn *Briefe* des Apostels *Paulus* und ein *einziges Evangelium*.

Unter diesen Briefen jedoch waren die sogenannten Pastoralbriefe und der Brief an die Ebräer nicht. Selbst jene zehn paulinischen Briefe nannte er zum Theil gefälscht, verunreinigt durch einen judaisirenden Beisatz. Es waren diese zehn die Briefe an die Römer, Corinther, Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Thessalonicher und den Philemon.

Dafür, daß auch die paulinischen Briefe die ächte Christus-

lehre nicht durchaus wiedergeben, sondern durch jüdische Anschauungen und Zusätze verunstaltet seyen, berief Marcion sich auf den Brief an die Galater. Dort werfe ja Paulus seinen Glaubensgenossen vor, sie wandeln nicht nach der Wahrheit Christi, und klage etliche Eindringlinge geradezu der Fälschung des Evangeliums an.

Daß er den Apostel Paulus und seine Briefe, soweit er sie nicht für verstümmelt oder getrübt hielt, allein gelten ließ, das hatte seinen Grund nicht sowohl darin, daß er in den anderen Aposteln Solche, die im Judenthum befangen geblieben oder darein zurückgefallen wären, vorausgesetzt hätte, sondern wohl darin, daß er annahm, keiner der Apostel habe ein Evangelium geschrieben, sondern sie haben das Leben und die Lehre Jesu nur mündlich verbreitet, und Leben und Lehre seyen erst von Späteren niedergeschrieben, mit jüdischen Anschauungen gefärbt und durch unächte Zusätze umgewandelt worden. Darum galt ihm weder das Evangelium des Matthäus, noch das des Marcus. Von dem des Johannes spricht er gar nicht; das Johannes-Evangelium hatte auch noch zu Vieles in sich, welches Marcions eigenen Ansichten, soweit sie bis jetzt bekannt sind, entgegen war; und zudem konnte für den begeisterten Verehrer des Paulus nur das Lucas-Evangelium, welches dem Freund und Begleiter dieses Apostels zugeschrieben ward, das für ihn vorzuziehende seyn.

Uebrigens war nach den Bruchstücken, welche Tertullian und Epiphanius uns aus dem Evangelium des Marcion erhalten haben, das Evangelium des Marcion, das er und die Seinen allein gelten ließen, nicht das ganz gleiche mit unserem Lucas-Evangelium. Es zeigen sich bedeutende Verschiedenheiten zwischen beiden; und die Frage, ob Marcions Evangelium nur ein von ihm verstümmeltes und gefälschtes Lucas-Evangelium gewesen sey, oder ob weder unser Lucas-Evangelium, noch das des Marcion in ihrer reinen Urgestalt auf uns gekommen, sondern beide durch mancherlei Beisatz und Färbung hindurchgegangen seyen, ist eine bis heute ungelöste Frage. Spätere Gegner des Marcion gaben ihm Schuld, er habe aus dem Texte des Lucas verlöscht, was seiner eigenen Ansicht und Lehre Widersprechendes darin gewesen sey.

Neuerdings hat man angenommen, Marcion habe aus allen vorhandenen Evangelien sich ein eigenes, neues, gebildet, und vorzugsweise den Lucas benützt. Jener Anklage und dieser Annahme aber ist mit Recht entgegengestellt worden, selbst in den Bruchstücken des Marcion-Evangeliums stehe noch immer genug, was Marcion nur durch gewaltsame Auslegung mit seiner Anschauung und Lehre habe vereinigen können. Zudem hat sich die Kritik darüber geeinigt, daß Einiges bei Marcion erhalten sey, was gegenüber dem Lucas-Evangelium, so wie wir es jetzt haben, unzweifelhaft die ursprüngliche Lesart sey. Und so meinte man allerneuestens, es dürfte das Richtige seyn, daß das Lucas-Evangelium in der Gestalt, wie wir es jetzt haben, in einigen Stellen durch spätere Trübungen hindurchgegangen seyn könnte, und daß Marcion an diese Stellen die ändernde Hand legte; vielleicht auch, daß er eine Evangelienschrift besessen habe, die älter gewesen sey, als unser Lucas-Evangelium, und die dem Judenthum weniger günstig gelautet habe.

Ueber das Leiden und Sterben Jesu lehrte Marcion ganz wie unsere Evangelien. Ihm gehörte das Leiden Jesu mit Nothwendigkeit zu seiner Sendung, und er litt und starb nach Marcion zum Wohle der Menschheit. Auch findet sich bei Marcion die Lehre, Jesus sey nach seinem Verscheiden am Kreuze, nicht bloß, um die verstorbenen Frommen des alten Testaments zu beseligen, sondern um Allen, die darnach sich sehnen, das Heil zu verkünden, allen nach Rettung verlangenden Verlorenen zu lieb, in die Unterwelt hinabgestiegen und in der Hölle erschienen. Die Gnade Gottes in Jesus Christus sey eine unendliche und alle Völker und Zeiten umfassende.

Das Bruchstückartige über ihn, das die alten Quellen geben, und das von seinen bitteren Feinden herkommt, ist Schuld, daß man nicht genau bestimmen kann, was die eigentliche Lehre des Marcion war, und mit welchen Gründen er die Kritik unterstützte, welche er an die zu seiner Zeit in Umlauf gesetzten heiligen Schriften legte.

Auf das praktische Christenthum drang er stark, auf den in Liebe thätigen Glauben. Und wie er sich gegen das Jüdische

ſtellte, welches das Chriſtliche in der Chriſtus-Religion überſpann und zu verſchlingen drohte, wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen in der Heimath: ſo ſtand er in ſcharfem Gegenſatz zu den Uebertreibungen des Gnoſticismus, der im Zuge war, den Kern des Chriſtlichen zu verflüchtigen und die Grenzlinien zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum zu verwiſchen. Er kämpfte eben ſo begeiſtert und ernſt dagegen, daß das Chriſtenthum heidniſch gemacht, und Heidniſches für Chriſtliches ausgegeben werde, als er dagegen ſtritt, daß das Chriſtenthum jüdiſch gemacht werde, oder daß Jüdiſches, als wäre es Chriſtliches, im Chriſtenthum mit fortlaufe. Jedes Geheimthun in Lehre, Ueberlieferung und Cultus verwarf er; ebenſo alles allegoriſche Deuteln der heiligen Schriften. In ſeiner Gemeinde, welche er als ein Bild einer auf die Wahrheit der Chriſtus-Religion zurückgeführten Gemeinde hinſtellen wollte, waren die Formen des Gottesdienſtes ſehr einfach. Zwar theilte auch er ſeine Gemeinde in Erwählte und Zuhörer, aber ganz im Gegenſatz zu der allgemeinen Kirche ließ er auch die Zuhörer dem ganzen Gottesdienſt in allen ſeinen Stücken anwohnen; ſie gerade, ſagte er, bedürfen deſſen am meiſten. Seine Gegner nannten das eine frevelhafte Entweihung, ein Gemeinmachen des Heiligen. Die Taufe geſtattete er jedem Chriſten, darum auch den Frauen. Streng ſittlich war ſein eigenes Leben, den Weltvergnügungen ſeiner Zeit abgewandt. Auch Enthaltung von der Ehe forderte er von den Auserwählten; er empfahl überhaupt die Eheloſigkeit, was deutlich darauf weist, daß entweder Marcion mit ſeinem Lieblings-Apoſtel Paulus den Glauben, der in ſeiner Zeit noch weit verbreitet war, nämlich den Glauben an ein demnächſtiges meſſianiſches Weltgericht und den Untergang aller zeitlichen Verhältniſſe, theilte, oder, daß ſeine Eheloſigkeitslehre mißverſtanden worden iſt, und er nur diejenigen ehelos wollte, welche zunächſt ganz und allein der Verbreitung der chriſtlichen Lehre ſich widmen ſollten.

Marcions Leben und Charakter waren ſo ſchön, vom Geiſte der chriſtlichen Liebe getragen und verklärt, daß ſeine Feinde weder ſeinen Charakter, noch ſeinen Wandel angriffen, ſo bitter ihn die Biſchöfe der allgemeinen Kirche haßten, namentlich auch,

da Marcions Grundsätze praktisch die Begriffe verletzten, welche, wie wir bald sehen werden, in der allgemeinen Kirche über priesterliche Macht und Bevorzugung sich bereits festgesetzt hatten. Diesen Haß trug Marcion mit einer durch Nichts zu ermüdenden Geduld und Ruhe, und mitten unter den Verfolgungen derer, die mit ihm sich Christen nannten, pflegte er seine Ansprachen an seine Gemeinde mit der Anrede zu eröffnen: „Ihr meine mitgehaßten und mitverfolgten Brüder!" Durch Christi Leiden und Kampf, sagte er, sey ja veranschaulicht, daß der Fromme nur durch Leiden und Kampf Sieg und Herrlichkeit erringe.

In seiner Zeit stand er da als eine geistige und sittliche Macht unter den Christen; und so nahe er in Leben und Lehre der allgemeinen Kirche stand, so groß war die Zahl der Gegner, die ihn wegen seiner abweichenden Anschauungen und Lehren bekämpften, und so groß deren Bitterkeit. Die Späteren, Irenäus und Eusebius, legen sogar, um ihn recht als Ketzer der Nachwelt leuchten zu lassen, dem Polykarp in den Mund, er habe bei seiner Anwesenheit in Rom auf Marcions Frage: „Kennst du mich?" geantwortet: „Wohl kenn' ich den Erstgeborenen des Satans"; — im vierten Jahrhundert, und zwar gegen das Ende desselben, schrieb Epiphanius von Marcion: „Diese große Schlange hat eine Menge Menschen in der Welt verführt, und bis auf den heutigen Tag besteht die Schule des Betruges fort. Diese Ketzerei wuchert noch jetzt in Rom und ganz Italien, in Aegypten und in Pontus, in Arabien und in Syrien, in Cypern und Thebais, ja sogar in Persien."

War es auch krankhaft und schwärmerisch überspannt und unnatürlich, daß Marcion den Umgang mit dem anderen Geschlechte verwarf, und die Natur und ihre Schönheit verachtete; war es auch eine schwere Verblendung, welche ihn im Eifer gegen das Jüdische im Christenthum die Herrlichkeit des alten Testamentes, die hohe Stufe der Propheten und das Verhältniß ihrer Offenbarung zur christlichen Offenbarung verkennen ließ; und irrte er auch in seiner historischen Kritik, theils durch Mißgriffe, theils durch Zuweitgehen: so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der mit klarem, höherem Geist

daran ging, aus der Christus-Religion wieder auszuscheiden, was sich als nachweisbar Nichtchristliches derselben angesetzt hatte, eine Arbeit des Geistes, die sich erst in den kommenden Jahrhunderten nach uns vollendet haben wird; denn noch ist des Nichtchristlichen, namentlich des Jüdischen, noch viel selbst im Christenthum unserer Tage. Die Leidenschaftlichkeit und deren Verblendung ist an seinen Gegnern handgreiflich durch die Größe, in der sie hervortritt; und dennoch hat keiner derselben die Reinheit seines Wollens auch nur zu verdächtigen gewagt, und für den Hochmuth des Geistes, den ihm Neuere andichten, findet sich nicht nur kein Beweis bei seinen alten Gegnern, wohl aber Manches, was für das Gegentheil spricht. Man hätte sich wohl hüten sollen, wo eine solche von den Feinden bezeugte Reinheit des Lebens und des Willens eines Mannes vorliegt, unvorsichtig zu seyn im Urtheil über dessen Stellung zu seiner Zeit und seine Leistungen. Namentlich verlangt das erste Gesetz des Lebens und des Christenthums, aber auch eines der ersten Gesetze der Geschichtschreibung und der Kritik, daß man bei einem so zugestandenermaaßen reinen Charakter, dessen Zeugnisse die Gegner vernichtet haben, nicht so ohne Weiteres hätte annehmen sollen, daß er, der reine, redliche Mann, und der Kritiker, geradezu gefälscht und betrogen habe; die Geschichtschreibung muß es vielmehr für ihn offen lassen, daß er wohl, für ihn hinreichende, Gründe zu haben geglaubt haben müsse, Zeugnisse und Urkunden, auf welche hin er sich seine Anschauung bildete, und daß er an die Wahrheit dieser seiner Anschauung geglaubt haben müsse, für die er die Ruhe und das Glück seines Lebens und die höchsten Ehren in der Christenheit opferte, die ihm für seine Uebereinstimmung mit der allgemeinen Kirche so unfehlbar gewiß waren, als die Verfolgungen für seinen Gegensatz.

Tertullian hat die durch Nichts verbürgte Nachricht, Marcion solle gegen das Ende seines Lebens um Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der allgemeinen Kirche nachgesucht haben, aber vor derselben vom Tod übereilt worden seyn. An und für sich wäre diese Nachricht dem schönen liebreichen Charakter Marcions nur

gemäß, da er ja die Kirche reinigen und fördern, aber nicht ſpalten und ſchwächen wollte, und gewiß trauerte, daß ſeine Ueberzeugung Spaltung und bitterſte Kämpfe zur Folge hatte. Aber ſolcher Ausſöhnungen mit der Kirche wird zu oft erwähnt, und von zu Vielen hat die Kritik die Unwahrheit derſelben urkundlich nachgewieſen, als daß man dieſe einzeln ſtehende Sage über Marcion ohne Weiteres für wahr nehmen könnte.

Bekämpfte Marcion das Jüdiſch-Fremdartige im Chriſtenthum, um die Lebenskeime der Weltreligion frei zu machen, welche das Judenthum zu überwuchern anfing: ſo zeigte ſich hart neben ihm, nicht nur gleichzeitig, ein anderes Beſtreben, nämlich das, nicht das Chriſtenthum, ſondern das Judenthum zu läutern, das Judenthum philoſophiſch und religiös zu ſublimiren.

Dieſes Beſtreben fand ſeinen ſchriftlichen Ausdruck in den ſogenannten „Clementiniſchen Homilien“.

Im letzten Viertel des zweiten Jahrhunderts machte ein Unbekannter unter dem angenommenen Namen des römiſchen Clemens, des erſten Biſchofs von Rom, den Verſuch, die Gegenſätze zwiſchen Judenchriſtlichem, ja dem Judenthum einerſeits und dem freieren Chriſtenthum andererſeits durch eine Anſchauung und Lehre zu verſöhnen, in welcher das Jüdiſche und das Chriſtliche, jedes in ſeiner idealen Geſtalt, als eins und daſſelbe erklärt werden.

Der Boden, auf welchem der Verfaſſer dieſer Homilien, welche ein religiös-philoſophiſcher Tendenz-Roman ſind, unverkennbar ſteht, iſt ein gnoſtiſch-ebionitiſches Chriſtenthum. Nach den pauliniſchen Briefen war Clemens ein Mitarbeiter des Paulus; nach den Homilien iſt er zu einem Begleiter des Petrus auf deſſen Reiſen umgedichtet.

Er ſieht, wohin er ſein Auge richtet, Zerwürfniſſe und Spaltungen, Feindſchaft und Reibung, und das Alles nicht für die Wahrheit, ſondern für Irrthümer. Irrthum iſt ihm der heidniſche Volksglaube und die heidniſche Philoſophie; Irrthum der Opferkultus des Judenthums; Irrthum die judenchriſtliche Erwartung eines nahen „tauſendjährigen Reichs“; Irrthum das Verfallen in Verzückungen, in Hellſehen, in Erleuchtungen und Offenbarungen, das Außerſichſeyn und das Verkehren mit der

überſinnlichen Welt im Außerſichverſetztſeyn, wie das Alles theils ſchon unter Schülern Marcions, am Meiſten aber unter den Anhängern des Montanus, deſſen Lehre wir bald in Verbindung mit den Geſellſchafts- und Lebenszuſtänden des Zeitalters betrachten werden, aufkam und reißend um ſich griff. Irrthum waren ihm die Zänkereien der allgemeinen Kirche über Rechtgläubig und Nichtrechtgläubig, über die Dreieinigkeit, über die Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; Irrthum die Spitzfindigkeiten, die Phantaſtereien und die Gedankenſpielereien, das bodenloſe Träumen und Reden vom Demiurg, von Jeſu Scheinleib und Scheinleiden, wie ſie die Gnoſtiker in Umlauf geſetzt, und vollends deren Verachtung des Sittengeſetzes.

Gegen dieſen mannigfaltigen „Irrthum" kämpft in ſeinen Zeitpredigten der Verfaſſer der Homilien, aber er hält dieſe Predigten nicht in ſeinem Namen, auch nicht im Namen des Clemens, ſondern er legt dieſelben dem Apoſtel Petrus in den Mund, damit ſie, als von einem Apoſtel kommend, um ſo mehr Eingang finden möchten, als unmittelbare apoſtoliſche Wahrheit.

Auch Simon der Magier tritt als eine Figur des Romans auf. Er iſt der Vertreter des Gnoſticismus und wird als Verfälſcher des Chriſtenthums hingeſtellt. Eigentlich aber ſind es die wirklichen Perſonen, Paulus der Apoſtel und Marcion, die in dem Namen und der Romanfigur des Simeon ſich verſchmelzen, und es iſt deutlich, daß Paulus ſelbſt gemeint iſt, wenn von Fälſchung und Trübung des ächten Chriſtenthums die Rede iſt. Aechtes Judenthum und ächtes Chriſtenthum wird für weſentlich gleich erklärt, und nicht nur eine Urgeſtalt des Chriſtenthums aufgeſtellt, das Chriſtenthum des Petrus, darauf die Mannigfaltigkeit der chriſtlichen Lehren und Formen zurückgeführt und unter der Hülle ſpäterer Trübungen ein Reſt der urſprünglichen Wahrheit anerkannt, ſondern ſogar geſagt, es gebe nur Eine Religion, die Urreligion; die ewige Wahrheit, die in allen Zeiten und auf allen Stufen der Offenbarung ſich völlig gleich bleibe unter der Trübung und Verfälſchung, als die Wahrheit des Einen Gottes, der an zwei aus ihm hervorgegangene Prinzipe die Welt vertheilt habe, an Chriſtus, den Propheten der Wahrheit in der Menſchen-

welt, der auch Weisheit, heiliger Geiſt, Sohn Gottes genannt wird, und an Satan, den Propheten der Lüge; Satan habe die Gegenwart, Chriſtus die jenſeitige Zukunft als ſein Reich erhalten.

Chriſtus ſey in Adam Menſch geworden, Adam, der Urmenſch, habe die vollkommene Erkenntniß Gottes, die Urreligion gehabt. Aber das von Adam ausgegangene Weib Eva, das Prinzip der Sinnlichkeit und Schwäche, der Sünde und des Irrthums, und die vom Weibe Geborenen (Matth. 11, 11.) ſeyen es geweſen, durch welche die göttliche Wahrheit, die Urreligion, immer mehr verunreint und entſtellt worden ſey und werde, während die ächten Söhne Adams, aber vergeblich, ſie zu erhalten ſuchen. Dieſem fortgehenden Verderben zu wehren, und die Wahrheit wieder herzuſtellen, ſey Chriſtus von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Weltgeſchichte geſchritten, und habe ſich immer wieder als der Göttliche im Menſchen wiederholt, in Abel, Henoch und Noa, in Abraham, Iſaak und Jakob, in Moſe und endlich in Jeſus. Er habe nur mit den Namen die Geſtalten gewechſelt, aber unter wechſelnden Namen und Formen ſtets dieſelbe ewige, ſich immer gleiche Wahrheit verkündet.

Eben weil auch die in den Patriarchen und in Moſes geſchehene Offenbarung wieder gefälſcht und verunreint worden ſey durch vom Weibe geborene und darum zum Theil Lüge verkündende Propheten, ſey Chriſtus in Jeſus gekommen, die Urreligion herzuſtellen und allgemein zu machen. Aber gleich in dem Täufer Johannes ſey dem in Jeſus erſchienenen Chriſtus ſein Gegenbild an die Seite getreten; und in Petrus und Simon dem Magier, unter welchem aber der Verfaſſer der Homilien den Apoſtel Paulus meint, habe ſich der Gegenſatz fortgeſetzt.

Die ächte Lehre des Moſe und die Lehre Jeſu ſeyen eine und dieſelbe Wahrheit, weil in Moſe und in Jeſus derſelbe Chriſtus ſich geoffenbart habe. Moſe habe ſeine Lehre ſiebenzig weiſen Männern (4 Moſ. 11, 16. 24.) übergeben, mit dem Auftrage, ſie mündlich in ihrer Reinheit fortzupflanzen. Dem entgegen ſey ſie fünfhundert Jahre ſpäter in den ſogenannten fünf Büchern des Moſe niedergeſchrieben worden, aber nicht in ihrer

reinen Urgestalt, sondern mit vielfältigem Beisatz, verfälscht durch die spätere Entartung, und dieser angepaßt.

Die ächte Geheimlehre des Mose und das Christenthum stehen sich nicht entgegen, und nur die erstere von ihren Entstellungen zu reinigen und die sich stets gleiche Wahrheit zu erneuern, sey Christus in Jesus erschienen.

Sowohl gegenüber den Propheten des alten Testaments, als den Hellseherinnen und Propheten seiner eigenen Zeit gegenüber stellte der Verfasser der Homilien den Satz: „Charakter und Kennzeichen des wahren Propheten, als des Inhabers der vollkommenen, einfachen, sich stets gleichen göttlichen Wahrheit, gelte die unzweideutige allgemein faßliche Klarheit der Lehre, welche zu verstehen keine Allegorie nöthig sey; und die Inspiration des Propheten der Wahrheit, die Einstrahlung des göttlichen Geistes in ihn, sey keine unterbrochene, augenblickliche oder stoßweise eintretende Mittheilung, sondern ein stets ihm einwohnender, ruhiger, klarer Besitz der göttlichen Wahrheit, der an Kraft und Fülle sich immer gleich bleibe, und auf einmaliger Einstrahlung des göttlichen Geistes beruhe. Das unruhige Außersich- und Verzückt-Seyn und Thun, der dunkle, räthselhafte, geheimnißvoll verhüllende Ausdruck dagegen seyen Kennzeichen der falschen Propheten.

Zu Rom scheinen die Homilien abgefaßt worden zu seyn. Sie halfen dem dort, wie bald überall, untergehenden Juden-Christenthum nicht mehr auf. Diese Anschauungsweise drang nicht durch. Aber das Buch war zu geistvoll und anziehend geschrieben, zu lebendig und plastisch die Darstellung, und ein zu brauchbarer Stoff für die Zwecke der allgemeinen Kirche, als daß man es hätte untergehen lassen können. Man that aus dem Buche das weg, was allzu ketzerisch schien, glaubte an die als Geschichte sich gebenden Bestandtheile des Romans, erklärte das Ketzerische als spätere Einschiebungen, und schmolz es darauf mit neuen Zuthaten in die Schrift um: „Clementinische Recognitionen“. War doch Petrus schon ursprünglich darin auch als Heiden-Apostel verherrlicht, und nicht nur ein Priesterthum vor-

ausgesetzt, sondern auch ein Oberbisthum des Petrus in Rom und des Jakobus in Jerusalem.

Wie der Gnosticismus der Homilien, so übten auch die andern Arten des Gnosticismus dauernden Einfluß auf die allgemeine Kirche.

Es war an dem Gnosticismus mehr poetischer Schein als Wahrheit, mehr Blendendes als Tiefes, und für die Vielheit der Menschen war er ganz unpraktisch. Durch die Losreißung des christlichen Lebens und Denkens von den heiligen Schriften der Kirche drohten die Gnostiker dem Christenthum Verderben, wie durch die Unterschiebungen ihrer Einbildungskraft, durch ihre dem praktischen Leben ganz abgewandten Spekulationen, die keinen Boden hatten, und durch den Wechsel der Ansichten, in welchen die Eitelkeit des einen Gnostikers die des andern überbot. Aber das Schädliche des Gnosticismus, so sehr er sich aufblähte, ging zu Grunde an der Einfachheit des Lebens und Geistes des wahren Christenthums; und nur das blieb, was auch er Gutes an sich hatte.

Sein Hervortreten war in der Zeit begründet. Ob er gleich eine Verirrung war, als Ganzes, so hat er der Kirche und dem Christenthum doch genützt und sie gefördert. Die Kirche nahm bald, was Wahres auch in dem Gnosticismus war, in sich auf, und lernte das vermeiden, worin er sich verirrt hatte. Nicht nur der Kampf der allgemeinen Kirche mit dem Gnosticismus als Gegner weckte, schärfte und stählte den Geist, sondern manche Gedanken desselben, weil sie wahr waren, wurden Bahnbrecher des fortschreitenden Christenthums; die christliche Welt wurde dadurch getrieben, nach der Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu streben, und in sie kam ein Schwung hinein, der auf lange hin geistig war. Vorzüglich aber wirkte der Gnosticismus, was noch jüdisch war am Christenthum, zurückzudrängen und es zur Weltreligion weiter zu bilden. Die Fixirung des christlichen Geistes in dogmatischen Formen hat er auf Jahrhunderte hinausgeschoben und den Geist flüssig erhalten; und Gnostiker waren es, welche, wie die Wissenschaft, so auch die Kunst in die Kirche einführten, die bisher gegen Poesie und Kunst gleichgültig oder

Digitized by Google

feindlich gewesen war, wegen ihres Mißbrauchs und ihrer Entartung in der Heidenwelt.

Die Kirche des Herrn und sein Wort sind geblieben; aber die Gnosis hat er dazu verwendet, daß der Buchstabe nicht zum Riegel wurde, wozu man ihn bereits machen wollte, „zum Riegel, wie Bengel sagt, der göttlichen Wahrheit Einhalt zu thun, daß sie sich nicht weiter entwickeln dürfe".

Der ganzen Bedeutung dieser Zeiterscheinung für die Entwicklung des Christenthums wird man erst bewußt, wenn man dem religiösen und gesellschaftlichen Leben der damaligen Christenheit näher tritt, woran wir jetzt kommen.

Ende des ersten Theils.

Digitized by Google

Digitized by Google